HANDBUCH
DER
QUELLENKUNDE
ZUR
DEUTSCHEN GESCHICHTE

VOM FALLE DER STAUFER

BIS ZUM AUFTRETEN DES HUMANISMUS

VON

PROF. DR. H. VILDHAUT

ARNSBERG
H. R. STEIN

J. M. Bowman.
2223 Woolsey St.
Berkeley Cal.
U.C.
18/IX '07.
8

HANDBUCH

der

QUELLENKUNDE

zur

deutschen Geschichte

von

Professor Dr. Heinrich Vildhaut
Oberlehrer am Gymnasium zu Hagenau (Elsass).

Band II

Vom Falle der Staufer bis zum Auftreten des Humanismus.

Arnsberg
Druck und Verlag von H. R. Stein.
1900.

Vorrede.

Die freundliche und anerkennende Beurteilung, welche der erste Band der Quellenkunde bisher (Pädag. Archiv 41. Jahrg. Heft 3, Südwestd. Schulblätter 15. Jahrg. No. 11, Akademische Monatsblätter 12. Jahrg. No. 1, Allgemeines Litteraturblatt (Wien) 1900 No. 15) erfahren hat, der Umstand, dass mein Buch sowohl im Jahresberichte der Geschichtswissenschaft (XXI. 1898), als auch besonders von Herrn Geheimrat Dümmler im Neuen Archiv (XXIV. No. 7) angezeigt ist, verleihen mir grösseren Mut, auch den zweiten Band zu veröffentlichen. Dennoch drückt mich eine gewisse Verantwortlichkeit bei der Erwägung, ob es mir gelang, die Fortschritte der Quellenkritik, den Stand der Forschung richtig und verlässlich festzustellen. Fast zwanzig Jahre sind es nämlich her, dass die Geschichtsquellen von Ottokar Lorenz in dritter und letzter Auflage erschienen; es fehlte mir daher sehr häufig der erfahrene Führer und zuverlässige Berichterstatter, es mangelte mir das Urteil des Mannes, der es zum ersten Male versucht hatte, den fast durchweg unkritisch veröffentlichten Stoff zu zergliedern und dessen Wert an Hand der dürftigen Litteratur zu bestimmen. Um so grösser war die von mir zu bewältigende Kleinarbeit, was dem eingearbeiteten Kritiker nicht entgehen dürfte, um so grösser die Verantwortung gegenüber demjenigen, der sich aus dem Buche vielleicht unterrichten will.

Diesem Bande habe ich *die Litteratur seit Januar 1896*, wo die Bibliotheca von Potthast ungefähr schliesst, *bis Mitte 1900* vollständig beigegeben, sonst beschränkte ich

mich auf die beste Ausgabe und umfassendste oder neueste Einzelschrift. Ich hoffe, dass das Buch dadurch an Wert gewinnt und auch dem Berufshistoriker nicht unwillkommen sein dürfte.

Der Recensent in der Wiener Litteraturzeitung (Dr. Helmolt, Leipzig) hat nicht ohne Grund hervorgehoben, dass die Darstellung in Bd. I manchmal (z. B. für Frutolf-Ekkehard) zu weitläufig sei und dass eine kürzende Ueberarbeitung dem Buche zu statten kommen würde. Dieselbe Erscheinung findet sich in Bd. II., z. B. für die Klingenberger Frage, Bernardus Noricus, die österreichische Annalistik, die thüringische Geschichtschreibung u. s. w. Ich glaubte richtig zu verfahren, um dem angehenden Historiker die Möglichkeit zu gewähren, meine Darstellung durch selbständige Bearbeitung dieser Fragen auch seinerseits zu beurteilen. Eine solche Anleitung ist m. E. für jüngere Semester sehr vorteilhaft.

Der Stoff ist in Bd. II nach Landschaften gegliedert, wobei Ottokar Lorenz die Grundlage bildete. Die Frage, ob auch nach anderen Gesichtspunkten verfahren werden konnte, ob z. B. die Einteilung von Dahlmann-Waitz oder eine chronologische richtiger, ob gar eine Ordnung nach Gattungen möglich ist, muss m. E. verneint werden, solange nicht der Stoff vollständig und kritisch vorliegt. Meine Versuche in dieser Richtung hatten kein befriedigendes Ergebnis.

Ich wünsche, dass auch dieser Band besonders bei der studierenden Jugend eine günstige Aufnahme finden möge.

Hagenau, den 10. September 1900.

Der Verfasser.

Inhalt.

V. Franken.

VI. Baiern.

VII. Oesterreich

VIII. Böhmen (und Mähren).

IX. Schlesien.

X. Mosel und Niederrhein.

XI. Die Niederlande.

XII. Westfalen.

XIII. Hessen

XIV. Thüringen.

XV. Meissen und Sachsen.

XVI. Braunschweig und Niedersachsen.

XVII. Hansa und Ostsee.

XVIII. Preussen.

XIX. Reichsgeschichte.



Litterarischer Überblick.

Die Geschichtschreibung dieses Zeitraumes ist nach Form und Inhalt wesentlich von der früheren verschieden. Die deutsche Sprache, sonst nur Gast auf heimatlichem Boden, erringt sich allmählich eine gleichberechtigte Stellung neben der lateinischen. Letztere ist und bleibt allerdings die Sprache besonders der klösterlichen Geschichtschreiber, aber neben ihr entsteht ein deutsches Schrifttum in den bürgerlichen Kreisen, welche dem heimischen Idiom allmählich eine gleichberechtigte Stellung sichern. Mit der wachsenden Macht und dem steigenden Reichtum der Städte entwickelt sich ganz von selbst das Bedürfnis, die lokale Bedeutung der grossen Gemeinwesen, ihre äusseren und inneren Kämpfe der Nachwelt zu überliefern. Stiessen wir früher ausschliesslich auf die lateinischen Chroniken der Klöster und Bistümer, jetzt treten ihnen gleichberechtigt zur Seite die *deutschen Städtechroniken.* Ich glaube richtig zu verfahren, wenn ich das Wesen dieser neuen Gattung von Geschichtschreibung durch die Worte Hegels, des besten Gewährsmannes, dem Leser klarlege. Dieser schreibt im ersten Bande der Nürnberger Chroniken: „Die Chroniken der Städte nehmen in dem Fortgang unserer nationalen Geschichtschreibung eine bedeutungsvolle Stelle als notwendiges Entwickelungsglied ein. Wie die Pflege geistiger

Bildung überhaupt in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters von dem Klerus und dem Ritterstand her auf die Städte überging, so wurde besonders die Litteratur durch die Bethätigung des Bürgerstandes oder um seinetwillen eine nationale in einem Sinne und in einer Ausdehnung, wie sie es früher nie gewesen war. Was die Geschichtschreibung angeht, so kam nun erst bei ihr, gleichwie in den Rechtsbüchern und den Urkunden derselben Zeit, statt der lateinischen und gelehrten Rede der dem Volke verständliche Ausdruck in deutscher Prosa zur allgemeinen Anwendung. Die eigentümlichen Erzeugnisse dieser bürgerlichen Geschichtschreibung aber sind die Stadtchroniken. Sie wurden zwar nicht ausschliesslich von Bürgern geschrieben, doch jedenfalls von Angehörigen der Städte, zu denen auch Geistliche und Mönche zählten, die wie der Strassburger Fritsche Closener oder der Franziskaner Lesemeister von Lübeck „um der Laien willen“ d. i. für die Bürger sich der deutschen Sprache bedienten. Ausserdem finden sich unter den Chronikenschreibern Bürger von verschiedenem Stand und Beruf, Patricier und Stadtbeamte, Kaufleute und Handwerker, Gelehrte und Ungelehrte.

Der Geschichtschreibung in deutscher Prosa ging die gereimte Chronik voran, welche sich nach Inhalt und Form noch ganz an die ritterliche Dichtung anschloss; auf diese folgte im 13. Jahrhundert zuerst die niedersächsische Weltchronik in Prosa, sodann im 14. Jahrhundert, in welches wir den Anfang der Blütezeit der deutschen Städte setzen, die Landes- und Stadtchroniken.

Es sind hiernach die Chroniken der deutschen Städte sowohl ihrem Inhalte nach als Geschichtsquellen, als auch in Ansehung ihrer Form als Denkmäler deutscher Sprachentwickelung zu schätzen, und ihre Herausgabe erfordert nach beiden Seiten hin gleiche Sorgfalt, um ihren eigentümlichen Wert für die eine wie für die andere zur vollen Geltung zu bringen.

Wenn man ehedem eine Chronik aus alter Zeit ohne weiteres als glaubwürdige Geschichte anzunehmen gewohnt war, so ist man heutzutage bei vorherrschender kritischer Richtung weit eher geneigt, ihren historischen Wert neben anderen urkundlichen Quellen zu gering anzuschlagen. Allerdings sind unsere Stadtchroniken in selteneren Fällen von Männern verfasst, die wie der Nürnberger Ulman Stromer im Stadtregiment sassen und amtliche Kunde von den Dingen, die sie zu berichten hatten, besassen, oder wie der Franziskaner Lesemeister in Lübeck infolge amtlichen Auftrages schrieben, denen daher die urkundlichen Quellen zugänglich waren: öfter rühren sie von solchen Stadtkindern her, die weder durch äussere Stellung noch auch nach dem Masse der Bildung zur Geschichtschreibung berufen waren, deren ungeschickte und planlose Aufzeichnungen das Alte offenbar blos aus der volkstümlichen Tradition, das Neue meist aus dem Hörensagen erzählen. Man wird deshalb solchen Geschichtschreibern gegenüber, wenn es auf die genaue Feststellung des Thatsächlichen ankommt, die urkundlichen Dokumente, Akten, Korrespondenzen, Stadtrechnungen, an welchen die Archive unserer alten Städte trotz aller Verwüstung oder Aufräumung der neuen und neuesten Zeit immer noch einen grossen Reichtum besitzen, um so höher zu schätzen wissen. Der eigentümliche Wert der Chroniken aber, insofern sie wirklich von Mitlebenden geschrieben sind, liegt auf einer andern Seite. Nicht blos der urkundliche, gleichsam protokollarische Ausdruck des Geschehenen, sondern auch das zu jeder Zeit gesehene Bild der Ereignisse ist uns wichtig, die ursprünglichen Chroniken geben es uns, wenn auch nicht immer in den richtigen Zügen, doch in der naiven Auffassung und den lebhaften Farben der Zeitgenossen; sie führen uns ohne weiteres in deren Gesichtskreis, Empfindungs- und Anschauungsweise ein, denen anderes als uns wichtig und bemerkenswert erschien; sie bringen unabsichtlich auf jedem

Schritt in dem Fortgang ihrer nüchternen Berichte eine Fülle von Wahrnehmungen und Charakterzügen, die wir in den urkundlichen Dokumenten nur vergebens suchen würden: sie sind unentbehrlich für die Sittengeschichte. Die Herausgabe der Städtechroniken von Nürnberg, Augsburg, München, Regensburg, Landshut, Mühldorf, Strassburg, Mainz, Köln, Neuss, Duisburg, Dortmund, Soest, Braunschweig, Magdeburg, Lübeck stellt eine Unsumme von Fleiss dar und bietet dem Geschichtsfreunde wie dem Sprachforscher eine lebendig sprudelnde Quelle der Erkenntnis.

Wir hörten, dass die gereimte Chronik in deutscher Sprache der prosaischen vorausging. Zum Beweise stellen wir die ersten Erzeugnisse auf beiden Gebieten zusammen: Die Gandersheimer Reimchronik des Pfaffen Eberhard wurde 1216, die prosaische sächsische Weltchronik, ebenfalls in plattdeutscher Sprache, um 1230 verfasst: die älteste oberdeutsche, sog. Kaiserchronik, entstand schon 1150, während die älteste oberdeutsche eigentliche Stadtchronik erst um 1350 von Closener geschrieben ist. Die *Reimchroniken*, das ist der technische Ausdruck für diese Art von Geschichtswerken, sind also wesentlich älter, als die prosaischen Bearbeitungen, ja sie sind älter als die Reimchronik des Niederländers Jacob van Maerlant von 1285. Gervinus[1]) dürfte daher mit seiner Annahme Recht haben, dass die Niederländer diese Art Geschichtschreibung von den Niederdeutschen entlehnten, obwohl infolge der späteren Regsamkeit auf diesem Gebiete in den Niederlanden es den Anschein haben könnte, als ob die Reimchronik dort zu Hause gewesen sei. Wir finden dieselbe im 13.—15. Jahrhundert in ganz Nord- und Süddeutschland, vom Rhein bis zur fernen Ostsee, ja am Oberrhein und sogar schon Ende des 13. Jahrhunderts in Österreich, wo Ottokar sein Riesenwerk von 100,000 Versen vollbrachte.

Der geschichtliche Wert dieser Reimchroniken, welchen Mone[2]) für die Zeiten, welche der Verfasser selbst sah, den

Namen *Reimannalen* beilegen möchte, ist jedenfalls nicht gering anzuschlagen, falls es gelingt, ihre Angaben durch Urkunden zu belegen. Diese Werke entstanden oft zu bestimmten Zwecken, waren für die breite Masse bestimmt und entbehren vielfach der objektiven Ruhe, welche die zum Vergnügen oder aus geschichtlichem Interesse geschriebenen Werke meistens zeigen. Dagegen gewähren sie eine Kleinmalerei, welche die Thatsachen in grösseren Zusammenhang bringt, und unterscheiden sich daher vorteilhaft von der feststellenden Art der prosaischen Annalistik. Indessen liegt auch hierin wieder ihre Schwäche, wenn der Reimchronist seiner Phantasie die Zügel schiessen liess und mehr Dichter als einfacher Erzähler wurde.

Anders steht es mit dem *historischen Volksliede,*[3]) welches in unserer Periode seine eigentliche Geburtsstunde erlebte. Während die Reimchronik mehrere oder viele zusammenhängende Thatsachen erzählt und daher auch mehrere Verfasser haben kann, bringt das Lied nur eine Thatsache und hat einen Verfasser; es ist eine geschlossene Einheit. Ein Gedicht, welches sich nicht auf bestimmte Vorfälle bezieht, sondern sich nur im allgemeinen über Zustände verbreitet, ist keine streng geschichtliche Quelle, sondern hat nur kulturhistorische Bedeutung. So wertvoll also die politischen Lieder eines Walther von der Vogelweide, die didaktischen Erzeugnisse des späteren Mittelalters sein mögen, weil sie geeignet sind, Zeitströmungen treffend zu zeichnen, ebenso wenig können wir ihnen den Rang einer Quelle im strengen Sinne des Wortes zulegen. Auch waren diese politischen Sprüche viel zu kunstmässig gebaut, als dass sie das Volksleben, das Denken und Fühlen der grossen Masse dauernd und wirksam ergriffen hätten; endlich gingen sie in die kraft- und saftlose Wappendichtung des absterbenden Rittertums über. Dagegen sind die historischen Volkslieder, wie sie in Frankreich, England, in der Schweiz und Deutschland im 14. Jahr-

hundert erstehen, poetisch und geschichtlich von grösstem Werte. In ihnen paart sich die kraftvolle That der Kämpfer mit dem markigen Akkorde des unbekannten Dichters. Dass die Schweiz hier den Vorrang an Zahl und Wert der Erzeugnisse hat, wer könnte es wunderbar finden? Auf der einen Seite bewusste Kraft und herrliche Erfolge, auf der anderen ein schwächliches Nationalgefühl und Mangel an grossen, erhebenden Gedanken. Freilich, beim Einschenken, da nahm ein Schwabe drei Feinde.

Vom deutsch schreibenden Bürger und Stadtchronisten trennt sich auch jetzt noch der lateinisch berichtende *Annalist* oder *Chronist*, aber vergeblich sucht man ein Gegenstück zu den inhaltreichen Reichsannalen oder dem selbständig kompilierenden Frutolf oder dem philosophisch moralisierenden Freisinger Bischof der klassischen Kaiserzeit. Um 1250 hört fast auf der ganzen Linie die Annalistik, ich möchte sagen, in ihrer wissenschaftlichen Form auf. Wir möchten die Erfurter oder Niederaltaicher Jahrbücher nicht vermissen, aber wie ärmlich und abgetragen ist ihr Gewand gegenüber der reichen und vornehmen Berichterstattung vergangener Jahrhunderte. Einen Frutolf hat die zweite Hälfte des Mittelalters nicht geboren, die Kompilatoren des 14.–16. Jahrhunderts sind Lohnschreiber und gingen bei den Ahnen in Kost, ohne solche zu verdauen. Könnte man Johann von Victring mit Otto von Freising vergleichen? Sicherlich war die Bildung der späteren Geschlechter nicht geringer, ja die Schulung vielleicht grösser, aber die Geschichtschreibung hat grosse Vorbilder nötig und verlangt, um Grosses zu leisten, weltbewegende Thaten. Deutschland aber war seit dem Interregnum recht kleinlich und hausbacken geworden, und so ist es gekommen, dass auch die Geschichtschreibung an der nicht fernen Landesgrenze Halt macht und in Ermangelung von allgemeiner Geschichte die territoriale Entwickelung der Heimat verfolgt.

Hieraus begreift sich auch die unendliche Masse der geschichtlichen Erzeugnisse. Der Geschichtschreiber dieser Jahrhunderte muss seinen Stoff aus unendlich vielen Schriften herauslesen; denn der weitblickende, alle Verhältnisse unter dem Gesichtswinkel der Kaiserzeit zusammenfassende Annalist oder Chronist vergangener Jahrhunderte fehlt. Früher standen Kaiser und Reich im Vordergrunde des Interesses: an die Erzählungen der Reichsgeschichte schlossen sich Nachrichten aus der engeren, politisch noch nicht begrenzten Landschaft Es war ein Mittelpunkt vorhanden, von welchem wie von einer hohen Warte die ferner liegenden Ereignisse leicht beurteilt und gewürdigt werden konnten. Ganz unbewusst schied sich Reichsgeschichte (Jahrbücher und Weltchroniken) von der Landesgeschichte, welche im engen und meistens nicht politischen Rahmen der Bistums- und Klosterchroniken in die Erscheinung trat. Als aber im 13. Jahrhundert die Kaisermacht zu Grabe ging, zogen die früheren Lehnsfürsten die geschichtliche Folgerung und wurden erbliche Herrscher. Die Geschichtschreibung anerkannte die Thatsache und spricht seither mit derselben Hochachtung vom Landesfürsten, der einige Quadratmeilen beherrschte, wie früher vom Kaiser dessen Macht die Christenheit umfasste.

So kommt es, dass selbst die besten Geister dieses Zeitraumes, Männer von umfassendem Blicke, wie Königshofen, Korner, Heinrich von Herford, Johann v. Victring die Verschmelzung von Reichs- und Landesgeschichte eintreten liessen: sie sind, wie Lorenz[1]) treffend bemerkt, Universalhistoriker mit lokaler Tendenz. Diese Lokalgeschichte wird entweder getrennt behandelt oder mit der allgemeinen verschmolzen, tritt auch bei dem einen schärfer hervor, als bei dem anderen. Reine *Reichsgeschichte* findet man nur bei wenigen Geschichtschreibern. Die italienischen Beziehungen der Staufer seit 1250, Heinrichs VII., Ludwigs von Baiern werden zudem von den italienischen Quellen[2]) am besten hervorgehoben, so dass auch diese wieder herangezogen sind.

I. Lehr- und Handbücher der Weltgeschichte.

Dominikaner und Franziskaner.[6])

Der Dominikaner- oder Predigerorden, im Jahre 1216 vom hl. Dominicus de Guzman gestiftet, breitete sich von Toulouse rasch aus und suchte später sein Hauptverdienst in der Bekehrung der Ketzer. Ihnen wurde 1232 die Inquisition vom Papste Gregor XIII. übertragen; das Amt brachte Einfluss, machte die Mönche aber auch ebenso verhasst. Die Franziskaner, vom hl. Franziskus von Assisi gestiftet und 1210 vom Papste Honorius III. bestätigt, waren, wie ursprünglich die Dominikaner, ein Bettelorden, nannten sich fratres minores (Minoriten) und wirkten ebenfalls hauptsächlich durch Predigt und Beichte unter dem Bürgerstande.

Von beiden Orden wurde der Wert geschichtlicher Beweisführung in der Predigt erkannt. „Wenn ich,“ sagte um 1300 der unbekannte Verfasser der Flores temporum, „dem Volke in meinen Predigten sage: Heute sind es so und so viele Jahre, dass dieser oder jener Heilige starb, so ist es nötig, den Faden der geschichtlichen Ereignisse chronologisch genau zu ordnen.“ Den Ruhm und die Ehre der Heiligen zu erheben, war also die Hauptsache. Die Orden

brachten aber dadurch, um mit Wattenbach[7]) zu reden, in die Geschichtschreibung ein ganz neues Element. Die früheren Geschichtschreiber schrieben entweder um ihrer selbst willen oder im Interesse des Klosters, des Bistums, dem sie angehörten, das durch tausend Fäden mit der Reichsgeschichte in Verbindung stand. Dieser feste Boden fehlte den Bettelmönchen, welche keinen Grundbesitz hatten. Sie schrieben Geschichte, um zu lehren, um Handbücher für ihre Disputationen und Vorratskammern für ihre Predigten zu haben. Auf Urkunden kam es ihnen dabei nicht an, aber desto mehr auf allerlei Geschichten, die sich gut anwenden liessen. Sie mussten Kompendien zum bequemen Gebrauch und daneben grosse Encyclopädien haben, in denen sie alles leicht aufsuchen konnten, dessen sie gerade bedurften. Natürlich war es die allgemeine Geschichte, welche sie in solcher Weise behandelten; die spezielle musste ihnen ursprünglich ganz fremd bleiben, da sie von dem Boden, auf welchem sie lebten, ganz abgelöst waren und blindlings dem Rufe in die weiteste Ferne folgten.

Allein dieses änderte sich sehr bald und schlug sogar in das Gegenteil um. In den Städten angesiedelt zogen sie ihre Mitglieder aus den Bürgersöhnen und standen bald zu den Gemeinden der Städte, die ihnen unmittelbar ihren Unterhalt gewährten, in viel genauerer Beziehung, ja in grösserer Abhängigkeit, als jemals die älteren Mönchsorden mit ihrem Grundbesitz von weltlichen Gewalten gewesen waren. Es konnte nicht fehlen, dass auch unter ihnen sich Ordensbrüder fanden, welche Neigung zur Geschichte hatten; ihre Klöster boten dazu wenig Stoff, und so finden wir denn gerade sie, was beim Ursprung des Ordens wohl niemand sich hätte träumen lassen, frühzeitig mit der Abfassung von Städtechroniken beschäftigt, so wie sie auch, wenn ein Interdikt verhängt war, für den Gottesdienst sorgten. Andere fassten ihre Aufgabe weiter, dehnten sie über eines der neu

entstehenden Territorien aus und schrieben Landesgeschichten: dabei liebten es denn besonders die Dominikaner, den Reichtum ihrer Gelehrsamkeit in diesen Werken anzubringen.

Indessen ist diese Geschichtschreibung erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden und fusst auf den umfassendsten Kompilationen von Ordensbrüdern. Unter diesen ragt am meisten hervor das Riesenwerk des Dominikaners Vincenz von Beauvais, das *Speculum naturale, doctrinale, historiale*, welches Martin von Troppau den Stoff lieferte, sowie die Cronica minor (—1261) eines Erfurter Franziskaners, die in Mitteldeutschland, besonders im sog. Chron. Sampetrinum, ausgeschrieben wurde.

Uns soll hier nur die Thätigkeit der Bettelorden auf dem Gebiete der Weltchronik beschäftigen: ihr Eingreifen in die Landes- und Zeitgeschichte wird sich aus den folgenden Abschnitten ergeben.

Zunächst aber müssen wir zwei Fragen erledigen: Sind die Bettelmönche 1. selbständig rücksichtlich des Inhalts ihrer Weltgeschichten und 2. hinsichtlich der Form, nämlich der Parallelbehandlung von Kaiser- und Papstgeschichte?

Jede Chronik, jedes Annalenwerk, welches sich auf eine Kompilation der Weltgeschichte aufbaut, ist eine Weltgeschichte, nur dass, wie wir im ersten Bande sahen, diejenigen Jahre, in welchen der Geschichtschreiber lebte, an Masse und Wert des Stoffes die vor ihm liegenden Zeiten durchweg und bedeutend überwiegen. Daher wird der Wert solcher Chroniken nur selten geschmälert, wenn man ihnen den kompilierten Unterbau fortnimmt. Anders ist es bei den Bettelmönchen. In den Weltgeschichten, welche bei ihnen als Muster galten, bei dem Dominikaner Martin von Troppau und den Flores temporum der Minoriten, kann man die Gleichmässigkeit der Stoffverteilung in erster Linie als das Charakteristische hinstellen. Selbstverständlich ist dieses cum grano salis zu verstehen: Kaiser oder Päpste,

welche dem Skribenten höheres Interesse erweckten, sind vor anderen bevorzugt. Aber nur räumlich; denn oft ganz untergeordnete Begebenheiten werden berücksichtigt, für uns denkwürdige Ereignisse nicht erkannt und daher nicht verzeichnet.

Dieser Umstand hat seine Begründung hauptsächlich in der äusseren Form der Werke. Damit der Leser hierüber eine thatsächliche Anschauung erhält, lasse ich die Beschreibung der in Prag befindlichen Urschrift Martins von Troppau nach Weiland folgen.[8])

„Die Handschrift ist in Folio, das einzelne Blatt, fast genau von der Grösse eines heutigen halben Bogens Schreibpapier, enthält 26 beschriebene Blätter. Die Schrift und Ausstattung sind sehr zierlich und sorgfältig, die äussere Einrichtung die ursprüngliche: Päpste und Kaiser neben einander auf zwei verschiedenen Seiten, jede Seite 50 Zeilen, denen am linken Rande 50 Jahreszahlen entsprechen. Merkwürdig ist, dass die Schrift vier oder fünf Federn oder, wie sich bei näherer Prüfung herausstellte, Hände aufweist, welche sich aber nicht nacheinander ablösen, sondern in bunter Mischung durcheinander laufen. Doch nicht ohne bestimmtes Gesetz. Die erste, ursprüngliche Hand schrieb zunächst alle Jahreszahlen, alle Anfänge der Päpste und Kaiser, ferner meist bei jedem Regenten die dem Katalog nächstfolgenden Sätze. Eine zweite Hand schrieb auf der ersten Seite die Vorrede, nebst dem Verzeichnis der Kardinäle und der Quellen; ferner meist bei jedem Regenten die Sätze, welche auf die erste Hand folgen. Die weiteren zwei oder drei Hände haben meist die letzten Sätze bei jedem einzelnen Regenten geschrieben, soweit dessen Regierung nicht schon von der ersten oder zweiten Hand absolviert ist. Das Ende jeder einzelnen Hand bezeichnet sehr häufig das Ende der Benutzung einer oder mehrerer bestimmter Quellen, so dass, wenn z. B. die erste Hand den Katalog oder die Excerpte

aus Gilbert geschrieben hat, die zweite mit der Benutzung des Paulus anhebt, und, wenn dieser absolviert ist, die dritte die Auszüge aus Vincenz von Beauvais geschrieben hat. Die häufigen Rasuren, welche oft das Ausradierte mit blossem Auge oder durch Anwendung von Reagentien erkennen lassen und oft von bedeutendem Umfange sind, weisen häufig von der ersten Hand geschriebene Stücke auf, welche von einer anderen später an einer anderen Stelle wieder eingetragen wurden. Es geschah dieses der Oekonomie der Einrichtung halber. So z. B. wenn ein Papst nur zwei Jahre regiert hatte, also auch nur zwei Zeilen in Anspruch nehmen durfte, das unter seiner Regierung Geschehene aber an diesem Raum nicht genug hatte, so wurde der Rest zuerst auf die leeren Zeilen des voraufgehenden Papstes (der mehr Zeilen hatte, als seine Thaten erforderten) geschrieben, später aber, als auch unter diesem mehr Ereignisse eingetragen werden sollten, wieder ausradiert und weiter oben oder unten, wo sich gerade ein leerer Raum fand, von der zweiten oder einer der folgenden Hände angemerkt. Fatal wurde unserem Mechanikus der Umstand, dass 1276 drei Päpste auf ein Jahr kamen, aber nur auf eine Linie kommen durften. „Da verwarf er die frühere, ohnehin lästige Einrichtung, um so mehr, da die Reihe der Kaiser jetzt aufhörte: er gab deshalb auch hier eine mehr zusammenhängende Uebersicht über verschiedene Begebenheiten dieser Zeit bis 1270". Andere Rasuren weisen freilich auch Nachrichten auf, welche später nicht mehr aufgenommen wurden, die der Verfasser also aus irgend einem Grunde entfernte oder durch andere ersetzte. Auch der Rand wurde nicht selten dazu benutzt, Nachträge aufzunehmen, die dann meist durch eine rote Umzäunung ihre Ursprünglichkeit (und auch der Handschrift) erhärten." — Soweit Weiland, der die Verschiedenheit der Hände durch wechselnde Schreiber, denen bestimmte Quellen in die Feder diktiert wurden, erklärt.

Diese Parallelbehandlung findet sich aber nur in den vier ersten Bearbeitungen Martins: später wurde sie wegen der Menge des bearbeiteten Stoffes und ihrer Schwerfälligkeit lästig. Man schrieb daher Kaiser und Päpste in je zwei vollständigen, geschlossenen Uebersichten hintereinander oder auch nur seitenweise.

Diese Art der Einteilung ist von Martin nicht erfunden, wohl aber durch ihn berühmt und für ähnliche Werke massgebend geworden. Man trifft ein ähnliches Verfahren noch heute in jedem Kalender, wo hinter den Tagen Aufzeichnungen gemacht werden können: man fand eine ähnliche Einrichtung in den zahllosen Papst-, Kaiser- und Abtreihen des Mittelalters, die Annalenwerke sind aus dieser Form entstanden. Den frühesten Ansatz zur Parallelbehandlung aber hat die bis 1126 (1135) reichende nackte, dürre Chronik des Hugo von St. Victor, welcher vor der Papstreihe die Jahre Christi und entsprechende Indiktion, hinter der Papstreihe die Regierungsjahre und endlich hinter der Kaiserreihe die Regierungsjahre derselben anbrachte. Martin sehr nahe kommt eine bis 1193 laufende Metzer Chronik, die auf je zwei Seiten Papst- und Kaiserreihe zeigt: ja, die in ihrem Grundstock bis 1250 reichende Chron. universalis Mettensis hat auf jeder Seite vier Kolonnen mit Verzeichnissen der Päpste, Kaiser, französischen Könige und Metzer Bischöfe. Martin traf diese Parallelbehandlung auch bei einigen seiner Quellen, besonders Gottfried von Viterbo: derselbe bringt vor dem Speculum eine Papstreihe und im Pantheon eine Papst- und Kaiserreihe. Er fand sie ähnlich in der elenden, aber berühmten Chronik des Italieners Gilbert, der die Caesares und Apostolici auf jeder Seite in zwei Kolonnen aufzeichnete.

Martin von Troppau oder der Pole genannt, weil die böhmischen Dominikaner bis 1301 zur polnischen Ordensprovinz gehörten, war Mönch im Klemenskloster der Altstadt

zu Prag und kam nach Rom, wo er poenitentiarius et capellanus des Papstes wurde. Nicolaus III. ernannte ihn 1278 zum Erzbischofe von Gnesen: Martin starb aber in demselben Jahre auf der Heimreise und ist in Bologna bestattet.

So wenig bekannt sein Leben, so berühmt wurde Martin durch seine *Chronik*,[9]) deren ursprüngliche äussere Form oben näher besprochen ist. Inhaltlich war die erste Bearbeitung Martins (— 1268) magerer, als die spätere (— 1277): je mehr nun der Ruf der Chronik wuchs, wurde diese umgearbeitet, vermehrt und fortgesetzt. Daher rührt auch die grosse Verschiedenheit der Handschriften, deren Zahl noch heute eine überaus gewaltige (über 100. Böhmer) ist: nur die besten, d. h. ältesten, sind von Weiland für die Monumenta herangezogen und verglichen.

Ist nun der Inhalt so gediegen, dass aus ihm die weite Verbreitung sich rechtfertigen liesse? Diese Frage wird allgemein verneint: das gewöhnlichste Handbuch der Geschichte für Volksschulen zeigt heute mehr Sinn für pragmatische Darstellung, als die Chronik Martins. Dieselbe ist eine Zusammenstellung der nach Ansicht des Verfassers wissenswertesten Ereignisse seit Christi Geburt bis ungefähr 1270, zusammengestoppelt besonders aus Gilbert, Paulus Diakonus und Gottfried von Viterbo. Keine Spur von Geist oder höherem Schwung, alles dürr und unsäglich ermüdend für den, der aus Pflicht sich mit diesem Proletarier unter den mittelalterlichen Autoren beschäftigte. Kein Ansatz zum Witz oder Humor, kein Anflug von Begeisterung für den Stoff, überall das Bestreben, abzuschreiben, oft so, dass ein Satz mehreren Quellen entnommen ist. Dabei verfuhr er ohne Plan, Uebersicht und Einsicht: die Erzählungen widersprechen sich oft, da er seine Quellen nicht beherrschte. Wahres und Falsches wird einträchtig neben und in einander geschoben. Diese Wahrnehmung machen wir sogar bei seiner Zeit, wo man doch eine gewisse Uebersicht voraussetzen darf.

Aber Martin wollte auch nur ein bequemes Nachschlagebuch herstellen, ein chronologisches Lexikon der Geschichte, in welchem sofort und nach Belieben jedes Zeitalter eingesehen werden konnte. Dass er zeitgemäss handelte, ist bekannt: sein Buch wurde von allen gelesen, erlangte durch Uebersetzung in 5 fremde Sprachen die weiteste Verbreitung, kurz, es war „der ausschliessliche Geschichtslehrer für die katholische Welt". Erhalten hat sich der Brief des Prager Dominikaners Hiacinth, in welchem dieser dem Verfasser für die Uebersendung der oben beschriebenen Prager Handschrift dankt: Illius (der Chronik) sonus jam exiit in omnem terram: mirantur in ea universi populi sapientiam tuam et collaudant Deum, quoniam mirabilia in te operari dignatus est. Diese Worte sind die beste Kritik, welche das Buch und sein Zeitalter je erfuhr. Und doch hat die Chronik auch für uns Wert. Denn alle Fabeln und falschen geschichtlichen Vorstellungen, welche sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet hatten und in einzelnen Geschichtswerken festgehalten waren, sind von Martin sorgsam aufgezeichnet und erlangten durch ihn die grösste Verbreitung und allgemeinen Glauben. Karl der Grosse machte seinen Kreuzzug, unter Otto III. besteht das Kollegium der 7 Kurfürsten, Heinrich II. und seine Frau virgines permanserunt, Heinrich III. ist ein untergeschobenes Kind gewesen, alles dieses erhielt erst durch Martin den Stempel der Wahrheit.

Am tollsten ist die Erzählung von der Päpstin Johanna, welche erst in neuester Zeit ihre Zurückweisung durch Döllinger[10]) fand, im frühen Mittelalter aber vielfach in Papstgeschichten ohne jeden Anstand als Thatsache überliefert ist. Ihre letzte Ausbildung und Vervollständigung erhielt die Fabel durch Martin von Troppau und die minoritischen Flores. Hier heisst es: Mulier papa a. D. 854, sedit annos 3, menses 5. Haec dixit se vocari Johannem Anglicum, natione Marguntinum. In habitu virili Athenas ab amasio suo ducta,

in diversis scientiis erudita et valde profecit. Post haec Romam veniens, triviales artes legit et magnos magistros discipulos habuit. Et cum in Urbe vita et scientia praecelleret, in papam eligitur, sed a praedicto amasio impregnatur. Haec demoniacum adiurans interrogavit, quando demon recedere vellet. Diabolus versifice sic respondit: *Papa, pater patrum, papissae pandito partum || Et tibi tunc edam, de corpore quando recedam.* Tandem inter Colliseum et ecclesiam sancti Petri parturiens obiit. Ideo papa viam illam semper obliquat. Es ist fast unglaublich, dass so etwas von Mönchen geschrieben und vom Volke ruhig hingenommen wurde.

Ferner muss die durchaus papstfreundliche Haltung der Chronik wohl beachtet werden, während sie bei keiner Gelegenheit es versäumt, gegen die deutschen Könige irgend eine hämische Bemerkung zu machen und Heinrich IV., V., Friedrich II. als Rebellen und Feinde des römischen Stuhles hinzustellen. Jedenfalls ist Martin nach einer im Kodex von Sangermano erhaltenen Notiz von Klemens IV. zu seinem Werke veranlasst, dasselbe erlangte besonders durch die Autorität des päpstlichen Stuhles die weite Verbreitung, der Verfasser das Erzbistum Gnesen. Es war nach Martins eigenen Worten für Theologen und Kanonisten, d. h. Juristen bestimmt, sollte diesen also gleichsam als amtliche Quelle ihrer geschichtlichen Erkenntnis dienen. Daher ist die Vermutung (Janus, Wattenbach), dass Martin der in der Kurie herrschenden Auffassung der Geschichte folgte, sie fälschte, um die hochgehenden Ansprüche der päpstlichen Hierarchie als von Anfang an bestehend und unangefochten, die Päpste von Alters her als weltbeherrschend erscheinen zu lassen, von vornherein nicht zurückzuweisen, obwohl sie nicht streng erhärtet werden kann. Jedenfalls war die Zeit, in welcher diese Chronik erschien, für eine praktische Durchführung der päpstlichen Ansprüche äusserst günstig.

Die Fortsetzungen der Chronik sind noch nicht geordnet. Weiland hat der Ausgabe nur eine, die sog. Continuatio Romana (— 1287) angehängt, deren Ursprung Scheffer-Boichorst indes nach Orvieto verlegt. Weitere veröffentlichte Weiland im 24. Bande, unter denen die Brabantina und die von englischen Franziskanern hergestellte (Contt. Anglicae) bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts reichen In Aldersbach bei Passau wurde eine Handschrift bis 1286 fortgesetzt, in Osterhoven aus Hermann von Altaich und dessen Fortsetzern bis 1313 ergänzt und endlich in Fürstenfeld zu der berühmten Chronik (— 1326) erweitert, aber auch insofern „zertrümmert, als sich zumeist nur mehr die Kaiser vorfinden". Die meisten Fortsetzungen sind nicht gleichzeitig den Ereignissen entstanden, sondern als Kompilationen an Martinhandschriften angeschlossen: die österreichische (— 1343) ist ein Auszug Johanns von Victring, noch andere benutzten die Kirchengeschichte des Ptolemaeus von Lucca (— 1312) (Wattenbach).

Der Ruhm des Dominikaners liess die Franziskaner nicht schlafen. Um 1292 bis 94 (Holder-Egger) oder erst 1312 (Lorenz wurden die *Flores temporum*,[11]) ebenfalls ein geschichtliches Nachschlagewerk, von einem unbekannten Minoriten Schwabens verfasst: es läuft bis 1288 (1292). Der Name Martin, welchen der erste Herausgeber Eccard angiebt, ist weder in der Chronik noch sonst erhalten: der Verfasser nennt sich selbst nur Sacrista vel edituus. Die Bestimmung wird besonders dadurch sehr erschwert, vielleicht unmöglich gemacht. weil die meisten Handschriften eine Fortsetzung bis 1345 (1349) aufweisen, welche einem Wilhelmiten Hermann von Genua zugeschrieben wird, wie z. B. die Pariser und Stuttgarter. Der Wiener Kodex nennt ein den Flores vorausgehendes Register Tabula in chronicam Martini, Andreas von Regensburg schreibt die Chronik einem Frater minor zu. kennt also einen Martin nicht, die Berliner hat nur Her-

mann von Genua, eine des Britischen Museums sagt Cronica Hermanni, eine andere Wiener Hermannus Minorita, die Maihinger sogar frater Hermannus dictus Gigas de ordine fratrum minorum. Ich habe diese für uns nicht so wichtige Blütenlese zusammengestellt, um dem Leser die Gleichgültigkeit des Mittelalters in Autorfragen vorzuführen. Man schrieb meistens ohne Kritik; wo solche versagte, wurde erfunden. Vielleicht hat nicht mal ein Bruder Martin die Flores verfasst, sondern man wählte den Namen, um das minoritische Geschichtswerk dem der Dominikaner gegenüber konkurrenzfähig zu machen.

Was uns vorliegt, ist inhaltlich noch weniger befriedigend, als die Chronik Martins. Diese sollte wenigstens noch praktischen Zwecken dienen, die Flores dagegen enthalten weltliche Namen nur, damit sie gleichsam „als Dornen vor den himmlischen Rosen und paradiesischen Lilien der Heiligennamen" angesehen werden. Wir fürchten nur, dass die Flores diesen Zweck nicht erreicht haben; ihr Inhalt ist dürr und mager. Der Minorit bindet sich nicht ganz an Martin, indem er ihn kürzt und erweitert, auch wohl neue Quellen, wie die Würzburger Chronik und die Chronica minor benutzt. Auch sind die Fortsetzungen wertvoller, als der Grundstock; besonders die erste bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts bewährt nach Lorenz die Thatsache, dass die Minoriten in dem Kampfe zwischen Ludwig von Baiern und der Kurie auf Seite des deutschen Königs zu treffen sind. Von den sonstigen Fortsetzungen läuft eine, welche man dem Mainzer Johannes Fistenport zuschreibt, bis 1421, eine andere bis 1475; ein Ulmer Arzt, Heinrich Steinhövel, lieferte um 1473 eine deutsche Bearbeitung des minoritischen Lehrbuches mit lokalen Zusätzen. Eine dritte, welche Fester 1894 aus einer Baseler Handschrift bekannt machte, hat den Strassburger Kantor Reinbold Slecht († um 1445) zum Verfasser.[12] Er schloss an einen bis 1349 vom frater Her-

mannus ordinis minorum fortgeführten Martin an und führte seine chronikartige, höchst wertvolle Erzählung in drei Absätzen bis 1444 zu den Armagnakenkriegen. Den Schwerpunkt der Erzählung Slechts bildet das Konstanzer Konzil, auf dem er sich befand, aber auch die Kaisergeschichte von Karl IV. bis Sigismund ist oft nicht ohne Wert. Hauptsächlich berücksichtigt Slecht die oberrheinische Geschichte, muss aber stets in seinen Angaben, besonders für entferntere Gegenden, beaufsichtigt werden, da es ihm auf Nullen am Ende einer Zahl gar nicht ankommt (Fester).

Die Chronik des Minoriten steht als Ganzes tiefer, wie ihr Vorbild, die der Dominikaner; da sie auch an Umfang geringer ist, nannte man sie häufig die kleine Chronik Martins.

Werner Rolewincks Fasciculus.[13])

Am Ende des Mittelalters wurden die Martinschen Lehrbücher überholt und aus dem Felde geschlagen durch den *Fasciculus temporum* des westfälischen Karthäusers Werner Rolewinck († 1502). Es sind synchronistische Tafeln auf ursprünglich 64 Blättern, das Ganze in 6 Zeitalter geteilt, in der Mitte jeder Seite die Jahre der Welt und seit Christi Geburt durch Linien von den Thatsachen, welche ober- und unterhalb derselben erzählt werden, getrennt, so dass man bequem und leicht jedes Ereignis chronologisch bestimmen konnte; Wollffgram hat daher den Fasciculus sehr richtig als den Ploetz des 15. und 16. Jahrhunderts bezeichnet. Wie dieser in den Händen von uns allen gewesen ist, so erlebten auch Rolewincks Geschichtstabellen gegen 50 Auflagen und Übersetzungen, davon 35 zu Lebzeiten des Verfassers innerhalb 28 Jahren, und waren in mehreren Hunderttausenden Exemplaren verbreitet. Von Kritik ist in dem Buche natürlich keine Rede, sein Inhalt gerade so dürftig,

wie die Martinschen Lehrbücher: die damalige Zeit hatte in dieser Hinsicht auch keine Wünsche.

Gegenüber den Kompendien eines Frutolf und Otto von Freising stellen sich diese Lehrbücher als grundsätzlicher Rückschritt dar: die Freude an ernster Forschung und philosophischer Durchdringung des Stoffes ist seit 1200 geschwunden, man begnügt sich mit Handbüchern elendester Art. Weil diese aber allgemein Geltung erlangten und überall als Muster von Geschichtschreibung galten, haben sie dennoch heute ihren Wert und eine litterarische Bedeutung: denn wer sich von den geistigen Bedürfnissen damaliger Zeit einen Begriff machen will, muss solche Erzeugnisse einer Prüfung unterziehen. Erst der Humanismus dachte wieder an Forschung und Kritik und warf das morsche Gebäude dieser Geschichtschreibung über den Haufen.

II. Das Elsass.[14])

Lateinische Geschichtschreibung Strassburgs.

Bei unserer Wanderung durch die deutschen Gaue fangen wir im Elsass an und betrachten zunächst die Geschichtschreibung von Strassburg. Schon im vorigen Bande hatten wir die Marbacher Jahrbücher, eine Reichsgeschichte von grossem Werte, dorthin verlegen können; gegen Ende des 13. Jahrhunderts, nach dem Befreiungskampfe von bischöflicher Oberhoheit, entsteht eine neue Geschichtschreibung, die sich zunächst an die Person eines angesehenen Bürgers knüpft.

Ellenhard der Grosse, so genannt zum Unterschiede von anderen Männern dieses Namens, mit dem weiteren Beinamen Vor dem Münster, weil sein Haus in der Nähe des bischöflichen Palastes stand, ist 1304 gestorben, das Geburtsjahr aber nicht bekannt. Er war Pfleger des Münsterbaues sowie des Spitals zum hl. Geist und befehligte in der Schlacht von Hausbergen (1262), in welcher der Bischof Walther von Geroldseck von der Bürgerschaft geschlagen wurde, den Vortrab des Heeres (Wiegand gegen Böhmer, Hegel). Bei Lebzeiten machte er im Verein mit seiner Frau Gisela grossartige Schenkungen zu Gunsten der Strassburger

Kirchen und Armen, durch Testament wurde sein ganzes Vermögen zu gemeinnützigen Zwecken verwandt, eine grossartige Bethätigung des Bürgersinnes eines Mannes, der im Gemeindeleben der Stadt eine einflussreiche Stellung gehabt haben mag.

Er war aber auch ein gebildeter Mann, voll Verständnis für den Aufschwung, welchen seine Vaterstadt seit ihrem Siege über den Bischof genommen hatte; denn „thatsächlich waren seitdem Regierung und Gericht der Stadt in Händen der Bürger, d. h. der angesehenen ministerialen und bürgerlichen Geschlechter, wenn auch der Bischof immer noch den Titel der Herrschaft und einige nutzbringende Hoheitsrechte besass“. Ellenhard ist nun zwar selbst nicht oder nur in geringem Masse Annalist oder Chronist gewesen, hat aber die ältere Geschichte der Stadt sowie Selbsterlebtes aufschreiben lassen: er ist geistiger Urheber der aus jener Zeit stammenden Werke.[15])

Die *Annales Ellenhardi*, 1132—1297, behandeln vorzugsweise Ereignisse aus dem Elsass und Strassburg, gehen aber auch auf Reichsgeschichte ein. Benutzt wurden die auch für die Marbacher Jahrbücher grundlegenden Ann. Argentinenses. — 1207, kurze, dürftige Aufzeichnungen, dann bis 1288 verlorene Aufzeichnungen von Strassburger Dominikanern (Hegel), da in diesem Zeitraume acht Mal Nachrichten über den Dominikanerorden gegeben sind; der Rest erst (— 1297) ist nach Böhmer und Hegel „wohl von Ellenhard selbst geschrieben, der sich zu erkennen giebt, wo er 1292 von der in das Münster, dessen Mitpfleger er war, neuangeschafften Orgel spricht“. Auch die Schrift des Kodex wechselt 1292.

Das *Bellum Waltherianum* (Wiegand) erzählt den Streit der Stadt mit dem Bischof Walther von Geroldseck und dessen Niederlage bei Hausbergen (1262). Niedergeschrieben wurde die *Relatio* aber erst 1291 von einem unbekannten Ver-

fasser. Den Karmeliter Petrus, welchen nach einer Anmerkung des ersten Herausgebers Brusch auch Schöpflin und spätere Forscher als Verfasser annahmen, weisen Böhmer und Jaffé zurück, da der Orden erst später nach Strassburg kam (1316, Wiegand). Aber auch die Annahme Strobels und Böhmers, dass Gottfried von Ensmingen der Verfasser sei, wird von Tempeltey und Lorenz verworfen. Hegel nennt die Nachricht des Brusch zwar sonst nicht verbürgt, sie könne aber unbezweifelt bleiben. Heute steht die Forschung so, dass wir am besten einen unbekannten Verfasser annehmen (Wiegand). Ist somit Ellenhard nicht der Verfasser des *Conflictus apud Hausbergen*, wie ihn Königshofen nannte, so doch der Urheber und auf jeden Fall die Hauptquelle. In Kap. 28 heisst es nämlich: Und damit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden von jedem Leser und Hörer grössere Glaubwürdigkeit zugebilligt werde, so müssen sie wissen, dass alles aus dem Munde derer geflossen ist, welche zugegen waren und es sahen, et specialiter ex relatu Elnhardi magni . . .; letzterer wird später zur Bekräftigung der Wahrheit auch civis honestus et probus genannt.

Das Werk selbst beginnt 1260 mit der Wahl Walthers von Geroldseck zum Bischofe von Strassburg und nennt als Veranlassung des Streites gewisse Rechte, welche der Bischof von der Bürgerschaft forderte, ohne aber diese Rechte näher anzugeben. Bei der ablehnenden Haltung der Stadt erfolgte nach damaliger Sitte das Interdikt (Kap. 4), der Bischof und sein Anhang verlassen die Stadt (Kap. 5) und rüsten ein Heer. Kleinere Kämpfe in der Umgebung von Strassburg, Verwüstung der beiderseitigen Gebiete bilden den Inhalt der weiteren Erzählung. Rudolf von Habsburg schliesst sich in kluger Berechnung endgültig an Strassburg (Kap. 9), das jetzt kühner wird und endlich (Kap. 16—26) die siegreiche Schlacht liefert. Die Städter hatten keine Verluste, der Bischof beklagte 60 Tote, darunter seinen Bruder, und viele

Gefangene. Dennoch hatte der Krieg seinen Fortgang. bis Walther starb (1263): mit der Wahl seines Nachfolgers schliesst die Relatio.

Dieselbe ist stets als Muster eines Kriegsberichtes bewertet. Die Ereignisse werden ruhig und klar erzählt; die Anordnung des Stoffes erfolgt mit grossem Geschick, kein Wort zu viel. und nur. wo es das Verständnis erfordert. geben kurze Nebensätze Erläuterungen des Hauptgedankens. Der Verfasser ist begeistert von seinem Stoffe, sein Standpunkt als Strassburger kommt überall zur Geltung und veranlasst ihn sogar zu trockener Erzählung. wo eindringlicher Tadel der Stadt am Platze gewesen wäre. Man hat nämlich mit vollem Rechte darauf hingewiesen. dass (Kap. 31) die vollständige Zerstörung von Bischweiler. eine grausame und besonders unnötige That. mit den Worten abgethan wird: Iverunt Bischofeswilre et dictam villam incendio totaliter devastarunt. Aber die Sache der Stadt war ja dem Verfasser die allein gerechte. er schrieb zudem 30 Jahre nach dem grossen Ereignis; es schien ihm daher wohl besser. Thatsachen zu bringen. als die Leidenschaft durch Erörterung der Ereignisse nochmals anzufachen. Deshalb glauben wir auch. dass Ellenhard und andere politisch veranlagte Bürger dem Werke das objektive Gepräge verliehen haben. Auf jeden Fall erhebt sich dasselbe als Ganzes hoch über ähnliche Erzeugnisse. Fritsche Closener nahm es 100 Jahre später in seine deutsche Chronik auf. und auch wir glaubten ihm eine eingehendere Betrachtung schuldig zu sein.

In demselben Pergamentkodex des Klosters St. Paul (Kärnten) stehen weiterhin annalistische Aufzeichnungen, die ebenfalls durch Ellenhard veranlasst und grösstenteils von dem schon genannten Gottfried von Ensmingen, Notar der Strassburger Diöcese. angefertigt wurden. Dieselben sind zuletzt als *Ellenhardi Chronicon*, — 1299, gedruckt und zerfallen in drei Teile:

a) Ein Kaiserkatalog von Augustus bis Friedrich II., — 1250, aus Honorius Augustodunus entlehnt, mit eigenen Nachrichten aus den letzen 36 Jahren, die besonders den Oberrhein betreffen. Der Verfasser ist unbekannt, das Ganze liest sich wie eine Einleitung zu dem

b) zweiten Teile, den Gesta Rudolfi, — 1291 abgefasst nach einer dreimal eingefügten Bemerkung von Gottfried von Ensmingen und zwar auf Wunsch und im Auftrage Ellenhards.

c) Der dritte Teil, Gesta Alberti, — 1299, ist ebenfalls nach einer am Schluss der Aufzeichnungen gemachten Bemerkung von Ellenhard veranlasst, der Name des Annalisten aber nicht angegeben. Böhmer schrieb auch diesen Teil Gottfried von Ensmingen zu, fand aber keine Zustimmung, da Gottfried sich in diesem Falle wieder als Verfasser angegeben hätte. (Hegel.) Der Vollständigkeit halber bemerken wir, dass Winter diesen dritten Teil in zwei Abteilungen gliedert und die letzte, das Jahr 1298, auf Ellenhard selbst zurückführt.

Die Chronik Ellenhards umfasst, abgesehen von dem Stück a, fast 40 Jahre und ist von allgemeinem Werte für König Rudolf bis zu den Anfängen seines Sohnes Albrecht (1273—1298). Die Gemeinschaft der Interessen, welche besonders seit der Schlacht von Hausbergen Strassburg und die Habsburger verbindet, tritt in der Chronik durchweg mit Wärme hervor; Ellenhard ist der beredte Anwalt der habsburgischen Partei. Aber auch „die Erzählung der Ereignisse in den letzten Zeiten des Interregnums und unter der Regierung Rudolfs begleitete er mit dem lebhaftesten Ausdruck der Empfindungen, welche sie in dem vaterländisch gesinnten Manne hervorriefen.

Er spricht mit Geringschätzung von dem fremden Könige Richard, dessen Ansehen nicht weiter reichte wie sein Geld mit ungeteilter Verehrung und Liebe von Rudolf, dem früheren

Bannerträger der Stadt Strassburg, mit gerechter Entrüstung, in den stärksten Ausdrücken und apokalyptischen Bildern von der schnöden Habsucht des päpstlichen Legaten (1286) (Jaffé S. S. XVII 100 acerbissima illa ac paene protestantica improbatio actorum Johannis legati): er brandmarkt die Feigheit deutscher Edlen mit erregtem Gefühl für den Ruhm deutscher Tapferkeit gegenüber den Wälschen (1287, 1289) und zeigt sich empört darüber, dass deutsche Edle mit Hintansetzung des Vaterlandes und ihrer eigenen Ehre sich mit den Franzosen gegen den deutschen König verbanden (1289). Zum Schluss, wo er mit sichtbarer Rührung den letzten Abschied Rudolfs von seiner guten Stadt Strassburg und sein Ende in Speier erzählt, widmet er dem bürgerfreundlichen König und Beschützer des inneren Friedens noch einmal Worte des liebevollsten Andenkens." (Hegel.)

Es ist bei dem habsburgischen Standpunkte der Chronik nicht zu verwundern, dass Adolf von Nassau geradezu vernachlässigt wird und die Nachrichten über seine Regierung kaum eine halbe Seite in den Monumenten füllen; erst die Schlacht bei Göllheim reizt wieder zu umfassender Berichterstattung. Auch der Geist der verschiedenen Teile der Chronik ist ein verschiedener. „Die Geschichte Rudolfs — ist das Muster einer ruhig fortschreitenden Erzählung ohne alle Leidenschaft, die Geschichte Albrechts (gegenüber Adolf) ist von Parteieifer erfüllt von dem, was sie sagt, und noch mehr in demjenigen, was sie verschweigt. Bezeichnend für den Standpunkt des Verfassers ist es, dass über den König Adolf nichts gesagt ist, als was durch die Geschichte Albrechts unumgänglich geboten schien." Daher stimmen wir Lorenz und Winter zu, wenn sie den dritten Teil der Chronik als geschichtlich glaubwürdig nur insoweit betrachten, als er nicht von seinem ausschliesslich habsburgischen Standpunkte zu sehr beeinflusst wird. Das schlagendste Beispiel für die Parteinahme gegen Adolf sind wohl die Worte, welche die

allerdings wenig ehrenvolle englische Politik des Königs hervorrufen: „Et sic confudit se ipsum primo et per consequens imperium, eo quod stipendia immerita recepit, quod predecessores sui reges Romani fecissent inviti.“ Das ist gehässig und unwahr: auch Adolf war für des Reiches Wohlfahrt besorgt und hat den Landfrieden nach Kräften gewahrt: er gilt uns als ein geschäftsgewandter und kluger Herrscher.

Können wir somit den Gesta Alberti nur einen geringeren Wert zumessen, so ist anderseits die Glaubwürdigkeit der früheren Teile und des Bellum Waltherianum ohne Zweifel eine befriedigende, das Ganze aber eine wichtige Quelle für die Regierungszeit der ersten Habsburger und die städtischen Verhältnisse des damals so einflussreichen Strassburg. Jedenfalls müssen wir Ellenhard tiefen Dank wissen, dass er die reiche Fülle seiner Erlebnisse wenigstens teilweise auf die Nachwelt vererbte, besonders aber Strassburgs Heroenzeit in so anschaulicher Weise überliefern liess.

Die Chronik des Matthias von Neuenburg. *Cronica Matthiae Nuewenburg,* 1273—1350: Fortsetzungen — 1355, — 1378.[16])

Die Chronik wurde um die Mitte des 16. Jahrhunderts aus dem Nachlasse des bekannten Cuspinianus (Spiesshammer, † 1529) als das Werk eines Albertus Argentinensis zuerst herausgegeben. Mit welchem Rechte Cuspinian dem Magister Albertus die Urheberschaft zusprach, ist nicht mehr zu ermitteln, da seine Vorlage wohl verschwunden ist; vielleicht entnahm er die Aufschrift: Fragmentum Alb. Argent. a Rudolpho Habsburgio usque ad sua tempora (— 1349) dem Kodex selbst. Nachdem die Chronik von Wurstisen (Urstisius) ebenfalls als die des Albert von Strassburg nach anderen Handschriften veröffentlicht war, machte der Schweizer Sinner zuerst auf Matthias von Neuenburg als Verfasser aufmerksam, und 1868 gab Studer die Berner Handschrift heraus, welche Matthias als Verfasser

bezeichnete. Böhmer-Huber folgten ihm in ihrer Ausgabe, sodass Albert von Strassburg allgemein verworfen war, besonders seitdem Hegel in Albertus de Argentina einen Frater Kellermeister des Neuweiler Klosters festgelegt hatte und ein Baseler Verfasser aus dem Geschlechte de Argentina nach dem vorwiegend Strassburger Inhalte des Werkes überhaupt nicht mehr in Frage zu kommen schien.

Dieser Matthias ist in Neuenburg bei Basel geboren, studierte in Bologna, wo er sich (Weiland) wahrscheinlich den Magistergrad und später eine seinen Kenntnissen angemessene Stellung erwarb. Seit 1327 in Basel als Fürsprech oder Anwalt (advocatus) des geistlichen Gerichts thätig, lernte er den späteren Bischof von Strassburg, Berthold von Bucheck, kennen und wurde von diesem (1329) in derselben Stellung nach Strassburg gezogen. Gestorben ist Matthias zwischen 1359—1370, da er in diesem Jahre urkundlich als tot bezeichnet wird. (Schulte.)

Soltau (Zabern) beruhigte sich aber bei diesem äusserlich gut beglaubigten Ergebnis, dass Matthias der Verfasser sei, nicht, sondern suchte, wie Hanncke, diesen aus der Chronik, dem „einzig kompetenten Richter“ zu ermitteln. Er stellte zunächst fest, dass die Chronik aus zwei Geschichtswerken zusammengeschweisst sei, a) der Chronik eines Anonymus, welcher 1350 abgeschlossen und aus Habsburger, Basler Quellen, sowie von 1345—50 aus eigenen Erinnerungen geschöpft habe und b) der in zwei Handschriften der Chronik folgenden Vita Bertholdi, des Bischofs Bucheck von Strassburg, als deren Verfasser Matthias wahrscheinlich gemacht wird.

Soltau zerlegt dann die Chronik in ihre Bestandteile und stellt fest, dass Matthias den Anonymus durch verschiedene Kapitel seiner Vita bereichert, auch sonst den Wortlaut geändert und erweitert habe, kurz, dass er die Chronik nicht verfasst, sondern dass diese eine aus a und b erfolgte Kompilation des Matthias sei.

Mehrere Forscher (Studer, Huber) erklärten sich trotzdem für Matthias als Verfasser der Chronik, da sie den von Soltau als Hauptgrund festgestellten politischen Gegensatz von Chronik und Vita nicht anerkannten. Wichert fand den Verfasser in dem Speierer Notar Jakob von Mainz, zumal schon der Humanist Nauclerus († 1510) in seiner Chronik dem Matthias manches für die Jahre 1292—1360 abgesprochen und für den Notar Jakob in Anspruch genommen habe. Während Wicherts Annahme bedeutenden Widerspruch fand, haben Soltau und Wenck zuletzt den Anonymus in der Person des Grafen Albert V. von Hohenberg (Schwaben) gefunden, welcher bis 1342 Kanonikus in Strassburg, dann Kanzler bei Kaiser Ludwig war und nach manchen Schicksalen als Bischof von Freising 1359 starb. Dieser hat auf Grund der Erzählungen seines Grossvaters, Vaters, naher Verwandten sowie eigener Erlebnisse diejenigen Aufzeichnungen gemacht, welche von Matthias, den er in Strassburg kennen lernte, in die jetzt vorliegende Form gebracht worden. Lorenz hält Soltaus Vermutung für ausserordentlich glücklich, bemerkt aber, dass ein quellenmässiges Zeugnis für den Hohenberger nicht vorliegt; Huber erklärt sich entschieden gegen Soltaus Annahme, während Weiland den Bildungsgrad des Matthias viel zu hoch annimmt, als dass dieser sich damit begnügt hätte, ein Werk des Hohenbergers einfach zu überarbeiten, zumal es nicht festgestellt sei, dass dieser überhaupt über die Geschichte seiner Zeit geschrieben habe. Weiland hält es aber für sicher, dass Matthias einzelnes vom Hohenberger übernommen habe, schriftliche wie mündliche Mitteilungen, und diese in diejenige Abschrift seiner Chronik eingehängt habe, welche an Albert von Hohenberg nach Freising geschickt und dem dortigen Kapitel durch den Geschäftsführer Konrad Hagelstein geschenkt wurde. (M. G. SS. XXIV. 326.)

Schulte hat seine schon früher geäusserte Ansicht, dass Matthias und nicht Albrecht von Hohenberg der Chronist

sei, auch durch weitere Urkunden gestützt, nach denen Matthias allein der Verfasser nicht allein des Grundstockes, sondern auch der Fortsetzungen sei, und hat ihn bis 1359 als lebend und in innigen Beziehungen zu dem Bischofe Berthold sowie dessen Familie nachgewiesen; letztere ist in der Chronik sehr berücksichtigt.

Eine endgültige Lösung ist vielleicht Edward Schröder gelungen. Eingehendes Studium der Berner Handschrift (B.), aus welcher die Ausgaben von Studer und Böhmer-Huber erfolgten, giebt ihm die Gewissheit, dass die Handschrift 1351 in Strassburg als sog. Hausbuch angelegt wurde, welches das für jene Zeit Anziehendste und Wissenswerteste enthält und in welcher nach allerhand verschiedenem Stoff endlich eine Martinschronik sowie unsere Chronik bis 4. März 1350 folgt. Die geschichtlichen Werke sind 1352 aus dem Brouillon des Matthias abgeschrieben, und die Handschrift ist angefertigt im Auftrage des Grafen Hugo von Hohenberg, des Landvogts vom Elsass, der dieses Amt von 1336—38 sowie 1350—53 versah. Wegen der Gründe, welche Matthias als Verfasser der Chronik wahrscheinlich machen, verweisen wir auf Schröder, bemerken auch, dass nach ihm Albrecht V. von Hohenberg auf die Gestaltung der Berner Handschrift von Einfluss war und die zweite Ausgabe der Chronik besonders durch Beiträge aus der Hohenbergschen Bücherei bereicherte. Holder-Egger stellt (N. A. 25) das Ergebnis Schröders als „wichtigen Beitrag in der vielumstrittenen Frage“ hin, selbst wenn das Jahr 1352 der Handschrift nicht völlig sicher wäre. Die heutige Forschung ist, wie wir sahen, grösstenteils für Matthias als Verfasser der Chronik; wie weit dabei die Hohenberger thätig waren, kann einer solchen Lösung gegenüber nur von untergeordnetem Interesse sein.

Von den drei Fortsetzungen der Chronik bis 1378 ist die erste (— 1355) wohl noch von Matthias geschrieben (Weiland, Schulte, Huber, Leupold, Soltau gegen Lorenz).

da sie den politischen Standpunkt des Hauptwerkes trägt und in ähnlichem Stil geschrieben erscheint. Der Rest bis 1378 ist später von unbekannten, aber sicherlich Strassburger (Hegel) Verfassern hinzugefügt, jedoch nicht in allen Handschriften erhalten.

Die Lebensbeschreibung des Bischofs Berthold, *Vita Bertholdi*, 1328–1353, ist nach dem Urteile aller Forscher eine der besseren des ganzen Mittelalters, aber von Matthias nicht in einem Zuge entworfen, sondern zerfällt nach Weiland in vier Teile. Man rühmt die Ruhe, besonders des ersten Teiles; stets aber ist die Lebensbeschreibung kaisertreu, und „eine ausgezeichnetere Charakteristik des vielgeprüften und vielgewandten Wittelsbachers, als sie Kap. 38 giebt, kann kaum gedacht werden“.

Wenden wir uns zu dem Inhalte der Chronik. Dieselbe führt uns in dem Hauptteile von 1273—1350, der Verfasser ist also nur im letzten Teile Augenzeuge gewesen; Huber teilt das Werk daher mit Recht in drei Teile. Der erste reicht von Rudolf von Habsburg bis zur Erhebung Benedikts XII. (- 1334), ist aber keine zusammenhängende Geschichte, sondern eine Sammlung einzelner geschichtlicher Ereignisse und Anekdoten, wie sie im Volksmunde umlaufen mochten, in der Regel ohne nähere Zeitangabe, ja ohne chronologische Ordnung. Neben den Ereignissen von allgemeiner Bedeutung werden hier besonders berücksichtigt Vorfälle in Neuenburg, der Vaterstadt des Matthias, weiterhin Erlebnisse seines späteren Herrn, Bertholds von Bucheck, und dessen Bruders Hugo, dann die Geschichte des Grafen Eberhard von Kyburg, der mit einer Nichte der Grafen von Bucheck vermählt war, vorzüglich aber die Thaten der Bischöfe und einzelner Bürger von Basel, endlich Vorgänge in dieser Stadt. Der zweite Teil, 1346, ist reichhaltiger und verlässlicher, da Matthias Selbsterlebtes berichten konnte. Allein eine streng chronologische Anordnung findet

auch hier nicht statt, indem der Verfasser, nachdem er die allgemein wichtigen Ereignisse bis 1345 berichtet hat, wieder zurückgreift bis 1335 und, speziell Strassburg ins Auge fassend, die Streitigkeiten des Bischofs Berthold mit seinem Klerus und den benachbarten Reichsstädten und sein Verhältnis zum Kaiser weitläufig darlegt. Auch innerhalb dieser beiden Hauptabschnitte herrscht noch manche chronologische Verwirrung. Wir können daher wohl mit Sicherheit annehmen, dass auch dieser Teil noch nicht gleichzeitig niedergeschrieben sei. Einen ganz anderen Charakter trägt der Rest, der die Jahre 1346—50 umfasst. Die Anordnung ist streng chronologisch, ja annalistisch, nie wird von einem Jahre in das nächste übergegriffen, die Zeitangaben sind zahlreicher und gewöhnlich richtig, nicht selten spricht der Verfasser im Präsens, kurz, alles zeigt, dass die Chronik so gut wie gleichzeitig niedergeschrieben ist. Wie im zweiten Teile tritt auch im dritten Strassburg besonders in den Vordergrund. Der Verfasser erzählt (Kap. 96) die Bemühungen des Bischofs Berthold, um die Anerkennung Karls IV. im Elsass zu bewirken, und wie dieser den Bischof belehnte in gradibus ecclesiae. Er schildert eingehend das Verhalten der Strassburger bei der Judenverfolgung von 1349 und die dadurch veranlasste Revolution, wie (1349) die Ankunft der Geissler in Strassburg und ihr Treiben während ihres dortigen Aufenthaltes: es ist unverkennbar, dass der Verfasser als Augenzeuge schreibt. (Huber.)

Mit Recht wird der grosse Wert der Chronik für die allgemeine Geschichte hervorgehoben. Freilich mangelt im ersten Teile nicht die Fabel und scherzhafte, wenig beglaubigte und glaubhafte Anekdote (z B. Kap. 1. 2. 8. 25. 26. 27), aber reichhaltig ist auch dieser durch Nachrichten über Verwandtschaftsverhältnisse süddeutscher Adelsgeschlechter. Vorliebe zeigt die Chronik für Rudolf von Habsburg; seine Gestalt ist weniger streng geschichtlich, als mit Wärme und

Empfindung gezeichnet. Aber auch der „hochherzige Kaiser Heinrich VII., der fanatische, ruhelose Herzog Leopold von Oesterreich, der complicierte Charakter Ludwig des Baiern (cap. 38) und der kühle, philiströse Rechner Karl IV.“ werden in festen, scharfumgrenzten Linien vorgeführt. Es sind, wie Weiland hervorhebt, vor allem die historischen Persönlichkeiten, welche die Geschichte machen, die des Chronisten Interesse erregen, welche er ihrer Bedeutung gemäss in den Vordergrund der Darstellung rückt, deren Wesen und Charakter er durch zahlreiche Einzelzüge, durch Aussprüche und Reden dem Leser nahe zu bringen und anschaulich zu machen bestrebt ist. Besonders letzteres ist für die Schreibart des Chronisten bezeichnend. Fast auf jeder Seite finden wir Reden oder treffende Antworten und Aussprüche der handelnden Personen und zwar nicht allein dort, wo Matthias Gleichzeitiges berichtet, sondern auch in denjenigen Teilen, welche auf Vorlagen beruhen. Diese Eigenschaft erscheint uns so charakteristisch, dass auch wir eine eingehende Ueberarbeitung der Quellen, nicht nur eine oberflächliche Benutzung derselben für den Chronisten in Anspruch nehmen. Manche Personen und Parteien, besonders die Habsburger, sind gesprächiger, als andere; ihnen bringt der Chronist ein grösseres Interesse entgegen. Dagegen fehlt es bei Matthias ganz an urkundlichen Vorlagen, ein Beweis, dass ihm Archive von grösserer Bedeutung nicht offen standen oder die durchweg einfache Erzählung mehr behagte.

Dabei ist der Chronist ein Kind seiner Zeit. Die verrückten Geisslerfahrten sind ihm berechtigte und natürliche Erscheinungen, die Pest ein Ausfluss des Willens Gottes: die Judenverfolgungen und die dabei verübten Scheusslichkeiten werden ruhig und kalt erzählt.

Bei einem Buche, welches fast ganz Europa in den Bereich der Darstellung zieht, wird manche Nachricht nur mit Vorsicht aufzunehmen sein; infolgedessen ist die Glaub-

würdigkeit desselben ganz verschieden bemessen. Hanncke besonders fällt über die Chronik ein ungünstiges Urteil. andere Forscher, wie Huber, Weiland, stellen den letzten Teil derselben höher, wenn auch Vorsicht in der Benutzung geboten sei. Lorenz endlich erhebt die litterarische Bedeutung der Chronik über die geschichtliche; man könne aus ihr ersehen, was man sich im 14. Jahrhundert unter einem interessanten Geschichtswerke vorgestellt habe, meint aber dann in der Vorrede zum zweiten Bande der Quellenkunde doch, dass man aus Matthias unendlich viel Geschichte lernen könne. Das bleibt nach unserer Ansicht die Hauptsache: Matthias von Neuenburg ist eine Hauptquelle für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts, in erster Linie für Ludwig den Baiern und Karl IV.

Deutsche Chroniken Strassburgs.

Bei der Belagerung Strassburgs im Jahre 1870 wurden die Bücher- und Handschriftensammlungen der Stadt und Universität, welche mangelhaft bewahrt waren, durch Feuer vernichtet. Die lange Reihe von Urschriften der Chroniken aus dem 14.–18. Jahrhundert, Stadt- und Rechtsbücher, Ratsprotokolle und andere Denkwürdigkeiten, kurz sämtliche Quellen zur älteren Geschichte der Stadt sind für immer verloren, da weitere Handschriften nicht bekannt und auch wohl nicht vorhanden sind. Es ist daher geradezu eine Fügung zu nennen, dass vor dem Kriege Prof. Hegel im Auftrage der Münchener historischen Kommission die Strassburger Archive behufs Herausgabe Closeners und Königshofens durchforschte und wir wenigstens wissen, was an ungedrucktem geschichtlichen Stoffe verloren ist; die betreffenden Angaben finden sich in der Einleitung zu den Strassburger Chroniken. Die beiden Werke, welche wir besprechen wollen, sind von dem Brande der Stadt nicht so sehr be-

rührt worden, da die einzig noch erhaltene Reinschrift Closeners sich in Paris befindet und Königshofen noch in vielen Handschriften erhalten ist: dagegen hat Hegel glücklicherweise noch Königshofens Urschrift vor ihrer Vernichtung zur Grundlage seiner Ausgabe machen können.

Friedrich oder Fritsche Closener stammt aus einer in Strassburg angesehenen Familie ritterlichen Standes. Wir finden ihn 1349—1350 als Inhaber einer Pfründe beim Marienaltar des Münsters, dann erhielt er die erste Pfründe an dem 1350 geweihten Katharinenaltar und damit eine angesehene Stellung unter dem Domklerus: er gehörte zu den ersten nach den Domherren. Sein Todesjahr ist mit Bestimmtheit nicht zu ermitteln: vielleicht starb er vor 1373 (Schulte) und nicht, wie allein Grandidier angiebt, nach 1384.

Seine Stellung gab Closener genügend Zeit zu anderweitigen Arbeiten. Erwähnt wird ein jetzt verlorenes rituelles Werk über den Kirchendienst am Münster, das Directorium chori, Jakob von Königshofen benutzte ein von Closener bearbeitetes lateinisch-deutsches Wörterbuch, welches ebenfalls verloren ist, endlich stammt von ihm die 1362 vollendete *deutsche Chronik.*[17])

An der Spitze derselben steht eine Papstreihe bis auf Klemens V. (1309), nach Martin von Troppau: dann folgt eine Kaiserreihe bis Karl IV. (1335) nach Martin, Frutolf-Ekkehard, mit bedeutenderen Auszügen der Chronik Ellenhards von Friedrich II. ab bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. Zuletzt benutzte er die Fortsetzung der sächsischen Weltchronik in oberdeutscher Bearbeitung, ein Beleg für das Ansehen derselben auch in Süddeutschland.

Auf diesen allgemeinen Teil folgt Strassburger Lokalgeschichte, eine Bischofsreihe bis auf Johann von Lichtenberg († 1365) nach Ellenhard, dem er die Namen der drei letzten Bischöfe hinzufügte, dann eine Uebersetzung des bellum Waltherianum, zu der er von dem Strassburger

Patrizier Johann Twinger veranlasst worden war, mit Fortführung der Bischofsgeschichte bis 1358, dann Lokalnachrichten, wie Brände, Kriegszüge, Judenverfolgungen und Geisslerfahrten, besonders die von 1349, das grosse Sterben 1349, Kämpfe der Bürger, besonders „daz gescholle zwischen den Mulnheimern und den Zornen,“ die Stifte und Klöster Strassburgs. Naturereignisse, Preise von Lebensmitteln, der Wahlstreit im Domkapitel (1337–1339) und endlich wieder eine Kaisergeschichte von Philipp von Schwaben bis auf Rudolf von Habsburg, dieses Mal unter Zugrundelegung der sächsischen Weltchronik; er wiederholt also und ergänzt seine zu Anfang nach Martin von Troppau gegebenen Nachrichten.

Man bemerkt, dass die Chronik aus den verschiedenartigsten Teilen besteht und kein Kunstwerk ist, wie manche lateinische Chroniken des Mittelalters; die Ordnung des Stoffes ist ganz ungenügend. Reichs- und Stadtgeschichte wechselt mit einander ab, letztere bildet aber so sehr den Schwerpunkt des Ganzen, dass die Bemerkung Closeners zu Anfang, dass „dis die Kronika aller der bebeste und aller der romeschen keisere“ sein soll, wenig gerechtfertigt erscheint. Jedenfalls ist er von einem solchen Plane im Verlaufe der Arbeit vollständig abgekommen; denn auch die Notizen aus der Kaisergeschichte am Schluss der Chronik lassen nicht auf die Anfertigung einer Reichschronik schliessen, sondern stehen im Hinblick auf die vorausgehenden städtischen Nachrichten vollständig in der Luft. Das Ganze wie Einzelne stellt sich also dar als „ein ziemlich planloses Konglomerat der verschiedenartigsten Dinge,“ das der Zufall vielleicht zusammengeworfen hat und nur in beschränktem Masse den Anspruch erheben dürfte „auf einen Versuch, die spezielle Geschichte einer einzelnen deutschen Stadt an die Universalgeschichte anzuknüpfen.“ (Hegel). Closener ist kein Geschichtschreiber im strengen Sinne des Wortes, sondern mehr

ein Statistiker, dessen Nachrichten aus dem Leben und Treiben seiner Vaterstadt noch heute Wert behalten, weil sie teilweise einzig dastehen und auch ihre Beglaubigung in der einfachen und schmucklosen Sprache, dem ruhigen, leidenschaftslosen Tone der Berichterstattung finden. Aus diesem Grunde und weil Closener deutsch schrieb, wird er stets seinen Platz unter den Quellen und in der Litteratur des 14. Jahrhunderts behalten.

Charakteristisch ist die Veränderung der politischen Stellung dieser Chronik gegenüber Ellenhard. Closener nimmt Partei gegen die Habsburger, besonders Albrecht und Friedrich den Schönen, lobt Adolf von Nassau und den Baiern Ludwig. Er ist ferner kaisertreu und verurteilt unter Berufung auf den Defensor pacis des Marsilius die weltliche Herrschaft der Päpste. Lorenz hat auf die Bemerkung Closeners in der Kaiserreihe hingewiesen, mit der die Herrschaft der Karolinger eingeleitet wird: Daz rich kam an die Frantzosen; letztere würden also mit den Franken einfach verwechselt, „der erste Fall, dass in einem deutschen Buche Karl der Grosse als Franzose bezeichnet ist.“ Man wäre aber berechtigt, die Bezeichnung als lapsus calami hinzustellen, da später Jakob von Königshofen Karl ausdrücklich „König zu Frangrich und in dütschen Landen“ nennt und bemerkt, dass „durch in das rich und keyserliche Würdikeit kumen ist an die Dütschen.“ Karl war also auch für die damalige Zeit in erster Linie deutscher König, da die Deutschen Träger des Kaisertums wären.

Vollendet wurde die Chronik nach einer Bemerkung Closeners am 8. Juli 1362, die Uebersetzung des Bellum Waltherianum am 13. Juni desselben Jahres, ein Beweis, dass dieser letzte Teil als selbständiger in die fertige Chronik eingeschoben ist, deren Ausarbeitung nach Schulte schon um 1350 begonnen wurde, da diese Jahre sich einer runden, zusammenhängenden Darstellung erfreuten. Das mag aber

Zufall sein, indem Closener für diese Zeit der Stoff reichlicher vorlag. Jedenfalls sind 12 Jahre eine zu lange Arbeitszeit für die grösstenteils dürre Chronik, und bedenklich ist es, die Notizen für die fünfziger Jahre als spätere Eintragung zu betrachten.

Closener wurde zur Uebersetzung des Bellum Waltherianum durch den Städtmeister Johann Twinger veranlasst; vielleicht oder wahrscheinlich war dieser auch sonst von gewissem Einfluss auf den Chronisten und dessen Werk und kann daher mit Ellenhard verglichen werden. Berühmt wurde die Strassburger Familie Twinger aber erst durch ihr Mitglied (Hegel, Lorenz gegen Schulte) Jakob Twinger, welcher aus dem Vororte Königshofen stammt: der Geburtsort ist so sehr stehendes Beiwort des berühmten Chronisten, dass derselbe heute Jakob von Königshofen oder einfach Königshofen genannt wird.

Dieser ist um 25 Jahre jünger als Closener und im Jahre 1346 geboren. Erst spät, im Alter von 36 Jahren, empfing er die Priesterweihe, war zunächst „ewiger Vikar“ an der St. Martinskirche in Strassburg, dann Präbendar am Münster und längere Zeit Pfarrer von Drusenheim, einem Dorfe bei Strassburg, (Schulte) endlich Kanonikus von St. Thomas in Strassburg. Sein Tod erfolgte am 27. Dezember 1420. Die noch vorhandene Grabschrift nennt ihn fidelis canonicus, vielleicht, weil er, wie man sich noch heute durch Augenschein überzeugen kann, sein Amt als Vorsteher des Archivs mit besonderer Liebe und Gewissenhaftigkeit verwaltet hat. Von 1397 ab bis zu seinem Tode findet man Königshofens Handschrift in den Urkunden und Registerbüchern des Stifts und der Bücherei des Kapitels. Ob er mal an der bischöflichen Kanzlei als „ingesigeler“ beschäftigt war, lässt sich heute mit Recht bezweifeln (Schulte): „wohl aber hat er eine Urkunde des Kapitels von St. Thomas aus dem Jahre 1394 als apostolischer und kaiserlicher Notar aus-

gefertigt und durch seine Unterschrift bestätigt.“ Wann er dieses Amt bekleidete, ist nicht festzustellen.

Königshofen war in der ersten Zeit seines Priestertums mehr Seelsorger, in den letzten 30 Jahren vorzugsweise Archivar und gab sich besonders geschichtlichen Studien hin. Anregung fand er vielleicht durch den oben genannten Johannes Twinger, seinen Verwandten; er nennt ihn seinen dominus generosus. Dann stand ihm die Chronik Closeners welche auf dem Frauenhause verwahrt wurde, zur Verfügung So entstand schon in jungen Jahren seine lateinische Chronik, *Cronica de diversis collecta*. wie die Ueberschrift besagt, eine Stoffsammlung vorwiegend aus lateinischen Vorlagen, aber auch aus Closener, in 8 Kapiteln, die jedoch im allgemeinen weder chronologisch noch stofflich scharf gesondert sind; besonders der letzte Abschnitt ist wenig einheitlich und bietet keine zusammenhängende Darstellung. Eine solche wurde auch nicht beabsichtigt, sondern die lateinische Chronik war eine Vorarbeit und Unterlage für Königshofens Hauptwerk, *die deutsche Chronik*[1].

Ueber Zweck und Inhalt derselben lassen wir den Verfasser selbst reden: Man vindet geschriben in latyne vil kroniken, das sind buecher von der zit, die do sagent von keysern, bebesten, künigen und von andern fürsten und herren, wie ir leben si gewesen, und von etlichen nenhaftigen dingen die von in oder bi iren ziten geschehen sint. aber zuo dütsche ist lützel sollicher buecher geschriben, wie doch das die klugen leyen also gerne lesent von semelichen dingen also gelerte pfaffen. ouch hant die menschen me lustes zuo lesende von nuwen dingen denne von alten, und ist doch von den striten, reysen und andern nenhaftigen dingen die bi nuwen ziten sint geschehen aller minnest geschriben.

Harump wil ich Jocop Twinger von Künigeshoven, ein priester zuo Strosburg, us den Croniken die Eusebius, Mar-

tinus. Sigebertus und Vincencius gemaht hant, und us andern buechern zuo dütsche schriben etliche ding die mich aller fürnemest dunkent und lüstlich. und sünderliche von ettelichen nenhaftigen dingen die zuo Strosburg und zuo Elsas und in den landen do bi geschehen sint. — Das men ouch eine iegliche materie die in disem buoche geschriben steht deste bas künne gesuochen und vinden in disem buoche, wo sü stande, darumb habe ich dis buoch geteilet in sehs capitel und wil hie mit kurtzen worten vor begriffen, von was materien iedes capitel seit. und stet bei iedem capitel eine zale mit roter dynten geschriben. an welem blatte in disem buoche das capitel anevohet.

Königshofen kennzeichnet mit dürren Worten den erwachten Zeitgeist. das bei erstarktem Bürgertume wachsende Bedürfnis nach deutschen Geschichtsbüchern. Der „kluge“ d. h. gebildete Laie wollte dem „gelerten Pfaffen“ nicht mehr nachstehen und wie dieser imstande sein, geschichtliche Studien zu pflegen. Er schreibt also in deutscher Sprache. Aber die Gegenwart nahm das Interesse des Bürgers mehr in Anspruch. als die alten Zeiten; daher legt Königshofen. wie auch Closener, den grössten Wert auf seine Zeit. Nur das erste Buch behandelt die alte Geschichte ausschliesslich bis zu den Nachfolgern Alexanders. das zweite führt die Kaiserreihe von Rom bis auf Ruprecht von der Pfalz, das dritte eine Papstreihe und die Geschichte der Kirche bis zum Konzil von Konstanz (1414), das vierte enthält die Geschichte der Strassburger Bischöfe und Kirche, das fünfte die der Stadt selbst, die verschiedenartigsten Ereignisse und Zustände in derselben. ihre äusseren Beziehungen, besonders zur Schweiz und dem Städtebunde. Um das Aufschlagen und die Benutzung der Chronik zu erleichtern, ist derselben als sechstes Buch ein alphabetisch geordnetes Inhaltsverzeichnis beigegeben, wo die Zahl vor dem Stichworte die Seite der Chronik nennt.

„Bei Vergleichung dieser Einteilung von Königshofens deutscher Chronik mit dem Plan und der Anordnung von Closeners Buch erkennt man auf den ersten Blick, wie nahe sich Königshofen an seinen Vorgänger anschliesst. Auch dieser gab die frühere Papst- und Kaisergeschichte nach Martinus Polonus, nur im kürzeren Auszuge, führte sie nach anderen Chroniken und zuletzt selbständig fort bis auf seine Gegenwart und verband damit in einem zweiten Hauptteil die Geschichte von Strassburg. Königshofen schickt, um die Weltchronik zu vervollständigen, sein erstes Kapitel seit Erschaffung der Welt voraus, macht zwei Kapitel aus der Kaiser- und Papstgeschichte, zwei andere aus der Strassburger Kirchen- und Stadtgeschichte und schliesst mit dem historischen Register, wie er solches bereits in seiner lateinischen Chronik angelegt hatte.“

Vor Hegel wurden 2 Redaktionen des Werkes angenommen (Schilter, Mone), eine längere, die sog. Grosse Chronik, welche 1382 verfasst und bis 1415 weitergeführt sei, sowie ein Auszug derselben, die kürzere, welche Königshofen in Drusenheim angefertigt habe. Hegel aber bewies, dass der kürzere Text (Rec. A) nicht Auszug des längeren (Rec. C) sein könne, besonders, weil die Ordnung des Stoffes verschieden sei. Dennoch sei A ein Auszug und C ein erweiterter Text, aber einer verlorenen Urhandschrift, Rec. B, deren früheres Vorhandensein besonders aus der Angabe mehrerer Handschriften, Königshofen „habe dieses Buch (Rec. B) in Drusenheim gemacht“, ersichtlich sei; Text A habe dagegen stets nur die Angabe, „Jakob von Königshofen“ sei der Verfasser. Ausserdem liessen sich auch sonst bedeutende Abweichungen bei A und C erkennen, welche notwendig auf eine dritte Bearbeitung, Rec. B. hinführten. Die kürzeste, Rec. A, läuft bis 1390 und ist 1698 von Schilter gedruckt, die mittlere, Rec. B, läuft bis 1391, die grösste, Rec. C, reicht bis 1415 und ist bei Hegel gedruckt. Die

Urhandschriften aller Recensionen sind verloren, und daher wird der von Schulte gegen Hegel begonnene Kampf um die Frage, in welcher Reihenfolge Königshofen die Recensionen bearbeitet habe, besonders ob C nur Ueberarbeitung einer älteren Recension sei, kaum entschieden werden können. Neben den schon erwähnten Ausgaben beanspruchen nur litterarisches Interesse die Auszüge oder vielmehr Bruchstücke Closeners und Königshofens, welche im Code historique als geschichtliche Einleitung eines Strassburger Urkundenbuches abgedruckt wurden. So patriotisch auch der damalige Bürgermeister Schützenberger dachte, die Ausführung, welche Strobel und Schneegans bewerkstelligten, lieferte einen Torso, der den wahren Geist der Chroniken nicht wiedergeben konnte. Böhmer bezeichnet es auch mit Recht als widerwärtig, die Chroniken einer deutschen Stadt mit französischen Vorreden dargereicht zu empfangen.

Wir wenden uns zu Königshofens Quellen und ihrer Benutzung. Einige nennt er zu Anfang selbst, wie wir oben feststellten, und zwar die lateinischen und zeitlich entlegeneren; dagegen verschweigt er die deutschgeschriebenen und besonders die Strassburger Quellen, wie Closener und Matthias von Neuenburg, den Königshofen im Gegensatz zu Closener schon kannte. Ja, er geht so weit, die einzige Stelle, wo die Closenersche Chronik als Quelle von ihm erwähnt wurde, später wieder zu streichen. Auch Ellenhard wird benutzt, aber durch Vermittelung Closeners, und ebenfalls die Goldene Legende Jakobs von Genua, ein jämmerliches Fabelbuch, welches ihm in einer elsässischen Uebersetzung vorlag. Meistens bindet er sich nicht sklavisch an den Wortlaut der Quelle, sondern verändert sie oft nur, „um sie pikanter zu gestalten. So z. B. macht er an Stelle von Potiphars Weib die Königin von Aegypten selbst zur Versucherin der Unschuld Josefs.“ Er kürzt gern und nimmt unter den sich bietenden Vorlagen stets diejenige, welche ihm die Mühe

der eigenen Zusammenfassung erspart. Von 1350–1415 wird Königshofen in allen Kapiteln selbständiger und für uns ein wertvoller Schriftsteller, soweit elsässische und besonders Strassburger Verhältnisse in Frage kommen. Geringer wird sein Ansehen bewertet, sobald er die engere Heimat verlässt. Fabel- und Wundersucht ist auch ihm nicht fremd, Wahres und Falsches wird in gleich ruhiger, überzeugender Weise erzählt. Man darf sich daher unter Königshofen keinen Chronisten vorstellen, der mit sicherem Blicke den Wert seiner Vorlagen beurteilt, sondern meistens nur einen Abschreiber, dessen Schreibart einen grossen Leserkreis gesichert hat.

Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Kritik über Königshofen scharf zu Gericht sitzt. Lorenz möchte ihm auch die letzte Hälfte des 14. Jahrhunderts absprechen, indem er auch dort seine unbekannten Gewährsmänner schonungslos und mechanisch abgeschrieben habe. Vielleicht zu scharf, jedenfalls lesenswert sind Scherers Worte: „Königshofen erklärt alles für gute Beute, nimmt, was er kriegen kann und schreibt aus, was ihm passt. Kurz er arbeitet wie ein heutiger litterarischer Tagelöhner, der aus fünf Büchern ein sechstes zusammenleimt. Und der Unterschied besteht nur darin, dass der Tagelöhner zwar viel Geld, aber keine Lorbeeren erwirbt, während Königshofen zwar viele Lorbeeren, aber kein Geld verdiente: denn die Honorare sind erst im Gefolge der Buchdruckerkunst entstanden.“ Schulte dagegen stellt das litterarische Verdienst des Chronisten entschieden hoch; sein Ziel sei Fortsetzung und Erweiterung der Chronik Closeners gewesen, nicht, um diese schonungslos und unerkannt zu plündern. Hegel, wohl der beste Kenner Königshofens, bewertet ihn als Geschichtschreiber ebenfalls sehr gering, möchte ihm für Strassburger und elsässische Verhältnisse unbedingten, für zeitlich oder räumlich entlegenere Verhältnisse aber nur bedingten Glauben zumessen.

Anderseits berührt den Deutschen noch heute angenehm

des Chronisten patriotische Gesinnung. Der Kaiser ist nicht des Papstes „Vogt und Pfleger", sondern der erste in der Christenheit: die Deutschen sind auch ihm das führende Volk im Mittelalter, das Kaisertum kam an die deutschen Franken, nicht an die welschen. Obwohl Geistlicher hält er es mit den Strassburgern gegen ihre Bischöfe, besonders Walther von Geroldseck: Wan hette der bischof die reht und friheit erkobert die er meinde zuo Strosburg zu habende, so were Strosburg sin eigen worden und in sinre gewalt gewesen also Mollesheim oder Dachenstein, das doch got und sine liebe muoter, die do patrona ist und frowe des münsters und der stette, nüt woltent verhengen noch fürbas niemer gestattent also wir in wol getruwent. Auch die Nachfolger des Bischofes werden, wenn nötig, nicht geschont. Der eine ist einfältig und gefrässig, er konnte eine Gans oder einen Kapaun auf einmal essen, der andere ist habsüchtig und so verhasst, dass der Chronist fürchtet, dass er zujüngest werde herwider abe stigen dem tifel in sin loch.

Deutsche Form, reicher Stoff und gewandte Darstellung bewirkten die grosse Verbreitung der Chronik, sie wurde Grundlage und Ausgangspunkt einer bedeutenden Geschichtschreibung. Während von Closeners Chronik nur eine Handschrift sich erhalten hat und sein Name rasch vergessen wurde, ist Königshofen der beste Vertreter städtischer Geschichtschreibung des späteren Mittelalters geblieben. Beweis hierfür dürfte auch die Thatsache sein, dass die noch erhaltenen Handschriften durchweg Fortsetzungen besonders aus den südwestlichen Teilen Deutschlands erhielten, das Werk also weitesten Kreisen als Grundstock geschichtlicher Kenntnis galt.

Fortsetzungen Königshofens[10]). In Strassburg knüpfte man für städtische Geschichte in privaten wie amtlichen Bearbeitungen nur an Königshofen an; von solchen Zusätzen wie Fortsetzungen ist aber bisher nur ein kleiner Teil bei Mone und Schilter sowie im Code historique gedruckt.

Zudem tritt noch hemmend hinzu, dass Mone das Schwergewicht auf badische Geschichte legte, also seine Abdrücke teilweise nicht vollständig sind. Besonders erwähnen wir in Mone I. zunächst die Zusätze der Heidelberger (Hegel 37) und einer Strassburger Handschrift (Hegel 7). Letztere besonders, angefertigt von einem gleichzeitig mit Königshofen und zwei später lebenden Fortsetzern, läuft bis 1485 und enthält zuletzt den Bericht eines Strassburgers über seinen Anteil am Kriege gegen Karl den Kühnen. Ein zweiter, von diesem verschiedener Bericht ist bei Schilter, cap. 5 Ende, aufgenommen. Im dritten Bande von Mone erwecken am meisten Interesse die Zusätze der Donaueschinger Handschrift (Hegel 4), welche von vier Strassburger (bis 1412) und einem Konstanzer Fortsetzer herrühren. Die Strassburger enthalten besonders Nachrichten über den Bischof Friedrich von Blankenheim, die sich weder bei Schilter (754 flgde.) noch im Code historique finden. Als letzte Fortsetzung druckt Mone die in der Kölner Handschrift (Hegel 2) erhaltene ab, welche bis 1454 läuft. Die Kölner ist bis Blatt 265 zunächst eine Abschrift des Originals der Rec. A, ergänzt und beaufsichtigt also den Schilterschen Abdruck; dann beginnen die Strassburger Fortsetzungen, welche sich als amtliche Zusätze der Stadtverwaltung darstellen, was Reuss jedoch leugnet, da kein amtliches Dokument in Strassburg darauf hinweise. „Es wurden dabei benutzt 1) eine Fortsetzung Königshofens von 1395 bis 1429, 2) Abschriften der eingelaufenen Briefe und Berichte an den Strassburger Stadtrat von 1440—1454, 3) erlassene Befehle des Stadtrats nebst Notizen der persönlichen Beobachtung aus den Jahren 1444—1454." Mone vermutet daher mit Recht, dass diese Abschrift eine amtliche und auf Befehl des Stadtrates erfolgt ist.

Weiterhin sind neuerdings bekannt geworden drei Fortsetzungen, welche aus der Sammlung des Kardinals

Mazarin in den Besitz der Pariser Nationalbibliothek übergingen: sie laufen bis 1460—1472—1513, sind aber trotz ihres Reichtums an Nachrichten nicht so wertvoll, als Königshofen.

Am meisten Interesse erweckt die Fortsetzung, welche Konrad von Dunzenheim, Bürgermeister von Strassburg, bis 1495 an einen umgearbeiteten Königshofen fügte: diese Handschrift kam nach vielen Schicksalen in die Giessener Bibliothek. Eine zweite, welche von dem Dunzenheimer Geschlechte bis ins 17. Jahrhundert fortgeführt war, ist leider verbrannt. (Reuss). Wer sich überzeugen will, wie notwendig eine kritische Behandlung der Fortsetzungen Königshofens ist (Mone, Schulte), möge das Handschriftenverzeichnis bei Hegel einsehen, welches zudem nicht vollständig ist.

Das ganze süd-westliche Deutschland legte den Chronisten seiner Geschichtschreibung zu Grunde. Die Schweizer haben ihn fast durchweg mittelbar oder unmittelbar benutzt, so der Berner Justinger (um 1420), die Züricher Annalisten, deren Werke bei Ettmüller und Henne von Sargans gedruckt sind, die noch ungedruckte St. Galler Weltchronik, der Luzerner Chronist Melchior Russ durch Justingers Vermittelung, der Luzerner Etterlin; endlich finden wir noch die Röteler und Baseler Fortsetzung. An Königshofen lehnen sich Geschichtschreiber in Konstanz, Worms, Augsburg, Nürnberg, Regensburg, sogar in Köln; benutzt haben ihn die bairischen Chronisten um die Wende des 15. Jahrhunderts, Wildenberg, Fütrer und Arnpeck, aber merkwürdigerweise nicht Aventin, dann die Kaiserchronik von Gmünd und endlich der Abt Johannes Trithemius in seinen Hirschauer Jahrbüchern (um 1515). Unter den elsässischen Fortsetzungen des 15. Jahrhunderts ist endlich am bekanntesten die Chronik des Eikhart Artzt aus Weissenburg, der seine selbständigen Nachrichten aus Süddeutschland, besonders aber den sog. Weissenburger Krieg (1460—1471), unvermittelt an Königshofen anschliesst.

Kolmar[20] (teilweise auch Basel).

Jahrbücher und Chroniken.

Die lateinische Geschichtschreibung dieser beiden Städte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts hängt innig zusammen, aber erst Jaffé, welcher die Ausgabe für die Monumente besorgte, hat auch die einzelnen Teile der Quellen, das Leben der Verfasser, soweit möglich, klar und verständlich erörtert, so dass auch wir uns ihm anschliessen.

Stoff. Im Jahre 1278 gründeten die Dominikaner in Kolmar ein Kloster und bevölkerten es mit Brüdern aus Basel. Annalistische Aufzeichnungen aus dieser Stadt, deren Anfang heute verloren ist, die Ann. Basileenses, 1266—1277, wurden in Kolmar fortgesetzt und heissen Ann. Colmarienses maiores, —1305.

Ausserdem liegen uns noch vor kleine, dürftige Jahrbücher, die Ann. Colmarienses minores, von 1211—1300, ein Auszug der vorher genannten Werke, der Jahrbücher von Marbach, von verlorenen Strassburger und den oben genannten, verlorenen Baseler Jahrbüchern, welche letztere wohl bis in den Anfang der fünfziger Jahre reichten und in den Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit ausgeschieden worden sind. Weiterhin folgt bei Jaffé ein Aufsatz De rebus Alsaticis ineuntis saeculi XIII, eine Descriptio Alsatiae und endlich eine Descriptio Theutoniae, alle drei nicht chronologische, sondern beschreibende Uebersichten. Zuletzt druckt Jaffé das Chronicon Colmariense bis 1304 ab; dasselbe ist selbständig und soll von uns daher gesondert besprochen werden.

Verfasser. Es ist nun wahrscheinlich, dass nicht alle (Böhmer), sondern die sechs zuerst genannten Quellen von demselben Verfasser herrühren (Lorenz), sicher ist diese Annahme bei den Jahrbüchern (Jaffé). Der Annalist ist ein

Dominikaner, sein Name zwar unbekannt, aber das Leben erhellt aus den in seine Werke eingestreuten Bemerkungen. Geboren 1221 trat er mit 17 Jahren in den Orden ein, lebte von 1265—1277 in Basel und kam dann nach Kolmar, wo er mindestens bis 1287 festgestellt ist. Er machte 1261 eine grössere Reise nach Paris und noch drei kleinere, lebte aber den grössten Teil seines Lebens im Kloster, beschäftigt mit geschichtlichen und geographischen Studien. Erstere liegen uns in seinen Jahrbüchern, letzere in den drei erwähnten geographischen Abhandlungen vor: ein Atlas in 12 Blättern, von ihm gezeichnet, ist verloren. Vielleicht war es die Peutingersche Wegetafel, deren Urheber wir noch nicht kennen. Gestorben ist er, wie wir unten sehen werden, am Ende des Jahrhunderts.

Inhalt. Diejenigen Jahrbücher zunächst, welche als Baseler und grössere Kolmarer, *Ann. Colmarienses maiores*, herausgegeben sind, stellen sich als reichliche Nachrichten auf allen Gebieten des bürgerlichen und staatlichen Lebens dar, sind aber regellos, ohne Sichtung und Ueberarbeitung niedergeschrieben. Alles erweckt das Interesse des rastlosen Annalisten: ihm entgeht kein Naturereignis von grösserer Bedeutung, oft meint man einen Meteorologen oder Astronomen vor sich zu haben (z. B. 1267, 1268, 1272 u. s. w.). Neben Geschichte steht die Fabel, das tollste Wunder neben ernster, nackter Thatsache. Auf Wetter- und Ernteberichte folgt der gewöhnlichste und niederträchtigste Stadtklatsch; regelmässig wird Ankunft und Fortzug der Störche gemeldet, die schon damals dem Elsässer als Stadt- und Dorfgenossen lieb waren. „Der Mönch machte seine Aufzeichnungen von Jahr zu Jahr mit der Naivität eines Mädchens, das ihr Tagebuch führt und ein neues Kleid, das sie bekommt, mit derselben Wichtigkeit einträgt, wie die Kapitulation von Sedan. Wenn man sich den Inhalt einer Zeitung bunt durcheinander gewürfelt denkt, jetzt ein Stück Feuilleton, dann ein Stück

Inland, jetzt ein Stück Tagesneuigkeiten, dann ein Stück Ausland, jetzt ein Stück Volkswirtschaftliches, dann ein Stück Meteorologisches, so bekommt man ungefähr ein Bild dieser sonderbaren Arbeit.“ (Scherer).

Es ist unter solchen Umständen unmöglich, einen Auszug des Werkes zu geben, aber lesenswert ist die Arbeit des gemütlichen Berichterstatters in hohem Grade. Dass man den nach Art eines Tagebuches zusammengestellten Nachrichten überall folgen darf, ist nicht zweifelhaft. Wissentlich wird der Mönch nirgends gefälscht haben, und wo man ihn urkundlich vergleichen kann, stellt sich eine erfreuliche Uebereinstimmung der Nachrichten heraus.

Jaffé hat aus der Bemerkung zum Jahre 1304: Im Elsass war eine solche Hitze, dass die Greise einstimmig meinten, kein so heisses Jahr zu ihren Zeiten erlebt zu haben, geschlossen, dieser Satz könne nur von einem jungen Mann geschrieben sein. Da nun die oben erwähnten Kleinen Jahrbücher von Kolmar, gewissermassen eine von unserem Dominikaner herrührende dürftige Uebersicht über das 13. Jahrhundert, 1300 schliessen, so mag der Tod unseren bisherigen Führer abberufen haben und der Rest der Grösseren Jahrbücher bis 1305 von einem anderen Berichterstatter hinzugefügt sein.

Sicherlich aber rühren von ihm noch her die drei geographisch-statistischen Uebersichten über das Elsass und Deutschland, da „diese Dinge in der Form und in der Sache so sehr dem Geiste verwandt sind, der sich durchaus in den Annalen kundgiebt. Hier wie dort zeigt sich ein aufmerksamer Beobachter kleiner und kleinster Umstände, ein Freund der Naturbetrachtung, ein Mann, der in der kritischen Auswahl von Bedeutendem und Unbedeutendem nicht eben sehr genau verfährt, aber alles das in ausgezeichnetstem Masse besass, was die Dominikaner Erudition nannten und worin sie ihren Zeitgenossen Albert den Grossen als ihr Musterbild

verehrten." In dem ersten Aufsatze *Ueber die Zustände des Elsasses zu Beginn des 13. Jahrhunderts* steht mehr über den Dominikanerorden, als das Land, welches behandelt werden soll: dagegen zeichnen sich die beiden anderen *Ueber das Elsass* und *Ueber Deutschland* durch eine Fülle von kulturhistorischen Nachrichten aus, so dass sie uns heute hochwillkommen sind. Wir finden schon bei ihm die sieben Fürsten, wenn nicht als rechtliche, so doch thatsächliche Wahlfürsten des deutschen Königs, ihre und anderer Kirchenfürsten jährliche Einnahme: hauptsächlich aber sind die Nachrichten geographischer Natur. Auch beschäftigt den Verfasser die Herkunft des Namens Elsass, Theutonia und Germania: nur kann man heute den kindlichen Vermutungen des ungelehrten Sprachforschers keine Berechtigung mehr verleihen.

Ein ganz anderes Werk, als die bisher genannten, ist die Chronik von Kolmar, *Chron. Colmariense,* welche merkwürdigerweise ebenfalls 1304 endet. Lorenz nennt es mit Recht ein einheitlich concipiertes oder besser redigiertes Buch. Rudolf von Habsburg und sein Haus erweckt das Interesse des Verfassers am meisten. Der Habsburger ist Mittelpunkt der Erzählung, die zunächst bis 1276 geführt wird; dann lesen wir die Geschichte Ottokars und seines Hauses von 1230 ab, von 1276 ab den Kampf beider, und zwar sehr eingehend. Nach der Schlacht auf dem Marchfelde folgen einige anekdotenhafte Berichte, so die Prophezeiung über Rudolf und den Tod der Königin, aber auch ernste, wie über das Kolmarer Geschlecht der Rösselmann und deren Beziehungen zu Rudolf. Magerer ist die Erzählung über Adolf von Nassau: fast meint man, der Verfasser habe sich (von 1294 ab) den Uebergang zu Albrecht gewaltsam geschaffen. Die Regierung des zweiten Habsburgers bis 1304 wird wieder breiter behandelt.

Allgemein ist es aufgefallen, dass der Chronist über die

Begebenheiten im Lager Rudolfs und Ottokars, über die Vorgänge am Rhein und der Donau in gleich gründlicher Weise unterrichtet ist, so, dass die Ansichten und Absichten der Parteien in Form des Dialogs oder durch Reden uns übermittelt werden. Man schloss nicht mit Unrecht auf die Benutzung von Berichten, die vielleicht amtlicher Natur sind und sich durch die innige, weitgehende Verbindung des Dominikanerordens allein erklären lassen. (Vgl. aber Böhmer). Auch für die Zeit Adolfs und Albrechts hat man einen solchen Zusammenhang vermutet und Kolmar gleichsam als Scheidepunkt der Interessen beider Parteien hingestellt, wo beide um die Vorherrschaft rangen. (Lorenz). Ist somit der geschichtliche Wert der Chronik gross, so auch, wie oben schon bemerkt wurde, der litterarische. Es geht ein Faden, das Haus Habsburg, durch die Erzählung; man fühlt, dass der Verfasser bei seinem Werke etwas bezwecken wollte, nämlich eine Verteidigung des habsburgischen Standpunktes gegenüber den anderen Thronbewerbern, Ottokar und Adolf. Diese werden nicht beschimpft oder ungerecht bewertet, aber das Recht der Habsburger ist doch das bessere.

Die Chronik vereinigt, wie wir sahen, verschiedene Berichte zu einem Ganzen, die Jahrbücher aber sind Aufzeichnungen nach Art eines Tagebuches, ohne hervortretende Parteinahme. Daher werden beide Werke keinesfalls von demselben Verfasser herrühren. Einen Anhaltspunkt, denselben kennen zu lernen, gewährt nur Cap. 32 der Vita Alberti Magni des Petrus de Prussia, wonach ein Frater Johannes Columbariensis eine Chronik verfasst habe, in welcher von der Strenge des Kirchenfürsten Albert von Regensburg die Rede ist. Da diese Stelle in der Chronik von Kolmar nicht steht, nahm man früher an, das Werk des Johannes sei verloren. Lorenz bemerkt aber, dass man Chronik und Annalen im Mittelalter nicht scharf geschieden habe, und verweist auf 1277 der Baseler Jahrbücher, wo

4*

nur steht: Albertus Magnus. lector Coloniae . . . . . ., der gestrichene Rest dieses Satzes. sagt Lorenz, handelt eben von der Strenge Alberts, und daher vermutet er in dem Johannes von Kolmar den Verfasser der Jahrbücher von Basel und Kolmar. Aber in eben diesem Werke heisst es anderseits 1286: Frater Johannes de Columbaria vidit Parisius . . . . .; der Verfasser schriebe also von sich in der dritten Person. Wir möchten daher mit Jaffé annehmen. dass die Urheberschaft weder der Chronik noch der ganzen Basel-Kolmarer Geschichtschreibung nachgewiesen werden kann. Der Verfasser bleibt, wie so häufig im Mittelalter, ein Anonymus.

Die älteste deutsche Chronik von Kolmar. (—1426). A. Bernoulli hat dieses neben Closeners Chronik älteste Denkmal deutscher Geschichtschreibung in mustergültiger Weise nach der besten (Nürnberger) Handschrift herausgegeben. nachdem Sée sie in Stöbers Alsatia 1867 nach der Murbach-Kolmarer veröffentlicht hatte. Der Grundstock geht bis 1400. erhielt dann Fortsetzungen bis 1454, die aber teilweise nur in Auszügen vorliegen; schon die mustergültige Nürnberger Handschrift läuft bis 1426. Jedenfalls schrieb der erste Verfasser 1403. Ueber den Namen und das Leben desselben und seiner Fortsetzer sind wir gar nicht unterrichtet: einmal wird das Werk Chron. Franciscanorum Colmar. genannt. ist aber wohl kaum von einem Minoriten verfasst. da es auf Werken von Dominikanern beruht und deren politisch-religiösen Standpunkt teilt. Dass der bekannte Peter von Andlau der Verfasser ist. wie eine Bemerkung Billings aus dem 18. Jahrhundert besagt, muss zurückgewiesen werden: vielleicht entstand die Chronik im Kolmarer Martinstift.

Der Inhalt derselben verweist sie unter die Weltchroniken. Aber dürftig ist das Gerippe, solange Martinus Polonus und die Kolmarer Ann. minores (—1298) benutzt

sind; erst mit 1300 wird der Bericht reicher und wertvoll wegen mancher eigentümlichen Nachrichten aus der Landesgeschichte und näheren Umgebung. Aber der Chronist beschränkt sich (p. 4) absichtlich auf die Zeiten bis vor 100 Jahren; „das alte wil ich gar lossen vallen. Der hienoch lebe, der schribe aber me.“ So kommt es, dass eigentlich erst das 15. Jahrhundert reichlicher bedacht wird, die Fortsetzer übertreffen den Grundstock. Wir hören vom Konstanzer Konzil, Lokalgeschichte, Preise von Lebensmitteln, ja sogar von einer Zerstörung der Burg Zollern (1422) und dem Blühen der Mandelbäume um Neujahr 1426.

Die Bedeutung der Chronik für allgemeine Geschichte ist gering, für Kolmar und das Oberelsass grösser, am wertvollsten aber als Sprachdenkmal, da sie zeitlich hoch hinaufragt. Aus diesem Grunde besonders wurde sie hier näher besprochen.

Elsässische Reimchroniken über die Burgunderkriege. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts war besonders das Oberelsass in Gefahr burgundisch zu werden. Indem wir wegen der geschichtlichen Verhältnisse, welche dahin zu führen drohten, auf die Einleitung zur Schweizer Geschichtschreibung verweisen, sei hier nur bemerkt, dass im Elsass zwei Reimchroniken entstanden, welche sich über die bösen Zeiten verbreiten und als unmittelbare und gleichzeitige Quellen Beachtung verdienen.

Die burgundische Hystorie[21]) des Hans Erhart Tusch aus Schlettstadt (?) erzählt in 639 vierzeiligen gereimten Strophen die Kriege des Herzogs bis zu der Schlacht von Nancy in flotter Sprache und ziemlicher Ausführlichkeit, ohne dass der Verfasser den Namen eines Dichters verdient, wenngleich sich poetische Figuren und Bilder vorfinden. Oft waltet zu grosse epische Breite vor, so bei Aufzählungen, während die Kampfschilderungen selbst lebhaften Schwung verraten. Viel Neues erfahren wir nicht aus der Reim-

chronik, die aber als Stimme aus dem gegnerischen Lager herangezogen werden sollte. Ueber den Namen des Verfassers, ob Erhart oder Tusch, verweise ich auf den Herausgeber der Chronik, A. Stoeber.

Die zweite Reimchronik, welche für die Entstehung der Burgunderkriege von grossem Wert ist, heisst nach Mones Vorgange die *Breisacher Reimchronik* über Landvogt Peter von Hagenbach.[22])

Durch die Verpfändung der Landgrafschaft Elsass, der Grafschaft Pfirt, also ungefähr des heutigen Oberelsass, sowie von vier wichtigen Städten zwischen Basel und dem Bodensee hatte Karl der Kühne sich die Angriffstellung gegen die Schweiz gesichert. Zum Landvogt wählte er Ritter Peter von Hagenbach, einen schon länger in seinen Diensten stehenden Sundgauer aus Hagenbach bei Altkirch, welcher ihm treu ergeben, aber sonst rücksichtslos war und vor keiner Gewaltthat zurückschreckte. Der Herzog glaubte in ihm als gutem Kenner der dortigen Verhältnisse die beste Wahl getroffen zu haben, ist aber gerade durch ihn um diese Erwerbung, ja sogar um Land und Leben gekommen. Es würde hier zu weit führen, die zuerst vorzüglichen Verwaltungsmassregeln Hagenbachs einzeln zu besprechen, sondern wir verweisen auf die einschlägigen Arbeiten von Schreiber, Heinrich Witte und C. Chr. Bernoulli; aber eins ist als Kern auszuschälen: Das brutale Auftreten Hagenbachs gegen Adel und Bürger, seine unklugen Forderungen an die seit 1466 mit Bern und Solothurn verbündete Stadt Mülhausen, welche Karl zur Hauptstadt des erworbenen Gebietes machen wollte, veranlassten die grosse Vereinigung in erster Linie, welche Karl überhaupt stürzte und Hagenbach selbst aufs Schaffott brachte. In Breisach, wo er zumeist wohnte, wurde der Landvogt gefangen, wegen gemeinen Verbrechens durch einen ausserordentlichen Gerichtshof verurteilt und nach qualvoller Folter enthauptet (1474).

Die Breisacher Reimchronik handelt nun grösstenteils (— Kap. 142) über Hagenbach, seine Jugend, Schicksale in Burgund und die Thätigkeit als Landvogt, erzählt aber dann noch (— Kap. 165) die Ereignisse bis zum Tode Karls bei Nancy. Sie zerfällt also in zwei Teile, deren erster vor 1477, der zweite erst 1480 verfasst ist (Mone). Mit dem Leben Hagenbachs verquickt der Chronist auch die Ereignisse der sechziger Jahre, die Mülhauser und Waldshuter Fehde, sowie die Verpfändungen der österreichischen Besitzungen; Hagenbach ist nach der Reimchronik (Kap. 8) derjenige, „der den Kauf schuf und macht." Es folgt dann die Uebergabe an den Herzog, Verordnungen des Landvogts für den Landfrieden, das Gerichtswesen, seine Bemühungen zur Einlösung der im Lande verpfändeten Hoheitsrechte. Aber diese im allgemeinen guten Zeiten hörten bald auf. Wir hören von Hagenbachs brutalem Auftreten in Kolmar, Basel (17) gegen Gesandte Strassburgs (18), die Leute in Thann (31), den Bürgermeister von Breisach (27), welche Stadt ihre Unabhängigkeit nicht verlieren wollte und daher allen möglichen Anschlägen ausgesetzt war. Wenig Erfolg aber hatte Hagenbach in seinen Absichten auf Waldshut, Lauffenburg, Rheinfelden und Säckingen (37), welche als Einfallspforten in die Schweiz dienen sollten. Daneben laufen Schilderungen über Hagenbachs lustiges Leben (z. B. 23), das meistens in Roheit (74), ja Gemeinheit (44, 93 flgde.) ausartete und vor Gotteslästerung (122) nicht zurückschreckte; ein solches Gebahren war damals aber nichts Ungewöhnliches (Mone III, 197 flgde.).

Das Regiment konnte nicht lange dauern. War Hagenbach schon mal früher dem noch rücksichtsloseren Schauenburg in die Hände gefallen (Kap. 28), allmählich wuchs die Erbitterung, besonders durch Auflage des „bösen Pfennigs" (34 flgde.); sie gelangte zum Ausbruch, als der Landvogt 1473 die Freiheit Mülhausens ernstlich bedrohte. Dieses

Ereignis führte zum allgemeinen Bunde gegen Karl und wurde auch Hagenbach verderblich. Es erfolgte am Ostermontag seine Gefangennahme, weiter der Prozess und die Hinrichtung in Breisach (Kap. 126—142).

Der zweite Teil der Reimchronik (143—165) umfasst die Ereignisse seit der Zusammenkunft Friedrichs III. und Karls in Trier bis zur Schlacht bei Nancy (1477), wo Karl fiel. Deshalb sollte die Chronik eigentlich den Namen Chronik der Burgunderherrschaft am Oberrhein erhalten; aber von Mone schon ist die Ansicht verfochten, dass der wirkliche Titel Berechtigung hat. Hagenbach ist Hauptperson der Chronik: er hat die Verpfändung des Landes veranlasst und muss daher als Urheber alles Elends dort zu Grunde gehen: sein Tod ist die „Sühne der gestörten Weltordnung!“ Es kommt ferner um Bernhard von Gilgenberg, Präsident des Hofgerichts zu Ensisheim, weil er den Rat gab, wie Hagenbach regieren solle, allerdings nicht vor diesem, wie die Chronik will, sondern später, wenn auch im selben Jahre 1474. Der Ammeister Schott, früher als Gesandter Strassburgs von Hagenbach als Brotbäcker und Metzger beschimpft, ist später derjenige, welcher das Todesurteil in Breisach spricht. „Nachdem so der Chronist zugleich als Erzähler einer künstlerisch geformten Geschichte und tragischer Dichter seinen Helden versöhnt mit Gott und seinen Feinden, bussfertig und freigebig gegen die Stadt, wo er gefehlt, hat sterben lassen, sieht er endlich im Tode Karls von Burgund das Strafgericht, das zugleich auch diesen Hauptschuldigen am Friedensbruche ergreift.“ (Mone).

Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob der Bürgermeister Stehellin von Breisach, denn von ihm ist ja wohl das Werk verfasst, wirklich die Absicht gehabt hat, eine „nach den Regeln der Oekonomie eines Dramas verfasste Chronik“ zu schreiben und ob nicht zufällige Gründe die im allgemeinen unchronologische Anordnung der einzelnen Kapitel

veranlassten. Zudem ist es das Schicksal aller gereimten geschichtlichen Erzeugnisse, dass der Stoff die Chronologie beherrscht und oft sogar die Wahrheit. In diesen Punkten besonders hat die neuere Forschung an der Reimchronik gar vieles auszusetzen und stellt hauptsächlich fest, dass Mone „den Wert derselben zu hoch anschlägt. Die Reimchronik ist stets und überall nur mit grosser Vorsicht zu benutzen, und gar über entfernt liegende Verhältnisse sind ihre Angaben ohne grossen Belang und können gegen eine Quelle wie Blauenstein nicht aufkommen. Ganz unkritisch ist es aber, die Reden, die der Reimchronist den einzelnen Personen in den Mund legt, stets für bare Münze zu halten." (Witte). Wie aber jedes poetische Erzeugnis in chronologischer Hinsicht Mängel aufweist, so zwingt der Stoff den Dichter auch aus einem Geschichtschreiber Rhetor zu werden und der Form die Wahrheit zu opfern. Dazu kommt, was Mone richtig erwähnt, der Umstand, dass die Reimchroniken ihre Entstehung einer Gemüts- oder Gefühlserregung verdanken, nicht der ruhigen, verständigen Beobachtung. Die Breisacher wurde geschrieben unter dem frischen Eindrucke der Gewaltthaten Hagenbachs, welcher zudem die Stadt ihrer freien bürgerlichen Verfassung beraubt hatte. Kein Wunder also, dass die Reimchronik oft vielleicht absichtlich vom Wege der Wahrheit abweicht. Endlich muss man berücksichtigen, dass die Thatsachen, welche berichtet werden, vielfach zeitlich entlegen sind, so dass den Chronisten sein oder seiner Gewährsmänner Gedächtnis im Stiche liess. Zu loben ist der nationale Standpunkt des Verfassers, dem wohl als einem der ersten die wahre Bedeutung der burgundischen Herrschaft für das Deutschtum nicht entging: Das manigen Dütschen seer verdross — dem sein Zunge nit was beschnitten — nach den welschen sitten (Kap. 9), wobei er auf den romanisierten Hagenbach anspielt. Das kann nämlich als sicher angenommen werden: Wenn die burgundische

Herrschaft am Oberrhein bestehen blieb, wäre dort deutsche Sprache und Sitte vernichtet worden.

Litterarhistorisch ist das Werk sehr beachtenswert, da es als das umfangreichste und vollendetste dieser Art am Oberrhein gelten muss, wo doch hauptsächlich die bürgerliche Chronik herrschte. Es ist aber kaum zu ermitteln, ob der Verfasser das steirische Reimwerk Ottokars kannte oder mit niederrheinischen Erzeugnissen dieser Art vertraut war; letzteres ist wahrscheinlich, da sich niederrheinische Formen (kellen für reden) als Reime finden. Die beiden uns erhaltenen Handschriften sind zwar nur Abschriften der verlorenen Urschrift, aber auch ausgezeichnet durch naturgetreue Zeichnungen uud Porträts, welche wahrscheinlich von dem Kolmarer Schongauer oder dessen Schule stammen (Mone).

III. Schwaben.

Aus schwäbischen Klöstern.[23])

An hervorragenden annalistischen Aufzeichnungen für diesen Zeitraum ist grosser Mangel, das Vorhandene meistens ohne Wert. In Engelberg wurden Jahrbücher des Klosters St. Blasien, welche bis 1143 reichen, fortgeführt bis 1489, *Ann. Engelbergenses;* sie sind aber mager, nur gelegentlich, wenn auch vielleicht gleichzeitig, entstanden und behandeln meistens die Geschichte des Klosters. Nicht unwichtig für die Kämpfe Rudolfs mit Ottokar sind die von einem Minoriten vielleicht des Klosters St. Blasien (Rauch) geschriebenen *Ann. Suevici* (1273—1293). „Rudolf bildet den Mittelpunkt der kurzen Aufzeichnungen, die durch chronologische Genauigkeit und durch das Interesse ansprechen, welches der Verfasser der Reichsgeschichte entgegenbringt." Grösseren Wert noch haben die *Ann. Sindelfingenses* (—1294), welche mit einer Gründungsgeschichte dieses bei Stuttgart gelegenen Klosters beginnen und besonders für die Zeit Rudolfs von Habsburg reichlichere Nachrichten bringen, obwohl der erhaltene Rest nur Bruckstück eines grösseren Werkes ist, welches ein gewisser Conrad von Wurmelingen schrieb. Das eigentliche Werk war nach Böhmers Vermutung noch im Besitze des bekannten Historikers

Nauklerus († 1510). Ebenfalls verloren oder nur in kläglichen Resten erhalten sind *annalistische Aufzeichnungen aus Stuttgart* (1265—1452), welche Stälin wiederherzustellen versuchte: „ohne sie würden manche Einzelheiten aus der württembergischen Haus- und Landesgeschichte für die Kenntnis der Nachwelt verloren gegangen sein.“ Entstanden sind sie ohne Zweifel im Stift zum hl. Kreuz zu Stuttgart und benutzt in einer Kompilation, welche man gewöhnlich die *Gmünder Chronik* (—1462) nennt. Diese beginnt bei der Arche Noe, um nach abenteuerlicher und fabelhafter Fahrt in Württembergs Gefilden zu landen. Durch die Ausgabe in den Monumenten ist jetzt auch die Chronik von Wimpfen, *Chron. eccl. Wimpinensis*, ganz bekannt geworden, welche Burkard von Hall bis 1273 schrieb und Dyther von Helmstädt bis 1325 fortsetzte. Dieselbe besteht zunächst (Kap. 1—6) aus fabelhaften Berichten über die Anfänge der Kirche, wird ungefähr von 1250 ab reichlicher, weil der Verfasser über seine Pfründen und sein Kloster spricht, und bricht 1273 mit der allgemeinen Geschichte ab. Der Nachfolger Dyther ist wertvoller, sofern er hauptsächlich Reichsgeschichte berührt; aber viel Neues erfahren wir auch von ihm nicht.

Wirklichen und unbestrittenen Wert hat die deutsche *Chronik von Reichenau*[24], verfasst von einem gewissen Martin oder Gallus Oehem (Oheim) am Ende des 15. Jahrhunderts. Derselbe, um 1425 in Radolfzell geboren, studierte in Freiburg und war Kaplan in Reichenau oder auch Pfarrer einer zu Reichenau gehörigen Gemeinde, aber Benediktiner; erst in hohem Alter hat er das Werk vollendet. Schon im vorigen Bande (Seite 234) nannten wir ihn, weil er zu seinem Werke in St. Gallen entstandene Jahrbücher benutzte, welche auch in der dritten Fortsetzung der Casus St. Galli in einen Auszug gebracht, aber heute verloren sind. Die Casus haben Oehem nicht vorgelegen, da sie weniger reichhaltig sind.

Das Werk, welches dem Abte Martin gewidmet ist, zerfällt in drei ungleiche Teile. Der erste, kurze handelt Von den Stiftern des Gotzhuses Ow, wie dieses 724 vom hl. Pirmin gegründet, von den Karolingern, Sachsen- und Schwabenherzögen ausgestattet wurde und neben St. Gallen das bedeutendste Kloster Schwabens war. Der Abt konnte bei Romreisen stets auf eigenem Grund und Boden nächtigen, wie die Sage erzählt. Aus der Gottesstätte Ow wurde daher folgerichtig Richenow, und Von den Aebten der Richenow, im Ganzen 54, handelt der zweite und Hauptteil des Werkes, welches der entschwundenen Grösse des Stiftes und der Trauer über den Verfall desselben Ausdruck geben sollte. Aber es ist gerechte Strafe Gottes, da der geistliche Stand sittlich verkommen, das Regiment und Leben der Aebte ungeistlich und zu weltlich ist. Oehem hat fleissig gearbeitet und alles auf Reichenau bezügliche verwertet, in der Weise, dass er selbst Werke St. Gallens, dieses Erbfeindes der Reichenau, verwandte. Im Ganzen zog er nach Breidenbachs Untersuchung ausser Urkunden 25 annalistische Werke und Chroniken heran, die noch heute meistens guten Klang besitzen. Neben der Geschichte des Klosters kommt die allgemeine ebenfalls zur Geltung, besonders der Investiturstreit in Schwaben zur Zeit Heinrichs IV. und der Thronstreit zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig von Baiern. Ausserdem streift der Verfasser manche Fragen von weiterem Interesse, so dass sich der Wert der Chronik hoch bemessen lässt, zumal Oehem seine Quellen nicht pragmatisch verarbeitet, sondern als echtes Kind des Mittelalters die Vorlagen für sich selbst reden lässt. Er schreibt in schwäbischem Deutsch und bemüht sich, lateinisch gedachte Quellen in deutsche Form zu bringen. Oft aber vergeblich; denn „sehr häufig überträgt er ohne weiteres lateinische Konstruktionen in das Deutsche, z. B.: den Acc. c. inf. 48, 19 „Ueber die Gauben vind ich in geschrifft in dem gotzhus geben

haben“ (eum dedisse), den Ablativ absolut „der von münchen, sines hirten stab zubruchen, empfangen ward“ (baculo fracto susceptus est) u. s. w. Urkunden, deren er ein halbes Hundert benutzte, werden ganz übersetzt oder ausgezogen, so dass das Werk auch nach dieser Richtung bedeutungsvoll ist. Der dritte Teil giebt die Wappen der Aebte, Kapitelherrn und Lehnsleute des Klosters.

Das Werk als Ganzes ist von litterarischem und geschichtlichem Werte und beweist, dass in Reichenau doch nicht alles geistige Leben erstorben war; der Mönch vollbrachte eine verhältnismässig schätzenswerte Leistung. Oehem ist sprachlich nicht wertlos und als Quelle besonders für die ältesten Zeiten, von Pirmin bis auf Walahfrid Strabo, der 849 starb, wohl zu beachten, weniger allerdings für die eigentliche Kaiserzeit, da wir seine Vorlagen für diese Zeit noch grösstenteils besitzen. Aber auch hier bildet er oft unsere einzige Quelle und hat sich den Dank des Klosters und der folgenden Geschlechter redlich verdient. Seine Chronik ist den St. Gallener Casus als Ganzes ebenbürtig, übertrifft diese an Gleichmässigkeit der Behandlung, wenngleich die Frische und das Ursprüngliche fehlt. Doch daran ist Oehem weniger Schuld, als seine Zeit.

Als Reichenau im Anfange des 16. Jahrhunderts aufgehoben und dem Bistum Konstanz übergeben werden sollte, wehrte sich der klägliche Rest von Mönchen; die Angelegenheit zog sich daher bis 1564 hin, in welchem Jahre die Aufhebung des Stiftes erfolgte. Tiefbetrübt zog sich ein gewiss Reichenauer Mönch, Kolumban Ochsner, nach Einsiedeln zurück und schrieb dort seine *Facti species*, d. h. den Auflösungsprozess des Klosters, der bei Mone zu finden ist.

Schwäbische Städte.

Konstanz.[25]) Aus dem früheren Mittelalter haben wir über Konstanzer Verhältnisse nur wenig; Wattenbach sagt

daher ganz recht, dass St. Gallen und Reichenau scheinbar alles an sich gezogen hätten, was an litterarischer Bedeutung in dortiger Gegend vorhanden gewesen wäre. Wir besitzen zwar die Lebensbeschreibungen der Bischöfe Konrad (934—976) und Gebhard II. (980—995), aber beide sind sehr spät geschrieben und fast legendenhaft gehalten; die zweite enthält nur über die Gründung von Petershausen, des bei Konstanz liegenden Klosters, einige Nachrichten. In Petershausen selbst wurde eine Klosterchronik (—1164) geschrieben, die aber für allgemeine Geschichte ebenfalls wenig in Frage kommt.

Erst im späteren Mittelalter tritt Konstanz mehr hervor; es entsteht dort eine Menge von Werken, teils Weltchroniken, teils städtische Aufzeichnungen, dann Bistumschroniken nebst Bischofskatalogen und endlich ein Bericht über das Konstanzer Konzil. Indessen ist gerade der ältere Teil der städtischen Aufzeichnungen zu Grunde gegangen oder nur in dürftigen Auszügen vorhanden, die teilweise nicht gedruckt sind.

Um einen Ueberblick über den gesamten Stoff zu gewinnen, geben wir denselben nach Ludwig, dessen Untersuchungen bahnbrechend geworden sind, in Uebersicht. Konstanz besitzt an

a. **Weltchroniken.**

Die Chronik Heinrichs von Diessenhoven bis 1361.
Die sog. Kernsche Weltchronik bis 1383.
Die Konstanzer Zusätze zu Königshofen.

b. **Stadtchroniken***).

bis 1500, gedruckt.

4. Chron. Constantiense —1466, Hdschr. in Konstanz,

*) Die Zahlen vor den entsprechenden Werken entsprechen den Nummern bei Ludwig. Die hier angeführten Werke sind von Ludwig in Zs. f. G. O. N. F X. um einige vermehrt, die aber grösstenteils jüngeren Ursprungs und hier ausgelassen sind.

bei Mone I, 309. Ruppert hält den Teil —1390 für Auszug aus Stetters Chronik und nennt sie (pag. XIX) Hdschr. A (vgl. 19); die Wiener Hdschr. C (vgl. 5) ist Abschrift des Chr. Const. (Kleissner).

5. Dachers († 1471) Lokal- und Bistumschronik —1470.
3 Codd. a) St. Gallen, Ruppert XXIV, Ludwig 5 A.
b) Stuttgart, Ruppert XXVI, Ludwig 5 B.
c) Wien, Ruppert XXVII, Ludwig 5 C. (Anfang und Ende verstümmelt; geht bis 1388; nach Kleissner Abschrift des Chron. Const., also des Moneschen Textes.) (vgl. 4).

6. Claus Schulthaiss († um 1500) (1252—1461) excerpiert durch Mangolt (vgl. 8. Red. B. Ruppert).

von 1500, gedruckt.

9. Stumpff († 1576), Eidgenöss. Chronik; in Buch 5 ein Abschnitt über Konstanz, besonders Annalen; benutzt besonders Dacher und Mangolt (A).

14. Ruppert M[1] } Chroniken;
„ M[2] } teilweise Bruchstücke. Bedeutung gering (Ludwig).
„ D }

19. Schwarzachs Chronik, 1585 verfasst; Hdschr. nach Ludwig 1600—1620 geschrieben; Ruppert (XXII) hält Stetter für Verfasser und Schwarzach für Abschreiber; Hdschr. B bei Ruppert (XXII) in Konstanz; Hdschr. A. Grundlage des Chron. Const. bis 1390 (vgl. 4), ergänzt durch Hdschr B; beide nach Ludwig nicht von Stetter, sondern A von Anonymus, B von Schwarzach verfasst.

von 1500, ungedruckt. (Die fünf zuerst genannten Stoffe vereinigt in einem Sammelbande des Karlsruher Archivs).

2) Chronik, deutsch, nur im Register erhalten; bis jetzt unbekannt; verfasst nach Ludwig vom Domherrn Kurtz (?) (um 1300); dabei noch deutsche

Fragmente für 14. und 15. Jahrh.; bis jetzt unbekannt.

3) Bruder Joachims Buch, 4 Blätter, sind nur Register einer verlorenen Chronik von mindestens 283 Seiten; von X bis 1486.

20. Anonyme Chronik (8 Bll.), von 280—1604; Konstanzer Geschichte, unbenutzt.

23. Oktavheft (anonym), von X—1681; Konst. Geschichte, meist aus Mangolt und Dacher; unbenutzt.

24. Anfang der Stadt Konstanz; 89 Bll. deutsch, aus Mangolt, unbenutzt.

8. Mangolt († 1580?) Lokal- und Bistumschronik, in 3 Redd. beruht auf Stumpff (9).

Red. A. Urschrift in Konstanz, 2 Teile —1538 (1541), unbenutzt.

Red. B. Urschrift in Zürich; enthält Chronik und den Auszug aus Claus Schulthaiss (6); dieser gedruckt bei Ruppert 270 flgde.; benutzt teilweise von Jacobsen, hist. Studien VIII; Red. B reicher als A.

Red. C. Urschrift in Zürich; nicht beendet: Werk verändert; reicht bis 1562 (1566), benutzt von Jacobsen.

Nach Ludwig ist Red. A Stoffsammlung, B Handexemplar Mangolts, C Ausgabe der Chronik.

11. Zündelin († 1558), Ursprung der Stadt Konstanz; im Karlsr. Archiv; reicht bis ins 13. Jahrh.; später fortgesetzt bis 17. Jahrh.; unbenutzt.

12. Vögeli († 1560?) Ursprung der Stadt Konstanz; im Karlsr. Archiv; beruht auf Mangolt; reicht bis Reformation, unbenutzt.

17. Anonyme Chronik der Stadt Konstanz; im Karlsr.

Archiv: Reinschrift. -1548 (Annalen): nach Ludwig = No. 16 D (Ruppert XXVIII flgde.).

18. Reutlinger († 1611), Kollektaneen, 15 Bde.: Bd. I, 102 flgde. sind „Konstanzer Geschichten.“

c. Bistumschroniken.

bis 1500, ungedruckt.

Cod. 339 des St. Gallener Stiftsarchivs, gefunden 1897 durch Cartellieri. Abschrift durch Martens im Karlsr. Landesarchiv; enthält Konstanzer Bistumschronik, nicht abgeschlossen, von Ursinus (589?) —1436 (1467). Verf. unbekannt. Konstanzer, gelehrt, Geistlicher. Wert gross; vgl. die Darstellung.

von 1500, gedruckt.

7. Manlius (Mennel) † 1526: Chron. episcopatus Const., interpoliert ab alio bono viro, der unbekannt ist; gedruckt bei Pistorius III; —1526, mit Fortsetzungen —1561 von unbekannter Hand; in einer Schaffhausener Hdschr. (ungedruckt) —1626: bedeutend.

auf Manlius {

10. Bruschius († 1557), de omnibus Germ. epp., Nürnberg 1549; allein gedruckt Bd. I: Mainz und Suffragane, sowie Bamberg: bedeutend.

13. Christoph Schulthaiss († 1584); Bistumschronik —1574, ed.: Marmor, 1874.

21. Merck, Chronik des Bistums Konstanz, 1627: unbedeutend.

}

22. Bucelinus, Mönch, † 1681, Bistumschronik, fasst den Stoff zusammen; einflussreich.

25. Pregizer, um 1700, Bistumschronik: Standpunkt evangelisch; kurze, gelehrte Darstellung: beruht auf Brusch.

d. Ulrich von Richenthal.

Geschichte des Konstanzer Konzils.

e. Bischofsfolgen.

Wir erwähnen ausnahmsweise zwei deutsch geschriebene (Mone A. C.) Bischofsfolgen, weil dieselben, besonders die der Donaueschinger Handschrift (--1436), mit derjenigen der Züricher Jahrbücher und der sog. Klingenberger Chronik übereinstimmt (vgl. auch Hegel 204); die Bischofsfolge in der Grieshaberschen Handschrift (Mone B) ist lateinisch und wahrscheinlich von dem Konstanzer Weihbischof Melchior, in dessen Besitz sich damals der Kodex befand, aufgestellt: er reicht bis 1537. Wahrscheinlich sind die Schweizer Bischofsreihen aus Konstanz übernommen.

Wir behandeln zunächst die Konstanzer **Weltchroniken,** bemerken aber, dass sie auch Ortsnachrichten geben; diese sind indessen nicht Hauptzweck der Verfasser.

Die *Chronik*[26]) Heinrichs von Diessenhoven, bis 1361.

Die Ritter von Hetelingen, Ministerialen und zwar Truchsesse der Grafen von Kiburg und später der von Habsburg, erlangten das Bürgerrecht der Stadt Diessenhoven bei Schaffhausen und nannten sich von da ab Truchsesse von Diessenhoven. Im Dienste der Habsburger that sich besonders der Vater unseres Geschichtschreibers, Johannes, sehr hervor; man verwandte ihn zu diplomatischen Sendungen. So war er 1322 in Avignon, um die Anerkennung Friedrich des Schönen bei Johann XXII. durchzusetzen. Hierbei begleitete ihn sein Sohn Heinrich, der weiterhin 1325 Kustos des Stiftes Bero-Münster und Doctor decretorum, später Domherr von Konstanz wurde. Eine so rasche Beförderung — geboren wurde unser Geschichtschreiber erst zwischen 1300 bis 1302 — ist damals nichts Auffälliges und bei den nahen Beziehungen der Diessenhoven und Habsburger wohl erklärlich. Bis 1338 finden wir ihn ununterbrochen sieben Jahre in Avignon; die Ernennung zum Kaplan des päpstlichen Hofes

beweist, dass Heinrich auch mit der Kurie gute Beziehungen pflegte. Von 1338 lebte der Geschichtschreiber ruhig und im Besitze einträglicher Pfründen zu Bero-Münster und seit 1340 zu Konstanz, ein angesehenes Mitglied des Domkapitels, dem der Bischofstab nur entging, weil die Zeiten unruhig waren und Parteieifer den Wert der Persönlichkeit nicht zu schätzen vermochte. Gestorben ist Heinrich im Dezember 1376, entweder in Konstanz oder in Bero-Münster, dessen Kustos er geblieben war.

In Avignon hatte unser Held vielleicht die Aufgabe übernommen (Aebi), die Kirchengeschichte des Dominikaners Ptolemaeus von Lucca, Bischofs von Torcello, welche in 24 Büchern bis 1313 reicht, fortzusetzen. Jedenfalls schliesst er seine Chronik als Buch 25 an Ptolemaeus an und führt die Erzählung bis 1361 fort, in der Weise, dass dieselbe erst vom Jahre 1333 fortlaufend fliesst, der Zeitraum 1313 bis 1333 dagegen nur ein Kapitel umfasst, welches zudem nach seiner eigenen Angabe (Lindner) nicht von ihm selbst herrührt und auch nur wenige Nachrichten über Johann XXII. aus den Jahren 1316—1323 enthält.

Wann die Hauptmasse 1333—1361 verfasst wurde, ist Gegenstand einer noch nicht geschlossenen Untersuchung, indem Huber den Beginn der Niederschrift in den Anfang der vierziger Jahre, als Diessenhoven endgültig in Konstanz war, verlegt, während Böhmer, Simonsfeld, Lindner, denen Lorenz beistimmt, den Anfang der geschichtlichen Thätigkeit schon in das Jahr 1333 setzen; von 1345 ab aber wird auch von Huber gleichzeitige Abfassung angenommen. Im Jahre 1338, wo Diessenhoven Avignon verlässt, brechen die zwei italienischen Handschriften, welche als Fortsetzungen des Ptolemaeus gelten und teilweise von Muratori gedruckt sind, ab, nur eine, die jetzt in München ist, führt bis 1361. Man hat daher mit Recht geschlossen, dass die ersteren nur Abschriften des Werkes sind, soweit es von Diessenhoven in

Avignon fertiggestellt war, die Münchener Handschrift dagegen in Konstanz von Diessenhoven fertiggestellt wurde und entweder Urschrift oder Abschrift ist. König kommt zu der Ansicht, dass Ptolemaeus seine Kirchengeschichte bis 1294 geführt, diese dann von Bernardus Guidonis, später von Diessenhoven fortgeführt sei.

Der grösste Teil des Werkes ist also gleichzeitig mit den Ereignissen entstanden. Einmal (1345) grübelt er über die voraussichtlichen Folgen einer Sendung, dann (1347) wünscht er Karl IV. das Beste zur Thronbesteigung, beginnt das Jahr 1347 mit den Worten: In nomine domini, gesta anni XLVII, und verfährt ähnlich 1352 und öfters. „Auch einzelne, namentlich für Zeitangaben, offen gelassene Stellen, wie 1356 und 1360, dürften sich vielleicht daraus erklären, dass der Verfasser vor Ablauf der betreffenden Ereignisse schrieb, also die Dauer noch nicht angeben konnte. Gerade seit der Zeit, von welcher an der Verfasser die Ereignisse von Jahr zu Jahr so gut wie ganz gleichzeitig niederschrieb, grenzt er auch äusserlich die einzelnen Jahre oft scharf von einander ab;" er ist also hier grösstenteils Annalist, in den ersten Teilen mehr Chronist.

Aebi hat in seiner vortrefflichen und fleissigen Schrift auf den kirchlich-politischen Standpunkt Diessenhovens hingewiesen und bemerkt, dass Kaiser und Papst der Mittelpunkt des Werkes seien und alles fortgelassen sei, was sich nicht auf diese beziehe: er habe sich also als echter Fortsetzer des Ptolemaeus erwiesen. Nur in einem Punkte macht Diessenhoven eine Ausnahme; er geht besonders auf die Ereignisse in Deutschland, vorzugsweise des Südens ein, die mehr örtlichen Charakters sind. Der Bodensee ist in gewisser Hinsicht der Mittelpunkt seiner Welt, vorher, bis 1338, Avignon. Er verzeichnet regelmässig den Papstwechsel, den Streit der Kurie mit Ludwig dem Baiern, wobei Diessenhoven sich als Anhänger der Päpste erweist und diejenigen

bekämpft, welche das Interdikt nicht beobachten. Aber 1338 tadelt er anderseits die duritia nimia des Papstes Benedikt XII., qui nunquam etiam ad tempus modicum voluit divina concedere et suspendere interdictum: auch die menschlichen Fehler der Päpste, ihre Geldgier und Bestechlichkeit (1357. 1361) werden entschieden verurteilt. Die Regierung Karls IV. ist eingehend behandelt, das Itinerar genau angegeben, auf Familienverhältnisse des Kaisers Rücksicht genommen; der Erlass der goldenen Bulle zu Metz (1356) wird nicht erwähnt, bezeichnend für Diessenhoven wie die Zeit, welche überhaupt hiervon keine Notiz nahm. Endlich ist Diessenhoven wertvolle Quelle für die Beziehungen Oesterreichs zu den Waldstädten.

Wir hatten festgestellt, dass der Annalist weitgehende Beziehungen hatte und sorgsam pflegte. Das ist dem Werke sehr zu statten gekommen, und man kann daher seinen Reichtum an Nachrichten begreifen. Dazu tritt die chronologische Sicherheit Diessenhovens: er ist ein zuverlässiger Berichterstatter, sein Werk gespickt mit Zeitbestimmungen aller Art, sogar Tagesangaben. Es will also nicht viel besagen, wenn ihm auch mal genealogische Irrtümer nachgewiesen werden; in einer Zeit, wo man auf mündliche Berichte in erster Linie angewiesen war, ist vollkommene Sicherheit nicht zu erreichen. Jedenfalls hat Diessenhoven nach Vollkommenheit und Wahrheit gestrebt und nennt sehr häufig seine Quellen. Die Verhältnisse Oesterreichs 1338 erfährt er z. B. a quodam, qui inde venit, zu 1351 nennt er einen Ritter von Sternegg, 1355 duo idonei viri, quibus credi potest: der Aufstand der Pisaner gegen Karl IV. wird nach schriftlichen und mündlichen Berichten erzählt u. s. w.

Der annalistische Charakter des Werkes bedingt grösstenteils seinen inneren Wert. Es ist eine Fundgrube, aber der Zusammenhang der Ereignisse fehlt. Eine Erzählung folgt der andern, aber der Schriftsteller haftet an der Oberfläche,

dringt nicht tiefer, forscht nicht nach den Gründen der Erscheinung. Daher ist Diessenhoven kein Geschichtsforscher, sondern ein Sammler, dem wir allerdings zu grossem Danke verpflichtet sind. Früher hat man ihn höher gestellt (Böhmer, Aebi, Stälin), Lorenz tadelt dagegen gerade den mechanischen Bau des Werkes, ohne die persönlichen Fähigkeiten Diessenhovens, dessen aufgeklärte Ansichten über manche Erscheinungen der damaligen Zeit, wie Judenverfolgungen und Heidenbekehrungen, zu verkennen. Auch v. Wyss stellt den Wert der Chronik hoch, da ihr Verfasser kein geringer Mönch, sondern ein vornehmer Weltgeistlicher gewesen sei.

Aus der Charakteristik des Werkes ersehen wir deutlich, dass sein Anschluss an die Kirchengeschichte des Ptolemaeus nur ein rein äusserlicher ist. Freilich beschäftigt sich Diessenhoven viel mit den Päpsten, aber doch vorwiegend nur in Bezug auf ihren chronologischen Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte und besonders Süddeutschland; zudem enthält das Werk viele lokale Aufzeichnungen. Wir möchten es daher nur einen Zufall nennen, dass er gerade die Handschrift des Ptolemaeus sich als Grundlage erwählte und nicht irgend ein anderes Werk.

Die Chronik Diessenhovens ist Ende des 15. Jahrhunderts von dem Ulmer Dominikaner Felix Faber zu der Historia Suevorum ausführlich benutzt (Lorenz); besonders aber schliesst sich an ihn zuletzt die sog. *Konstanzer Weltchronik* bis 1383, welche Th. von Kern mustergültig herausgab, die man daher auch die *Kernsche Weltchronik* nennt.[27])

Sie ist deutsch geschrieben, benutzt aber nur lateinische Quellen, den Minoriten und den Dominikaner Martin für die ältesten Zeiten, seit Domitian Gottfrieds von Viterbo sämtliche Werke, besonders für die Zeit von Heinrich III. bis auf Friedrich I. Dann fand der Chronist seinen Führer in Ptolemaeus von Lucca, dem er für die Weltgeschichte folgt. Von 1342 ab ändert sich die Sachlage insofern, als fast nur Kon-

stanzer Lokalnachrichten gebracht werden, die er dem Fortsetzer des Ptolemaeus, Diessenhoven, entnahm, aber auch durch eigene Nachrichten ergänzte. Die Chronik erscheint daher in gewissem Sinne als Auszug aus Diessenhoven, es ist aber zweifelhaft, ob wir sie vollständig besitzen, da sich am Ende eine Lücke befindet.

Den Namen des Verfassers kennen wir nicht, wissen auch nicht, ob er Laie war (Ruppert) oder Geistlicher (Kern); jedenfalls war er kein Mönch. Der Chronist schreibt in löblicher Absicht, „durch das die ainfeltigen leut deste pasz wegreffen und in gedachtnusz wehalten." Diesen Zweck mag er erreicht haben, da „es sich nicht bestreiten lässt, dass ihm, wie einzelne Partien besonders des ersten Teils seiner Arbeit darthun, ein gewisses Talent populärer Darstellung eigen war, dass er für den lateinischen Ausdruck seiner Vorlagen oft glücklich die volkstümliche deutsche Wendung gefunden hat. (Bezeichnend ist gleich der Anfang, wo er seine Vorlage: Prima dies saeculi aestimatur dominica post medium mensis martii in qua deus secundum Isidorum creavit coelum empyreum, angelos, lucem, aïrem, ignem, aquam, terram, paradisum übersetzt: Des ersten als vil lerer schreiben, so hat got der vatter gemacht die vorm himel und liechter, die lufft, wasser, erdt und das paradisz und mainent die lerer, das er das hab gethan auf den suntag nach mitten merczem und da war der est tag in der welt. Er macht aus Haupt- und Nebensatz zwei gut deutsche Hauptsätze). Anderseits wusste der Chronist freilich den Stoff so wenig zu beherrschen, dass er sich bald mit unverständlichen oder nichtssagenden Auszügen begnügt, bald den Faden der Erzählung geradezu abbricht, um ihn ganz willkürlich erst an einem viel späteren Punkte wieder aufzugreifen." Gemeint ist der Sprung vom 8.—11. Jahrhundert.

Geschichtlichen Wert hat die Chronik nicht, aber sie kennzeichnet die Zeit, in welcher der Verfasser lebte.

Man schrieb ab, ohne zu fragen, ob die Vorlage gut war: Urteil und Selbständigkeit haben nur wenige Männer bewiesen. Dennoch aber wurde sie wiederum vielfach benutzt, besonders auch in Zürich, dessen litterarische Beziehungen zu Konstanz so häufig zu Tage treten; Henne hat in der Klingenberger Chronik die entsprechenden Stellen bei den Anmerkungen abgedruckt. In Konstanz selbst flossen später die Nachrichten der Weltchronik in die Bistumschronik von Merck (1627). Auch in einer Nürnberger Chronik ist das Werk benutzt: freilich macht diese (1727) aus „Honorio dem achten“ kaltblütig unwissend „Honorio dem alten“.

Die Konstanzer Zusätze zu Königshofen[28]) setzen wir hierher, weil sie sich handschriftlich an dessen Weltchronik anschliessen und zwar 1. in der Heidelberger Handschrift (Hegel 37, Mone A), 2. der Grieshaberschen zu Rastatt (Hegel ?, Mone B), 3. der Fürstenbergischen in Donaueschingen (Hegel 4, Mone C). Während die beiden ersten Handschriften in Konstanz entstanden, ist die letzte erst von 1412—1452 dort, vorher in Strassburg. Alle drei enthalten a) von einander verschiedene Mitteilungen, die sich meistens auf die Bischöfe von Konstanz beziehen, und b) die sog. Konstanzer Jahrgeschichten, *Ann. Constantienses*, von 1256—1388. Dieselben sind in allen Handschriften gleichlautend, haben nur dialektische Abweichungen, aber grössere in chronologischer Hinsicht. Es ist nicht bekannt, wer sie zusammengestellt hat, auch enthalten sie keine besondere Tendenz (Ludwig), haben aber auch den Schweizer Chronisten, so den Züricher und St. Gallener Jahrbüchern, sowie der sog. Klingenberger Chronik vorgelegen.

Stadt- und Bistumschroniken.

Diese Werke sind zunächst wesentlich bürgerlicher Art, an ihnen beteiligen sich alle Schichten der Bevölkerung, veranlasst durch das Emporblühen der Stadt: zuletzt griffen

auch humanistisch gebildete Männer, wie Manlius und Brusch, ein und veranlassten eine Blüte der Geschichtschreibung, wie wir sie nicht häufig finden. Da alle diese Männer auf einander und den verlorenen älteren Quellen der Stadt fussen, wollen wir den Gang der Geschichtschreibung bis in das 17. Jahrhundert verfolgen.

Stand der Forschung. Die dritte Auflage von Lorenz (1883) kennt manche erst in neuester Zeit handschriftlich entdeckte Werke Konstanzer Geschichtschreibung nicht. Ruppert gab in seinen „Chroniken der Stadt Konstanz“ 1891 eine Menge neuen Stoff, neben der Moneschen Handschrift des Chron. Constantiense (A) noch deren wertvolle Ergänzung, die Konstanzer (B), welche eine Abschrift der 1585 von Christoph von Schwarzach gelieferten Chronik darstellt, von Ruppert aber mit A als Stettersche Chronik angesehen wird. Hierzu tritt die in 3 Codd. erhaltene Dachersche Chronik, verschiedene Handschriften geringeren Umfangs und geringerer Bedeutung (M¹, M², D), welche Ruppert an entsprechenden Jahren einsetzt, einiges aus Reutlinger und endlich die von Mangolt überlieferten Auszüge aus Claus Schulthaiss. Ruppert aber begeht den von Ludwig mit Recht scharf getadelten Fehler, dass nicht jede Quelle für sich, sondern die einzelnen Nachrichten der veröffentlichten Quellen bei jedem Jahre vereinigt wurden. Dadurch verloren alle Quellen ihre Eigentümlichkeiten und der Leser den Überblick, so dass eine neue Ausgabe nach den Gesichtspunkten der Monumente und Städtechroniken notwendig ist. Zugleich wollen wir bemerken, dass Ruppert die so lange gesuchte Urquelle aller Konstanzer Geschichtschreibung, die Chronik des Stetter, in der Handschrift des Chron. Constantiense, welche er A nennt, sowie der (nach Ludwig) Schwarzachschen Chronik (Ruppert B) gefunden zu haben glaubt.

Grundlegend für die weitere Forschung ist 1894 Ludwig geworden: er hat alle Konstanzer Quellen, ausser Diessen-

hoven und der Kernschen Weltchronik, aufgezählt, charakterisiert und ihr Verhältnis zu einander scharfsinnig erforscht. Sein Zweck aber, alle bürgerlichen Nachrichten auf den ersten Urheber zurückzuführen und den nicht belegbaren Rest als seinem verlorenen Ur-Stetter zugehörig erkannt zu haben, scheint nicht erreicht zu sein. Denn in der Zeitschrift für die Gesch. des Oberrheins (N. F. XIII. 1898) hat Martens einen von Cartellieri entdeckten, in Urschrift vorhandenen St. Gallener Kodex beschrieben und inhaltlich kurz mitgeteilt, glaubt auch behaupten zu dürfen, dass nicht Stetter, sondern der Inhalt des Kodex der Bischofschronik des Manlius zu gute gekommen, dass nicht Stetters verlorene Chronik das Fundament der Geschichtschreibung der Stadt Konstanz sei und dass ein Zusammenhang Stetters mit dem St. Gallener Kodex unwahrscheinlich, jedenfalls nicht nachweisbar sei. Der Verfasser des Kodex, ein Konstanzer Kleriker, lebte um 1450. Auch Ludwig hat in einer Notiz (N. A. XXIII) zugegeben, „dass zwischen der neuentdeckten Chronik und den bisher bekannten Konstanzer Bistumsgeschichten von Manlius, Brusch und Schulthaiss ein sehr enger Zusammenhang besteht; seine Vermutung, dass jene Humanisten ihre selbständigen Nachrichten direkt aus der um 1390 abgefassten Chronik Stetters geschöpft hätten, wäre widerlegt.“ Wir legen, da die von Cartellieri entdeckte Chronik noch nicht gedruckt ist, unserer Darstellung die Ruppert-Ludwigschen Forschungen zu Grunde.

Quellen und ihre Verfasser. Wir bemerken zunächst, dass alle ungedruckten Quellen, besonders die im Karlsruher Landesarchiv ruhenden Handschriften nicht von uns besprochen werden; wir beschränken uns auf die gedruckten Quellen und von diesen hauptsächlich wieder auf die vor oder um 1500 verfassten. Die späteren Quellen ziehen wir heran, um das Verständnis für die früheren Zeiten zu gewinnen und den Überblick überhaupt zu vervollständigen.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstand zu Konstanz eine Chronik, welche man früher (Lorenz) nach ihrem Herausgeber die *Monesche* nannte, welche wir aber nach Ludwigs Vorgange zum Unterschiede von der Kernschen *Chron. Constantiense* bezeichnen wollen; das Werk reicht bis 1466. An der Handschrift, welche Mone zu Grunde legte, der Konstanzer, schrieben nach Mone fünf Männer (A—E); „würde jeder da fortfahren, wo sein Vorgänger aufhört, so wären die vier letzten Schreiber die Fortsetzer des ersten. So verhält es sich aber nicht, sondern jeder der drei vorletzten giebt Ergänzungen und Nachträge zu den Jahren und Berichten seiner Vorgänger. Schon daraus wird klar, dass in dieser Chronik verschiedene Quellen zusammengetragen sind, in der Absicht, alle Nachrichten über Konstanz so vollständig zu vereinigen, als es den Sammlern möglich war. Daraus erklärt sich ferner, warum lateinische und deutsche Berichte untereinander stehen, warum stückweis, wie bei den Bischöfen und Bürgermeistern, die chronikmässige Uebersicht, sonst aber die Annalenform beobachtet ist.“ Der ursprüngliche Schreiber A ging bis 1434, B bis 1437, C arbeitete nur bis 1434, D bis 1450, E von 1459—1466.

Diese von Mone aufgestellte Reihenfolge wird von Ruppert und Ludwig angegriffen. Letzterer nimmt für den innerhalb der Spalten stehenden Text mindestens vier Schreiber an und stimmt dann mit Mone insofern überein, als auch er den Namen keines derselben weder aus der Handschrift noch sonst festzustellen vermag; grösstenteils, ausser C, gehörten die Verfasser dem gelehrten Stande an und verstanden teilweise Latein. Ruppert weiss die Namen aller Verfasser. Der erste — bis 1390 war Johannes Stetter, welcher aus angesehener Konstanzer Familie stammte, 1386 dem Grossen Rat angehörte und noch sonst städtische Aemter, er war z. B. auch Säckler, bekleidete. Sein Name kommt 1399 zum letztenmal vor. Dieser Stetter hat unzweifelhaft eine Chronik

geschrieben, da ihr Vorhandensein mehrfach bezeugt wird. Reutlinger sagt in seinen Kollektaneen (1580): Hernach folgen etlich annales und jahrgeschichten von Hansen Steetern zu Costantz, und später: Usque huc ex annalibus Joannis Steeter de Constantia. Ferner steht Stetter in der Schwarzachschen Chronik (ob dieser der Verfasser oder Schreiber der Handschrift ist, mag vorläufig dahingestellt bleiben, vgl. vorher die Zusammenstellung II, b, 19), welche Chronik 1585 entstand, zu zwei Jahren, 1290 und 1391, in der ersten Person. Es heisst 1290: „Aber ich Hans Stetter gelob, das dozumal nit die Brunnenschäli umb den Brunnen was, als sy jetzt ist,“ und 1391, bei der Aufzählung der Bürgermeister, heisst es: „Und ich Hans Stetter ward seckler desselb jar darnach in dem 92 jar.“ Aus diesen Zeugnissen schliesst Ruppert aber nicht nur, dass Stetter eine Chronik schrieb, sondern er nennt die Chronik Schwarzachs geradezu Stetter (B), geradeso wie er das Chron. Constantiense (—1390) Stetter (A) nennt. Er behauptet: „Nach diesem doppelten Zeugnis wäre es gewiss ungerechtfertigt, noch weiter an Stetters Autorschaft zu zweifeln.“ Dass er aber die Chronik Schwarzachs dennoch nicht als Stetters Werk, sondern, wie Ludwig, als Auszug betrachtet, zeigt seine Beschreibung der Handschrift B (der Handschrift Schwarzachs). Er sagt da (XXII): Denn von verschiedenen Abschreibern und Benützern der Chronik (Stetters) hat der, welcher die Handschrift (Schwarzachs) fertigte, sich dem ihm vielleicht vorliegenden Original am getreuesten angeschlossen.“ Die Terminologie Rupperts ist mindestens unklar.

Bis 1390 hat Stetter sein jetzt verlorenes Werk geführt; das beweist der Umstand, dass alle seine Benutzer, Chron. Constantiense, Schwarzach, Dacher, Manlius sowie Reutlinger von 1390 ab ein auffälliges Versiegen des Stoffes zeigen, was sich nur erklären lässt, dass ihre gemeinsame Vorlage, Stetter, dort endete. Bis 1397 noch führte er die Reihe der Bürgermeister von Konstanz.

Wir sind weiter abgewichen, um zu zeigen, dass Stetter nicht, wie Ruppert sagt, Verfasser des Teiles bis 1390 des Chron. Constantiense sei, sondern dass ein unbekannter Schreiber die jetzt verlorene Chronik Stetters für das Chron. Constantiense auszog. Ebenso verhält es sich mit den folgenden Namen, welche Ruppert kennt. Von 1390—1466 nennt er Johannes Schulthaiss und Nicolaus Schulthaiss, den Chronisten Dacher, den Stadtschreiber Albrecht und endlich als letzten einen Anonymus.

Es ist aus dem Wechsel der Schreiber allein schon zu erkennen, dass die Abfassung der Chronik keine einheitliche war. „Nichts weist darauf hin, dass die verschiedenen Schreiber gleichzeitig im Auftrage eines Liebhabers am Werke waren, während umgekehrt die häufige Verschiedenheit der Tinte, auch im Gebiete derselben Hand deutlich für die allmähliche Entstehung sprechen. Ob aber die Einträge den Ereignissen gleichzeitig oder nachträglich gemacht wurden, ist nicht allgemein zu entscheiden. Es finden sich Stellen, (1435. 1439) welche den Charakter der Gleichzeitigkeit tragen — andere zeigen ihnen gegenüber nachträgliche Abfassung." Einige Teile sind annalistisch, andere erzählend gehalten, wahrscheinlich nach Berichten, die der alten Chronik unterlagen, so (1377—1388) die Städtekriege und die Schweizer Verhältnisse in den 80er Jahren des 14. Jahrhunderts, zugleich ein Beweis für das gegenseitige Interesse, welches sich die Landschaften am Oberrhein entgegenbrachten. Für eine Kompilation spricht die Notiz zu 1293, wo Heinrich von Klingenberg Bischof wurde: sein Leben wird zu diesem Jahre ganz erzählt, sein Tod 1306 festgestellt.

Neben wenigen Nachrichten zur Reichsgeschichte gilt das Hauptinteresse der Chronisten der Stadt, ihren kirchlichen Bauten, dann sind Witterungsverhältnisse und Ereignisse des bürgerlichen Lebens häufig überliefert. „Dadurch gewinnt der spätere Teil unserer Chronik den Reiz grösserer An-

schaulichkeit, welchen keine Pedanterie auf Seiten der Erzähler trübt. Sie schreiben frisch, oft lebhaft und sichtlich voll Interesse, soweit wir sehen, frei von Tendenzen."

Chronik des Gerhard Dacher —1470 (1473). Dieser Chronist, welchem Lorenz nur eine umfassende Thätigkeit als Veranstalter von Handschriften zuerkennen möchte, der auch Richenthals Geschichte des Konzils zuerst drucken liess, ist heute als Chronist in seine Rechte eingesetzt.

Er stammte nicht aus Dingelsdorf bei Konstanz (Lorenz), sondern aus dieser Stadt selbst und erscheint zuerst 1458 bei einer Uebertretung städtischer Ordnungen, er wurde mit vielen anderen um 1 Pfd. Pfennig bestraft, „von deswegen, das sy die vastnacht verbutzt gangen sind". Er verwaltete das Amt eines Zolleinnehmers und wurde als Vertreter der Fischerzunft Mitglied des Grossen Rates: sein Tod erfolgte 1471. Seit 1463 genoss Dacher Steuerfreiheit, welche Vergünstigung Ruppert aus der Ueberreichung der prächtigen Richenthalhandschrift an den Rat durch Dacher herleitet.

In drei Handschriften ist Dachers *Chron. epp. Constantiensium* erhalten, der von St. Gallen (A), Stuttgart (B) und Wien (C) mit teilweise anderen Titeln und anderen Unterlagen. Die St. Gallener enthält nur die Chronik, die Stuttgarter beruht auf einer Königshofener Handschrift, an welche Dachers Werk, aber sehr verkürzt, sich anschliesst und bis 1398 läuft; die Wiener, Chron. Constantiae, mit verstümmeltem Anfang und Schluss, ist der Stuttgarter ähnlich, hat aber eine andere Stoffeinteilung und ist keine Abschrift der Stuttgarter, ebensowenig wie diese auf dem St. Gallener Kodex beruht. Alle drei aber sind einander verwandt und, wenigstens A und B, von Dacher verfasst, aber nicht geschrieben; C mag nicht für ihn verfertigt sein, ist jünger (Ruppert) und nach Vermutung von Kleissner dem Chron. Constantiense entnommen, welches ja nach Ludwigs und Rupperts Ansicht ebenfalls, wie Dacher, auf der Stetter-

schen Chronik — 1390 beruht. Dacher benutzt auch — 1449 deren Fortsetzungen.

Jedenfalls hat Dacher diese Chronik verfasst und nicht, wie Lorenz sagt, nur auf seiner Schreibstube schreiben lassen. Die Chronik ist wesentlich eine Kompilation, die Thätigkeit Dachers eine ordnende, sichtende: erst in dem letzten Jahrhundert, nachdem ihn der sog. Ur-Stetter verlassen, zieht er andere Quellen heran und wird selbständiger. Aber das Verdienst, eine einheitliche Chronik zusammengestellt zu haben, kann man ihm nicht rauben. Er hatte, wie Ludwig richtig bemerkt, Sinn für historische Litteratur, war aber kein Historiker. „Sein Werk ist nicht besonders elegant. Pedantische Wendungen, insbesondere bei Jahresangaben, sind ihm eigentümlich: er sagt stets: Anno, anno domini, item u. s. w. Auch die Darstellung ist oft gedehnter als nötig, ohne dass wir darum Rupperts harten Ausdruck „Geschwätz“ annehmen möchten. Bei aller Ausführlichkeit ist sie doch von Redensarten und leeren, aber um so wortreicheren Urteilen über Personen und Dinge frei.“

Sein Werk ist als Bischofschronik bezeichnet; aber nur äusserlich, indem bis zum 14. Jahrhundert die Bischofsreihe zu Grunde liegt. Da Dacher aber eine wesentlich bürgerliche Quelle benutzt, so enthält sein Werk alles das, was in der Stadt vorging und wesentlich schon in dem verwandten Chron. Constantiense enthalten ist. Bis 1470 hat er die Einträge besorgt; der Tod nur nahm ihm die Feder aus der Hand. Die Handschrift A kam nachher in den Besitz des Stadtschreibers Konrad Albrecht, der die Fortsetzung bis 1473 lieferte.

Als geschichtliche Quelle ist das Ganze wertvoll, da die Chronik viele Nachrichten enthält, welche sonst verloren wären, und auch manches dem Verfasser Eigentümliche bringt.

Die Chronik des Nicolaus Schulthaiss ist uns nur in den Auszügen, welche die ungedruckte Chronik

Mangolts von 1252—1461 bringt, erhalten. Mangolt selbst nennt seinen Gewährsmann: was hernach volget habe ich uss Clauss Schulthaissen Chronik gezogen. Die Auszüge beginnen zwar 1252, springen aber sofort auf 1294, 1307, 1368, 1334 über und werden dann reichhaltiger, je mehr sie sich ihrem Ende nähern. Die Aufzeichnungen sind meistens dem Konstanzer Leben entnommen, bringen aber auch Nachrichten über den Bund der Städte (1387), des Adels (Schlegler), der Fürsten (1400), aus der Konzilgeschichte nur die Verbrennung von Huss (1415), den Appenzellerkrieg, das Konzil zu Basel (1437). Auffallend ist der Freimut des Verfassers über den Ablass: Im jar 1437 schickt der bapst im concilio zu Basel ettlich glert lüt uss in all stett. Die richtent stöck uff und vermantent mengklich, darin zu legen gstolen, geraubt und sunst unrechtvertig gut. Sie verhiesent ouch grossen ablass, ja ouch das himelrich allen, so ir stür darin legtent; gabent für, die Griechen mit solchem gelt wider zum glouben zu bringen. Damals richt man im münster zu Costanz ouch ain stock uff und schlug dafür ein tafel. (Diese Tafel wurde zweimal zerbrochen und mit Farbe beschmutzt.) Also stund der stock lang do und was nieman genaigt, gelt hinein zu legen. Do er nun by aim halben jar do gestanden was, gieng man darüber und fand darin wenig Geld und darby 3 würfel und was der stock also mit sand ussgefüllt, das man nüt mer darin kunt legen. In andren stöcken fand man vil guts; wohin es aber komen sey, mocht nieman wissen. Darnach kam ainer von Basel, der verkouft ain ablassbrief umb 6 ₰.

Nicolaus Schulthaiss ist aus guter Familie in Konstanz geboren, lebte bei Friedrich III., kam in den sechziger Jahren als bischöflicher Vogt bei Konstanz, zog sich dann nach Petershausen zurück und starb um 1500 in Konstanz, wo er lange Jahre städtische Ehrenämter bekleidete; auch sass er im Grossen Rate.

Die von Ruppert zuerst gedruckten Handschriften M^1, M^2, D und deren Abschrift L sind Bruchstücke von Chroniken oder enthalten teilweise nicht zu Konstanz gehörige Nachrichten. Ein näheres Eingehen auf ihren Inhalt ist wohl für uns nicht am Platze.

Die *Cronica der statt Costantz* des Christoph von Schwarzach (1585), welche uns in einer Konstanzer Handschrift (Ruppert B) vom Anfange 17. Jahrhunderts erhalten ist, haben wir schon, soweit sie für unsere Zwecke in Frage kommt, beim Chron. Constantiense als einen Auszug der verlorenen Stetterschen Chronik kennen gelernt, welcher 1585 durch Christoph von Schwarzach angefertigt wurde. Inhaltlich deckt er sich mit den anderen ähnlichen Auszügen aus Stetter. Über Schwarzachs Leben ist nichts bekannt.

Johannes Stumpff, geboren 1500 in Bruchsal, wurde in Basel Priester, trat aber mit seiner Gemeinde Bubikon (Schweiz) zu Zwingli über und lebte später in Zürich, wo er 1576 starb. Stumpff beschäftigte sich vorzugsweise mit geschichtlichen Arbeiten über die Schweiz, deren Ergebnisse in der *Eydgenossenschaft Stetten — chronikwirdiger Thaatenbeschreibung*[29]) niedergelegt sind; das 5. Buch handelt über den Thurgau, ein Abschnitt desselben über Konstanz. Das Werk erregte grosses Aufsehen und zeichnet sich durch Fülle des Stoffes, wie vorsichtige Kritik aus. Er benutzte neben mittelalterlichen Quellen noch Mangolt, wahrscheinlich auch Dacher und den Humanisten Manlius. Infolgedessen kommt Stumpffs Chronik für eine erweiterte Kenntnis der Konstanzer Geschichte nicht in Frage, ist aber litterarisch wertvoll.

Gegen zwanzig Werke grösseren und geringeren Umfanges, die uns teilweise nur in Bruchstücken, Auszügen, ja nur in Registern vorliegen und grösstenteils noch des Druckes harren, hat die städtische Geschichtschreibung von Konstanz hervorgebracht. Aber alle geben den Hauptstoff erst vom 13. Jahrhundert ab und vermitteln den Uebergang von der

Gründung der Stadt, welche durch Konstantin erfolgt sein soll, nur in ganz äusserlicher Weise durch die Bischofsreihen, denen einige kurze Notizen angefügt werden. Diese Thatsache war so hervortretend, dass die Ansicht, eine um 1400 geschriebene, aber verlorene, mit dem 13. Jahrhundert in der Hauptsache, abgesehen von der Gründungsgeschichte, beginnende Urquelle habe allen städtischen Chronisten der folgenden Jahrhunderte vorgelegen, schon früher bestand (vgl. Lorenz). Ludwig hat die Vermutung zur Thatsache erhoben, mögen ihm auch die Ergebnisse, sein Ur-Stetter, durch die 1897 aufgefundene Bistumschronik in Frage gestellt werden.

Die Humanisten des 16. Jahrhunderts füllen die Zeit von der Gründung der Stadt bis 1200 mit den Ergebnissen ihrer Forschungen und erhellen das Dunkel, welches bis dahin über Konstanz lagert. Es sind Manlius, Brusch, Chr. Schulthaiss, Merck, oder, da der erstere von den übrigen ausgeschrieben wird, Manlius allein. Ihm sollen die folgenden Zeilen gewidmet sein.

Jacob Mennel oder Manlius[30]), wie der deutsche Name vom Träger desselben nach damaliger Sitte verballhornt wurde, ist in Bregenz um 1470 geboren, bezog die Universität Freiburg und trat später dort in städtische Dienste. Nachdem er Professor der Universität geworden war, widmete er sich geschichtlich-genealogischen Studien, als deren Früchte mehrere Chroniken, gereimte und prosaische, über die Habsburger Hausgeschichte erschienen. Maximilian I., welcher den gelehrten Humanisten schon 1498 auf dem Freiburger Reichstage kennen gelernt hatte, berief ihn an seine Seite, und Manlius las ihm in Wels auf dem Sterbelager die Geschichte des Hauses Habsburg vor. Der Chronist selbst starb 1526.

Seinen weitgehenden Studien verdankt das 1519 abgeschlossene, 1607 von Pistorius nicht nach der Urhandschrift,

sondern einem interpolierten Text herausgegebene *Chron. episcopatus Constantiensis* sein Dasein. Der Drucktext kann aber verbessert werden nach einer in Schaffhausen befindlichen Handschrift des 17. Jahrhunderts, die 1561 endet und im 18. Jahrhundert bis 1626 fortgesetzt ist.

Manlius umfasste die Konstanzer Bischofsgeschichte ohne Unterbrechung bis auf seine Zeit und hat damit ein damals grossartiges Werk geschaffen. Er benutzte zum ersten Male die mittelalterlichen Quellenwerke für seinen Zweck: es lagen ihm vor die vita S. Galli, Ratpert und sein Fortsetzer Ekkehart für St. Gallen, Hermann von Reichenau vom 9. bis ins 11. Jahrhundert, Berthold, die Chronik von Petershausen und zugleich Gallus Oehem, Diessenhoven und in ein- oder mehrmaliger Benutzung eine Reihe anderer Werke, die er teilweise auch angiebt, besonders aber noch Urkunden und Totenbücher. Für rein städtische Verhältnisse benutzte Manlius den sog. Ur-Stetter und Dacher, wahrscheinlich auch das Chron. Constantiense; für die Bischofsreihe den Katalog B der Königshofener Handschriften.

Wir bemerkten eben, dass Manlius für seine Zeit Grossartiges geleistet habe; aber er schreibt vielfach ab, verändert also mit der Quelle den Standpunkt. Er geht auf Untersuchungen nicht ein, verwertet daher auch zeitgenössische Werke nicht, sondern mit Vorliebe ältere. Aber er hat etwas geleistet, was vor ihm niemand versucht, und darin liegt der Wert des Werkes: die Arbeit ist ganz selbständig, besonders auf genealogischem Gebiete. Auf diesem ist er auch kritisch verfahren, weil ohne Sonderung hier nicht fortzukommen ist.

„Sehr mangelhaft ist die Komposition der Arbeit geblieben. Indem er Bischof an Bischof reihte, entging es ihm ganz, dass es sich hier nicht um sozusagen isolierte Personen handle, sondern mehr als ein Faden sich von einem zum andern hinüberspinne. Er übersah nie längere Strecken der Kette, sein Blick haftete am einzelnen Glied. Sein Stil

lässt diesen Uebelstand nur noch schärfer hervortreten. Mangelnde Verbindung der einzelnen Sätze untereinander, im Innern derselben Vorliebe für koordinierte, asyndetische Verbindungen geben ihm etwas Zerhacktes und zeigen, wie wenig der Verfasser die moderne Gelehrtensprache in Wahrheit beherrschte."

Die Chronik ist also als geistiges Erzeugnis hoch zu schätzen, gering als geschichtliche Quelle, da wir die Vorlagen grösstenteils kennen.

Ableitungen des 16. und 17. Jahrhunderts.[1]) Manlius wurde von Zeitgenossen und später viel benutzt. Zunächst, um 1545, schrieb ihn stark aus die *Chronik des Mainzer Erzstifts* des Grafen Wilhelm Werner von Zimmern, von welcher seit dem glücklichen Funde Th. Ludwigs nur noch der dritte Band fehlt. Diese sog. *Zimmerische Chronik*, nicht Manlius direkt, beutet der berühmte Humanist Kasp. Brusch († 1557) für seine *Deutsche Bistumsgeschichte* aus. Christ. Schulthaiss († 1584) benutzt Manlius in der Bistumsgeschichte von Konstanz direkt und stärker durch Vermittelung von Brusch; oft verbindet er die Angaben beider Chronisten, benutzt aber noch andere Vorlagen, mittelalterliche, wie den Zeitgenossen Stumpff. Bei städtischen Quellen zeigt er Verwandtschaft mit Dacher, Schwarzach und dem Chron. Constantiense. Am unbedeutendsten ist Merck, Pfarrer in Sigmaringen, dessen *Bistumschronik von Konstanz* (1627) Manlius und Brusch wörtlich übersetzt und besonders noch die schon genannte Zimmerische Chronik heranzieht. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, nach dem 30jährigen Kriege, hat der Feldkircher Benediktiner-Prior Bucelin in seiner *Constantia Rhenana* den ganzen Stoff Konstanzer Geschichtschreibung vereinigt, aber ohne jeden geschichtlichen Geist und jedes Verständnis für Forschung. Sein Buch ist mehr ein Kompendium und Nachschlagewerk und giebt eine gute Uebersicht. Die Form ist annalistisch.

die „unerbittlichen Jahreszahlen sind der eiserne Rahmen der Arbeit.“ Auch ist Bucelin Partei und eifert gegen die protestantische Lehre, wohingegen die unendliche Zahl heiliger Männer und Frauen der Konstanzer Diöcese ihn wieder tröstet. Er bildet in gewisser Beziehung den Schlussstein im Bau der Konstanzer Geschichtschreibung; denn mit seinem Werke kann sich die 1717 erschienene *Sueria sacra* des Protestanten Pregizer, eines Juristen, nicht messen.

Aus der gedrängten Darstellung, bei der wir uns ganz an die erschöpfende und eingehende Arbeit Ludwigs anlehnten, gewinnt man jedenfalls den Eindruck, dass vom 14.—17. Jahrhundert ein reges, geschichtliches Streben und Arbeiten in Konstanz herrschte. Es ist zu wünschen, dass die noch ungedruckten Quellen herausgegeben werden; denn nur durch Vergleichung des gesamten Stoffes lässt sich ein fester Boden für eine endgültige Beurteilung der Quellen und ihrer Beziehungen zu einander gewinnen.

Ulrich von Richenthal, *Chronik des Konstanzer Konzils* (1414—1419).[32])

Noch heute spricht jeder Konstanzer gern von „seinem“ Konzil: es war die goldene Zeit der Stadt, als Papst und Kaiser, ungezählte Fürsten, weltliche wie geistliche, sich in ihren Mauern einfanden, um die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformieren. Fünf Jahre fast blieb dort die hohe Versammlung, auf die das christliche Abendland so grosse Hoffnungen gesetzt hatte: erreicht wurde durch die Staatskunst der Päpste nur die Abschaffung des Schisma, die Kirchenreform scheiterte.

Unser Chronist gehörte gemäss den Forschungen von Buck, Ruppert, Beyerle einer bürgerlichen Familie an, welche aus Richenthal im Kanton Luzern stammte und später nach Konstanz auswanderte. Der Grossvater Georg Richenthal war Schmied und verheiratet mit Margarethe von Sünchingen:

diese stammte mütterlicherseits aus der angesehenen Familie Schneewiss. So konnte es nicht fehlen, dass der Vater des Chronisten ein angesehener, reicher Mann war und das Amt eines Stadtschreibers bekleidete, bis er 1389 durch den sog. dritten Zunftaufstand entsetzt wurde. Sein Sohn, unser Chronist, hat infolge dieser politischen Verhältnisse kein städtisches Amt bekleidet, war verheiratet, aber kinderlos und besass ein Haus sowie ein Landgut vor der Stadt. Er bekleidete das Amt eines bischöflichen Notars; wenigstens wurden von ihm dem aus Konstanz entwichenen österreichischen Herzoge Friedrich mehrere Fehdebriefe nachgesandt, was auf einen amtlichen Befehl des Konzils zurückzuführen ist.

Seine Beziehungen gingen bis in die höchsten Kreise. Sigismund feierte mit seinem ganzen Gefolge das Johannisfest auf Richenthals Landgute auf dem Hard; Herzog Friedrich von Oesterreich gab ihm, als er Konstanz verliess, noch die Hand zum Abschiede, ohne indes sein Vorhaben zu verraten; die Diener des Herzogs von Baiern, welche Huss verbrannten, riefen Richenthal nahe heran, damit er den Vorgang besser sehen könne; er redete noch mit Huss und besorgte ihm einen Beichtvater. Richenthal erscheint bis 1438 in Urkunden, sein Todesjahr ist unbekannt.

Von der Konzilgeschichte besitzen wir nicht die Urschrift, welche vielleicht zuerst lateinisch verfasst war (Buck), sondern nur fünf Abschriften, von denen die Aulendorfer und Konstanzer am wichtigsten und ältesten sind, aber sich darin unterscheiden, dass erstere den Verfasser stets in der ersten Person, die andere in der dritten von sich reden lassen; sie sind also schon wieder Überarbeitungen. Ob auch die Urschrift jene zahlreichen Wappen (804) und Bilder (119) besass, welche besonders die obigen Handschriften zieren und von den Archivaren Marmor und Sevin in den letzten Jahren nebst den Kodices photographiert und veröffentlicht wurden,

ist nicht zu ermitteln. Sie sind für die Kostümkunde und Kulturgeschichte des 15. Jahrhunderts von der grössten Bedeutung: ihr unbekannter Urheber war ein fleissiger und tüchtiger Maler.

Die Denkwürdigkeiten Richenthals erzählen den äusseren Hergang des Konzils in wünschenswerter Weise: nichts ist vergessen, weder Namen noch Stand der handelnden Personen, der Besucher und Gäste, nicht Messen und kirchliche Feierlichkeiten, nicht die weltlichen Feste und Aufzüge, alles ist nach Tag und Stunde genau verzeichnet. Wir erfahren, warum Konstanz als Ort des Konzils genommen wurde statt Kempten: die Magenfrage war der entscheidende Punkt, weil der See und seine Uferländer die Masse Menschen leichter und sicherer ernähren konnte. (18) Auch die Preise aller Lebensmittel wurden vorher genau festgestellt, damit keine Teuerung einträte: (38 flgde.) heute sind diese Angaben von höchstem Werte. Eingehend hören wir von dem Prozess gegen Huss (58, 77 flgde.), der Belehnung der Hohenzollern (104), der Flucht Johanns XXIII, welcher die freiwillige Entsagung ungeschehen machen wollte (61 flgde.), von dem Reichskriege gegen Friedrich von Oesterreich, welcher heimlich entwich und den abgesetzten Papst schützen wollte (65 flgde.), von der Wahl Martins V. (123 flgde) und der Abfahrt der Gäste. Den Beschluss des Werkes macht eine nochmalige namentliche Aufzählung aller weltlichen und geistlichen Fürsten, welche jemals am Konzil sich beteiligt hatten, dann eine Recapitulatio, welche die Teilnehmer nach Ständen aufführt, endlich, von späterer Hand zugesetzt, die ganze Summe: 72.460. Dazu kann man auch den Tross von Gauklern, fahrenden Leuten, „Frouwen, haimlich und offenlich“ zählen, so dass Konstanz in diesen Jahren gegen 100.000 Personen beherbergte.

Den äusseren Verlauf des Konzils lernen wir also genau kennen, aber über die Verhandlungen und besonders scharfen

Gegensätze der Parteien schweigt sich Richenthal vollständig aus; es ist vergeblich, bei ihm etwas zu suchen, was nicht jeder Konstanzer damals erfahren konnte. Dieser Mangel ist die Schwäche des Buches: es bedeutet nichts anderes als eine bis ins einzelne gehende Statistik und Ueberlieferung des Ceremoniells. Dieser Charakter aber macht das Buch stets wertvoll, zumal Richenthal in seinen Angaben wohl mal irrt, aber nicht lügt. (Höfler.)

Hübsch und gemütlich weiss das Tagebuch zuweilen zu erzählen. Als Johannes XXIII. in die Nähe von Konstanz kam, „do viel sin wagen umm und (er) lag in dem Schnee under dem wagen. Do koment zuo im all herren und corttisan und sprachen zuo im: ‚Hailger vatter gebrist üwer hailigkeit üntz?' Do antwurtt er: ‚Ich lig hie in dem namen des tüfels.' Do er nun herab kam zuo dem clösterlin und an ward sehen Bluditz und diss land, do sprach er: ‚Sic capiuntur vulpes,' das ist ze dütsch: Also werdent die Füchs gefangen!" Auch der Maler hat diese Scene dargestellt, wie der hl. Vater samt dem plumpen, mit rotem Bogendach versehenen Wagen, den zwei sehr kleine Pferde ziehen, umfällt und die umstehenden Kurtisane die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Von der Bedeutung des „Fuchsfanges" hat Richenthal scheinbar keine Ahnung.

Ulm. Die älteste geschichtliche Arbeit in Ulm, den Auszug aus den Flores temporum, welchen Steinhövel, Arzt in Ulm, in deutscher Sprache verfasste, lernten wir schon kennen. Das bedeutendste Erzeugnis der Stadt aber ist die *Descriptio Theutoniae, Sueviae et civitatis Ulmensis* des Dominikaners Felix Faber (Schmid).[33] Früh des Vaters beraubt, wurde er von seinem Oheim erzogen, besuchte in Basel die Schule, machte, nachdem er Dominikaner geworden war, eine Reise ins hl. Land und starb 1502 in Ulm.

Uns beschäftigt hier nicht seine berühmte „Fahrt ins hl. Land“, eine Beschreibung der Pilgerreise, sondern allein das oben erwähnte Werk. Von demselben gab Goldast 1605 einen wahrscheinlich von Faber selbst gefassten Auszug (Leidinger) heraus, vom Hauptwerke selbst ist erst das zweite Buch von Veesenmeyer veröffentlicht, ebenso von Escher die auf die Schweiz bezüglichen Notizen; eine Gesamtausgabe will Leidinger veranstalten. Wir benutzen daher Goldast, welcher das Werk *Historia Suevorum* nannte.

Dieselbe wird nicht so gelobt, als die „Fahrt ins hl. Land“, ist aber auch des Lobes unwürdig. Das erste Buch ist grösstenteils Fabel, sowohl die Geschichte des Landes bis zum Ende der Römerherrschaft (Kap. 1–10), als die Bekehrung Schwabens zum Christentum und die Anfänge des Kaisertums. Blödsinnig erscheint der letzte Teil des Kap. 10, fabelhaft die Einsetzung der Kurfürsten durch Papst Gregor IV. (994) (Kap. 11); andere Verhältnisse sind geradezu auf den Kopf gestellt, die Geschichte der Staufer wird etwas besser (Kap. 12). Im Kap. 13 verleiht auch Faber den Habsburgern römischen Ursprung; es wäre wert, zu untersuchen, ob er eine bekannte Quelle benutzt hat. Das erste Buch schliesst mit dem Könige Max (1519), erzählt zuletzt über die Zähringer Grafen Teck und den schwäbischen Adel (vgl. den Anfang Kap. 20 und Kap. 21 mit Lorenz).

Kritischer gehalten ist nach Lorenz die Ulmer Stadtgeschichte, welche sich in Buch 2 befindet und früher geschrieben wurde als das erste, da Faber sich ursprünglich auf Ulm beschränkte. Später ist die Geschichte Schwabens als Buch vorgesetzt und das Ganze Historia Suevorum genannt. Jedenfalls unterschreibt jeder die vernichtende Kritik, welche der Herausgeber Goldast schon 1605 in der Einleitung veröffentlichte: „In Suicerorum origine quam ridiculus! quam ipse sibi dissentaneus! scilicet ut quidque legerat apud varios scriptores, ita variis in locis inculcavit sine iudicio, sine con-

sideratione, haud scio dicamne etiam sine memoria . . . quae quidem homini monastico inque solitudine degenti condonanda censuimus . . .“

Augsburg.[31]) Die Entwickelung der freien Reichsstadt Augsburg ist in denselben Bahnen erfolgt, wie bei so vielen anderen. Ursprünglich römische Gründung auf keltischem Boden, hatte sich Augusta Vindelicorum als splendidissima Raetiae provinciae colonia früh zu einem Hauptwaffenplatz der Kaiserzeit entwickelt, dann das Christentum angenommen und nach den Stürmen der Völkerwanderung ein ziemlich bescheidenes Dasein gefristet. Nur die Bischöfe ragen teilweise hervor, in der Sachsenzeit der hl. Ulrich; ihnen gelingt es, die Stadt allmählich in ihre Gewalt zu bekommen. Aber die Kaiser, besonders die Staufer, verleihen ihr manche Rechte, sie sieht die Herrscher häufig in ihren Mauern, die Kämpfe und Aufstände der Bürger bringen 1276 bei der Schwäche des kaiserlichen Regiments die Erhebung zur freien Reichsstadt. Aber schon 1368 stürzen die Zünfte die Herrschaft der Geschlechter, und von da ab entwickelt sich Augsburg mehr und mehr. Die glückliche Lage am Nordfusse der Alpen, wo die Pässe aus Italien sich vereinigen, veranlasste lebhaften Durchgangshandel und Industrie; Augsburgs Pracht und Macht zur Zeit der Städtebündnisse und des späteren Mittelalters ist wohl bekannt.

Schon im vorigen Bande lernten wir die Lebensbeschreibung des Bischofs Ulrich kennen, ein Meisterwerk der Biographie, welches den Gründer des mittelalterlichen Augsburg mit Recht preist. Wir erfreuten uns schon an dem deutschen Geiste der Jahrbücher, welche zur Zeit des Investiturstreites dort entstanden, deren Reste noch heute hoch geschätzt sind. Dann aber ist tiefe Ruhe, bis im Jahre 1368, als die Zünfte zur Herrschaft gelangten, wieder frisches Leben in die Geschichtschreibung rinnt.

In den Chroniken der deutschen Städte füllt Augsburg vier Bände, teils kurze annalistische Aufzeichnungen, teils breite, behäbige Chronistik, welche uns bis zum Ausgange des 15. Jahrhunderts begleiten und auf die Entwickelung und Geschichte der Stadt sowie auf ihre Beziehungen zum Reiche und zu den verbündeten Städten helles Licht werfen.

Zunächst beschäftigt uns die *Chronik von 1368—1406* (mit Fortsetzung bis 1447), welche nach Ansicht des Herausgebers Frensdorff mehr eine Sammlung einzelner, fortlaufender Berichte ist, als eine aus einem Guss entstandene Geschichtschreibung jener Zeit. Daher haben wir es möglicherweise auch nicht mit einem Verfasser zu thun, sondern wahrscheinlich mehreren, welche nacheinander ihren Bericht über wichtige Vorgänge der Zeit niederschrieben, von auswärts zugegangene Mitteilungen aufnahmen und das Ganze auf einen chronologischen Faden aufreihten. Die Chronik spricht ruhig und objektiv, nicht fehlt ihr das Interesse für ihre Stadt, sie lobt und tadelt hoch und niedrig, selbst den Kaiser und die massgebenden Personen, aber im allgemeinen können wir ihr als einer wahrheitsgetreuen Berichterstattung unsere Anerkennung nicht versagen.

Alles nimmt das Interesse des Chronisten in Anspruch, zunächst und natürlich das Geschick der Stadt, deren Beziehungen zum Reiche und dessen Landschaften; auch das Ausland ist berücksichtigt. Wir heben hervor (1378) den umfangreichen Bericht über die Beisetzung Karls IV. in Prag, der wortgetreu oder in breitem Auszuge einem amtlichen Aktenstücke entnommen zu sein scheint, besonders wegen des Gebrauchs der sonst den Augsburger Chroniken unbekannten Tagesbezeichnung. Eingehend wird die siegreiche Schlacht im Städtekriege, der Tag von Reutlingen (1377), gewürdigt, indem die Namen der gefallenen Adligen nach dem amtlichen von Reutlingen an den Bund gesandten Berichte aufgenommen sind. Weniger behagt dem Chronisten

der Döffinger Tag, (1388) wo die Bündler die entscheidende Niederlage erlitten, welche den Frieden von Eger im Gefolge hatte. Ganz pragmatisch behandelt ist der Püttrich-Onsorgsche Streit (1395), die Chronik fällt ganz aus der sonst durchweg annalistisch gehaltenen Darstellungsweise; auch dieser Bericht ist eingeschoben. Im allgemeinen fesseln den Chronisten mehr die äusseren Verhältnisse, die städtischen inneren Vorgänge und Angelegenheiten dagegen werden nur mit andeutenden Strichen bedacht, teilweise sogar übergangen. Die Sprache der Chronik ist knapp und klar, die einzelnen Nachrichten werden nur äusserlich, meistens durch die Worte: In der Jarzal unseres Herrn verbunden, aber gerade diese trockene Art des Erzählens, die ruhige, leidenschaftslose Sprache kommt dem Inhalte und der Glaubwürdigkeit der Chronik zu statten, zumal auch urkundlicher Stoff in ihr verwertet ist (1374). Der bedeutendste Augsburger Chronist, Burkard Zink, den wir noch kennen lernen werden, „erneuert“ und schickt sie seiner eigenen Chronik des 15. Jahrhunderts voran; auch spätere Historiker benutzen sie als Hauptquelle für die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts. Lorenz ist nicht abgeneigt ihr amtlichen Charakter zuzuerkennen. Die Fortsetzung 1406-1447 ist doppelt erhalten; nur die zweite bewahrt die chronologische Ordnung des Grundstocks, berührt aber mehr bairische Geschichte, während die erste sich vorwiegend auf Augsburg und Schwaben beschränkt, aber nicht chronologisch verfährt. Selbstverständlich rühren beide von verschiedenen Verfassern her, gegen welche Annahme nur dasselbe Schlussjahr, 1447, sprechen könnte.

Als zweites Erzeugnis Augsburger Geschichtschreibung druckt Frensdorff die *Chronik* des Erhard Wahraus, 1126—1445, (1462) ab. Dass dieser Mann der Verfasser ist, erhellt aus einer Bemerkung zum Jahre 1409, wo er sich als Augenzeugen eines Kampfes zweier Adliger nennt. Er

war kein Augsburger Kind, seine Familie stammte vielmehr aus Eichstädt; dennoch aber nahm der Geschichtschreiber als bedeutender Handelsherr eine angesehene Stellung unter den Patriziern der Stadt ein und gehörte 1442 dem Grossen Rate an. Jedenfalls war er wohl befähigt eine Chronik zu schreiben: schade nur, dass diese so dürftig ausgefallen ist, nach Umfang und Inhalt.

Geschichtsaufzeichnungen in notizenartiger Fassung, sog. *Notizenchroniken*, in dürftiger, magerer Gestalt begegnen uns vielfach schon früh: Frensdorff hat eine solche des 14. Jahrhunderts in der Beilage I zu Wahraus' Chronik abgedruckt, die teilweise aus lateinischen Vorlagen genommen zu sein scheint: sie umfasst die Jahre 1324—1393. Eine andere, in deutscher Sprache, aber dürftiger und wahrscheinlich verstümmelt, das Breve chron. Augustanum (1256—1467) ist von Oefele in den bairischen Geschichtsquellen abgedruckt. Der bedeutendste Vertreter dieser Art von Geschichtschreibung ist nun unser Wahraus. Der Anfang handelt über „mengerley sach, die auss anderen püchern gezogen und gemacht sind:“ wir können aber heute die Quellen nicht mehr feststellen und müssen manche bei Wahraus allein erhaltene Nachrichten, die aber nicht zahlreich sind, als ursprüngliche ansehen. Später decken sich seine Nachrichten vielfach wörtlich mit der überarbeiteten Nürnberger Chronik aus Kaiser Sigmunds Zeit —1434, so dass beide vielleicht aus derselben Quelle schöpften (Frensdorff). Augsburg wird in den ersten Teilen der Chronik nicht berührt: erst mit dem 14. Jahrhundert wendet sie städtischen Verhältnissen ihre Aufmerksamkeit zu, die sich immer mehr steigert und neben den politischen Ereignissen solche des gewöhnlichen Lebens berücksichtigt. Sehr sorgfältig ist Wahraus gerade nicht, da in der neuen Ausgabe manche Nachrichten verbessert werden mussten: es liegt dieses teilweise an der mangelhaften Gestalt der einen Handschrift, welche wir besitzen.

In den Jahren 1437—1450 war Peter Egen von Argun sechs Mal Bürgermeister von Augsburg. Dieser, ein „gewaltiger Mann,“ bewog den Augsburger Geistlichen Küchlin, den Ursprung der Stadt metrisch zu bearbeiten. Das Gedicht, die *Reimchronik des Küchlin* genannt, behandelt nun diesen Gegenstand in acht Kapiteln, wozu noch eine Vorrede sowie „Nachrede und Beschliessung“ hinzutritt. Poetischen Wert hat das in Knittelversen abgefasste Gedicht nicht, auch keinen geschichtlichen, aber es lag als Quelle dem bedeutenden Chronisten Siegmund Meisterlin vor, der in seiner noch ungedruckten Chronographia Augustensium diesen für jene Zeit kostbaren Schatz nicht unbenutzt liess.

Meisterlin ist Anfang des 15. Jahrhunderts geboren; über seine Herkunft und Familie sind wir gar nicht unterrichtet. Früh trat er in das Augsburger Kloster zu St. Ulrich und Afra ein, mehr beschäftigt mit humanistischen Studien und geschichtlichen Forschungen, als geistlichen Uebungen. Auf Anregung des verdienten und gebildeten Sigmund Gossembrot des älteren schrieb er das obengenannte Werk, von dessen vier Teilen aber nur der vierte und auch dieser nur geringen geschichtlichen Wert zeigt. Wie die meisten Vorgänger auf dem Gebiete Augsburger Geschichtschreibung untersucht er die Geschichte der Entstehung der Stadt eingehend, vermag sich aber ebensowenig wie diese von dem Wust von Fabeln und ungereimten Vorstellungen zu befreien. Man ist erstaunt über diesen Mangel an klarer Auffassung und das Unvermögen eine vernünftige und natürliche Entstehungsgeschichte der Stadt anzunehmen. Das Werk reicht ungefähr bis 1470; auch lieferte Meisterlin „zu einem gemeinen Nutz“ später eine deutsche Uebersetzung, wovon nur ein Teil gedruckt vorliegt. Die Uebersetzung reichte bis zum Tode Ludwig des Baiern und ist später (1458) von Hector Mülich abgeschrieben, um der eigenen

Chronik als Grundlage zu dienen. Unter den Werken Meisterlins aus seiner Augsburger Zeit sei noch erwähnt das *Augustanum chron. ecclesiasticum*, eine Geschichte der Augsburger Kirchen und Bischöfe, welche besser sein soll (Lorenz. Kerler). Auf ihr und anderen kirchengeschichtlichen Arbeiten beruht Wilhelm Wittwer († 1512) dessen *Catalogus abb. monast S. S Udalrici et Afrae* (– 1497) den ganzen Stoff in ungeschickt kompilatorischer Weise verarbeitet. Die weiteren Schicksale Meisterlins, der Augsburg verliess und später besonders in Nürnberg lebte, werden wir an geeigneter Stelle bringen († um 1490). Erst seine Nürnberger Chronik macht ihn zu einem berühmten Manne.

Hatte Meisterlin das Hauptgewicht auf die Gründung Augsburgs gelegt, so verbreitet sich die *Chronik von der Gründung der Stadt Augsburg* bis 1469, welche ein unbekannter Verfasser schrieb, fast gleichmässig über die ganze Geschichte der Stadt. Das Werk zerfällt in vier Teile: a) Die auf Meisterlin beruhende, dessen gelehrte, langweilige Untersuchungen zusammenfassende Gründungsgeschichte, nach welcher die Schwaben 1500 vor Chr., 150 Jahre vor der Zerstörung Troias, in die Geschichte eintreten und Vindelica gründen. Hier von den Amazonen bedrängt, lernen sie den Krieg und nennen die Stadt der Göttin Zisa zu Ehren Vindelica Zisaris. Julius Cäsar unterwerfen sie sich freiwillig, besiegen Augustus in einer grossen Schlacht, unterwerfen sich ihm aber, und jetzt heisst ihre Stadt Augusta. b) Der zweite Teil reicht bis Karl den Grossen, c) der dritte bis zum 14. Jahrhundert, d) der Rest bis 1469. Dieser beschäftigt sich ausschliesslich mit der städtischen Geschichte und benutzt Quellen, welche städtischen Inhalts und Ursprungs sind.

Zum denkwürdigen Jahre 1368 verlässt der Verfasser seine ruhige, objektive Haltung und begleitet die Nachricht von dem Siege der Zünfte mit einigen kritischen Bemerkungen.

Aus diesem Umstande, sowie der Thatsache, dass die Geschicke von Bürgern, welche mit dem städtischen Rechte und der Obrigkeit in Streit gerieten, ihn mehrfach zu längeren Mitteilungen veranlassen, schliesst Frensdorf scharfsinnig, dass ein Mitglied der alten Geschlechter, welche 1368 die Herrschaft verloren, Verfasser der Chronik sei. Der Name freilich bleibt trotzdem verborgen.

Im fünften Bande der Chroniken deutscher Städte veröffentlicht Frensdorff das Werk eines Mannes, dem wir ohne Bedenken die Palme unter den Geschichtschreibern Augsburgs zuerkennen; es ist Burkard Zink, dessen *Chronik* (1368 —1468) eine Perle des späten Mittelalters genannt werden muss.

Was Burkard Zink war und galt, verdankt er sich allein. Als Sohn eines wohlhabenden Handwerkers — er nennt seinen Vater „ain gewerbig man“ — in Memmingen 1396 geboren, kam er mit 11 Jahren nach Krain, wo sein Oheim als Pfarrer lebte. Er überwarf sich mit diesem und lernte, da sein Vater gestorben, auf Wanderungen des Lebens Not gründlich kennen: oft musste er betteln. Seit 1415 in Augsburg wurde Zink Kaufmann, obwohl ihm Kenntnisse und Bildung einen gelehrten Beruf ermöglicht hätten. Er „liess gantz und gar von der schuel“, ergab sich mit ganzem Herzen dem gewählten Berufe und wurde ein wohlhabender Mann, dessen Handelsverbindungen über die Alpen nach Italien, besonders Venedig, sich erstreckten. Gegen Ende des zweiten Buches hat er, vielleicht um sich einen Ueberblick über sein Leben zu verschaffen, alle die Länder und Städte aufgezählt, die er jemals gesehen. Es ist so ziemlich der ganze Südosten Europas, und wir begreifen, weshalb Zink die Universität nicht besuchen wollte, sondern ein freies, wenn auch mühevolles Wanderleben dem gelehrten Berufe vorzog. Die Stadt Augsburg benutzte ihn auch zu Sendungen, welche einen sprachgewandten Boten erforderten;

ausserdem bekleidete er später, als er sich zur Ruhe setzte und die Erlebnisse seiner und früherer Zeiten zu Papier brachte, noch städtische Aemter. Sein Tod erfolgte 1474.

Die Chronik zerfällt in vier Bücher, welche aber nicht sämtlich chronologisch fortschreiten und kein einheitliches Ganzes bilden, sondern deren jedes für sich bestehen kann. Die von Zink vielleicht selbst getroffene Einteilung ist also nur äusserlich. Das dritte Buch scheidet zunächst ganz aus dem Rahmen aus, da es die Selbstbiographie des Verfassers und Geschichte seiner Familie enthält. Das erste erzählt die Geschichte der Stadt von 1368—1397 und folgt hierbei der Chronik von 1368—1406, welche Zink im Besitze eines alten Mannes vorfand und „erneuerte", d. h. umarbeitete, so, dass er ohne Achtung vor dem Wortlaute doch den Inhalt seiner Vorlage wesentlich übernahm. Auch ist das erste Buch in Kapitel geteilt und mit Ueberschriften versehen. Das zweite und vierte Buch enthält im wesentlichen die Geschichte oder vielmehr Geschichten aus dem 15. Jahrhundert, indem das zweite von 1401—1466, das vierte von 1416—1468 führt. Nun sind aber beide inhaltlich verschieden, und daher zieht Frensdorff mit Recht den Schluss, dass das zweite Buch, weil chronologisch und sachlich ohne jede Ordnung, nichts ist als eine Stoffsammlung, deren Verarbeitung und spätere Einordnung in Buch 4 unterblieb. Das vierte nämlich verfährt im ganzen und grossen chronologisch, übertrifft an Umfang die drei ersten bei weitem und kann daher als eigentliche und ausgearbeitete Fortsetzung des ersten Buches gelten. Lorenz ist nicht dieser Ansicht, sondern teilt dem zweiten Buche die allgemeinen historischen Begebenheiten, welche Zink in Erfahrung brachte, dem vierten die Ereignisse in Augsburg zu, muss aber zugestehen, dass eine solche Scheidung weder von Zink thatsächlich durchgeführt ist noch ermöglicht werden konnte.

Zink bearbeitete seine Erlebnisse und Geschichten neben,

nicht hinter einander; indessen bezieht er sich im vierten Buche auf das zweite, ein Beweis, das ersteres später abgefasst ist. An Quellen standen ihm zu Gebote ausser der erwähnten Chronik noch eigene Erlebnisse; er erfuhr „den merertail von hörnsagen, dass man mirs gesagt hat“, nennt auch die Männer, meistens solche, welche mit ihm in geschäftlicher Verbindung standen, ausserdem einen gewissen Jos. Kramer sowie den oben genannten Peter Egen, über dessen Thätigkeit als Bürgermeister im vierten Buche manches Interessante zu lesen ist. Die Darstellung beschränkt sich nicht auf Augsburg, sondern greift weiter nach Schwaben, Baiern, Oesterreich und die Schweiz, ist wertvoll für die Hussitenkriege (Buch II), beherrscht also einen grossen Teil des Reiches. Die Chronik ist nicht rein städtisch gehalten, sondern eine Quelle für die allgemeine Geschichte, verzichtet aber auch nicht auf Mitteilung von Dingen, die sonst selten der Aufzeichnung für wert erachtet werden, z. B. auf den Preis von Tuch und Wolle. Zink mag damit besonders gehandelt haben.

„Was man zur Charakteristik der Aufzeichnungen sagen könnte, wird immer nur ein schwaches Bild von der höchst originellen und merkwürdigen Verbindung einer grossen formellen Bildung mit der primitivsten historischen Darstellungskunst geben. Man befindet sich überall an der Grenze antikisierender Geschichtschreibung, ohne dass nur in einem einzigen Momente der mittelalterliche Chronikenstil verlassen wäre. Doch weiss der Verfasser, dass die Dinge einen über verschiedene Jahre hinaus sich erstreckenden Zusammenhang haben, und strebt daher redlich nach einer Pragmatik der Thatsachen, ohne jedoch selbst die entsprechende Uebersicht zu besitzen. Was die politischen und religiösen Ansichten betrifft, so wird man in dem Chronisten schwerlich einen Vorläufer der grossen Augsburger Humanisten- und Reformationsperiode erkennen

dürfen. Besonders in religiösen und kirchlichen Fragen steht Zink im tiefen Mittelalter, und auch seine politischen Urteile erheben sich selten über die Linie eines ziemlich befangenen Stadtbürgersinnes. Dennoch aber fesselt uns seine Erzählung. Er erzählt einfach und sehr lebendig, er lässt wohl erkennen, dass er viele Jahre sein Latein gelernt, aber er quält nicht durch unpassende Gelehrsamkeit. Was den Wert seiner Nachrichten betrifft, so zeichnen sich dieselben durch ein vollständiges und vortreffliches Verständnis für die städtischen und Verfassungsangelegenheiten aus. Was uns in mehreren anderen Augsburger Aufzeichnungen früherer oder gleicher Zeit mangelhaft erscheint, die Aufmerksamkeit für die inneren und intimeren Verhältnisse und Vorkommnisse der Stadt, gewährt Zink in reichem Masse für eine lange Reihe von Jahren — eigentlich schon für die Zeit von 1368 an: denn was er zu der ältesten von ihm erneuerten Aufzeichnung Augsburgs in seinem ersten Buche hinzuthut, sind wirklich meist Nachrichten über städtische Zustände.“ Lorenz.)

So scharf und zusammenfassend diese Kritik sein mag, sie entbehrt doch des Wohlwollens, das Zink beanspruchen kann und Hegel sowie Frensdorff zuteil werden liessen. Das späte Mittelalter hat nicht viele Werke aufzuweisen, welche an seine Chronik nur heranreichen. Es fesselt uns die wohlwollende Wärme, der gemütvolle Ton, die eindringliche Sprache, überall sehen wir den ehrenfesten Bürgersinn, der am Glanze der Vaterstadt sich freut und fortwährend mahnt, die Freiheiten des kleinen Gemeinwesens gegen lauernde Feinde, die bairischen Herzöge und den Bischof der Stadt, zu verteidigen. Seine Selbstbiographie ist geradezu ein Meisterwerk, und in richtiger Würdigung der Grösse des Mannes hat König Ludwig I., noch ehe die ganze Chronik gedruckt war, ihm in seiner Vaterstadt ein Denkmal gesetzt.

Neben Zink muss auf gleiche Stufe gestellt werden sein Zeitgenosse Hector Mülich, dessen *Chronik* von 1348

bis 1487 läuft, also den Zeitraum, welchen besonders Zink bearbeitete, nach vorne sowohl wie am Ende erweiterte.

Hector Mülich entstammt einem angesehenen, wahrscheinlich adligen Hause Augsburgs und wurde zwischen 1410 und 1420 geboren. Im Besitze der damals üblichen Bildung und als Inhaber eines blühenden Geschäftes steht unser Chronist auch dem politischen Leben der Vaterstadt nicht fern: er ist Mitglied des Rats und Zunftmeister der „Kramer“, hat infolgedessen Sitz und Stimme im Kleinen und im Alten Rat, bekleidete vielfach Ehrenämter, kurz, er ist eine städtische Grösse, wozu noch seine Verheiratung mit einer Patrizierin Ottilia Könzelmannin und später, als diese starb, mit einer Anna Fuggerin, Schwester des bekannten Jakob Fugger, beigetragen haben mag. Roth, welcher den dritten Band Augsburger Chroniken herausgegeben hat, in welchem sich besonders die unseres Helden befindet, erwähnt dass Mülich 1489 60 Gulden Steuer bezahlt hat, den doppelten Satz, welchen sein Schwager Fugger entrichtete. Gestorben ist er bis Oktober 1490, da dann sein Sohn Jörg im Steuerbuche der Stadt verzeichnet wird.

Schon bei Besprechung von Meisterlins deutscher Chronik hatten wir festgestellt, dass Mülich dieselbe abgeschrieben habe, um für sein Werk eine Unterlage zu gewinnen: seine erste eigene Nachricht lautet: Do man zald nach Cristi gepurd 1348 jar do ward die sturmglogk hie gegossen. An sant Cecilientag verprant man hie die juden.

Roth zerlegt die Chronik in vier Abschnitte, die —1368, — etwa 1400, —1440, —1487 reichen. Die drei ersten beruhen auf Quellen, besonders den Chroniken a) der von 1368—1406 (1447), b) der Chronik —1469, c) des Erhard Wahraus; aber Mülich kürzt und verbindet ihre Nachrichten mit einander, rundet ab, kurz, er verfährt ausserordentlich selbständig. Der vierte Abschnitt 1440—1487 beruht scheinbar auf selbständigen Nachrichten; bei den vielfachen kaufmännischen Verbindungen

Mülichs, seiner Stellung im Rate und der Bürgerschaft konnte er solche, und zwar gut beglaubigte, leicht erlangen. Wer die Gewährsmänner und Quellen aber gewesen sind, erfahren wir nicht. Mülich schrieb die Chronik bis auf seine Zeit in einem Zuge, von da ab tagebuchartig nieder, macht aber selbst dann noch chronologische Schnitzer; ohne solche wäre er eben kein echter spätmittelalterlicher Chronist. Dazu kommt jeder Mangel an Pragmatik, Nachricht reiht sich an Nachricht, eine innere Verknüpfung fehlt. Die Sprache ist einfach und klar, zeichnet sich also vorteilhaft aus vor dem gewundenen Schwulst und dem nichtssagenden Pathos so mancher anderer Schriftsteller. Man möchte fast sagen, jede Thatsache wäre ein Posten in seinem geschichtlichen Hauptbuche; selbst dann, wenn es den Kopf befreundeter Männer gilt, wie der beiden Vittel und des Ulrich Schwarz (1478), die lange Jahre Bürgermeister und seine Bekannten gewesen waren, verlässt ihn seine eisige Ruhe nicht. Er ist stolz auf die selbständige Stellung der Städte gegenüber den Fürsten und begreift nicht, dass Donauwörth und Regensburg sich so „ohne Not" den Herzögen von Baiern ergeben. Dem Kaiser gegenüber ist er loyal, ohne von seiner aus persönlicher Veranlassung entstandenen Missstimmung gegenüber Friedrich III. Hehl zu machen.

Seine Chronik bietet reichen Stoff für Reichs- und Stadtgeschichte, ja sie überragt stellenweise Zink an Wert und Masse des Gebotenen. Die Städtekriege, das äussere Leben Augsburgs und des Städtebundes werden eingehend berücksichtigt; Mülich verfolgt aufmerksam die Folgen der Eroberung Konstantinopels, die Fortschritte der Türken am Mittelmeer, die Kriegszüge und Niederlagen Karl des Kühnen, sein Blick reicht nach England und in den Orient. Aber auch Sittenbilder der damaligen Zeit, Züge aus dem sozialen Leben, religiöse Betrachtungen und Anschauungen finden sich in reicher Auswahl: die gute, alte Zeit war nichts besser.

wohl aber grausamer, mordlustiger und bedeutend liederlicher, als wir heute. Ab und zu zieht er Lehren aus den Ereignissen und giebt denkenden Lesern gute Winke fürs Leben. Die Uneinigkeit der Lütticher brachte ihre Stadt 1468 in die Gewalt Karl des Kühnen, weil „jeglicher sein eigen sin prauchen wolt und hielten kain ordnung, darumb ist in allen ir gewalt genomen, und hoffart unkeusch wucher hätt über hand genomen — darumb straft got die cristenhait mit krieg und anderem hertzenleid und ist ain Mensch des andern teufel." Dass es nicht gut ist grossen Herren Geld zu leihen, weiss auch Mülich schon; „man kauft veintschaft darumb" (1468). „Vergleichen wir Mülichs Individualität, wie es nahe liegt, mit der Zinks, so müssen wir gestehen, dass ihm viele der anziehenden Züge, die dieser aufweist, fehlen; strenger Rechtlichkeitssinn, Zurückhaltung, ernste Auffassung der Lebensverhältnisse, Strenge des Urteils sind die Grundzüge seines Wesens, soweit es sich uns in seiner Chronik zu erkennen giebt; eine etwas aristokratisch in sich verschlossene Natur gegenüber dem in treuherziger Offenheit sich gebenden Zink."

Geringere Ableitungen. Mülichs Chronik ist viel gelesen und mehrfach abgeschrieben, bearbeitet und fortgesetzt, so von Georg Demer, der seinerseits wieder chronologisch geordnet wurde von Matthäus Manlich. Zu nennen ist ferner Marx Walther und Wilhelm Rem, der dann wieder in der Peutingerschen Chronik bearbeitet und erweitert wurde. Die Zusätze Demers, Walthers und Rems sind von Roth der Chronik Mülichs beigefügt, besonders aber noch die bisher ungedruckte sog. *Anonyme Chronik* von 991—1483, die zu allen bisher besprochenen Chroniken in Beziehung steht mit Ausnahme der Reimchronik von Küchlin. Alle sind mehr oder weniger ausgeschrieben, auch hat nicht besonders Zink den Anonymus benutzt, sondern das Verhältnis ist umgekehrt, sogar im vierten Buche des

Zink (Roth). In gleicher Weise ist Mülich benutzt. Infolgedessen muss der Anonymus, welchen Roth mit Recht unter der Domgeistlichkeit sucht, erst nach 1490 geschrieben haben. Seine Sprache ist gewandt, der Ausdruck entsprechend, der Wert der Arbeit als geschichtliche Quelle aber geringer, da die Vorlagen des Anonymus bekannt sind und verhältnismässig nicht viel Neues gebracht ist. Am besten merkt man diese geringe Selbständigkeit bei dem Lesen der Rothschen Ausgabe, wo mit peinlicher Sorgfalt die Quellen des Anonymus am Rande verzeichnet sind.

Wir haben die Geschicke Augsburgs fast zwei Jahrhunderte an der Hand Augsburger Quellenschriftsteller verfolgen können und festgestellt, dass die beiden zuletzt genannten Männer, Zink und Mülich, die Blüte und den Höhepunkt der städtischen Geschichtschreibung darstellen. Eine müssige Frage fast scheint es uns zu sein, wem wir den Kranz winden und die Krone der Vollendung darreichen sollen. Sie beide stellen das gewerb- und handelsthätige, prächtige Augsburg dar, Zink mehr zum Volke, Mülich zu den Geschlechtern hinneigend, beide die Stadtrechte wahrend und stets bereit, dafür Gut und Blut einzusetzen. Sind sie die Vertreter ihrer Kreise, dann verstehen wir den hohen Aufschwung der alten, deutschen Reichsstadt, die Männer hervorbrachte, welche Handelsherrn und Geschichtschreiber zugleich waren, eine nicht häufig vorkommende Erscheinung.

Stammtafel der Schweizer

Strassburg.
Königshofen

Sempacher
Krieg
(1386)

Zürich
1) Eberhart Müllner
Chron. (um 1350).

2) Verl. Zür. Chron
um 1400

3 Joh. Frün
a) Alt. Zür. Krieg;

Schra
Schwabe
um

Bern. 1) Justinger.
a) Chron. —1420;

b) Königshof. Justinger

2) Tschachtlan
Chron. —1470

Luzern.
a) M. Russ.
Chronik —1412.

3) Dieb. Schilling.
Chron. —1480.

b) Pet. Etterlin, Chron

Stumpff 1548
Tschudi.

c) Dieb. Schilling, Chr
(Neffe des Berner D.

schichtschreibung (zu p. 105).

Verl. Quellen.

. Wyss).

Herkommen
er Schwyzer.

Urkantone.
a) Schwyzerchronik (Verl.)
b) Weisses Buch. (1470)

eg.
).

Gmünder Chronik
-1462
(Hegel).

Verlorene Quellen.
1426—50.

Einsiedler Buch.

Eigene und fremde
Erlebnisse
für Burgunder-
kriege.

1503.

–1509
ling).

Seb. Franck, Chronik 1538.
Seb. Münster, Cosmographie 1544.

IV. Die Schweiz.[35]

Geschichtlicher Ueberblick. Durch den Vertrag von Verdun (843) fiel die heutige Schweiz in der Hauptsache an Ludwig den Deutschen, die Aare bildete zunächst die Grenze zwischen dem alemannischen Osten und dem burgundischen Westen. Zwar kam Burgund im Vertrage zu Mersen (870) an das Ostreich, aber schon hatte bei der Schwäche der Karolinger ein weiterer Verfall des Landes in kleinere Teile begonnen. Der Welfe Rudolf I., Grossneffe Ludwig des Frommen und der Judith, wird (888) König von Hochburgund, dem Lande zwischen Rhone, der oberen Saone, Jura und den Alpen mit Genf als Hauptstadt. Boso, ein Enkel Ludwigs II., ist König des arelatischen oder Niederburgund, welches sich vom Genfer See und der mittleren Saone längs der Rhone und Westalpen zum Mittelmeer zog. Rudolf II. erhielt durch seine Gemahlin Bertha, Tochter des Schwabenherzogs Burkhart, noch den Aargau, die Grenze Burgunds dehnte sich also bis zur Reuss aus; aber die Bewohner des Landes zwischen Reuss und Jura, die Alemannen, blieben deutsch, wie die stammverwandten Bewohner des Herzogtums Alemannien. Schon Otto I. erhielt massgebenden Einfluss auf Burgund, welches unter Konrad II. durch Heirat 1033 wieder an Deutschland fiel und von da ab bis zum 16. Jahrhundert verblieb. Aber die besonders seit dem

Ausgange der Staufer immer mehr sich lockernde staatliche Verbindung und die schon früher begonnene Romanisierung des westlichen Burgund bis zur Rhone hat diese Landesteile Frankreich allmählich in die Arme getrieben.

Alemannien oder Schwaben blieb stets beim Ostreiche und ungeteilt unter Stammesherzögen, welche die deutschen Könige als Oberherrn ansahen. Konrad II. wagte es, das Herzogtum seinem Sohne Heinrich III. zu übergeben (1038), die Macht der deutschen Herrscher erstreckte sich jetzt unmittelbar auf Schwaben und Burgund: damals besonders ist das Uebergewicht deutschen Wesens in Schwaben gegenüber dem romanisierten Burgund festgelegt.

Der Investiturstreit hat neben anderen bösen Folgen für Deutschland auch die Sonderstellung der heutigen deutschen Schweiz begründet. Der Zähringer Berthold II., welcher Rudolf von Rheinfelden beerbt hatte, stritt mit dem kaiserlich gesinnten Staufer Friedrich, welcher von Heinrich IV. zum Herzoge Schwabens erhoben war, um die Obergewalt: es gelang ihm, sich in den linksrheinischen Gebieten Schwabens mit dem Titel Herzog zu behaupten. Die Amtsgewalt des siegreichen Staufers blieb in diesen Landen, wo die Zähringer so reich begütert waren und jetzt noch Zürich als unmittelbares Reichslehen erhielten, nur dem Namen nach bestehen. „Mit diesem Vorgange war die Ablösung der ostschweizerischen Landschaften vom übrigen Alemannien zwar nicht vollzogen, aber eingeleitet.“ Die beiden Teile gehen immer mehr auseinander.

Die Zähringer waren stets Feinde der Staufer, erhielten daher von Lothar Burgund, wo sie schon Besitzungen hatten, als Lehen, konnten sich aber im wesentlichen nur diesseits des Jura halten, während das Land nordwestlich des Gebirges sich als „Freigrafschaft“ loslöste. In diesem Gebiete liess sie Friedrich Barbarossa als duces et rectores Burgundiae bestehen, dort herrschten sie bis 1218, wo Berthold V. kinder-

los starb. Für die Entwickelung der Schweiz ist ihre Herrschaft von grosser Bedeutung, indem die Zähringer, um gegen ihre Feinde, besonders die Grafen von Savoyen, feste Burgen als Stützpunkte zu erlangen, zu Städtegründern wurden: Freiburg und Bern sind die bedeutendsten von vielleicht acht Städten, die ihnen Ursprung oder Erweiterung verdanken.

Die Zähringer werden in den heute schweizerischen Teilen von den Grafen von Kiburg beerbt, und diese streiten dann mit den Grafen von Savoyen um die Vorherrschaft in der Westschweiz. Zwar sterben 1264 die Kiburger aus, aber ihre Erben, die Habsburger, setzen den Kampf fort; Rudolf, der spätere deutsche König, beendet ihn, er ist nach Verdrängung Savoyens unbestritten der mächtigste Herr zwischen Rhein, Alpen und dem Jura.

Neben den Habsburgern allerdings wimmelt es von selbständigen Herren, geistlichen wie weltlichen. An Bischöfen waren es die von Chur, Konstanz, Basel, Lausanne, Sitten und Genf, an Klöstern die von St. Gallen, Pfävers, Disentis, Zürich, Einsiedeln, Muri und vielen kleineren, von weltlichen Herren, die allmählich selbständig geworden waren, könnte man gegen 30 mächtige Geschlechter aufzählen. Dazu treten jetzt, gegen Mitte und Ende des 13. Jahrhunderts, die Städte, welche durch die kaiserlose Zeit gewungen werden, sich zu schützen und bei dadurch erwachendem Selbstbewusstsein sich unabhängig machten; es sind besonders Bern, Murten, Luzern, später auch Zürich. Der Bauernstand ist nicht im stande gewesen, gegen solche Nachbarschaft sich zu behaupten, sondern war allmählich einem Kloster, Bistum oder weltlichen Gebieter verfallen; nur im Südosten des Vierwaldstädter Sees bis zum Gotthard hinauf, in den armen Landen um die Reuss, hatte er sich erhalten. Siebzehn Tage nach dem Tode Rudolfs, 1291, beschworen dort Schwyz, Uri und Unterwalden den ersten Bund, die Grundlage der heutigen Schweiz.

Dieser kurze Ueberblick weist nach, dass bis um 1300 von einer Schweiz in heutigem Sinne gar nicht die Rede sein kann. Aber auch in den zwei folgenden Jahrhunderten bildet sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit erst allmählich aus. Nachdem der erste Versuch Habsburgs, die Fürstengewalt im Gebiete der Reuss zu gründen, am Morgarten (1315) durch die Urkantone vernichtet war, konnten diese, begünstigt durch die politische Lage Deutschlands im 14. Jahrhundert, den zu Brunnen (9. Dez. 1315) geschlossenen Ewigen Bund durch Heranziehung benachbarter Stadt- und Landgemeinden stärken. Zunächst schloss sich an Luzern (1332), dann Zürich (1351), Glarus und Zug (1352), endlich (1353) das mächtige Bern. Habsburg sah diesem Wachstum mit grosser Besorgnis zu, besonders als die Kantone ausser Bern 1370 in dem sog. Pfaffenbrief die richterliche Selbständigkeit der Eidgenossen und einen bleibenden Landfrieden festsetzten. Aber Leopold III. unterlag und starb bei Sempach (1386); eine weitere Niederlage der Habsburger bei Näfels (1388) besiegelte die Unabhängigkeit der Eidgenossen, denen 1411 auch Appenzell beitrat, welches sich in dem sogen. Appenzeller Kriege gegen den Abt von St. Gallen die Freiheit errungen hatte. Von der Abwehr ging man zum Angriff über; „eine Landschaft nach der anderen ging dem Hause Habsburg verloren, und eine Zeitlang schien es nicht anders, als ob die Macht Oesterreichs am Oberrhein überhaupt völlig entwurzelt werden sollte.“ Es verlor den Aargau, Freiburg im Uechtland und endlich den Thurgau, nur das heutige Oberelsass, der Breisgau und der südliche Schwarzwald blieben österreichisch. Die östliche Schweiz war geeinigt.

Die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts brachte den „acht Orten“ aber auch manche innere Streitigkeiten. Wir erwähnen besonders den Krieg um die Toggenburgische Erbschaft. — dieses Grafengeschlecht war 1436 ausgestorben — nur, um zu zeigen, wie gering doch der innere Zusammenhang einzelner

Bundesglieder war, wenn Machtfragen ins Spiel traten. Zürich verband sich sogar mit Oesterreich, wurde aber im sog. Alten Züricher Krieg geschlagen und trat wieder in den Bund ein; derselbe hatte eine gefährliche Krisis überstanden.

Da trat ein neuer Feind auf. Karl der Kühne (1467—77) hatte von seinen Vorfahren ausser Burgund und der Freigrafschaft im Süden noch diejenigen Länder geerbt, welche heute Belgien, Holland, Luxemburg und Teile der französischen Norddepartements ausmachen. Was lag näher, als diese Länder durch Unterwerfung Elsass-Lothringens zu einem Ganzen zu vereinigen und durch Erwerbung der Rheingrenze sowie Vernichtung der Schweiz den Stand von 843, des Vertrages von Verdun, im wesentlichen zurückzuführen? Das Glück begünstigte sein Unternehmen. Karl erhielt gegen 50000 Goldgulden im Vertrage von St. Omer (1469) pfandweise das heutige Oberelsass vom Herzoge Sigismund, die wichtigen Vogesenpässe kamen in seine Gewalt. Aber der Vertrag war trotzdem eine Todgeburt, weil die Vertragschliessenden dasselbe Ziel, die Schwächung oder gar Vernichtung der Schweiz, durch denselben verfolgten. Karl versagte Sigismund die Hilfe gegen dessen Erbfeinde, und so schloss sich der Oesterreicher diesen an, indem 1474 durch die sog. Ewige Richtung zu Konstanz unter Zustimmung Friedrichs III. der gegenseitige Besitzstand feierlich anerkannt wurde. Sämtliche Gegner Burgunds, besonders Ludwig XI. von Frankreich, traten der Abmachung bei. So entbrennt denn der Kampf. Was die Tage von Trier 1473 dem Kaiser nicht abgewinnen konnten, sollte der Krieg erzwingen; aber die Belagerung von Neuss (1474) ist unglücklich. Da verträgt sich der Burgunder mit dem Kaiser und Frankreich, besiegt und vertreibt den Lothringer Herzog, stürzt sich auf die allein gelassenen Schweizer. Diese aber besiegen ihn bei Héricourt (1475), Granson und Murten (1476); bei Nancy (1477) verliert Karl Lothringen und sogar sein Leben. So

geht die Schweiz ruhmbedeckt aus dem zweiten Entscheidungskampfe für ihre Unabhängikeit hervor und sichert durch Aufnahme von Solothurn und Freiburg auch nach Westen die Grenze. Um 1500 sind die Eidgenossen eine europäische Macht.

Wir sehen, dass in den beiden letzten Jahrhunderten (1300—1500) die einzelnen Kantone zu einem Staatenbunde zusammenwuchsen und in ihnen das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Gemeinsamkeit aus unscheinbaren Keimen zu entschiedenem Bewusstsein sich gestaltete. Vielleicht ist es nicht uninteressant, darauf hinzuweisen, dass diese Lostrennung vom Reiche zuerst erfolgte, weil die einzelnen Gemeinden durch Betonung der Reichsunmittelbarkeit sich gegen die Einverleibung in Habsburgs Fürstenmacht wehrten, dann aber, nach Erreichung dieses Zieles, die Grundlage der Zusammengehörigkeit zum Reiche allmählich verliessen. Es ist aber eine bemerkenswerte Thatsache, dass noch 1507 der Luzerner Chronist Peter Etterlin sein Werk „dem heiligen Römischen Rich und gemeiner Eidgenoschafft zuo Eren“ verfasste und einige Exemplare dieser in Basel gedruckten Chronik auf der Vorderseite des ersten Blattes einen Holzschnitt zeigen, welcher das Reichswappen umgeben von den Wappen der eidgenössischen zwölf Orte darstellt.

Anfänge der Schweizer Geschichtschreibung (—1400). Die Geschichtschreibung dieser Landesteile bis 1400 ist eine rein örtliche und unterscheidet sich von der Strassburger oder Konstanzer in keinem Punkte: im 15. Jahrhundert erst tritt das Gefühl der Zusammengehörigkeit in den Vordergrund.

Johannes von Winterthur. Das Leben des verdienstvollen Minoriten erhellt nur aus seiner Chronik. Als Knabe schaut er 1309 von seiner Heimat Winterthur die Zerstörung des Schlosses Wart durch die Oesterreicher und sieht

1315 den Herzog Leopold nach dessen Niederlage am Morgarten traurig, wie halbtot zurückkehren: der Tag ist dem Chronisten deswegen besonders merkwürdig geblieben, weil der eigene Vater sich im Gefolge des Herzogs befand. Wo Johann weiter erzogen und unterrichtet wurde, ist unbekannt: nach 1320 mag er in den Franziskanerorden getreten sein. Im Jahre 1328 lebte er in Basel, dann in Schaffhausen: später, nach 1340, wechselte er häufig seinen Aufenthalt. Wir finden ihn längere Zeit in Lindau, zuletzt wahrscheinlich in Zürich, da das einzig vorhandene vollständige Exemplar seiner Chronik dort im Kloster gefunden wurde und nach wechselvollen Schicksalen in der Stadtbibliothek bewahrt wird. Wann Johannes aber gestorben ist, können wir ebensowenig feststellen, wie das Jahr seiner Geburt.

Die *Chronik*[36]) erzählt die Zeit von dem Tode Friedrichs II. bis 1348 und wurde nach mehreren eigenen Zeugnissen des Verfassers von 1340 ab verfasst. Was uns vorliegt, ist nur der zweite Teil einer Weltchronik, welche Johannes, wie aus seinen Werken hervorgeht, schreiben wollte oder vielleicht auch schrieb. Erhalten hat sich aber vom ersten Teile nur ein kleines Stück bis auf Darius: der Tod mag den Verfasser an der Vollendung gehindert haben. vielleicht erfolgt durch die Pest, deren Auftreten gerade in den letzten Seiten der Chronik beschrieben wird.

Der Inhalt erstreckt sich auf die wichtigsten Ereignisse der allgemeinen Geschichte vom Tode Friedrichs II. bis zu den Anfängen Karls IV. Indessen wiegt das Interesse für Deutschland nur insofern vor, als der Chronist Deutscher ist, am Bodensee schreibt und naturgemäss seine Nachrichten aus nächster Umgebung schöpft. Daher ist das Werk eine reiche Quelle für die Geschichte Oberdeutschlands, der Schweiz und Oesterreichs. Alle die kleinen und grossen Händel des Adels und der Waldstädte werden erzählt, der Minorit schiebt sich infolgedessen als gewichtiger

Berichterstatter neben Diessenhoven oder Matthias von Neuenburg. Anderseits ist er gerade wegen seiner reichlichen Nachrichten über diese oberrheinischen Länder wieder für spätere Erzähler, wie z. B. Tschudi, Quelle geworden, ohne dass sein Name genannt wird. Da die Reichsgeschichte sich damals im Süden abspielt, wird Johannes auch für diese eine wertvolle Quelle. Er ist Deutscher durch und durch: mit welcher Liebe spricht er von Heinrich VII. und dem Liebling der Minoriten, Ludwig dem Baiern. Wir schmerzt es ihn, dass auch Benedikt XII. das Interdikt über Deutschland nicht aufheben will (1335), wie sehr fürchtet er die Schädigung des kaiserlichen Namens durch Annahme entehrender Bedingungen. Nur Friedrich II. ist nicht sein Freund: der Chronist hat zusammengetragen, was über diesen Kaiser an Verdächtigungen betreffs seines religiösen Standpunktes in den Quellen überliefert war.

Das Papsttum indessen und die Kirche, besonders die Franziskaner gehen ihm über alles: daher schwankt sein Griffel zwischen Worten der Trauer, dass das Schisma Nicolaus' V., eines Minoriten, die Kirche entzweit und der Freude, dass der Gegenpapst aus eigenem Entschluss der Entzweiung ein Ende bereitet: verschwiegen aber wird sein klägliches Ende zu Avignon. Das Papsttum ist für unseren Chronisten die höchste Macht der Welt, der sich alle zu beugen haben: das Kaisertum verdankt ihm Dasein und Macht, und Johann ermüdet nicht, diese seine Ansicht aus der hl. Schrift und weltlichen Quellen zu beweisen. Nur Johannes XXII. erfreute sich nicht seines Beifalles: der alte Gegensatz zwischen Dominikanern, welche dieser Papst begünstigte, und den Franziskanern beeinflusst sichtlich die Darstellung (1330) und macht den sonst ruhigen Erzähler zu einem eifernden Verfechter seiner Partei.

Im allgemeinen verdient aber die Chronik das Lob der Treue und, soweit es auf den Verfasser ankam, der Zu-

verlässigkeit. „Was er erzählt, entnimmt er, ohne es mit anderem Kolorit zu färben, getreu aus der so und so gewordenen Wirklichkeit auf; es geht gleichsam von dem Weg des Lebens in seine Feder über und an der Seele vorbei, die nur beobachtend an der Seite stehen bleibt, nicht aber geht es durch seine Seele hindurch, um von ihr eine andere Deutung annehmen zu müssen, als es in sich selber trägt. — Man sieht es der ganzen Chronik an, wie sehr es ihm darum zu thun ist, wissentlich nicht eine Unwahrheit zu berichten, sondern seine Worte genau an das Geschehene anzupassen und dieses Wort manchmal eher zu dürftig, als zu reichlich zu schreiben.“ Daher haben alle Forscher unserem Chronisten auch reichlich das Lob der Zuverlässigkeit zuerkannt und besonders hervorgehoben, dass er die Personen mit gerechter Feder bewertet. Freilich mit einer Einschränkung: Der Orden ist ihm heilig, sein Wert so unbestritten, dass auch nicht einmal das sonst so erhabene Papsttum ihm gegenüber Kritik üben darf. In diesem Punkte kennt unser Chronist keine Autorität an, so sehr er sonst die Minderbrüder als beste Glieder und treueste Stützen der Kurie feiert und alles, was von Rom kommt, als oberstes Gesetz willig hinnimmt.

Die Chronik ist kein Geschichtswerk in strengem Sinne des Wortes, sondern mehr eine Stoffsammlung, in welche der Minorit alles, was ihm wichtig schien, aufnahm. Ein leitender Faden für die Anordnung ist nur die Zeit und zwar die Regierung der Kaiser und vornehmlich der Päpste. Aber auch da zeigt die Chronik manchen Fehler, manches Versehen, so dass der verdienstvolle Herausgeber, G. v. Wyss, gezwungen war, viele Angaben derselben zu berichtigen. Aber neben dieser chronologischen Einheit fehlt jede andere. Geschichte und Fabel, ernste Begebenheit und lustige Geschichte, alles wird in bunter Unordnung, ohne innere Verbindung erzählt. Ihm mangelt auch nicht der Hang zum Wunderbaren und Geheimnisvollen: er ist darin ein Kind

der Zeit und ähnelt dem Griechen Herodot, dessen Griffel die Wundergeschichten ägyptischer Priester ebenfalls mit Harmlosigkeit der Nachwelt überliefert. Aber die Art der Berichterstattung ist anheimelnd; ruhig und ohne Leidenschaft erzählt unser Gewährsmann, ihm stand das Vermögen der unterhaltenden Darstellung entschieden zu Gebote. Daher wird seine Chronik stets ihren Wert behalten als Stimme aus denjenigen Kreisen, welche die Geschichte nicht machen, aber die Thaten der Grossen mit einfachem Sinn und freimütig beurteilen, ohne gehässig zu werden.

Die *oberrheinische Chronik*,[37]) welche Grieshaber veröffentlicht hat, ist ohne grössere Bedeutung, da an eine Papst- und Kaiserreihe erst von Rudolf von Habsburg ab bis 1335 besonders für Ludwig von Baiern eine zusammenhängende Erzählung tritt; zwei Nachträge reichen bis zur Mitte des Jahrhunderts. Der geschichtliche Wert des nicht umfangreichen Werkes ist gering, bedeutend der sprachliche, und wenn wir mit dem Herausgeber das Werk bis 1349 abgeschlossen erachten, so ist die Chronik die älteste, welche in hochdeutscher Sprache abgefasst wurde, da Closener erst 1362 sein Werk vollendete; ja, der Hauptteil schliesst schon 1335. Der unbekannte Verfasser schrieb in Zürich oder Basel (Wyss), seine Nachrichten fliessen aber aus allen Teilen des Reiches, berücksichtigen sogar den deutschen Orden; es ist aber unbekannt, woher sie genommen sind.

In der Papstreihe ist die Päpstin Johanna noch nicht aufgeführt, dagegen geht die Chronik in Verbreitung des sagenhaften Stoffes noch höher hinauf, da sie Karl dem Grossen die Einsetzung des Kurfürstenkollegiums zuschreibt. Von geschichtlicher Kritik ist dagegen mehr auf den letzten Blättern der Chronik zu spüren; diese enthalten „selbständiges Urteil und eigentümliche Charakteristik", besonders über die Zeiten Ludwigs von Baiern und Friedrichs von Oesterreich.

St. Gallen. Viel bedeutender ist die letzte Fortsetzung der *Casus St. Galli*, die *Nüwe Casus* des Christ. Kuchimeister (1229—1328)[38]. Im vorigen Bande schon hatten wir dieses verdienstvollen St. Gallener Bürgers gedacht, der aus Liebe zu dem alten, mächtigen Heimatkloster die Hausgeschichte desselben selbständig fortsetzte. Konrad von Fabaria hatte noch einige Jahre der Regierung des Abtes Konrad von Bussnang erzählt: ihn ergänzt Kuchimeister von 1229 ab und führt die Erzählung bis in seine Zeit. Die Mönche waren zu einer solchen Arbeit nicht mehr im stande, ein Laie tritt an ihre Stelle. Das Hauptinteresse erweckt Abt Berthold von Falkenstein (Kap. 10—33), dessen Regierung den alten Glanz St. Gallens zu erneuern schien; die Darstellung dieser Zeiten allein würde Kuchimeisters Ruhm begründet haben (Meyer von Knonau). Es folgen aber die traurigen Doppelwahlen, Abt steht gegen Abt, immer mehr verkommt der hl. Gallus, bis nochmals Wilhelm von Montfort (Kap. 43—70) bessere Zeiten verheisst. Ein erneutes Schisma bringt neue Kämpfe und weiteren Verfall, den auch der letzte von Kuchimeister behandelte Abt Hiltbold von Werstein (seit 1318) nicht aufzuhalten vermag.

Selbstverständlich steht das Kloster im Vordergrunde der Darstellung; wir sehen, was aus einem reichen Stifte durch Verschwendung und Kriegszeiten werden kann, die elenden Verhältnisse des deutschen Königtums spiegeln sich in der Geschichte der Stifte und Bistümer. Kuchimeister ist ein guter, wahrheitsliebender Erzähler, den man, durch urkundliche Belege gerüstet, nicht häufig auf falschen Wegen wandeln sieht. Er bewegt sich überall auf festem Boden und verwertet die Schätze der St. Gallener Bücherei umsichtig; wo ihm geschriebene Ueberlieferung fehlte, bedient er sich der mündlichen vorsichtig. Bei den Beziehungen St. Gallens zu den Habsburgern ist die Chronik Kuchimeisters auch für Reichsgeschichte zu verwerten, aber nicht in

hervorragendem Masse. Die süddeutschen Geschlechter im Schwarzwalde, an der Donau und am Oberrhein dagegen verfolgt Kuchimeister in ihren verwandtschaftlichen Beziehungen sehr eingehend, besonders in den ersten Teilen des Werkes: später wird er dürftiger, erlahmt sein Interesse. Jedenfalls gebührt ihm unter den Chronisten des späteren Mittelalters ein besserer Platz, seine Arbeit schliesst die grosse Hauschronik St. Gallens würdig ab. Auch sprachgeschichtlich ist Kuchimeister sehr hoch zu stellen.

Schweizer Chroniken des 15. Jahrhunderts.

Bern. Nachdem die Gefahr, welche den Eidgenossen seitens der Habsburger gedroht hatte, durch die Anfang und Ende des 14. Jahrhunderts geschlagenen Schlachten abgewendet war, tritt im 15. Jahrhundert das Gefühl der Zusammengehörigkeit immer schärfer hervor, die Burgunderkriege vollenden diesen Vorgang. Wir werden die Geschichtschreibung der einzelnen Städte und Landschaften bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts führen und beginnen mit der ältesten und entschieden besten Chronik der ganzen Schweiz, mit der *Berner Chronik* des Konrad Justinger, welche von 1191 bis 1421 läuft.[39])

Im Kap. 4 der Chronik giebt uns der Verfasser über sein Leben Auskunft, die einzige, welche wir überhaupt besitzen: Derselben arbeite und unmussen, die obgenant sachen ze suchen, ze vinden und usser alten büchern und kroniken ze schriben und in ein buch ze bringen (nämlich die Schicksale seiner Stadt Bern) sich in Gottes namen angenomen hat Cunrat Justinger, derselben statt berne wilent statschriber, sinen ernst und arbeite mit gottes hilfe daran ze legende und allen sinen fliss harine ze tunde — nemlich: die sachen so die obgenant stat berne, ir fründe und eidgenossen berürent; Darzu etlich treflich kriege, strite und gefechte, in elsass, in

brisgowe, und in swaben ergangen sint in kurtzen jaren, und usswendig den landen gar wenig sachen harin gezogen . . . Aus Kap. 3 erfahren wir noch, dass der Schultheiss Rudolf Hofmeister im Auftrage des Rates und der Zweihundert von Bern Justinger diesen ehrenvollen Auftrag 1420 erteilte. Ergänzen kann man das Leben des Schriftstellers durch eine andere Nachricht, der zufolge Justinger 1384—1393 und 1411—1416 Stadtschreiber war, also die Chronik nach 1416 geschrieben ist, da er sich wilent statschriber d. h. früheren Stadtschreiber nennt. Weiter ist von ihm nichts bekannt. Studer, der die Chronik zuerst mustergültig auf Grund umfassender „Studien zu Justinger“ nach der Winterthurer Handschrift herausgab, vermutet, dass die Familie nach Bern verzogen und dann ausgestorben sei. (Vgl. aber v. Wyss). Tschachtlan und Schilling, welche Justinger überarbeiteten und fortsetzten, nennen nicht den Namen des Verfassers ihrer Unterlage; der erstere spricht nur wegwerfend von „einem armen mann, derselben stat unterteniger“, Schilling bezeichnet ihn „als einen fromen mann derselben stadt Bern“. Auch Justingers Urschrift ist bis auf drei in Bern erhaltene Pergamentblätter verloren, welche neuerdings von Flury als Autograph festgelegt worden sind; der Rest ist nicht mehr vorhanden. Denn als Schillings Chronik im Berner Archive amtlich niedergelegt wurde, „scheint die im Gegensatze zu Schilling sogenannte Alte Stadtchronik Justingers als überflüssig antiquiert aus dem Stadtgewölbe entfernt und mit der Zeit verloren gegangen zu sein“, hat sich aber in Abschriften, besonders der Winterthurer, genügend zuverlässig erhalten.

Justinger nennt als seine Quellen „die briefe, so in der statt kisten liegen“, also Urkunden, von denen er 70, aber nicht gewissenhaft, benutzte, ferner „alte Bücher und kroniken“, die er Kap. 4 erwähnt, nämlich die Chronica de Berno, d. h. annalistische Aufzeichnungen von 1191—

1344 über städtische Ereignisse und die Laupenschlacht, weiter die Narratio über die Laupenschlacht und (nach Studer) die anonyme Stadtchronik, auch Königshofen-Justinger genannt. Der sonst benutzte Stoff kam ihm hauptsächlich aus Königshofens Chronik, den Züricher Aufzeichnungen bis 1415, wie sie besonders bei dem Konstanzer Schulthaiss und dem Züricher Glogner erhalten sind, sowie für wenige Fälle eine Baseler und Konstanzer Chronik; letztere ist Richenthals Konzilgeschichte.

Justinger umfasst die Zeit von Berns Erbauung (1190) bis 1421; die letzte reichsgeschichtliche Nachricht ist der Zug Sigismunds gegen die Hussiten (1420), und die letzte städtische berichtet den Anfang des Münsterbaues (11. März 1421), obwohl es nicht als ausgemacht gilt, ob er das Werk bis zum Jahre 1421 (sondern nur bis 1417) selbst geführt habe. (Lorenz.) Dasselbe ist nicht pragmatisch angelegt, sondern annalistisch, indem jedes Jahr mit stets wiederkehrenden Wendungen angefangen wird; indessen greift er ab und zu vor und ordnet den Stoff nicht streng annalistisch. Dem Werke sind vorgesetzt einige Nachrichten aus der Zeit Barbarossas, wie die Ueberführung der hl. drei Könige nach Köln, des Kaisers Kreuzzug und erzählt dann (Kap. 3) Berns Erbauung durch Berthold V. von Zähringen. Dieses Geschlecht hatte von 1127—1218 das Reichsvikariat über diese Lande, welche in ihren westlichen Teilen von Burgundern durchsetzt und durch Heirat auch an das eigentliche Burgund gekommen waren; man nannte sie daher auch wohl Kleinburgund. Bern kam nach dem Aussterben der Zähringer an das Reich, wurde (Kap. 13) „in des riches schirm“ aufgenommen, d. h. freie Reichsstadt. Von da ab beginnt die eigentliche Berner Stadtgeschichte, ein wechselvolles und verschlungenes Spiel von Kriegen und Bünden, bösen und guten Tagen der Stadt. Der Anschluss an die Waldstädte bedeutete nämlich nicht das Aufgeben einer selbständigen

Politik; im Gegenteil benutzten die Berner den Bund zu selbstsüchtigen Zwecken. Besonders charakteristisch ist das Verhältnis der Stadt zu den Grafen von Savoyen und Kiburg, zu Freiburg, Solothurn, Murten und anderen Städten. Berns Machtgebiet wächst stets durch Krieg und Kauf, die Stadt wird die unbedingt streitbarste der ganzen Hochebene. Es ist ihr Bestreben, die gleichgesinnten Elemente zwischen Jura und Aare zu einer Eidgenossenschaft zusammen zu fassen; dieses Ziel hat sie erreicht. Der Laupenkrieg (1339), welcher durch den Sieg der Berner bei Laupen entschieden wurde, brachte die Vorherrschaft, welche im wesentlichen nicht mehr in Frage gestellt wurde.

Neben der Geschichte Berns und der Waldstädte wird berücksichtigt die Reichsgeschichte, die Folge der Kaiser, ihre Hauptthaten; daneben läuft die Entwickelung der Städtebünde, deren Kämpfe mit den Fürsten, und je mehr Justinger auf seine Zeit kommt, um so reichhaltiger wird seine Darstellung. Besonders Karl IV., Wenzel, Sigismund, das Konzil von Konstanz haben dem Chronisten viel Interesse abgewonnen, so dass das Werk fast seinen Berner Charakter verliert und zur Weltchronik sich entwickelt. Ja sogar auf Italien und das ferne Preussen reicht der Blick Justingers.

Selbstverständlich tritt die äussere Entwickelung der Stadt in den Vordergrund; der Chronist verzeichnet alle gemeinnützigen Anlagen, Stadtbrände, jedes Sterben, erzählt viele kleine Geschichten, die im Volke umgingen, kurz, liefert uns ein eingehendes, oft allerdings chronologisch wenig zuverlässiges Bild von dem Bern des 14. und 15. Jahrhunderts. Weniger interessiert er sich für die innere Geschichte; wir hören nicht viel von Rat und Verfassung der Stadt. Die Handveste von Frankfurt, durch welche Friedrich II. 1218 Bern die Reichsfreiheit giebt, ist in dieser Beziehung das einzige Dokument; das Ereignis an sich interessiert ihn so sehr, dass er dasselbe zweimal meldet (Kap. 4. 14). Auf

religiöse Streitigkeiten in der Stadt kommt er gar nicht zu sprechen: sein Standpunkt in kirchlichen Angelegenheiten ist wohl der eines Gläubigen. aber Justinger wahrt sich sein Urteil und seine Kritik gegenüber den „Pfaffendirnen“, welche (Kap. 321) vom Rate zur Auswanderung gezwungen wurden. Seine Bemerkungen über die Päpste, welche das lange Schisma hervorriefen, sind sehr scharf und könnten statt 1412 wohl hundert Jahre später, im Zeitalter der Reformation, geschrieben sein.

Wertvoll ist die Chronik endlich durch manche historische Volkslieder, welche sie uns gerettet hat: gerade die Schweizer Chronisten legten auf diesen Punkt grosses Gewicht und haben ihrem Lande dadurch herrliche Schätze urwüchsiger Volksdichtung erhalten. Lesenswert sind die Lieder auf Bern und Freiburg, 1243, den Gümminenkrieg, 1332, auf den Bischof von Basel, 1367, und das Lied von den Engelschen, 1375. Merkwürdigerweise werden die Gesänge zur Verherrlichung der Schlacht von Sempach und Näfels (1386/88) von Justinger nicht überliefert.

Die Sprache der Chronik ist einfach und klar, zeichnet sich aus durch scharfe Hervorhebung der entscheidenden Worte und weiss dennoch den erzählenden Ton stets zu bewahren. Justingers Meinung tritt selten hervor: nur einmal (Kap. 196) nimmt er den Wortbruch Karls IV. dem Papste gegenüber — der Kaiser hatte sein Versprechen, Barnabo Visconti zu vertreiben, nicht gehalten, die päpstlichen Hilfsgelder aber sonst verwendet — äusserst ernst und klagt: **O miet, wie verderbest du so mengen man!**

Justinger ist frei von Fabelsucht: nur zu Anfang stellt er Triers Entstehung 1200 Jahre vor Roms Erbauung. Burgund hat seinen Namen nach unserem Chronisten davon, dass so viele Burgen im Lande waren, welche die Pässe nach Italien schützen sollten. Ob endlich der Name Bern deshalb von dem Zähringer Berthold für seine Gründung erwählt wurde,

weil er sie nach dem ersten auf einer Jagd erlegten Tiere nennen wollte, müssen wir wieder unserem Gewährsmanne überlassen, wenngleich Studer die Sage für glaubwürdig hält.

Die Schweizer haben ihren Justinger mit Recht lieb: auch wir stimmen den begeisterten Worten der früheren Herausgeber der Chronik, Stierlin und Wyss, vollständig zu: Sei getrost, ehrlicher Justinger! Du wirst in deiner schlichten Einfalt, in deiner bündigen, treuherzigen Redlichkeit vielen Hunderten gefallen, vielen Hunderten Dank abgewinnen, und deine paar verschriebenen Namen, versetzten Jahreszahlen, ausser Acht gelassenen Umstände, begangenen Widersprüche mit namhaften Geschichtschreibern werden ein herzliches Lob, eine freundliche Teilnahme an deinen Bemühungen dir bei zahllosen deiner Enkel, zahllosen Schweizerherzen, denen du näher kommst, gewiss nicht schmälern!

Es ist zwischen den Forschern ein Streit entstanden, ob diejenige Berner Chronik, welche in 6 Handschriften zu Königshofen als Anfang erscheint und daher auch die *Chronik Königshofen-Justinger* genannt wird, von Justinger als Quelle benutzt ist oder als ein Auszug der wahren Chronik betrachtet werden muss. Die Schweizer (Studer, v. Wattenwyl) erklären das Werk als anonyme Stadtchronik, welche von Justinger vorgefunden und benutzt wäre, Lorenz dagegen hält es für einen Auszug der Chronik, der von einem Unbekannten, sicher aber nicht von Justinger selbst gemacht sei. Allgemein wird zugegeben, dass „diese Chronik nicht blos in der Auswahl und Anordnung des Stoffes, sondern meist auch im Wortlaute so sehr übereinstimmt, dass eine Abhängigkeit der einen Schrift von der andern von niemand geleugnet werden kann“. Man könnte bei der Vergleichung der beiden Texte mit Tobler zu der dritten, noch möglichen Ansicht gelangen, dass die sog. anonyme Stadtchronik eine Vorarbeit Justingers ist, die später durch andere Quellen zur eigentlichen Chronik erweitert wurde.

Der Glanzpunkt Berns war der sog. Laupenkrieg. Die stets wachsende Macht der Stadt sollte niedergehalten werden, und daher zogen die Grafen von Neuenburg, Kiburg, Johann von Savoyen, Peter von Arberg, viele Ritter von Elsass und Schwaben, denen der Herzog von Oesterreich noch 100 Helme schickte, sowie Freiburg gegen die Berner, welche ihrerseits von den Waldstädten unterstützt wurden. Es kam am 22. Juni 1339 zur Schlacht, in der die Berner den schönsten Sieg erfochten. Die *Narratio conflictus apud Laupen* ist von einem unbekannten Verfasser, der nach Studer Kleriker war, geschrieben und verrät ihre Parteinahme für Bern überall. Der Sieg ist dem Verfasser ein Gottesurteil, in welchem die frommen Berner der gottlosen und hochmütigen Feinde Herr werden mussten. Justinger hat den Bericht benutzt und durch andere Quellen ergänzt (Kap. 134).

Es ist nicht zu verwundern, dass Justingers Chronik allen späteren Geschichtschreibern Berns als Unterlage diente. Aber erst fünfzig Jahre später, 1470, machten sich Bendicht Tschachtlan, seit 1469 Venner (Rechner) der Stadt, und Heinrich Tittlinger, Ratsherr von Bern, daran, das Werk zu überarbeiten und fortzusetzen. Dabei müssen wir Tschachtlan wohl die eigentliche Arbeit zuschreiben, indem er den Stoff sichtete und ordnete, Tittlinger denselben zusammenschrieb und der freigelassene Raum mit „me denn 600 köstlichen" Bildern geschmückt wurde. Die Urschrift ist heute auf der Stadtbibliothek von Zürich, obwohl die Verfasser durch gegenseitiges Testament sich und ihrer Nachkommenschaft das Werk vermacht hatten.

Die *Chronik*,[40]) welche bis 1470 reicht, beruht also nicht auf eigener Forschung und zeigt keine Einheit, zunächst nicht, als sie Justinger folgt. Indem die Verfasser nämlich dessen eigentliche Chronik zur Grundlage nehmen, halten sie sich im Wortlaut an Königshofen-Justinger. Besonders stimmen sie von 1374—1421 wörtlich mit diesem überein. Von 1423

bis 1440 folgen sechs annalistische, unbedeutende Nachrichten, dann beginnt von 1436 ab bis 1448 die Erzählung des Kampfes zwischen Zürich und den anderen Waldstädten, besonders Schwyz, um die sog. Toggenburger Erbschaft, des sog. Alten Züricher Krieges. „Umsonst erwartet man eine Darstellung der Ereignisse jenes traurigen Bürgerkrieges vom bernischen Standpunkte aus, eine Schilderung der Kämpfe, welche die schwierige Frage, welcher Partei Bern zur bundesgenössischen Hilfe verpflichtet sei, ohne Zweifel in der Ratsstube hervorrufen musste, der Motive, welche in dieser Hinsicht endlich den Ausschlag gaben. Statt dessen giebt Tschachtlan uns den vollständigen Bericht eines Ostschweizers, dessen Namen er verschweigt, so dass selbst noch die Herausgeber seiner Chronik darüber in Zweifel waren, ob sie als Verfasser desselben den Ulrich Wagner, Landammann oder den Joh. Fründ, Landschreiber von Schwyz, nennen sollten.“ Wir beschränken uns hier auf die Angabe, dass die neuere Forschung (Studer, Bernoulli) den Joh. Fründ als Verfasser festgestellt hat. Näheres über die Frage werden wir bei der Geschichtschreibung der Urkantone geben.

Tschachtlan folgt seiner Vorlage im allgemeinen treu und beschränkt sich auf unbedeutende Erweiterungen. Die Tendenz ändert er insofern, als mehrere für Bern nachteilige Stellen ausgelassen sind. Dann folgt der Bericht über den Krieg zwischen Bern und Freiburg, 1448—1453, wobei Tschachtlan das Tagebuch eines gleichzeitig lebenden Freiburgers, des Notars Johann von Greyerz[41]) benutzte, und weiterhin Nachrichten bis 1466. Dann wird der Krieg der Eidgenossen mit Oesterreich (1468) erzählt, der Zug in den Sundgau und nach Waldshut. Endlich bringt Tschachtlan den sog. Twingherrenstreit, welcher die Frage entschied, ob Bern auf den durch Kauf oder Kampf erworbenen Besitzungen rechts und links der Aare die Landeshoheit, besonders den Steuerbezug und die hohe Gerichtsbarkeit aus-

üben sollte oder die Twingherren, d. h. die teilweise von Bern dort eingesetzten adeligen Verwalter. Indem diese sich auf Verjährung ihrer Ansprüche beriefen, entstand der Kampf, welcher jedoch von dem zum Schultheissen ernannten Fleischer Peter Kistler für Bern glücklich und unblutig zu Ende geführt wurde. Die in der Stadt mächtigen Twingherren behielten nur die niedere Gerichtsbarkeit (1471).

In Tschachtlans Chronik nun steht von diesem Streite an sich nichts, wohl aber richtig der endgültige Vertrag der beiden Parteien. Der Kampf selbst handelt nach der Chronik nur „von dem gebott so zu Bern gemacht ward von den spitzen an den schuenen, den langen schwenzen an den kleidern und anderer sachen wegen“. Es würde sich also nach Tschachtlan nur um Kleidervorrechte des Adels gehandelt haben. Der Stadtschreiber Thüring Fricker[42]) († 1519) aber hat uns diesen so interessanten Rechtsstreit gut und zuverlässig (Studer) hinterlassen: seine Schrift „gehört zu den vorzüglichsten kleineren Geschichtsdenkmälern der Schweiz im 15. Jahrhundert“, ist „voller Charakter, charakterisierender Reden, Leidenschaften und Affekte“.

Tschachtlans geschichtlicher Wert ist nicht bedeutend, da er Justinger, Fründ, Schilling und andere aus- und abschrieb; aber sein Werk ist litterarisch von Bedeutung, indem es uns wieder einen Blick in die Art der Geschichtschreibung des 15. Jahrhunderts gestattet.

Im Jahre 1484 übergab der Gerichtschreiber Diebold Schilling seine *Chronik der Stadt Bern,*[13]) welche bis 1484 reicht, dem Rate, welcher in Gemeinschaft der Bürgerschaft das Werk „verhörte und korrigierte“ und dann im Stadtarchive niederlegte. Wir haben also hier ein amtliches Schriftstück vor uns, in drei Pergamentbänden mit mehr als 600 kolorierten Handzeichnungen verziert, noch heute ein Schatz der Berner Stadtbücherei. Zunächst aber behandelte man den Schatz so geheim, dass er niemand zugänglich war

und sogar die Witwe Schillings, die „alte Grichtschryberin", bestraft wurde, weil sie eine in ihren Händen befindliche Abschrift verkauft hatte.

Die Familie Schilling stammt aus Solothurn, teilte sich aber in die Berner und Luzerner Linie. Unser Chronist ist der Oheim des unten noch zu erwähnenden Luzerner Geschichtschreibers, der ebenfalls Diebold Schilling heisst, trat um 1460 in die Berner Bürgerschaft ein, wurde Mitglied des Grossen Rates und ist um 1490 gestorben. Seine Chronik umfasst drei Bände, von denen die zwei ersten sich als überarbeitete Abschriften des Justingerschen und Tschachtlanschen Werkes darstellen und demgemäss überhaupt bis 1468 (1470) reichen. Der dritte erzählt besonders die Burgunderkriege, an denen Schilling teilnahm, und läuft bis 1484 (1480). Zu bemerken ist auch hier im Text, dass Stierlin und Wyss diese Schillingsche Ueberarbeitung Justingers und Tschachtlans, nicht deren eigene Werke herausgaben, für welche doch gute Justingerhandschriften und die Urschrift Tschachtlans vorlagen. Erst Studer hat diesen Fehler wieder gutgemacht.

Naturgemäss haben die beiden ersten Bände Schillings keinen geschichtlichen, sondern nur litterarischen Wert; der dritte aber, die Erzählung der Burgunderkriege, gehört zu deren Hauptquellen. Auch der Waldshuter und Mülhauser Streit, der Twingherrnstreit (1467—1470) „zeigt grosse Selbständigkeit und erweitert die Tschachtlansche Relation wesentlich". Schilling selbst betrachtete den dritten Band insofern besonders als geistiges Eigentum, als er ihm eine selbständige Vorrede widmete.

Wichtig ist die Chronik besonders auch durch teilweise Aufnahme von Volksliedern,[44]) welche unbekannte und bekannte Dichter, wie Veit Weber, Hans Viol und Matthis Zoller auf die ruhmreichen Schlachten von Granson, Murten und Nancy verfertigten. Mag auch die Mehrzahl derselben

nicht gerade vollendet sein, so weht doch durch alle eine freudige, oft prahlerische Genugthuung, dass die Schweizer den mächtigsten Fürsten der damaligen Zeit dreimal geschlagen und seine Herrschaft zertrümmert hatten. Wir wiederholen hier, dass die Berner Chronisten, welche wir kennen lernten, und besonders im 16. Jahrhundert Tschudi, durch planmässiges Sammeln dieser im Volksmunde damals umgehenden Lieder sich entschieden unseren Dank verdient haben. An solche Stoffe dachten damals die wenigsten Sammler, und daher ist die Schweiz noch heute allen übrigen deutschen Gebieten weit voraus. Besonders wurde die Schlacht bei Granson verherrlicht; sie war der erste Burgundersieg, welcher die besten dichterischen Blüten trieb.

Als letzten Geschichtschreiber Berns nennen wir den gelehrten Dechant des Klosters Einsiedeln, Albert von Bonstetten, weil seine Vorfahren in Bern Burgrecht hatten und sein Vater 1468 Bürger der Stadt wurde. Er selbst ist wahrscheinlich in Uster geboren, bevor seine Eltern nach Bern zogen, wurde zu Einsiedeln in jungen Jahren Mönch, trieb in Freiburg und Basel humanistische Studien, die er in Pavia vollendete. Schon vor seiner Priesterweihe zum Dechant des Klosters erwählt, zog er sich nach Beendigung seiner Studien in das Kloster zurück und ist dort zwischen 1509 bis 1513 gestorben.

Der feingebildete Mann stand in regem Verkehr mit Kaiser Max, der ihn zum Hofkaplan ernannte, mit den bedeutendsten weltlichen und geistlichen Fürsten seiner Zeit, sowie der gelehrten Welt; er war, wie Lorenz sich treffend ausdrückt, einer der grossen Vermittler der Litteraturströmungen der östlichen und westlichen Schweiz.

Von den humanistischen, religiösen und geschichtlichen Werken Bonstettens nennen wir nur seinen *Burgunderkrieg vom Jahre 1477*,[45]) der, zunächst in lateinischer Sprache verfasst, vom Autor selbst ins Deutsche übersetzt und dem

Herzoge Sigmund gewidmet wurde. Die kurze Schrift ist keine geschichtliche Erzählung in gewöhnlichem Sinne, sondern mehr ein rednerischer Erguss, welcher an Hand der geschichtlichen Ereignisse allerhand Betrachtungen über Karl den Kühnen und seine Niederlagen bei Nancy enthält und meistens die Form der Anrede an den Herzog zu Vorwürfen und verspäteten Ratschlägen gebraucht. Daher wird jeder die lebendig und geistreich geschriebene Relation zwar gern lesen, nicht aber zur Unterlage einer geschichtlichen Darstellung machen. Die sonstigen Arbeiten Bonstettens, besonders sein Historia Austriaca, welche bis auf Maximilian fortgeführt ist, sind noch nicht gedruckt.

Die Urkantone. Wer kennt nicht die Tellsage, wen hat nicht die Kraftfigur des Vaterlandsbefreiers angeheimelt! Aber nicht genug, dass der sichere Schütze nie sein angedichtetes Werk vollbrachte, die Kritik ist grausam genug, ihn und manche andere Mythen des poetischen Kleides zu berauben und als Erzeugnis gelehrter Fabelei hinzustellen.

Wir erwähnten vorhin den Schwyzer Landschreiber Johannes Fründ[16]) als Verfasser des sog. *Alten Züricher Krieges*. Dieser Ruhm ist ihm aber erst in neuerer Zeit gesichert (Studer, Bernoulli), nachdem die von dem Schulmeister und Kaplan Melchior Rupp 1476 angefertigte Handschrift, welche früher Tschudi gehört hatte, entdeckt war; in der Vorrede bezeichnet sich Fründ als Verfasser. Studer sagt, dass es ihm nicht bekannt sei, wie bei so klaren Worten die Sage entstehen konnte, der Landammann von Schwyz, Ulrich Wagner, habe das Werk gemacht; auch von dem Vorhandensein einer sonstigen Wagnerschen Chronik sei nichts überliefert.

Johann Fründ ist 1400 in Luzern geboren, wo er dem Stadtschreiber Etterlin, Vater des Luzerner Chronisten, als

Gehilfe diente. Später beriefen ihn die Schwyzer als Stadtschreiber, weil sie, die bis dahin mit dem Rapperswyler Schreiber ausgekommen waren, in den Toggenburger Wirren eines eigenen Beamten bedurften. Fründ kehrte später nach der Heimat zurück, wo er 1469 starb.

Von ihm stammt auch eine verlorene Chronik, die sog. *alte Schwyzerchronik*, welche unter anderen auch von Stumpff für den Ursprung des Landes herangezogen wurde. Besonders aber hat sie benutzt der Verfasser der lesenswerten Schrift *Ueber den Ursprung und das Herkommen der Schwyzer und Oberhasler*,[17]) als welcher jetzt von Stürler und Baechtold auf Grund einer bei Naukler befindlichen Notiz, wonach er einem Eulogius quidam die von ihm erzählte Ursprungsgeschichte der Schwyzer verdankt, Eulogius Kiburger, Pfarrer zu Einingen am Thunersee, erkannt ist. Hungerbühler, welcher das „Herkommen" entdeckte und herausgab, hielt den Landschreiber Fründ für den Verfasser, weil Tschudi in seiner Gallia comata diesen als solchen geradezu nannte; den Eulogius quidam erklärt er nicht als „concrete Person", sondern als Gattungsnamen, als Lobredner. Ihm schloss sich Vaucher an und machte auf den verschiedenen Stil, welcher in dem „Herkommen" und der sog. *Stretlinger* oder Bubenberger *Chronik* herrscht, aufmerksam. Diese letztere, ein überaus fabelhaftes Machwerk, welches über die Herren von Stretlingen handelt, sonst aber keine Bedeutung hat, ist nachweislich von Kiburger verfasst. Bernoulli weist aber Vauchers Bedenken ab und erklärt auch ganz überzeugend, wie es kommen konnte, dass Fründ, der Verfasser der „alten Schwyzerchronik", später für das „Herkommen" von Tschudi als Verfasser genannt wurde. „Der Name Fründs, des langjährigen Landschreibers, war und blieb in Schwyz populärer und angesehener als derjenige Kiburgers. Je weniger daher das echte Werk Fründs noch beachtet und gelesen wurde, um so leichter konnte sein berühmter Name auf die Schrift

Vom Herkommen übertragen werden." Wir sehen, Tschudi, der geistreiche, liebenswürdige Fabulist, hat auch diese Sünde auf seinem Gewissen.

Kiburger lässt die Schwyzer, unter denen er stets die Bewohner der Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden versteht, und die Oberhasler, d. h. die Einwohner des romantischen Haslethales, von Hunger getrieben, unter der Regierung der fabelhaften Könige Gisbertus us Schwedien und Christoffel, des Grafen von Ostfryesen, aus ihrer Heimat ziehen, den Rhein hinauf wandern, „als das Plinius, ein grosser poet und dichter schribt in syner coronick. Do wass Priamus und Peter von dem moss, all beid fürsten und herzogen uss Frankrich; dieselben wolten inen die weg für gan mit einem grossen zug und sy anvallen und bestriten." Dann erwählten sie drei Hauptleute, „Schwythernus mit sinem gesellen Remus genampt; der dritte hiess Wladislaus, von einer statt mit namen Hassnis; die selb statt lit zwüschen dem Land Schwedien und Ostfryesen." Sie kamen dann den Rhein hinauf in das Herzogtum Oesterreich, suchten Wohnung und erhielten solche vom Grafen von Habsburg. Das Land wird gerodet, nach Stämmen geteilt und das Christentum von ihnen angenommen. Endlich ziehen sie auf Geheiss des Papstes und der Kaiser Honorius und Theodosius in Verbindung mit Alarich nach Rom, stürmen die Stadt, setzen den Papst wieder ein und gehen in ihr Land zurück. Als Lohn erbitten und erhalten die Schwyzer „fryheyt und yr zeychen" (Banner) (sic!), die Oberhasler begehren, „dass unser zeichen und panner glich syg in allen weg als des keisers zeichen ist." Man sieht, die ganze Erzählung läuft auf die sog. uralte Freiheit der Schweizer heraus, deren Begründung und Erklärung ebenso naiv wie schlau erfolgt. Ein geschichtlicher Wert ist überhaupt nicht vorhanden, höchstens ein litterarhistorischer und sprachlicher, da das Herkommen uns die Sprache in den Centralalpen um 1450 überliefert.

Damals aber hatte es auch einen diplomatischen, insofern die Bewohner des Haslethales, welche trotz der Wirren des Toggenburger Krieges fest an Bern gehalten hatten, für ihre Treue durch Eulogius gelobt und mit den Waldstädten als Urschweizer hingestellt werden (Wyss, A. Bernoulli). Hungerbühler, welcher den Schwyzer Fründ als Verfasser annimmt, erklärt das „Herkommen“ ebenfalls als diplomatisches Schriftstück, dazu bestimmt, die Oberhasler und Bern in dem Toggenburger Kriege auf die Seite der Schwyzer gegen Zürich zu treiben, während Bern mehr mit Zürich sympathisierte.

Das *Weisse Buch von Sarnen*[17]) oder besser die Chronik im weissen Buch von Sarnen (Obwalden) wird so genannt, weil der Papierkodex, in welchem die Chronik handschriftlich sich befindet, einen weissen Einband hat; in ähnlicher Weise spricht man von einem roten Züricher und silbernen Luzerner Pergamentbuche. Die Chronik, welche im Register „Anfang der dryer Lendern“ genannt wird, mag anfangs des drittletzten Decenniums des 15. Jahrhunderts (1470) in dasselbe eingetragen worden sein (Meyer von Knonau). Der unbekannte Verfasser lässt Uri und Unterwalden von den Römern, Schwyz von den Schweden bevölkert werden; Rudolf von Habsburg setzt ihnen die Grafen von Tirol als Herrn, so dass diese über „das Türgöw, Zürichöw und Ergöw“ (Aargau) herrschen. Diese Grafen geben den Bewohnern Vögte, welche aber grausam herrschen. Die weitere Erzählung, wie Tell die Lande befreite, deckt sich mit Tschudi, der seinerseits das Weisse Buch benutzte, und mit der Fabel in Schillers unsterblichem Drama. Ob der Verfasser des Weissen Buches diesen Tellmythus schon in seiner Vorlage fand, ist nicht festzustellen, aber unwahrscheinlich; es muss vielmehr angenommen werden, dass die in den Kantonen vereinzelt umlaufenden Sagenbildungen von dem Verfasser des Weissen Buches gesammelt und zugestutzt sind. Be-

sonders aber blieb er nicht bei der Sage von der schwedischen Einwanderung stehen, sondern fügte noch die römische hinzu, sowie die in erster Linie dänische von dem Schützen Toko, den er Thall nennt. Ausser in Dänemark, von wo sie durch Saxo Grammaticus berichtet wird, war die Sage in Skandinavien überhaupt verbreitet, sogar in Island: wir begegnen ihr auch am ganzen Oberrhein. Es ist daher anzunehmen, dass der Verfasser des Weissen Buches, der zwischen 1467 bis 1476 schrieb, die Befreiung der Waldstädte mit Bewusstsein an die Person des Thall anknüpfte, ohne befürchten zu müssen, von den auf ihre Heroenzeit stolzen Waldstädten als Fabulist betrachtet zu werden. Unentschieden wollen wir die Frage lassen, ob die alte Schwyzerchronik und ihre Ableitungen die ganzen Sagen geradezu erfunden haben, wie Hungerbühler und Baechtold annehmen. Jedenfalls aber wurde von ihnen der Grundstein zu einer fabelhaften Urgeschichte gelegt, die von späteren Bearbeitern, wie Russ, ausgebildet, im uralten Tellenliede poetisch verherrlicht, von Tschudi geistvoll verknüpft und von Schiller unsterblich gemacht ist.

Der zweite Teil des Werkes berichtet noch den Appenzellerkrieg (1403–1408) und Feldzüge jenseits der Alpen sowie in verschiedenen Alpenthälern, wo statt der Schwyzer die Bewohner von Uri und Unterwalden besonders hervortreten. Es scheint also (Bernoulli), dass der erste Teil von einem Schwyzer Verfasser herstammt, aber wahrscheinlich nicht der letztere.

Jedenfalls bedeutet das Weisse Buch gegenüber dem „Herkommen“ einen Fortschritt in der Abneigung gegen Habsburg. Letzteres redet nur von einer friedlich und auf Grund von Verdiensten erlangten Freiheit, das Weisse Buch aber erfindet die Bedrückungen der Vögte, ihre Misshandlung des Volkes, das Auftreten Thalls (Tells), den Apfelschuss.

die Ermordung Gesslers, wie der Name in dem Weissen Buch und bei Stumpff heisst, während Etterlin, dem Stumpff sonst folgt, den Vogt Gryssler nennt. Daher muss auch Stumpff hier dieselbe Vorlage wie das Weisse Buch gehabt haben, nämlich die Schwyzerchronik.

Zürich.[49] Schon im 13. Jahrhundert sind in Zürich annalistische Aufzeichnungen entstanden, welche sich an städtische und Habsburger Geschichte anschlossen und erst um 1292 beendet wurden. Die Verfasser kennen wir nicht, nur „mit einer einzigen Nachricht ist der Name des Schreibers der Notiz, Ulrich Krieg, bestimmt verbunden." (v. Wyss).

Im 14. Jahrhundert ist die Züricher Geschichtschreibung eng verknüpft mit der *Chronistik* des Schultheissen Eberhart Mülner, der die so wichtigen Ereignisse der fünfziger Jahre niederschrieb oder niederschreiben liess und den in den achtziger Jahren ein Unbekannter fortsetzte. Näheres über diesen Mülner bringen wir bei der sog. Klingenberger Frage.

Im Jahre 1417 entstand nach v. Wyss die sog. Alte Züricher Chronik, verfasst von einem Bürger, der schlecht und recht ohne amtliches Material arbeitete, aber manches der Vergessenheit entriss. Der fabelhafte Ursprung Zürichs wird nach Trierer Muster verarbeitet, der Chronist bringt die Geschichte der thebäischen Märtyrer, die Züricher Heiligen Felix, Regula und Exuperantius, erzählt über Züricher Kirchen, die Translation der hl. 3 Könige von Mailand nach Köln über Zürich, kompiliert die Züricher Chronisten des 13. und 14. Jahrhunderts und gelangt mit Hülfe von städtischen Ereignissen und Nachrichten der weiteren Umgebung — Appenzeller Krieg, Konstanzer Konzil — bis 1417.

Das ist die sog. Alte Züricher Chronik, welche v. Wyss konstruiert hat, deren Reste sich in mehr oder minder gleichlautenden Abschriften — Hans Glogner, fortgesetzt bis 1438,

der sog. Kriegschen Chronik, den Codices Sangellenses, dem Sprengerschen Kodex u. s. w. — erhalten haben sollen. Der Gedanke, dass eine solche Chronik vorhanden war, ist wohl einleuchtend, wenn wir bedenken, dass noch gegen 14 Handschriften der Züricher Chronikenfamilie in Zürich, St. Gallen u. s. w. des Druckes und der Vergleichung harren; eine solche Vergleichung wird den gemeinsamen Kern schon herauszuschälen wissen. Dierauer, dem die Herausgabe übertragen ist, hat in dem Konstanzer Schulthaiss die beste Ableitung der Züricher Chronistik erblickt und will dessen Kodex der kritischen Ausgabe zu Grunde legen.

Am meisten Interesse aber erregt noch immer die Frage nach dem Wesen und Verfasser der sog. Klingenberger Chronik.[50]) Heinrich von Klingenberg, zuletzt Bischof von Konstanz, entstammte einem ritterlichen Geschlechte im Thurgau und wurde als jüngerer Sohn dem geistlichen Stande bestimmt. Seine Bildung erhielt er wahrscheinlich in Italien und erlangte die Würde eines doctor decretorum und magister iuris canonici ac Romani. Rudolf von Habsburg lernte ihn in Konstanz kennen, wo er Domherr war und machte ihn zum Vicekanzler, protonotarius sowie später Propst von Xanten. Nach Rudolfs Tode aus seiner politischen Stellung verdrängt, wurde Heinrich Propst von Aachen, später Bischof von Konstanz (1293) und that sich als besonderer Anhänger Albrechts hervor, führte ihm sogar zum Entscheidungskampfe 300 Helme zu. Zum Lohne erhielt der Bischof noch die Abtei Reichenau; sein Einfluss am Hofe blieb ungeschmälert bis zu seinem Tode (1306). Dass der Bischof auch bei der Bürgerschaft sehr beliebt gewesen sei, stellten Konstanzer Chroniken 1293 besonders fest. (Cartellieri).

Klingenberg war in der Lage Geschichte zu schreiben: es wird ihm auch von späteren Gewährsmännern ein Werk De principibus Habsburgensibus zugeschrieben, in

welchem die Anfänge der Habsburger behandelt seien. Zunächst erwähnt es der Konstanzer Domherr und Chronist Manlius († 1526): derselbe versichert die Chronik zu besitzen, er halte sie für kostbar. Eine Vermutung Böhmers, Manlius verwechsele das Klingenberger Werk mit der handschriftlich noch in Wien liegenden Chronik Heinrichs von Gundelfingen, weisen Lorenz und Rieger als unberechtigt und aus inneren Gründen ab. Auch Brusch bezeugt diesen Libellus de comitibus Habsburgensibus, und Bucelinus (um 1650) nennt Klingenberg einen historicus insignis, qui librum insignem de familia et origine domus Habsburgiae composuit. Dasselbe Lob spenden und dasselbe Buch stellen fest Eysengrein (1555), aus ihm Vossius (um 1650) und Haller (1758). Wir sind daher berechtigt anzunehmen, dass der Bischof ein Buch über den Ursprung der Habsburger verfasste.

Dass ein solches Werk, gleichviel von welchem Verfasser, im Mittelalter thatsächlich vorhanden war, beweisen die übereinstimmenden Nachrichten vieler Chronisten über den Ursprung der Habsburger, so des Matthias von Neuenburg, des Chron. Colmariense, Ottokars, Heinrichs von Gundelfingen, der sog. Sprengerschen Chronik, d. h. der von Ettmüller veröffentlichten sog. Züricher Jahrbücher und eines früher Tschudischen Kodex, den Dr. Henne 1861 als Klingenberger Chronik herausgab und als das lange vermisste Werk des Bischofs bezeichnete. Jedenfalls gehen die Nachrichten aller dieser Chronisten über die Anfänge des Kaisergeschlechtes auf eine Urquelle zurück. Auch Nauklerus, der bekannte Chronist († 1510), hat nach König für seinen Bericht über den Augsburger Hoftag (1275) nicht die Reimchronik Ottokars, sondern mit dieser eine gemeinschaftliche Quelle benutzt, wahrscheinlich die Historia, sicher aber ein Werk über den Ursprung der Habsburger. Direkt auf eine solche verlorene Schrift weist die erwähnte sog. Klingenberger Chronik (pag. 31), wo es von Rudolf heisst: Er thät soviel stryt und

redlicher Thaten, das man ain aigen buoch davon gemacht hat. Da auch Königshofen diese Stelle hat, so benutzten vielleicht beide dieselbe Quelle für Rudolf; Schilter, der Herausgeber Königshofens, verweist daher auch auf die Historia des Klingenberg als Vorlage.

Gegen das Vorhandensein einer solchen Chronik wendet sich zuletzt Rauch. Er findet es bedenklich, dass das Werk eines so hervorragenden Bischofs drei Jahrhunderte verborgen blieb und die Zeitgenossen dasselbe nicht erwähnen. Was aus Matthias von Neuenburg zur Rekonstruktion der Chronik gezogen werden könne, sei nur eine Anzahl von Anekdoten, die zudem in der Form nachlässig wären. Höchstens glaubt Rauch an eine Sammlung von einzelnen Charakterzügen und Anekdoten, aber an keine Chronik im grossen Stile.

Die Klingenberger Frage wurde brennend, als 1861 Dr. Henne, Bibliothekar in St. Gallen, den oben erwähnten Tschudischen Kodex als Klingenberger Chronik veröffentlichte und als die langvermisste Historia erklärte. Er nennt aber als Verfasser dieses „Zeitbuches“ der Reihe nach verschiedenene Klingenberger, Johann I. (1240), Ulrich († vor 1274), Heinrich [der Konstanzer Bischof] († 1306), Johann (III. ? 1388) und Johann (V. ? vor 1461), lässt es aber später unentschieden, ob Johann I. oder Ulrich die Chronik begonnen, ebenso, ob der Rest (1444—1460) von dem letzten Klingenberger oder einem Züricher Abschreiber hinzugefügt sei. Ueberhaupt klagt man (Lorenz) über die geringe Durchsichtigkeit der Henneschen Ziele; seine Beweisführung endlich ist m. E. entschieden mehr pathetisch überredend, als kritisch überzeugend.

Dass nämlich diese vielen Klingenberger Verfasser der Chronik der Reihe nach wären, schliesst Henne zunächst aus den Angaben des mit Tschudi (1500—1572) gleichzeitig lebenden Schweizer Chronisten Stumpff, (1500—1576), wonach Klingenberger Edle über die Schlacht von Näfels

(1388), den Bau der Habsburg geschrieben hatten; er stützt sich ferner auf den (um 1600) lebenden Chronisten Guilliman, der die Chronik eines Ulrich von Klingenberg erwähnt, in welcher dieser über seine Zeit geschrieben habe; er erwähnt, dass Tschudi in seiner Gallia comata die Adelsgeschlechter des Thurgaus nach Abschrift aus „Klingenbergs Histori“ aufzählt und die Folge der Konstanzer Bischöfe bis 1462 „aus Clingenberg“ liefert. Als Hauptbeweis aber führt er die Stelle aus Tschudis Chronik an: „Anno Domini 1206 im Hornung habend die dry Waldstett Uri, Schwitz und Underwalden sich 10 Jar lang zusammen verbunden; als Herr Johannes von Klingenberg Ritter der Alte uss dem Turgöw beschribt, der Anno 1240 und darnach gelebt hat, wie das bezeugt sin Urenkel, auch Herr Johannes von Klingenberg Ritter genant, der zu Näfels in Glarus umbkam, auch Er und sin Sun Johanuss genant Irer Ziten Geschichten beschriben habend.“

Diese Stellen beweisen höchstens, dass Tschudi, Stumpff, Guilliman Chroniken benutzten, die sie die Klingenberger nannten; es ist aber nicht mal sicher, ob alle drei dieselbe Vorlage hatten und unbewiesen, dass diese von den Klingenbergern verfasst war. Jedenfalls hat Henne den Beweis nicht erbracht, dass der von ihm als Klingenberger Chronik herausgegebene Tschudische Kodex die so lange gesuchte Historia comitum Habsburgensium war, wenn auch Tschudi diesen Kodex als die Klingenberger Historia ansah.

Scherer und Waitz haben in ihrer scharfsichtenden Art die Unhaltbarkeit der von Henne angezogenen Beweisstellen nachgewiesen, besonders aber ist von Waitz die schon erwähnte Stelle vom Jahre 1206 über die Gründung der Eidgenossenschaft im Tschudischen Kodex, der ja von Henne als die wahrhafte Historia angesehen wird, selbst verglichen. Da hat sich denn etwas Wunderbares herausgestellt. Im Kodex ist diese Nachricht nicht zu 1206, sondern richtig zu

1306 verzeichnet, es ist aber von Tschudis eigener Hand das eine C der Jahreszahl (MCCCVI) radiert, dann am Rande 1306 geschrieben, diese Zahl wieder ausgestrichen und darunter 1206 notiert. Dass Tschudi kein gewissenhafter Chronologe ist, wissen wir schon durch Mommsen; hier aber scheint er ein Fälscher zu sein. Da nämlich (vgl. die oben angeführte Stelle) der Johannes von Klingenberg 1240 und später lebte, also den 1306 geschlossenen Bund nicht kannte, hat Tschudi diese Nachricht in seiner Chronik um 100 Jahre früher gesetzt und seine Quelle, den Kodex, zwangsweise ebenfalls dazu vermocht. Was ihn dazu trieb, ob der alte Klingenberger den Bund durch seine Autorität decken oder ob die Tschudische Fälschung den mangelnden Zusammenhang ersetzen sollte, ist nicht zu ermitteln. Jedenfalls durfte aber Henne die gefälschte Stelle der Chronik nicht als Beweis anführen, dass die Klingenberger um 1240 eine Nachricht für 1306 wussten: es hilft ihm auch nicht der Ausweg, als habe Tschudi aus „vorgefasster Meinung" die Korrektur am Rande unternommen. Jedenfalls kann die Urheberschaft der Klingenberger für die ersten Teile nicht erwiesen werden.

Es ist auch merkwürdig, dass die Chronik das Geschlecht ihrer Verfasser so wenig, im ganzen zweimal erwähnt, auch ohne jedes auffallende Interesse für die Familie sowie an Stellen, wo man den Namen nicht übergehen konnte, nämlich bei der Folge der Konstanzer Bischöfe und der Aufzählung der in der Schlacht von Näfels Gefallenen. Hans von Klingenberg steht bei letzter Gelegenheit allerdings an erster Stelle, aber auffallend ist es, dass in beiden Fällen der schriftstellerischen Thätigkeit weder des Johannes noch des Bischofs Heinrich Erwähnung gethan wird. Stumpff dagegen berichtet gerade, dass der gefallene Hans (III.) derjenige gewesen sei, „welcher seiner zeyt geschichten beschriben hat." er muss also diese Nachricht aus anderer Quelle haben.

Sind wir gezwungen, die Urheberschaft der Klingenberger besonders für den älteren Teil der Henneschen Chronik zurückzuweisen, so können wir anderseits den Charakter und die Heimat des Werkes genügend bestimmen. Es ist in den älteren Teilen zu Zürich entstanden.

Schon vor der Ausgabe Hennes hatte Ettmüller 1844 *Die beiden ältesten deutschen Jahrbücher der Stadt Zürich* drucken lassen und als Verfasser bezeichnet a) einen Ungenannten bis 1336 nebst Fortsetzung eines anderen bis 1446 und b) den schon genannten Schultheissen von Zürich, Eberhart Mülner (Müller), von 1336—1364 nebst Fortsetzung bis 1386. Dieser Eberhart Mülner († 1364? Ettmüller) hat eine grosse Chronik Zürichs geschrieben oder schreiben lassen (v. Wyss), die aber bis auf diesen Rest (1336—1364) verloren ist. Die Ettmüller zu Grunde liegende Handschrift ist angefertigt per me Gebhardum Sprenger de Constantia: daher nennt man das ganze Werk allgemein die *Sprengersche Chronik*. Diese stimmt nun mit dem Tschudischen Kodex, den Henne als Klingenberger Chronik herausgab, zum grössten Teil überein, geht aber nur bis 1386. Es kennzeichnet sich als Züricher Werk gleich zu Anfang, indem die Entstehungsgeschichte Zürichs erzählt wird, welche anderen Züricher Handschriften fehlt. Aber auch diese sind alle Züricher Ursprungs, da in ihnen zu Anfang folgender Satz steht: Hienach stat geschriben etwa manig ding, das in disen landen umb Zürich und da umb beschechen ist — und besunder die denen von Zürich zuo gehorent und mit inen in püntnuss sint . . . . . Weiter heisst es in allen Handschriften noch 1335, also auch bei Ettmüller und Henne: Her eberhart Müller ritter und schulthaiss der statt ze zürich hat beschriben die Krieg und löuff so die von zürich gehept hand . . . . . . In diesem Teile ist also von einem Klingenberger gar nicht die Rede: der oder die Verfasser bekennen sich weiterhin überall als Züricher (in

unser statt zürich u. s. w.) und Zeitgenossen ihrer Berichte.

Ueber alle diese direkten Hinweise und Ausdrücke, welche diese Teile als Züricher kennzeichnen und nach Waitz' treffenden Worten das Wesen der Chronik ausmachen, geht Henne frisch zu seiner Tagesordnung über, nennt diese charakteristischen Ausdrücke eingeschoben und bestreitet, dass Mülner das Werk verfasst; höchstens sei die ursprüngliche Klingenberger Chronik von ihm abgeschrieben und mit diesen Zusätzen versehen. Henne bedenkt also nicht, dass selbst in diesem Falle der Tschudische Kodex eine solche Abschrift und nicht die Klingenberger unverfälschte Chronik ist; er hat sich also schon mit seiner eigenen Beweisführung entkräftet.

Wie weit dieser Eberhart Mülner seine Chronik von Zürich geführt hat, ob bis 1364 (Ettmüller) oder 1352, höchstens 1358 (Waitz), ist für uns nicht so wichtig. Das Anfangsjahr ist 1336 (1339). Bei Ettmüller und Henne sind weiterhin zwischen die Mülnersche Arbeit und den Anfang, das Werk des Ungenannten, mehrere stofflich ganz verschiedene, kurze Abschnitte eingelegt: Ueber den Bau von Bern, die Geschlechter im Aargau und Thurgau, eine Folge der Konstanzer Bischöfe u. s. w. Henne allein bringt dann noch sog. historische Daten in alphabetischer Folge über Abraham, Adam, Alexander, Basel u. s. w., dann folgt das Jahr 1309, dann sofort 1349 u. s. w. bis 1376, endlich die Mülnersche Chronik. Was folgt aus dieser Zusammenstellung für uns anders, als dass die sog. Klingenberger Chronik bis dahin nur eine Kompilation war, keine planmässig fortgeführte Chronik eines einzelnen oder eines Geschlechtes!

Im Jahre 1386 bricht die Sprengersche Chronik mitten im Satze ab. Was von da ab bei Henne steht, hat keinen namentlich überlieferten Verfasser, ja, ist ebenfalls das Werk verschiedener Männer, als welche man einen ano-

nymen Geistlichen und als letzten (gegen v. Wyss) den Rapperswyler Stadtschreiber Eberhard Wüst bezeichnete, der nach Tschudis Angabe eine Chronik seiner Zeit verfasste. Wiederum sind auch hier grössere selbständige Teile neben einander gestellt, sogar so, dass spätere Ereignisse früher erzählt werden, als sie chronologisch gehören. „So ist ausführlich von dem durch das Konstanzer Konzil veranlassten Kriege der Eidgenossen mit dem Herzoge Friedrich von Oesterreich die Rede und dabei auch von dem Tode des letzeren (1439). Darauf folgt aber erst eine lange Erzählung von dem Konzil selbst (1414—1418) und den Hussitenkriegen (1419—1436). Dann folgt auf 9 Seiten (bei Henne) ausführlich Friedrichs III. Wahl und Krönung (1439); letztere wird drei Seiten später nochmals erwähnt." Dieselbe Erscheinung, dass der Stoff durcheinander geworfen ist, können wir noch in den späteren Teilen feststellen, welche Wüst verfasst haben soll: wir finden auch da lange, breite Erzählung neben kurzer, annalistischer Feststellung. Nach 1438 und 1443 haben wir, wie schon mal, alphabetische Register aus Königshofen, der ja seiner Chronik ein ganzes Lexikon anhängte. Hennes sog. Klingenberger Chronik schliesst 1460.

Ziehen wir die Folgerungen unserer Beweisführung.

1. Die sog Klingenberger Chronik ist nicht das Werk der Edlen von Klingenberg.

2. Vielleicht ist von diesen, sicher aber von dem Bischofe Heinrich von Klingenberg († 1306) eine Chronik über den Ursprung der Habsburger verfasst worden.

3. Die sog. Klingenberger Chronik gehört zu denjenigen Werken, welche über den Ursprung zum Teil gemeinsame Nachrichten bringen; die gemeinsame Vorlage aller dieser Werke, welche wohl die Historia des Bischofs Heinrich von Klingenberg war, ist bis jetzt verloren.

4. Die sog. Klingenberger Chronik ist von der ersten

Seite an eine Arbeit des 15. Jahrhunderts, die Kompilation eines unbekannten Mannes, der verschiedene Vorlagen, wie Mülner und Königshofen, benutzte. Er lebte wahrscheinlich in Konstanz oder dessen Umgebung.

5. Auch Henne erkennt an, dass die nach ihm von verschiedenen Klingenbergern verfasste Chronik im 15. Jahrhundert überarbeitet und in die vorliegende Gestalt gebracht ist; die sog. Klingenberger Chronik hat also auch nach ihm die ursprüngliche Gestalt verloren.

Der Inhalt der sog. Klingenberger Chronik umfasst wesentlich die Geschichte der Ostschweiz vom 14. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts. Die eigentliche Urgeschichte des Bundes wird dürftig und in jeder Weise fabelhaft behandelt. Besonders charakteristisch ist auch hier die Thatsache, dass das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit bei den Gliedern der späteren Schweiz in dieser Zeit noch gar nicht hervortritt, dass im Gegenteil die einzelnen Stadt- und Landschaften recht wenig Gemeinsinn zeigen; alles dreht sich um Oesterreich und wie man sich gegen eine Vergewaltigung von dieser Seite her schützen könne. So sind die Schlachten gegen die österreichischen Herzöge aufzufassen. Reichhaltig ist die Chronik in ihren letzten Teilen: wir erfahren manches Wissenswerte über das Verhältnis der einzelnen Städte zu einander. Auch die Reichsgeschichte ist lebhaft berücksichtigt. Schon im zweiten Teile erzählt uns die Chronik den Kampf bei Reutlingen, die Absetzung Wenzels, sogar die Schlacht bei Nikopolis gegen die Türken. Die folgenden Teile berichten über das Konstanzer Konzil sehr ausführlich, über Sigismund und endlich die Anfänge Friedrichs III., daneben besonders die Kämpfe gegen das bundfeindliche Zürich. Von der heutigen Westschweiz erfahren wir naturgemäss nichts; alles dreht sich um die Lande, über welche die Habsburger seit den Staufern das Reichsvikariat besassen. Die Habsburger sind gleichsam die Landes-

herrn, naturgemäss fragt die Chronik nach deren Hausgeschichte und Ursprung. Sagenhaft ist die Erzählung in ihrem ersten Teile fast durchweg: wir können uns heute weder mit der Erzählung von dem römischen Ursprunge der Habsburger noch den Anfängen ihrer Macht recht befreunden.

Bei dem Gegensatze, der zwischen den Urkantonen und Zürich im Toggenburger Kriege zum Ausdruck gelangte, ist in letzter Stadt eine Habsburg freundliche Geschichtschreibung wohl zu begreifen. Felix Hemmerlin, Chorherr in Zürich, schrieb um 1450 ein Zwiegespräch *De nobitate et rusticitate*[51]), in welchem ein Ritter und Bauer sich über die Herkunft der Schwyzer unterhalten und diese als Bauern schlechtester Art, die nur Kühe melken könnten, hingestellt werden: sie stammten von den Sachsen ab, welche von Karl dem Grossen in die Alpen verbannt seien und dort nach eigener Aussage „schwitzen“ müssten. Solche rohe Menschen haben natürlich im Toggenburger Kriege die schauerlichsten Unthaten vollbracht und sind vor Sakrilegien aller Art nicht zurückgeschreckt. Sogar Karl der Grosse fühlt sich veranlasst, seinen Nachfolger Friedrich III. brieflich aus dem Himmel zur Rache aufzufordern.

Solche Gesinnung erweckte Erbitterung gegen Hemmerlin, der in seinem Hause überfallen wurde, lange in Luzern gefangen sass und erst 1462 in Zürich starb. „Hemmerlin waren besonders die Erzählungen bekannt, die von der Erhebung der Waldstätte wegen frevelhaften Schaltens der Beamten berichteten. Ohne Namen zu nennen erzählt er, der Aufstand der Schwyzer sei ausgebrochen, weil zwei Brüder aus Schwyz den Kastellan vom Schlosse Lowerz rächend getötet hätten, worauf der Bund entstanden sei. Ferner folgt die Mitteilung, wie die Unterwaldener wider ihren Herrn, einen Edlen von Landenberg, aufgestanden seien und die Burg Sarnen zerstörten, dann wie die Luzerner sich wider den Vogt von Rotenburg erhoben hätten.

Diese Einzelheiten, die ersten, die schriftstellerisch gegeben sind, haben grosse Wichtigkeit. Dass der That des Tell, die ja so vortrefflich dem Verächter der gesetzlosen Bauern als weiterer Beweis der mörderischen Gewaltsamkeit gepasst hätte, nicht erwähnt ist, spricht dafür, dass noch um 1450 von der Tellgeschichte als einem wichtigen Moment nichts bekannt war.“ (v. Wyss).

Luzern. Mochten auch, wie Lorenz hervorhebt, in Luzern die wichtigsten Ereignisse der Stadt in dem noch erhaltenen Bürgerbuche, die Burgunderkriege in dem verlorenen Bande des Ratsbuches verzeichnet sein, so fehlte doch bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts ein Werk, welches die Geschichte der Stadt im Zusammenhange darstellte. Diese Arbeit unternahm Melchior Russ, Sohn des Stadtschreibers Russ und Nachfolger im Amte. Wir finden ihn 1471 in Basel auf der Universität und seit 1482 beschäftigt an der *Luzerner Chronik,*[52]) welche aber nur bis 1412 reicht. „Während die Darstellung Russens gerade für das 15. Jahrhundert bei seinen trefflichen amtlichen Quellen, bei seinen persönlichen Beziehungen und bei seiner Sorgfalt in der Auswahl seiner Nachrichten und Gewährsmänner von unschätzbarem Werte geworden wäre, hat entweder ein böses Schicksal oder der Einspruch der Behörde oder die Ungunst der Verhältnisse den jüngsten Teil der Luzerner Geschichte entweder vernichtet oder nicht zur Abfassung kommen lassen.“ Russ hatte nämlich 1487, wo er in amtlicher Eigenschaft nach Ungarn reiste, die Chronik nicht vollendet. Nachher scheint ihm die Zeit oder Lust zur Fortsetzung über 1412, wo er geendet, gefehlt zu haben. Er starb 1499 auf dem Schlachtfelde von Rheinegg im sog. Schwabenkriege. Die Chronik beginnt mit der Gründung Luzerns und zerfällt in 2 Teile. Der erste reicht bis Rudolf von Habsburg und erzählt die Entstehung der Stadt, ihre Lage und Schönheit,

dann die wunderbaren Züge Karl des Grossen gegen die Heiden zu Salon de Crau bei Arles (Salimdecran bei Russ) und die Verleihung der Harsthörner an Luzern, endlich einen Krieg zwischen Luzern und den Waldstädten, der aber nach dem Luzerner Stadtbuche erst 1310—11 stattfand. Der zweite Teil ist der grössere, da er bis 1412 reicht und die ereignisvollen Jahre des 14. Jahrhunderts erzählt, auf die hier einzugehen aber kein Anlass vorliegt.

Bei Russ findet man wieder bestätigt, was wir über die Entstehung mittelalterlicher Chroniken so oft feststellen konnten: er hat fast sein ganzes Werk wörtlich aus der Tschachtlan-Tittlingerschen Bernerchronik abgeschrieben und ist nur selbständig bei Luzerner Stadtnachrichten. Infolgedessen haben nur diese letzteren für uns Wert. Sogar die Vorrede ist nicht von Russ verfasst, sondern in der ersten Hälfte eine wörtliche Uebersetzung der lateinischen Vorrede Albrechts von Bonstetten, in der zweiten eine Wiedergabe der Vorrede zur Berner Chronik, welche Tschachtlan seinerseits Justinger entlehnte. Wir haben also in derselben Vorrede die schwulstige Sprache Bonstettens und die einfache und schlichte Redeweise Justingers. Selbstverständlich ändert er hierbei die Eigennamen, welche etwa vorkommen, aber auch nur diese und die Jahreszahlen. So z. B. verleiht Rudolf von Habsburg 1274 der Stadt Luzern in einer Urkunde seinen und des Reiches Schutz und Schirm. Unser gute Russ schreibt wörtlich die Handveste ab, welche Friedrich II. 1218 der Stadt Bern gab und Tschachtlans Chronik enthält: er ändert nur das Datum, den Namen der Städte und Herrscher, und die Luzerner Handveste war fertig.

Anderseits finden sich bei dem Chronisten die ersten Ansätze zur Winkelriedsage und eine weitere Ausbildung des Tellmythus. Seit Tschudi nämlich, dem geistreichen, gemütlichen Erzähler, hat ein gewisser Arnold von Winkelried in der Schlacht bei Sempach seinen Mitkämpfern durch

Opfertod den Weg in die Feinde gebahnt. Kein Zeitgenosse, auch Russ nicht, berichtet die That als von Winkelried begangen, sondern es wird nur gesagt: des half uns ein getruwer man under den Eidgenossen, nämlich indem er die Spiesse der Ritter niedergedrückt habe. Dass er dabei den Tod gefunden, ist erst im 16. Jahrhundert von Tschudi erdichtet, ebenso, dass der Held Arnold von Winkelried geheissen habe. Heute ist dieser Mann, dessen That an sich unmöglich war (Kleissner), Nationalheld.

Besonders die Luzerner Poesie hat sich der Schlacht bei Sempach bemächtigt. Wir besitzen auf Schweizer Seite drei Lieder, von denen Russ eines (Liliencron 33), welches gleich nach der Schlacht entstanden sei, mitteilt. Andere sind später gedichtet oder auch, wie vom sog. Kalbsuterliede (Halbsuter sagt Tschudi) nachgewiesen ist (Lorenz), aus verschiedenen Teilen zusammengeschweisst, entbehren aber jedenfalls der lyrischen Begeisterung mehr, als epischer Breite. Russ erwähnt auch ein Tellenlied, teilt es aber nicht mit, während er die That Tells erzählt und nach ihr die Gründung der Eidgenossenschaft setzt, während seine Vorlage umgekehrt verfährt. A. Bernoulli schliesst daraus, dass Russ, welcher von mütterlicher Seite nahe Beziehungen zu Uri hatte, hier die älteste Fassung der Tellsage berichtet, wenn er auch später lebte, als das Weisse Buch geschrieben wurde (1470). Besonders macht er dafür geltend, dass Russ den Apfelschuss im Zusammenhang mit dem Tellenliede erzählt, dann später der Seefahrt Tells, einer Uri eigentümlichen Sage, ein eigenes Kapitel: Wie es Wilhelm Tellen ergieng uff dem Sew, widmet und im Anschluss daran die weiteren Schicksale des Helden berichtet. Er weiss auch nichts von der Vertreibung der Vögte und, wie oben festgestellt, der That Winkelrieds, beides Unterwaldener Sagen, deren Kenntnis Luzern mangelte, während das Obwaldener Weisse Buch dieses erzählt.

Während die Chronik des Russ wohl wegen des geringen eigenen Stoffes und persönlicher Verhältnisse des Verfassers sich keinen grossen Leserkreis verschaffte, hat die *Kronika von der loblichen Eidgenoschaft*, —1503, des Peter Etterlin sich stets grosser Beliebtheit erfreut.[53])

Der Chronist war jüngerer Sohn des Stadtschreibers Egloff Etterlin von Luzern und sollte zuerst Geistlicher werden; später aber finden wir ihn als Hilfsschreiber auf dem Stadtamt und verheiratet. Nebenbei trieb er, da seine Bedürfnisse gross waren und er eigentlich sein ganzes Leben in Schulden steckte, einen Weinhandel, beteiligte sich auch an kriegerischen Ereignissen, so an dem Zuge gegen Waldshut (1468) und besonders den Burgunderkriegen. Später finden wir ihn als Fürsprech und Kanzleischreiber, endlich als fest angestellten Beamten der städtischen Kanzlei, in welcher Stellung er 1509 starb.

Als Mensch können wir Etterlin nicht hoch stellen, da er dem Luzerner Schultheissen Seiler, einem in französischem Solde stehenden Verräter, Dienste leistete und Jahrgelder von der französischen Regierung bezog; er war der französischen Sprache mächtig und daher zu kleinen, vertraulichen Geschäften geeignet. Gegen Russ, seinen Freund von der Amtsstube her, hat sich Etterlin ebenfalls charakterlos gezeigt, da er ihn mal vor Gericht offenkundig im Stiche liess und bekannte Thatsachen verschwieg.

Seine Chronik schrieb Etterlin, der als Vertrauter und Mitschuldiger des Schultheissen Zugang zum Archive hatte, von 1505—1507, wo sie schon im Druck erschien: veranlasst wurde er dazu durch den Rat seiner „gnedigen herren". Er beginnt, wie Russ, mit der Entstehung Luzerns, die ins Jahr 503 verlegt wird, nachdem die Gründung des Klosters Einsiedeln nebst Vorwort vorausgegangen war; denn Einsiedeln hat mit der Schweiz die Jungfrau Maria als Patronin. Dann folgt die Einwanderung in die Waldstädte.

die Geschichte bis auf Karl den Grossen, einige Berner Ereignisse, der Laupenkrieg, eine Geschichte der deutschen Kaiser von Otto I. bis Rudolf, die Entstehung der Eidgenossenschaft, wieder mit Reichsgeschichte vermischt bis zum Ende der Burgunderkriege und endlich statt einer eingehenden Erzählung der letzten Jahre des Jahrhunderts einige kleinere Heereszüge, z. B. gegen St. Gallen und der Schwabenkrieg, nebst Fortsetzung bis 1503, so dass sein Werk genau 1000 Jahre umfasst.

Der Chronik von Russ folgt Etterlin nur für die Gründungsgeschichte der Stadt; für allgemeine Geschichte benutzte er den Königshofen-Justinger und die Gmünder Chronik (Hegel), für die Anfänge der Schweiz das Weisse Buch, dann noch kleinere Werke, wie die sog. *Reimchronik* Schradins *über den Schwabenkrieg*,[54]) sogar legendarisch gehaltene Quellen, wie das Einsiedler Wallfahrtsbüchlein für die Gründung des betreffenden Klosters. Am wichtigsten ist er, da seine Quellen erhalten sind, für die Zeit von 1470—1503, also für die Burgunderkriege und die nordschweizerischen Ereignisse um 1500, kann aber auch schon von 1420 ab zu Rate gezogen werden (Bernoulli).

Etterlins Chronik ist die umfangreichste und am meisten gelesene der ganzen Schweiz, heisst auch mit Recht die eidgenössische, da sie ungefähr alle Schweizer Quellen vereinigt und besonders sämtliche Sagen über die Entstehung der Eidgenossen zusammenfasst.

Zwei Jahre später verfasste ein Luzerner Chronist, Diebold Schilling († um 1520), eine *Luzerner Chronik*[55]) *bis 1509*, beschränkt sich aber darauf, Etterlin wörtlich von 1385—1503 abzuschreiben und die Chronik von Russ auf Luzerner Ereignisse zu ergänzen. Sie ist daher grösstenteils wertlos, jedenfalls ein unverschämtes Plagiat.

Basel.[56]) Die geschichtlichen Erzeugnisse dieser Stadt, welche erst 1501 der Eidgenossenschaft förmlich beitrat, aber schon lange vorher in innigem Zusammenhange mit derselben gestanden hatte, sind erst in den letzten Jahrzehnten in bis heute 5 Bänden von Vischer und A. Bernoulli der Oeffentlichkeit in mustergültiger Form übergeben worden. Wir haben daher die leichte Aufgabe an dieser Stelle einen kleinen Auszug der Veröffentlichungen zu geben und bemerken, dass die Reihenfolge der Chroniken im allgemeinen chronologisch erfolgen soll.

Das älteste *Stadtbuch* Basels ist 1356 bei dem grossen Brande, der infolge eines Erdbebens ausbrach, vernichtet worden. Aber schon wenige Monate später wurde ein neues angelegt, das sog. *Rote Buch*, in welches hauptsächlich die Verordnungen des Rates eingetragen werden sollten. Hierzu gehörte auch die Aufnahme fremder Personen als Bürger von Basel, welche ausser durch Geld noch durch Teilnahme an Feldzügen erlangt werden konnte. Daher ist das Rote Buch von selbst eine wichtige Quelle für die Geschichte der Stadt geworden und reicht von 1356 bis zum Ausgange des 15. Jahrhunderts, wo es voll war und nur mehr ein ehrwürdiger Zeuge der Vergangenheit blieb. Neben ihm besitzen wir noch andere amtliche Bücher, welche zunächst zur Aufzeichnung wichtiger Erlasse dienen sollten, aber auch später zu geschichtlichen Aufzeichnungen benutzt sind. Dahin gehören auch das sog. *Kleine Weissbuch* und die sog. *Oeffnungsbücher*; eine eigentliche Stadtchronik aber, wie sie Bern und Luzern besassen, ist in Basel nie geschrieben, trotzdem man besonders 1493 einen dahin zielenden Ratsbeschluss veranlasste.

A. Bernoulli hat die in den verschiedenen Ratsbüchern zerstreuten Aufzeichnungen als *Chronikalien der Ratsbücher*[57]) zusammengestellt und für die älteren Zeiten das Rote Buch, für das 16. Jahrhundert das Kleine Weissbuch in erster Linie benutzt; die ganzen Auszüge reichen von

1356 bis 1548 und bieten manches Interessante für die Geschichte Basels wie des Oberrheins.

Da aber eine eigentliche Stadtchronik nicht vorliegt, sind wir auf die Aufzeichnungen besonders von Privatpersonen angewiesen. Zunächst liegen vor die in deutscher Sprache abgefassten *Grösseren Basler Annalen*,[58]) welche von 238—1416 reichen, von 1315 ab wertvoll und besonders von 1370 ab reichlich werden, da in dieser Zeit der unbekannte Verfasser als Augenzeuge schreibt; vorher benutzte er besonders Königshofen. Ob aber diese grösseren Annalen vollständig auf uns gekommen sind, ist sehr fraglich, da sie aus mehreren Handschriften, die oft keine Verwandtschaft untereinander zeigen, zusammengetragen werden mussten. Sie sind aber deshalb besonders wertvoll, da sie allein über 1300 hinausragen und daher die letzten erhaltenen Reste Baseler Annalistik bilden. Auch scheint die „Cronica allerley vergangener geschichten und sachen“ früher mehr bekannt und verbreitet gewesen zu sein, da sie von Stumpff in seiner Schweizerchronik verwertet ist.

Die *Kleineren Basler Annalen*, 1308—1415, bilden die Reste einer grösseren Handschrift, von der nur 5 Blätter erhalten sind. Der Inhalt zeigt bis 1388 einen Baseler, der Rest einen Solothurner Ursprung und ist wesentlich nach mündlichen, nicht schriftlichen Berichten aufgezeichnet worden zunächst von einem Baseler Bartüssermönche, wenn wir einer auf dem Umschlage befindlichen Aufschrift Glauben schenken wollen, weiterhin ebenfalls von einem unbekannten Geistlichen. Beide bringen meist örtliche und Wetternachrichten.

In der Geschichte Basels nimmt das Jahr 1444 den Ehrenplatz ein. Kaiser Friedrich III., welcher mit dem ehrgeizigen und der Eidgenossenschaft nie recht treuen Zürich verbündet den Plan verfolgte, die entfremdeten althabsburgischen Lande in der Schweiz wieder zu gewinnen,

rief gegen das übermächtige Heer der Eidgenossen, welches das abgefallene Zürich hart belagerte. die Hülfe des französischen Königs Karl VII. an: dieser überliess auch die nach dem Grafen Armagnac benannten rohen Söldnerbanden, deren er nach dem mit England zu Arras geschlossenen Frieden nicht mehr bedurfte, dem Kaiser. Sengend und mordend durchzogen die „armen Gecken“ das Elsass und standen, 40,000 Mann stark, vor Basel. Zwar siegten sie über die 1600 Mann starken Abteilungen der Baseler und Eidgenossen bei St. Jakob an der Birs, zogen aber, eingeschüchtert durch deren heldenmütige Tapferkeit, in das Elsass zurück. Der Anschlag des französischen Königs auf die Freiheit der Stadt war trotz Niederlage abgewehrt.

Diese Zeit schildert uns der Zunftmeister der Baseler Bäcker, Hans Sperrer, von seiner Mühle bei Bruglingen auch Hans Brüglinger genannt, in seiner *Chronik*,[59]) welche die Jahre 1444—1446 umfasst und im Zunftbuche der Bäcker erhalten ist. Quelle des patriotischen Mannes ist die frische Erinnerung an die Heldenthaten der Landsleute; ihr mannhafter Widerstand, der überall die grösste Bewunderung hervorrief, erwärmt auch ihn, und daher ist seine nicht umfangreiche, auch besonders chronologisch nicht ganz zuverlässige Schrift ein herrliches Denkmal für die Gefallenen. Dass der patriotische Bäckermeister für die folgenden Ereignisse manches verschweigt, was seiner Zunft oder der Stadtverwaltung zur Last gelegt werden kann, wollen wir ihm nicht zu sehr verargen. Seine Darstellung läuft bis Ende 1446, umfasst also auch noch die kriegerischen Ereignisse der zwei folgenden Jahre bis zum Frieden.

Hohes Interesse und entschiedene Beachtung verlangt die *Chronik* des Henmann Offenburg,[60]) der vom Apotheker zum Oberzunftmeister, Kaiserlichen Rate, Achtbürger der Hohen Stube zu Basel, Ritter des deutschen Reiches, Kammerherrn des Dauphin von Frankreich befördert wurde, sich

grossen Reichtum in jungen Jahren schon erworben hatte und 80 Jahre alt wurde († 1459). Es ist ein Leben voll Kampf und Arbeit, Erfolg und Genuss, welches der bedeutende Baseler Diplomat, Freund und oft Bankier des Kaisers Friedrich geführt, reich an Erfahrungen und Einsicht, an Schmähung und Verdächtigung; besonders aber entbehrte der Mann die Behaglichkeit und den ruhigen Lebensgenuss. Wir finden ihn fast stets auf Reisen zwischen Basel, Frankfurt, Ungarn, Rom und Frankreich; ja, er sah Konstantinopel und Jerusalem. Wir wollen es also gerade als Glück ansehen, dass dieser Mann gezwungen wurde, sich gegen die Verdächtigungen seiner Feinde, er habe städtische Gelder zu eigenen Angelegenheiten gebraucht und stehe im Solde der Feinde der Stadt, verteidigen musste. Aus den zu diesem Zwecke gemachten Aufzeichnungen erwuchs der Beweis seiner Unschuld, aus den beigebrachten Thatsachen, welche in ursächliche Verbindung gebracht werden mussten, entstand die Chronik, welche von 1413—1445 reicht. Henmann Offenburg war an allen Ereignissen der damaligen Zeit, soweit Basel in Frage kam, beteiligt; daher erfahren wir aus seinen Aufzeichnungen viel allgemeine Geschichte, welche um so mehr Wert beansprucht, als der bedeutendste Staatsmann, den Basel im ganzen Jahrhundert besass, sie uns aufzeichnet. Am meisten Wert haben die vierziger Jahre, wo der nahende österreichische Krieg seine Entfernung aus dem Rate veranlasste. Hier wird Offenburg in eigener Sache beredt, da er beweisen wollte, wie Unrecht man ihm gethan habe. „Der leitende Gedanke, der seiner ganzen Darstellung zu Grunde liegt, ist die Klage über den Undank und das unverdiente Misstrauen, das er und seine Standesgenossen von Seite ihrer Mitbürger erfahren mussten. Diese seine Klage konnte Offenburg nicht besser begründen, als durch die ausführliche Erzählung des Geschehenen, und deshalb wurde hier seine Schrift sozusagen von selbst eine Chronik.“ Geschrieben ist dieselbe im Jahre 1445.

Mehr Jurist und Rechtsbeistand ist Heinrich von Beinheim, natürlicher Sohn eines Freiherrn von Fleckenstein. Wahrscheinlich in Beinheim bei Hagenau geboren, studierte unser Chronist geistliches Recht in Heidelberg, wurde später Officialis seines Oheims, des Bischofs von Basel, und Rechtsanwalt in seiner zweiten Heimat, welcher er durch seine juristischen Kenntnisse manche Dienste erwies; besonders aber wurde durch ihn der Rat bewogen, die Gründung der noch heute blühenden Baseler Universität beim Papste zu veranlassen (1460). Im selben Jahre starb der Chronist. Er hinterliess *zwei Chroniken*[61]) a) der Bischöfe von Basel, welche von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis 1458 reicht nnd manches Interessante aus dem Privatleben damaliger Kirchenfürsten (1399), besonders aber Nachrichten über die Einlösung von verpfändeten bischöflichen Gütern durch den Oheim des Chronisten enthält; b) die grössere Chronik, unter der Aufschrift Worhafftig geschicht abgedruckt, reicht von 1444—1473. Wir besitzen nicht mehr die lateinische Urschrift, welche gemäss einer ansprechenden Vermutung A. Bernoullis nach Strassburg verschlagen ist und 1870 bei dem Brande der Stadtbibliothek vernichtet wurde, sondern nur die deutsche Uebersetzung, welche 1522 für den Baseler Bürgermeister Meyer von Hieronymus Brilinger angefertigt und 1545 durch den Magister Berlinger in einen Sammelkodex als erste Chronik eingeschrieben ist; dieser heisst daher der Beinheimer Kodex.

Die Chronik selbst erzählt nach Art eines Tagebuches die ereignisreichen Jahre 1444—1451 und ist später bis 1513 fortgesetzt. Ihre Sprache ist ruhig und leidenschaftslos, aber der Inhalt bedeutet fast nur Kampf und Verwüstung, abwechselnd mit Bemerkungen über Wetternachrichten und Preisangaben. Selbstverständlich wird in der Chronik auch den Baseler Ereignissen und städtischen Angelegenheiten Aufmerksamkeit geschenkt, da der Chronist selbst vielfach

zu Rate gezogen wurde, obwohl ihm uneheliche Geburt die Uebernahme von Aemtern verbot. Das verhältnismässig nicht umfangreiche Tagebuch scheint daher eine nicht unwichtige Quelle für Basel zu sein.

Unter den in der sog. Beinheimer Handschrift befindlichen Quellen nimmt noch die sog. *Anonyme Chronik*[62]) von 1445 unser Interesse in Anspruch, so genannt, weil der unbekannte Verfasser zwar schon von 1428 ab kriegerische Ereignisse und Konzilsangelegenheiten bis 1440, besonders über Felix V., bringt, aber den Schwerpunkt seiner Darstellung auf den durch den Armagnakenkrieg von 1444 entstandenen österreichischen Krieg legt. Bernoulli hegt daher die Vermutung, dass die einzelnen Teile der anonymen Chronik verschiedene Verfasser haben, auch dass der letzte Teil nicht vollständig erhalten ist.

Wir konnten schon oft feststellen, dass die Chronisten an Handschriften Königshofens, Frutolfs oder Ottos von Freising anknüpften, sogar die Fortsetzung in diese Kodices hineintrugen. Die *Chronik* Erhards von Appenwiler,[63]) eines Kolmarers, welcher als Kaplan am Baseler Münster 1472 starb, benutzte zu diesem Zwecke eine Handschrift, welche schon von Wackernagel 1835 beschrieben wurde, aber erst jetzt als zur Bairischen Fortsetzung der Sächsischen Weltchronik gehörig sich herausstellt. Sehr interessant ist die Beschreibung derselben bei Bernoulli; es bewährt sich die Erfahrung, dass das Mittelalter im allgemeinen mehr Freude hatte an voll geschriebenen Büchern, als an gut und recht geordneten, dass es auf den Wert der Nachrichten häufig kein Gewicht legte.

Die Aufzeichnungen Appenwilers laufen von 1439 bis 1471 und sind, besonders von einem gewissen Sinner, bis 1474 fortgesetzt worden; wir bemerken aber ausdrücklich, dass die einzelnen Teile keineswegs chronologisch geordnet, sondern mehrfach durcheinander gearbeitet sind. So

z. B. wird die Chronik 1460 unterbrochen durch Auszüge aus Königshofen (Rec. C) und einer bis 1454 reichenden, sonst nirgends erhaltenen Fortsetzung, durch bedeutende Stücke der Deutschen Kolmarer Chronik, eine Uebersetzung der Notae historicae Argentinenses, Konstanzer Jahrbücher und endlich Nachrichten unbekannter Herkunft. Letztere sind von Bernoulli im selben Bande als *Anonymus bei Appenwiler* (Annonyme Zusätze und Fortsetzungen zu Königshofen nach Appenwilers [unvollständiger] Abschrift) gedruckt, da er annahm, dass sie eben in der unbekannten und verlorenen Fortsetzung zu Königshofen (bis 1454) nebst den anderen bekannten Stücken gestanden haben. Sie reichen in ihrer Gesamtheit von 1120—1454 und sind durch drei Männer verfasst, von denen der zweite ein Kolmarer, der dritte ein Baseler gewesen sein muss (Bernoulli); ihr Schwerpunkt ist das 15. Jahrhundert.

Die Chronik Appenwilers selbst, d. h. sein Tagebuch, ist deutsch geschrieben, da der Verfasser das Latein augenscheinlich nicht gut verstand. Wo er diese Sprache gebraucht, besonders bei kirchlichen Nachrichten, wird das Spottwort vom Mönchslatein zur Wahrheit. Auch hörte Appenwiler sofort beim Anfange, 1439, wieder auf: erst der Baseler Ehrentag bei St. Jakob, 1444, drückt ihm nochmals die Feder in die Hand; er endet dann kurz vor seinem Tode. Die Nachrichten sind grösstenteils für die Geschichte Basels allein wichtig, erstrecken sich aber auch auf das Reich und das Ausland (1453, 1456). Wertvoll ist das Werk ferner durch Aufnahme von schriftlichen auswärtigen Berichten (1453, 54, 62, 63), unter denen die Erzählung von der Eroberung Konstantinopels vollständig nur bei ihm erhalten ist. Zudem kann man dem Chronisten in den späteren Teilen (seit 1447) keine chronologischen Irrtümer nachweisen, so dass er sich auch in dieser Beziehung als Quelle empfiehlt. Am wichtigsten sind die spätesten

Nachrichten, da diese Jahre von keinem Chronisten ausser Beinheim berührt wurden. Die Baseler Lokalgeschichte besonders hat hier dem unbeholfenen Appenwiler viel zu danken. (Bernoulli.)

Weiterhin druckt Bernoulli ab die sog. *Röteler Chronik*,[64]) d. h. eine Fortsetzung Königshofens (Rec. B) bis 1428, welche schon durch Mone veröffentlicht war. Den Namen hat die Chronik durch ihren Ursprung auf der Burg Röteln bei Lörrach erhalten; wichtig für Basel ist sie deshalb, weil fünf Sechstel des Inhalts sich als Lokalchronik dieser Stadt von 1396—1426 nebst einem Zusatze von 1431 ausweisen. Das letzte Sechstel ist eine Notiz zu 1376 über die böse Fastnacht zu Basel, eine dürftige Papstchronik 1409—1410 (eigentlich nur ein Personenverzeichnis des Konzils von Pisa) und die Hauschronik des Markgrafen Rudolf von 1387—1428, samt einer Notiz zu 1419 über den Tod des Herzogs von Burgund. Während Mone nur einen Verfasser annahm, vermutet Bernoulli deren drei, welche wohl Geistliche waren und auf der Burg selbst schrieben; da diese aber nahe bei Basel lag, sind die Nachrichten der Schreiber entschieden wertvoll. Bernoulli legte seiner Ausgabe die älteste Baseler Handschrift, Mone deren Baseler Abschrift zugrunde; die Varianten der Berner Handschrift sind von Bernoulli beigefügt, ebenfalls als Beilage noch eine in Kloster Klingenthal entstandene dürftige Fortsetzung von 1466 bis 1494, welche von verschiedenen Händen stammt.

Für die Burgunderkriege, aus denen die Eidgenossen erst als Staat hervorgingen, ist das Schrifttum selbstverständlich sehr reich. Die Berner Chronik Diebold Schillings, die eidgenössische des Luzerners Petermann Etterlin sowie Offenburgs rhetorisch geschichtlichen Erguss über diese Kämpfe kennen wir schon. Auch Basel hat seinen Anteil am Streit und an den Quellen für denselben.

In der Baseler Handschrift, welche Bernoulli für die Röteler Chronik benutzte, steht ein höchst interessanter Aufsatz, *Libellus de magnificentia ducis Burgundiae*,[65]) eine Beschreibung der Trierer Zusammenkunft von 1473. Karl der Kühne stand auf der Höhe, aber aus dem Herzoge sollte ein König werden und der Kaiser Friedrich die Hand dazu leihen. Beide kamen in Trier zusammen, und diese glänzenden Tage erzählt der unbekannte Augenzeuge, dem zwar die äussere Pracht des beiderseitigen Gefolges bemerkenswert erscheint, der aber die diplomatischen Verhandlungen deshalb vielleicht übergeht, weil er sie nicht kannte. Uebrigens erscheint der Libellus in den bekanntesten Quellen der damaligen Zeit, bei Schilling, den Gesta Treverorum, dem Magnum Chron. Belgicum u. s. w. und war vielleicht ein Aktenstück, welches Verbreitung finden sollte.

In dem schon oben erwähnten Beinheimer Sammelkodex steht weiterhin eine *Anonyme Chronik der Burgunderkriege*,[66]) 1473—1479, „jedoch nur in Gestalt einer Kompilation, deren Grundlage und Hauptinhalt der entsprechende Teil von Etterlins Chronik bildet.“ Bernoulli hat daher die Zusätze zu Etterlin ausgeschieden und sie unter obiger Aufschrift herausgegeben. Dadurch ist die sog. Anonyme Chronik allerdings ein Torso, dem Anfang und Ende fehlt, der aber durch seine Nachrichten andere Quellen ergänzt. Indessen geschieht dieses nicht in umfangreicher und besonders nicht in glaubwürdiger Weise, da der Verfasser, welcher erst 1484 in Basel schrieb, manches nicht genau kennt und daher Verwechselungen und Vermengungen sich zu Schulden kommen lässt. Jedenfalls ist es geboten und ratsam, die Anonyme Chronik stets als Quelle zweiten oder dritten Ranges zn behandeln, wenn auch manche selbständige Nachrichten von ihr überliefert sind.

Lobende Erwähnung verdient aber der Baseler Stadtschreiber Niclaus Rüsch[67]) († 1506) durch seine leider nur bruchstückweise auf uns gekommene Darstellung von der Verpfändung des Elsasses an Karl den Kühnen und die Regierung des herzoglichen Vogtes Peter von Hagenbach bis zur Schlacht von Héricourt. Der Rat von Basel beauftragte Rüsch weiterhin den von Lübeck gewünschten Bericht über die Schlacht von Granson zu verfassen, der später auch nach Köln gesandt wurde; endlich schickte Basel nochmals einen Bericht über die Schlacht von Murten (1476) nach Lübeck und nach Erfurt. Durch diese Aufzeichnungen und amtlichen Schreiben, welche in ihrer Gesamtheit ein Bild der burgundischen Kämpfe bis August 1476 liefern, ist Rüsch eine nicht zu verachtende, oft amtliche Quelle für uns geworden. Zudem zeigt der Briefwechsel sehr gut, wie innig die Beziehungen zwischen den Städten des Nordens und Südens waren; wünscht doch Lübeck im ersten Briefe von Basel weiterhin die Herausgabe etwaiger Schriftstücke der Stadt an den Herzog, falls solche bei Granson erbeutet seien.

Eine Quelle, welche jedem zunächst als einseitige erscheinen möchte, die aber durch Vergleichung mit anderen Berichten ungeheuer gewinnt, ist das lateinische Tagebuch, *Diarium*, des Kaplans Hans Knebel.[68]) Derselbe studierte in Erfurt und Heidelberg und wirkte zunächst als Kaplan in Basel, dann als erster Notar der jungen Universität bis zu seinem Tode, welcher 1481 erfolgte.

Knebel hatte anscheinend wenig amtliche Geschäfte, da sein Tagebuch, welches heute vom Sept. 1473 bis Juli 1479 reicht, schon zwei stattliche Druckbände ausmacht. Da aber der unbekannte erste Besitzer der Handschrift, dem sie von dem Verfasser vermacht war, die beiden Quartbände derselben als Tom. II und III eigenhändig bezeichnet, so ist Tom. I verloren, der nach Vischer bis 1462 hinaufreichte.

Die Handschrift zeigt oft ein buntes Durcheinander, weil Knebel, dem das Abschreiben langer Berichte nicht behagte, hierfür ganze Seiten frei liess, später aber, wenn nicht alle freigelassenen Blätter durch die Abschrift ausgefüllt wurden, einfach in den leergebliebenen Raum Erlebnisse späterer Zeit nachtrug. Dadurch wird die Uebersicht sehr gehindert. Um so dankbarer ist es anzuerkennen, dass die Herausgeber Vischer und Bernoulli den ungeheueren Stoff des Tagebuches in seine Teile zerlegten und für alles Zusammengehörende ein Register angefertigt haben. Durch dieses mühevolle Geschäft hat sich die Benutzung für den Forscher sehr einfach gestaltet, weil die in einem Tagebuche überhaupt notwendig sich zeigende Zersplitterung des Stoffes vollständig gehoben wird.

Knebel verfolgt den Gang der allgemeinen Geschichte von der Reise Friedrichs über Strassburg und Basel nach Trier, wo die Zusammenkunft mit Karl stattfand (1473), bis zum Juli 1479, berichtet also hauptsächlich über den Verlauf und Ausgang der Burgunderkriege sowie den durch Karls Tod zwischen Frankreich und Maximilian entstehenden Krieg um das Erbe des Burgunders. Diese Ereignisse machen den Hauptteil aus; sie sind nicht allgemein überliefert, sondern jede Wendung der europäischen Politik wird mit eingehenden Nachrichten belegt. Oft glaubt man, dass der Berichterstatter selbst an den Ereignissen teilgenommen habe, da er über alles auf das genaueste unterrichtet ist. Die Politik des Kaisers, Herzogs, der Eidgenossenschaft, der Stadt Basel, die handelnden Personen treten scharf hervor, allerdings nicht durch zusammenhängende Darstellung, sondern eine Fülle von kleinen Nachrichten und geradezu erschöpfende Charakteristik, welche besonders durch Erzählung von Handlungen, durch Thatsachen und bezeichnende Aussprüche erfolgt. Auch Nebenpersonen, wie Peter von Hagenbach, Herzog Sigmund, dann die Unterhändler der Parteien, werden

ganz erschöpfend behandelt. Hierzu tritt eine erdrückende Fülle von Ortsnachrichten, Wetterberichten, Preisen von Lebensmitteln; endlich vergisst der fleissige Sammler nicht, über sich selbst und sein Leben den Leser aufzuklären. Berichte über das Privatleben von Fürsten und hochgestellten Personen hat Knebel gern aufgenommen und die Charakterschwächen der Feinde Basels dadurch gegeisselt. Besonders die Herrschsucht Karls, seine Prachtliebe und Verschwendung, Friedrichs engherzige Politik, die Roheiten Peters von Hagenbach werden durch Erzählungen und Aufnahmen von Spottversen beleuchtet. Jedenfalls bewundern wir die Unbefangenheit des geistlichen Erzählers, welcher die Gemeinheiten und rohen Zoten mit derselben Ruhe überliefert, wie ernste Dinge.

Wir möchten das Tagebuch unter solchen Umständen als eine der reichlichsten Quellen für die siebziger Jahre überhaupt erklären; aber es ist auch eine der besten und zuverlässigsten (Witte) und konkurriert nach Lorenz entschieden mit der Chronik Schillings. Auch Vischer fällt dasselbe Urteil: „Was dem Tagebuche, als Quelle betrachtet, den Hauptwert verleiht, ist gerade die Unmittelbarkeit der formlos hingeworfenen Darstellung. Natürlich ist Knebels Standpunkt ein einseitiger. Als guter Baseler hasst er alle, die seiner Vaterstadt zuwider sind, mit glühendster Leidenschaft, namentlich den „verfluchten Tyrannen," der ihr den Untergang geschworen haben soll. Aber fern von aller tendenziösen Zurechtlegung und Färbung stellt er die reiche Fülle von Nachrichten zusammen und lässt seinem Unwillen über das Benehmen des Freundes, wenn er durch dasselbe hervorgerufen wird, ebenso rückhaltlos Luft, wie über das des Feindes. So werden wir recht eigentlich mitten in die Ereignisse hineingestellt. Wir leben in Basel und machen die ganze aufgeregte Zeit mit all ihren wechselnden Stimmungen von Furcht, Hoffnung, Erbitterung, Freude, Niedergeschlagenheit, Siegesjubel mit durch. Das setzt uns denn auch instand, die übrigen Quellen

mit ganz anderem Erfolge zu studieren und ein lebensvolles Bild von jenen bedeutenden Ereignissen zu gewinnen."

Die Quellen Knebels sind lauter und zuverlässig. „Da er infolge seiner Stellung (als Notar) zu vielen angesehenen Männern aus der Bürgerschaft, der Geistlichkeit, der Professorenwelt in nahen Beziehungen stand, war er ganz besonders geeignet, vieles über den Gang der Ereignisse in Erfahrung zu bringen und auch selbst zu sehen. In ersterem Falle führt er oft die Namen seiner Gewährsmänner an. Als solche treten uns vor allem Geistliche entgegen, darunter Deutschordensherren, bischöfliche Beamte, Domherren; von Weltlichen nennt er den Altoberzunftmeister, Ratschreiber und andere. Knebel konnte aber auch schriftliche Aufzeichnungen, wie Briefe, Berichte in grosser Anzahl in seinem Tagebuche verwerten. Bei den meisten meldet er uns zwar, wie sie ihm zugekommen, aber bei vielen ist es doch leicht zu ersehen, auf welchem Wege er sie erhalten hat. Die offiziellen Schreiben an die Eidgenossen werden ihm wohl durch den Stadtschreiber Rüsch eingehändigt sein, besonders sog. Zeitungen, d. h. Nachrichten über allgemein interessierende Vorkommnisse, wichtige Schreiben, Aktenstücke, die abgeschrieben wurden und eine weite Verbreitung fanden."

Die Aufzeichnungen Knebels dienten von jeher den Forschern als Unterlage, so Wurstisen für seine Chronik, dann Schöpflin, Schreiber und Strobel; letzterer hielt sie, veranlasst durch eine fehlerhafte Angabe Wurstisens, für das Werk des Niclaus Gerung, von Rodt für eine Chronik von Strassburg. Endlich sei bemerkt, dass Karl Buxdorf-Falkeisen das Tagebuch ins Deutsche übersetzte, um das Werk weiteren Kreisen zugänglich zu machen, aber dabei zu wenig genau verfuhr und für wissenschaftliche Zwecke unbrauchbar bleibt.

Wir haben unseren Rundgang durch die Kantone beendet. Aus kleinen Anfängen, einem Bunde von Bauern,

war durch Anschluss von mächtigen Stadtgemeinden eine Vereinigung erwachsen, deren zielbewusste Politik bei den Interessenkämpfen der europäischen Staaten sich Beachtung und Gewicht verschaffte. Froh und stolz schrieb man aber auch in den einzelnen Gemeinden die Geschichte dieser Kämpfe; die Schweizer Chroniken können sich an Zahl und Wert mit den meisten Stadt- und Landeschroniken messen, übertreffen dieselben indessen fast durchweg an frischer Darstellung und besonders patriotischer Gesinnung.

Anmerkung: Viktor Thiel, die Habsburger Chronik Heinrichs von Klingenberg (Mitth. d. Instituts f. österr. Gforschung. XX. (1899) p. 567 flgde.) leugnet, dass eine Habsburger Chronik aus der Feder des Bischofs Heinrich II. von Konstanz jemals vorhanden gewesen sei, und behauptet die Unzuverlässigkeit des Manlius, der das Dasein einer Klingenberger Chronik überliefert hat.

Da Bogen 10 schon gedruckt war, als uns der Thielsche Aufsatz zu Gesicht kam, werden wir uns mit ihm bei der Habsburger Fürstengeschichte beschäftigen.

V. Franken.

Mittelrheinische Länder.

Worms. Wie fast alle Bischofstädte war auch Worms allmählich in tiefe Abhängigkeit von dem Bistum geraten; die Zeit der Karolinger und Sachsen bezeichnet die Vollendung der Obergewalt des geistlichen Regiments über die Bürgerschaft. Erst gegen 1000, mit den Saliern, wird es besser, weil die Bischöfe es auf die Dauer nicht vermeiden konnten, mit den angesehenen Geschlechtern zu regieren. Dieser Beirat wird Grundlage der bürgerlichen Gegenwirkung, welche um die Mitte des 12. Jahrhunderts so erstarkt, dass der Kampf entbrennt. Dazu kam, dass das deutsche Königtum im Kampfe mit der Kurie bei den Bürgern Schutz suchte und Hilfe fand; eine Anzahl von Rechten und Vergünstigungen wurde den Städten verliehen und diese dadurch im Kampfe gegen die bischöfliche Gewalt gestärkt. Im 13. Jahrhundert fiel die Entscheidung; die Städte arbeiteten sich zu freien, vom Bischofe wirtschaftlich unabhängigen Gemeinwesen empor, mussten aber dann in langen, wechselvollen Kämpfen ihre Selbständigkeit bewahren und suchten durch Bündnisse untereinander ihre Stellung zu sichern. Worms geht in dieser Beziehung allen voran: es erhält schon 1074 durch Heinrich IV. das früheste Privileg, welches einer deutschen Bürgerschaft für Treue gegen den Kaiser

geschenkt wurde; schon 1156 verleiht Friedrich Barbarossa den Bürgern „Stadtfrieden und Stadtrat", 1256 schliesst Worms mit Mainz den grossen Städtebund.

Böhmer hat zuerst die Bruchstücke der Wormser Geschichtschreibung aufgesucht und als Wormser Jahrbücher, *Ann. Wormatienses*,[69]) 1226—1278, herausgegeben. Während diese aber von ihm und Pertz als einheitliche städtische Ueberlieferung angesehen wurden, obwohl zu manchen Jahren ganz verschiedene Aufzeichnungen in den verschiedenen Handschriften sich fanden, hat Köster mit Erfolg den Stoff gesichtet und glaubhaft gemacht, dass die Jahrbücher nur teilweise gleichzeitig abgefasst sind und „die Hauptmasse dieser Ueberlieferung Fragmente einer Wormser Bischofschronik aus dem 13. Jahrhundert ist." Diese Auffassung teilt auch Boos und bemerkt, dass sich dieser Kern als städtische amtliche Aufzeichnungen darstellt, welche vom Stadtschreiber gemacht wurden. Die Jahrbücher von Worms beschäftigen sich meistens mit städtischen Verhältnissen; der unbekannte Verfasser ist vollständig vertraut mit kleinlichsten Dingen, der Bischof wird nur einige Mal erwähnt (1241, 1269, 1273), die Anhänglichkeit an das kaiserliche Haus bricht überall durch. Die Wirren des Interregnums behagen den Jahrbüchern gar nicht (1254), Rudolf von Habsburg wird 1273 cum inestimabili honore, decentia et gaudio ingenti bei seinem Besuche begrüsst.

Die Bischofschronik, *Chr. Wormatiense*,[70]) 1221—1261, welche mit den Jahrbüchern durch Abschrift verschmolz, ist nach Ausdruck und Tendenz bischöflich und von einem unbekannten Geistlichen verfasst. Dennoch aber macht der Verfasser den Papst für den verunglückten Kreuzzug (1227) verantwortlich, der Bann wird der ganzen Christenheit schaden. Auch dass der Ketzerrichter Konrad von Marburg (1233) erschlagen ist, gefällt der Chronik; sie schreibt trocken: „So wurde Deutschland von jenem regel-

losen, unerhörten Gerichte durch Gottes Hülfe befreit:" die Alemanni furiosi hatten sich durch eine entschlossene That für immer von der Inquisition befreit.

Sicherlich ruhte die Wormser Geschichtschreibung auch in der folgenden Zeit nicht; es hat sich aber nur weniges erhalten, so ein Tagebuch des Reinhart Noltz,[71]) Bürgermeisters der Stadt (1493—1509), in deutscher Sprache geschrieben und bemerkenswert durch die grundsätzliche Feindschaft gegen die Wormser „pfaiheit". Von geringerem Wert ist endlich der sog. *Mönch von Kirschgarten*,[72]) der bis 1502 eine lateinisch geschriebene Chronik aus allerlei Vorlagen, so Königshofen, zusammenschrieb, die reinste „Kopistenarbeit:" erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts wird er selbständig und unterhält uns mit Anekdoten und lustigen Geschichten aus Judenkreisen. Er allein hat auch eine nicht ganz unwichtige *Vita S. Eckenberti* in seine Chronik (Kap. 27—35) aufgenommen, welche Boos in seiner Sammlung mit Recht selbständig wieder abdruckte. Pertz schrieb aus einem Kopenhagener Kodex Jahrbücher aus und nannte sie, weil ein Wormser Brand erwähnt wurde, willkürlich die Kurzen Wormser Annalen, *Ann. Worm. breves*,[73]) —1295: Wattenbach aber verweist dieselben nach Mainz. Dort entstand später noch ein anderes Annalenwerk, *Ann. Moguntini*, —1309, ebenso unbefriedigend und dürr, wie die im benachbarten Speier geschriebenen Jahrbücher, *Ann. Spirenses*, alles Reste einer sicherlich bedeutenden Annalistik.

Speier. Dagegen bringt Speier einige Chroniken hervor, welche der näheren Betrachtung wert sind. Weniger Interesse bietet allerdings im allgemeinen die bis 1464 laufende *Bischofschronik* des Domvikars Johann Seffried von Mutterstadt,[74]) der sein Werk auf Wunsch des Bischofs verfasste, uns aber als Quelle weniger befriedigt,

wenngleich er Urkunden aller Art, viele Inschriften wörtlich mitteilt. Die allgemeinen geschichtlichen Kenntnisse Seffrieds waren eben nicht genügend (Böhmer), dass er sich der gewöhnlichsten und handgreiflichsten Unrichtigkeiten erwehrte; so berichtet er die Einnahme Jerusalems zum dritten Kreuzzuge.

Höchst interessant und reichhaltig aber ist ein Werk, welches von dem Herausgeber Mone die *Speierische Chronik,*[75]) 1406—1477, genannt wurde, weil der unbekannte Verfasser in Speier lebte und schrieb. Er beginnt mit der Ermordung des Herzogs Ludwig von Orleans durch Herzog Johann von Burgund (1406) und führt die Erzählung zunächst zum Frieden von Arras (Kap. 11), durch welchen sich Burgund und das französische Königtum zu gemeinschaftlichem Handeln gegen England wieder vereinigten. Von Kap. 12—19 wird die Wahl und Krönung Friedrichs III. erzählt, in Kap. 21—35 die Geschichte der Wittelsbacher (767—1290) in annalistischer Form und ferner die Thronbesteigung des Pfalzgrafen Friedrich I., dessen Person gleichsam der Mittelpunkt der Ereignisse am Mittelrhein ist. Kap. 36—44 werden verschiedene Ereignisse von allgemeinem Interesse überliefert, so der Brand des Speierer Domes (1450), das Konzil von Basel, der Einbruch der „Gecken" ins Elsass, Kap. 45—48 die Kaiserkrönung Friedrichs III. in Rom mit genauer Angabe seines Gefolges, weiterhin die Einnahme Konstantinopels (Kap. 49), der Zusammenbruch der Ordensmacht in Preussen (Kap. 51, 60) der Reichstag zu Regensburg (1454), welcher die Mittel zu einem Feldzuge gegen die Türken schaffen sollte (Kap. 52 bis 61), die Beteiligung Speiers an der Fehde des Pfalzgrafen Friedrich I. gegen den Herzog Ludwig von Baiern vom Jahre 1455 (Kap. 64—77) u. s. w.

Man sieht, die Chronik berücksichtigt in erster Linie die mittelrheinischen Gebiete, richtet ihr Augenmerk aber auch auf das Reich und das Ausland; des Pfalzgrafen

Friedrich I. Tod (1476) giebt dem Chronisten in gewisser Beziehung Veranlassung, die Feder niederzulegen; die Kriege Karl des Kühnen, dessen Tod bei Nancy (1477), machen den Beschluss.

Das Werk ist, wie wir feststellen, nicht abgeschlossen, sondern nur eine Stoffsammlung: es fehlt die sichtende Ueberarbeitung. Bestätigt wird diese Ansicht durch die Beschreibung der Handschrift bei Mone, der den Hauptschreiber A. in Verbindung mit 10 anderen die Kompilation fertig stellen lässt, eine höchst interessante Art von Chronistik: aber kein Schreiber hat uns seinen Namen hinterlassen. Wir wissen daher nicht, ob A. Besitzer der vielen Urkunden und Aktenstücke war, von denen sein Werk geradezu strotzt (Kap. 20, 39, 137—143, 147—155, 189—193, 210—213), oder ob er Beamter gewesen ist: das Speierer Archiv stand ihm jedenfalls zu freier Verfügung offen. Es bleibt nur ein Weg, den Kompilator zu ermitteln, nämlich seine Handschrift in den Akten des Speierer Archivs zu vergleichen. Vielleicht wird ihnen allen dann das von A. geschriebene: Liber dictus „nemo“, quia per neminem iustificabitur doch nichts helfen und können die Namen festgestellt werden.

„Der Verfasser lebte zur Zeit, wo das griechische Kaisertum von den Türken vernichtet wurde. Die Türkengefahr bildet ihm daher nach Ansicht der Zeit den Mittelpunkt der auswärtigen Verhältnisse des deutschen Reiches: denn die östliche Hälfte des römischen Reiches war gefallen, die westliche bedroht. — Der rege politische Verkehr unter den europäischen Staaten infolge der Türkengefahr macht es auch begreiflich, warum der Verfasser so viele auswärtige Verhältnisse und Vorgänge erfahren konnte, wozu auch die günstige Lage Speiers an der belebten Wasserstrasse des Rheins beitrug. Dass diese auswärtigen Geschichten ungenau erzählt sind, wenn er sie mündlich

erfahren, und die Namen verderbt werden, wenn er Berichte abschreibt, ist ihm mit allen Chronisten des Mittelalters gemeinsam; er fehlt hierin nicht mehr, als wenn Monstrelet den König Ladislaus Lancelot nennt!“ Unser Chronist schreibt: Orliaas (Orleans), Sante Vastus (St. Vaast), Kleffe (Kleve), Schanpernien (Champagne), Bün (Bonn), Thuer (Düren), Bolonie (Boulogne) und stets das althistorische Delphin (Telfy).

Wir erwähnten, dass der Chronist die Personen, welche Friedrich III. nach Italien zur Kaiserkrönung begleiteten, namentlich aufgezählt habe. „Solche Listen nahm der Sammler mit Vorliebe auf; denn sie überhoben ihn der Erzählung, und es waren amtliche Schriften, deren Glaubwürdigkeit er nicht zu verbürgen brauchte. Sie bilden eine ergänzende Parallele zu den Urkunden und sind einer diplomatischen Geschichte ebenso nötig, wie diese.“ Lorenz hebt mit Recht die auffallende Stelle des Chronisten über Frankreich hervor: Wan man sol wissen, das Frankriche das konigriche was das edelste konigriche in der cristenheit, und das richeste an gut, und das edelste an herren, rittern und knechten, und das beste an aller genüchtsamkeit, das off die zijt in der werlte was; und kam do zue, das es erbermig ist zu sagen und ouch nieman glaubet, semeliche not und lyden in dem lande ist gewesen. Der Chronist hat Recht: Frankreich war damals im Begriff sich den Vorrang unter den europäischen Mächten zu erwerben, Dank den nationalen Bestrebungen und der Politik seiner Könige. Diese Entwickelung scheint der Chronist lebhaft zu empfinden; er zieht aber, was doch nahe lag, keinen Vergleich zu dem Stillstande, der in dieser Beziehung damals in seinem Vaterlande eingetreten war.

Die Speierer Chronik erhebt sich inhaltlich weit über den Durchschnitt derartiger Werke und bringt uns eine Masse Stoff, welcher einem Bearbeiter rheinischer und Reichs-

geschichte sehr zu statten kommt. Der Herausgeber Mone nennt sie aber auch geradezu einen frühen Versuch diplomatischer Reichsgeschichte; die Berechtigung dieser Bezeichnung ist vorhanden.

Matthias von Kemnat.[76]) Hat Friedrich I., der Siegreiche, von 1451—76 Kurfürst von der Pfalz, schon dem Verfasser der Speierer Chronik das grösste Interesse abgewonnen, auch der Hofkaplan des Fürsten, Matthias (Widmann) von Kemnat († 1477) machte ihn zum Helden seiner geschichtlichen Thätigkeit und schrieb die *Chronik Friedrichs I.*, so indessen, dass er dem eigentlichen Werke die Form einer Kaiserchronik gab. Das „universalhistorische Elaborat beginnt mit Christi Geburt und geht durch die Geschichte des römischen Imperiums, der Päpste, der deutschen Könige und Kaiser, der Häuser Habsburg und Wittelsbach.“ Diesen Teil hat der Herausgeber vernünftiger Weise weggelassen und sich, wie ihm aufgetragen war, auf den Kurfürsten beschränkt, also gleichsam nur das zweite Buch des Kemnatschen Werkes veröffentlicht.

Friedrich I. ist eine der merkwürdigsten, aber auch unruhigsten Herrscher, welche je ein Land regierten. Er war Enkel des deutschen Königs Ruprecht von der Pfalz (1400—1410), welcher sein Land in 4 Teile zerschlug, um allen Kindern ein Erbe zu hinterlassen. Unser Held handelte staatsmännischer, indem er nach dem Tode des Vaters seinem älteren Bruder die eigene Erbschaft freiwillig zuwies, sich aber nach dem Tode des Bruders die Vormundschaft über dessen Sohn ausbedang und 1451 von den Ständen als Kurfürst gewählt wurde, wobei er sich verpflichtete niemals eine standesgemässe Ehe einzugehen, um nicht dem Neffen die Nachfolge in der Kurwürde zu rauben. Er musste mit Friedrich III., dem deutschen Kaiser, und mit allen, welche bei diesen scheinbar unklaren Verhältnissen etwas zu gewinnen hofften, fortwährende Kriege führen, die ihm den Beinamen des

Siegreichen eintrugen; seine Feinde zwar nannten ihn den bösen Fritz. Das Versprechen, welches Friedrich den Ständen gegeben hatte, hielt er treu. Die Klara Dettin aus Augsburg lebte Jahre lang mit ihm im Konkubinat und gebar zwei Söhne, von denen der zweite Stammvater der noch heute blühenden Fürsten von Löwenstein wurde. Erst später heiratete er sie zur linken Hand, hinterliess aber seinem Neffen Philipp das Kurfürstentum.

Kemnat giebt zunächst eine Uebersicht über die Fürsten der Pfalz bis auf seinen Helden (pag. 15), dessen körperliche und geistige Vorzüge er hervorhebt, ihn überhaupt mit Aeneas nach Vergil vergleicht. Die Uebernahme der Vormundschaft stürzt Friedrich in Kriege mit der ganzen Nachbarschaft, die der Chronist alle erzählt. Aber auch andere Ereignisse, an denen der Kurfürst nur mittelbar beteiligt war (pag. 29. 39 flgde.), besonders die Exekution gegen Erzbischof Diether von Mainz und der daraus entstehende Reichskrieg gegen Friedrich, in welchem dieser sich besonders bewährte, werden verzeichnet; dazwischen stehen Lobgedichte auf den Fürsten und sein Haus (pag. 69 flgde.). Dann folgt plötzlich, ohne Uebergang, eine Beschreibung Baierns und des Fichtelgebirges, der Heimat des Chronisten, eine Aufzählung aller Städte Baierns und der Pfalz, er spricht von einem Kometen und bringt dann wieder Beiträge zur Geschichte des Jahres 1474 und die Verhandlungen Friedrichs mit Karl dem Kühnen. Dann folgt die Beschreibung eines Erdbebens, eine Abhandlung über Betrüger des 15. Jahrhunderts (vgl. darüber Lorenz) und ihre Benennung im Volke, über die Bosheit der Juden, über Zauberer; endlich, zum Jahre 1475, ist die Chronik ein Gemisch von Thatsachen, Betrachtungen über die Folgen unmässigen Weingenusses mit Belegstellen von Noa bis auf seine Zeit, veranlasst durch die Hochzeit des Herzogs Georg von Baiern. Endlich springt der Chronist zurück zu 1472, wo „in Lambarten ein kind wart

geborn, das hett einen kopff, vier arme, zwen ruck von einander gekert, zwen ers, zwei frauwengemecht gegeneinander und vier schenkel." Sofort in Anschluss an diese Worte bespricht er die häuslichen Verhältnisse Friedrichs. Derselbe war ja nicht verheiratet, sondern „hett bei ime ein stetige beiwonung, ein jungfrawn, Clara genant, von Augsburg geborn, die bracht er zu vall und macht mit ire hubscher naturlicher sone zwen." Kemnat lobt sie aber als „clare von sitten, clare in guttigkeit, clar wolredent, clare in sussigkeit, clare uber die hohen weiber, schamhafft, demutig, messig, senfftmutig, schimper und clare" u. s. w. (pag. 138). Dasselbe Wortspiel bringt das hübsche lateinische Gedicht auf die Tugenden der Frau Clara. Den Beschluss bildet eine höchst lebendige, beherzigenswerte Behandlung der Frage, was für und was gegen die Heirat überhaupt zu sagen ist; auch im Mittelalter hatte man, wie es scheint, Haussorgen.

Die Inhaltsangabe zeigt, dass die Chronik nur anfangs verarbeitet ist; später haben wir eine Stoffsammlung vor uns, die sogar am Ende in regellose Aufzeichnungen ausartet. Das Urteil von Lorenz, die Chronik sei eine der lesenswertesten des ganzen Mittelalters, kann man gerade für diese zweite Hälfte getrost unterschreiben. Matthias erzählt lebhaft, wird oft ironisch, wirkt durch Humor, verrät Geist und Witz, stellt sich gegenüber dem Kaiser Friedrich, der eigene Interessen verfolgte, auf den rein deutschen Standpunkt (pag. 90), verhöhnt ihn (pag. 137), dass er seine Trierer Schulden mit dem Silbergeschirr Adolfs von Mainz bezahlen liess, und ruft dem Erzbischofe zu: Dum cupis, Adolfe, vestigia Caesaris ire, Nolis sive velis, argentea vasa relinquis. Friedrich hatte freilich Trier aus einem anderen Grunde verlassen: Geld aber mangelte ihm stets.

So, wie hier, wird Matthias stets Feind derer, die seinem Pfalzgrafen Feind sind; er ist ihm sklavisch ergeben, wir haben im ganzen Buche kein Wort des Tadels gefunden

Das wird für die Beurteilung seiner Chronik wohl zu beachten sein, wenngleich Fälschungen nicht nachzuweisen sind. Dagegen schmückt Matthias sich oft mit fremden Federn und nimmt manches unter eigenem Namen auf, was ihm nachweislich nicht gehört. Charakteristisch sind die vielen lateinischen Gedichte der Chronik: sie beweisen das nahe Verhältnis des Geschichtschreibers zu seinem Helden. Einmal sogar (pag. 62) schickt er ihm ins Lager ein Gedicht, „warumb er nit pfaltzgrawe wolt sein und erhält die widerantwurt, warumb der pfalzgraff nit Matthes wolt sein."

Der im allgemeinen befriedigende Stil der Gedichte zeigt Matthias als guten Lateiner und Schüler des Humanisten Arriginus, eines Italieners. Der Humanismus hatte auch am Hofe Friedrichs Einzug gehalten, man liebte es, seine Sprachkenntnisse an den Mann zu bringen. Matthias nennt zu Anfang des Werkes seine Quellen; es sind die landläufigen und natürlich speziell bairische. „Nur hat Wattenbach entdeckt, dass sowohl die Vorrede als der ganze erste Abschnitt des zweiten Buches eine wörtliche Uebersetzung der Rede ist, die des Matthias humanistischer Freund, ein gewisser Peter Luder, 1458 in Heidelberg zu Ehren des Kurfürsten gehalten hat," und Matthias übersetzt seine Vorlage so sklavisch, dass Wattenbach die Ludersche Rede an Hand der Chronik wiederherstellen konnte. Ein weiteres Verschweigen der Quelle ist ihm für die Aufzählung der Gauner nachgewiesen, obwohl er den Abschnitt mit den Worten einleitet: die ersten, die ich nennen wil, sint mir mit irer bosheit bekannt, wozu Lorenz treffend bemerkt, dass das Quellenresultat für Matthias nicht günstig ausfallen würde, falls sein Werk in dieser Richtung untersucht würde; „aber interessant bleibt die Arbeit für uns auf jeden Fall, besonders als überaus lehrreiches Exempel, wie ein Chronist des ausgehenden Mittelalters sein Opus zustande brachte."

Die Lektüre der Chronik ist jedem zu empfehlen; sie

zeigt deutlich, dass Entschlossenheit und kluge Berechnung die besten Eigenschaften der Fürsten sind. Ihre Vereinigung mit dem offenen, freien, liebenswürdigen und zugleich ehrenhaften (vgl. Urkunde pag. 471) Wesen des Pfalzgrafen machen diesen aber auch zu einer Persönlichkeit, die wir entschieden liebgewinnen.

Mainz[77]) ist die Stadt des Drusus, des Bonifacius und des angesehensten der sieben Kurfürsten. Hierin liegt ihre Bedeutung seit den Zeiten der Römer bis zum Untergange des alten Reiches. Sie war das feste Bollwerk der Römer gegen Germanien, von hier aus, als ihrem Stützpunkte, versuchten sie Germanien zu unterjochen. Mainz war das erste Bistum des Bonifacius, wurde das angesehenste Erzstift des Reiches, welches von der Nordsee bis zur lombardischen Tiefebene, quer durch Deutschland gelagert, die geistliche Herrschaft ausübte. Mainz wurde auch der politisch bedeutendste Platz des Mittelalters, die Rangordnung der Kurfürsten in der Goldenen Bulle war nur die staatsrechtliche Anerkennung des längst und wirklich bestehenden moralischen Einflusses der Mainzer Kirchenfürsten auf die Wahl der deutschen Könige und die Geschicke Deutschlands überhaupt. Als Handelsplatz endlich hat Mainz von jeher grosse Bedeutung gehabt; die Fluten der beiden grossen Ströme gewährten stets den leichten Schiffen der Reisenden wie dem belasteten Kahne des Kaufmannes genügende Tragkraft. Nicht zum wenigsten deshalb sprach und spricht man vom goldenen Mainz.

Im vorigen Bande schon waren wir mehrfach auf Mainzer Geschichtschreibung zurückgekommen; dieselbe bewegt sich naturgemäss auf dem Gebiete der Bischofsgeschichte. Ganze Reihen von Bischofsverzeichnissen sind erhalten, die bedeutendsten Kirchenfürsten, Bonifacius, Lullus, Otgar, Hrabanus Maurus, Bardo ehrte man durch Lebensbeschreibungen, die

allerdings grösstenteils nicht in der Stadt selbst entstanden, aber durch die Mainzer Kirchenarchive allein ermöglicht wurden. Besonders aber erwähnten wir die Weltchronik des Marianus Scottus und die Geschichte der Mainzer Kirche durch Bischof Christian von Litthauen.

Die Stadt aber „ist auffallend arm an Geschichtsquellen, besonders an deutsch geschriebenen, aus den letzten Zeiten des Mittelalters, die Geschichtschreibung der Stadt steht hinter der der Erzbischöfe zurück. Daher giebt es keine eigentliche Stadtchronik von Mainz; selbst bis auf unsere Tage ist die (vollständige) Geschichte der Stadt nicht geschrieben worden.“

Besondere Beachtung verdienen nur zwei Werke, eine deutsche und lateinische Chronik. Die erste, welche man *Sagen von alten Dingen der Stadt Mainz* (1332—1452) genannt hat, ist von einem unbekannten Verfasser geschrieben, der aber den Geschlechtern angehörte (pag. 72). „An einer Stelle nannte er sich Clesse (Nikolaus) und es läge nahe, dabei an den Rechenmeister und Wortführer der Alten, Clesse (Clas) Reysse, welcher sehr oft in der Chronik genannt wird, zu denken, wenn nicht gerade die Objektivität, mit welcher der Autor in diesem Falle von seinen eigenen Handlungen spräche, gar zu auffallend erscheinen würde.“

Das Werk behandelt fast durchweg innere Geschichte der Stadt; Reich und Ausland werden gar nicht berücksichtigt, sogar die „äusseren Beziehungen der Stadt in Krieg und Frieden, Handel und Verkehr“ nur gestreift (1388, 1444). Infolge dessen ist das Werk nicht eine Chronik im gewöhnlichen Sinne. „Das Augenmerk des Verfassers richtet sich lediglich auf die inneren Verhältnisse der Bürgerschaft und Stadt, vornehmlich auf die Zerwürfnisse zwischen den alten Geschlechtern und der Gemeinde über die Stadtverwaltung des Rates, wobei insbesondere die Finanzlage und das Rechnungswesen in weitläufige Untersuchung gezogen wird, sowie

auf die Verfassungsveränderungen, welche aus diesen Wirrungen und Parteiungen hervorgingen. Daneben kommt auch das Verhältnis der Stadt zum Erzbischof in Betracht, und werden die nie aufhörenden Streitigkeiten des Rates mit der Pfaffheit berichtet. Daraus erklärt sich die Anlage und Komposition des Werkes, erklärt sich insbesondere die breite Lücke, womit es den Zeitraum von verhältnismässig im Innern der Stadt ruhig verlaufenen Decennien des 14. Jahrhunderts überspringt."

Dagegen ist für uns das von Böhmer nur bruchstückweise gedruckte, dann von Hegel in einem Münchener Kodex wiedergefundene und herausgegebene *Chron. Moguntinum* (1346—1406, 1448) wichtig, welches ein unbekannter Verfasser, der aber Klostergeistlicher war, schrieb. Der eigentlichen Chronik gehen „Excerpta" voran, welche mit einer kurzen Erzählung der Kreuzzüge beginnen und besonders die Eroberung von Damiette weitläufiger behandeln; dann folgen Auszüge aus Marianus Scottus und den Jahrbüchern von Disibodenberg, aber ohne Plan und Chronologie, endlich das Chronicon, welches zunächst bis 1406 fortgeht.

Dasselbe ist, wie aus den seit 1356 fortlaufenden, fast jährlichen Anmerkungen über Pest, Kälte, Wärme, Hagel, Ueberschwemmung, ja Erdbeben und Mondfinsternis hervorgeht, annalistisch gehalten und, wie es scheint, jährlich fortgesetzt worden; es finden sich aber auch längere Erzählungen. Der Verfasser wirft seinen Blick wohl auf Mainz und Umgebung, behandelt aber auch Reichs- und Weltgeschichte. Hegel spricht ihm deshalb mit Recht grossen Wert zu, zumal Anlehnungen an andere Werke nicht vorkommen, sondern die Chronik diese ergänzt und erweitert.

Der Standpunkt des Werkes ist im allgemeinen ruhig und sachlich, aber wenig ist der Verfasser erbaut von den Abgaben, welche er (1367) dem päpstlichen Legaten geben muss. Einmal freut er sich, als Papst

Gregor XI. solche Boten vergeblich sendet ad exigendam decimam a clericis, obwohl sie weitgehende Befugnisse hatten. 1376 ist der Verfasser sehr unchristlich gesinnt und ruft Gregor XI., den er gar nicht liebt, zu: Maledicto papae! Accipe baculum et vade mendicatum, rubigo consumet te, was heute sicher der Fall sein wird. Aber auch die nächste Umgebung, seine geistlichen Vorgesetzten, ja sogar Erzbischöfe erfahren herben Tadel und grosses Lob. Wir können daher nicht umhin, den Mönch noch nachträglich wegen seines Freimutes zu beglückwünschen. „In hohem Masse anziehend und belehrend ist die Chronik durch lebendige Vergegenwärtigung der Sitten und Zustände der Zeit. Die häufig wiederkehrende Klage des Autors über das wüste Treiben der Fürsten und Raubritter, das bestialische Leben des Volkes, die Zuchtlosigkeit der Bürger und die allgemeine Unsicherheit der Zustände in Stadt und Land ist gerechtfertigt durch die erzählten Thatsachen, durch die drastische Schilderung der schamlosen Kleidertracht (zu 1367) und andere charakteristische Züge, welche ein abschreckendes Bild von Rohheit und Verwilderung, von Recht und Friedlosigkeit darbieten.“ (Hegel.)

An die Chronik schliesst sich eine Fortsetzung aus späterer Zeit von 1440—1448, teilweise deutsch geschrieben, aber nicht so wertvoll als der Hauptteil. Jedenfalls wollen wir dem Bischofe von Wien, Friedrich Nausea († 1552), sehr dankbar sein: der von ihm geschriebene, jetzt in München befindliche Kodex ist die einzige noch übrige Handschrift des Chronicon, welche von ihm angefertigt wurde, als er noch Professor oder Domprediger in Mainz war.

Sonstige Quellen zur Geschichte von Mainz hat Hegel im 18. Bande abgedruckt. Sie sind aber, abgesehen von der sog. Chronik II, welche die Eroberung der Stadt durch Erzbischof Adolf von Nassau 1462 vorzugsweise schildert, und dem Gedichte, welches ein Mitkämpfer, Hans Guttkorn,

darüber in kurzen Reimpaaren verfasste, für uns ohne Belang oder gehören dem 16. Jahrhundert an. Lesenswert aber bleibt die fabelhafte Erzählung Ueber den Ursprung der Stadt Mainz, welche die Zerstörung durch Attila und den Wiederaufbau durch einen König Dagebrecht erzählt, aber chronologisch wie sachlich wenig verständlich ist.

Frankfurt[78]) ist für unseren Zeitraum sehr arm an geschichtlichen Ueberlieferungen. Joh. Friedr. Böhmer, der Frankfurter Stadtarchivar, ein Mann, welcher für Deutschlands Quellen- und Urkundenwesen sicher an erster Stelle steht, bemerkt in seiner Vorrede zum Frankfurter Urkundenbuche, dass die Stadt im Mittelalter keinen Geschichtschreiber besessen. Böhmer hatte damals Recht. Was Froning im ersten Bande der „Quellen zur Frankfurter Geschichte“ an Chroniken und annalistischen Aufzeichnungen des Mittelalters veröffentlicht, bleibt unter dem Durchschnitt an Masse und Wert. Dennoch aber ist heute Böhmers Urteil nicht mehr begründet, da er die besten Erzeugnisse auf chronistischem Gebiete damals (1836) nicht kannte; er würde sein Urteil heute nicht so scharf fällen.

Froning unterscheidet zwischen Aufzeichnungen, die von Geistlichen, und solchen, die von Bürgern herrühren. Zu den ersteren gehören die sog. Frankfurter Jahrbücher, *Ann. Francofurtani*, welche von 1306—1364 reichen, aber dürftig sind nach Umfang und Wert. Ihr Ursprungsort ist das Bartholomäusstift, ihr Inhalt städtische Nachrichten, Judenschlachten und Wetterberichte. Aehnlich verhält es sich mit den noch kürzeren sog. *Deutschen Annalen* von 1306—1343, deren Interesse durch den hohen Wasserstand des Mains 1342 am meisten geweckt wird; mit den vorher genannten Jahrbüchern stimmen sie vielfach überein. Dann folgen bei Froning Berichte über den Dom-

brand und die Judenschlacht 1349, weiterhin über Empfang und Wahl des Königs in lateinischer Sprache, Historisches aus Büchern des Bartholomäusstiftes, annalistische Aufzeichnungen verschiedener Verfasser aus dem 14. und 15. Jahrhundert und grösstenteils kirchlicher Art. Die folgenden Kompilationen des Dominikaners Herp, die Chronik des Johannes Latomus, eines Anonymus, des Philipp Schurg stammen aus dem 16. Jahrhundert, benutzen aber die Quellen früherer Zeiten. Froning hat nun auch unzweideutig nachgewiesen, dass neben den erhaltenen noch verlorene Quellen von Latomus benutzt wurden, und hat diese verlorenen Quellen aus den beiden Werken des betreffenden Chronisten festgestellt.

An bürgerlichen Aufzeichnungen hat nur lokalen Wert die *Stirps Rorbach*, des Bernhard Rorbach, der in diesem Familienbuche genealogische Nachrichten über sein Geschlecht giebt. Dagegen ist sein *Liber gestorum*, ein Tagebuch, bis 1482 fortgeführt, wertvoller und interessanter, weil er darin die Frankfurter Stadtereignisse von allgemeiner Bedeutung in annalistischer, aber auch behäbigerer, breiterer Ausführung eintrug. Er erzählt uns von Malefici sententialiter condemnati, desponsationes, Processionen, Hochzeiten, Schiessen in lateinischer und deutscher Sprache und weiss den Leser durch mittelalterliche, naive Erzählung zu fesseln. Das *Tagebuch* des Job Rorbach, seines Sohnes, welches zum Anfange des 16. Jahrhunderts (1502) läuft, bewegt sich in derselben Richtung, ist auch kulturhistorisch von hohem Werte, da es allerhand alte Gebräuche bei Hochzeiten u. s. w. aufbewahrt hat. Später (1498), als der Verfasser ehrbarer Kanonikus geworden, wurde manche frühere Eintragung durchgestrichen; wir wissen nicht, welcher Grund hierzu vorlag, da die Ausstreichungen oft ganz unverfängliche Nachrichten betrafen. Jedenfalls ist es sehr zu bedauern, dass Job so früh starb (1502).

Aehnliche Aufzeichnungen machte der Aichmeister Johann Heise, der sich eine grössere Bildung angeeignet hatte und deshalb öfters vom Rate als Protokollführer verwandt wurde. Seine Nachrichten reichen bis 1493, sind aber nicht so wertvoll, wie die der Rorbach, sondern enthalten mehr „den gewöhnlichen Stadtklatsch, eine Reihe von Ratsverfügungen über sein Amt, Besetzung von Ratsämtern, Personalnotizen über seine nächsten Nachbaren, Naturereignisse, Kriege, alles nach Rubriken geordnet.“ Zum Jahre 1489, als er ein „stub uf der Farpforten newe gebawet“ hatte, macht er voll Freude 3 recht schlechte Distichen; 1492 misst er seine und seines Sohnes Körperlänge und stellt fest, dass er selbst 6 Fuss 1 Zoll lang war und seinen Sohn um zwei Zoll überragte.

Sind solche Notizen die Druckerschwärze wert? Ganz mit Recht klagt man darüber, dass die Herausgeber von Städtechroniken solchen Unsinn getreu wiederholen, statt jene Skribenten zu „verkürzen“. Aber dann würde der sog. mittelalterliche Duft von den Blüten der geschichtlichen Aufzeichnungen verschwinden, und das wäre doch zu schrecklich.

Nassau und Lahn. Das Land zwischen Main und Lahn hat in der Geschichtschreibung verhältnismässig wenig geleistet. Aus dem früheren Mittelalter liegt gar nichts Wichtiges vor, für unsere Zeit, abgesehen von der Stiftung, dem Bau und der Begabung des Klosters Klarenthal, angefertigt 1314 durch den Minoriten Werner von Saulheim, nur die sog. *Limburger Chronik* des kaiserlichen Notars Tilemann Elhen von Wolfhagen.[79]) Dieser nennt sich einen Geistlichen des Mainzer Bistums, wohnhaft zu Limburg im Trierer Bistum, einen öffentlicher Schreiber von kaiserlicher Gewalt; ob er aber 1347 zu Limburg oder Wolfhagen in Hessen geboren ist, kann man nicht feststellen.

Da Tilemann die Umgegend letzterer Stadt genau kennt, auch in Urkunden stets sich von Wolfhagen nennt, scheint er dort geboren, aber früh nach Limburg gekommen zu sein. Er war Kleriker, aber uxoratus, hatte also wohl nur die niederen Weihen erhalten. 1377 begann Tilemann seine geschichtlichen Aufzeichnungen, sammelte Stoff und fertigte von 1402 ab die Chronik, welche mit dem Brande des Münsters zu Fulda 1398 schliesst. Er wollte sein Werk, wie aus zwei Verweisungen desselben geschlossen werden kann, noch fortführen; was ihn an dem Vorhaben hinderte, ist nicht festzustellen, auch nicht, wann sein Tod erfolgte.

Der Inhalt der Chronik bezieht sich auf die Gegenden am Mittelrhein, die Mosel, Lahn und sogar die Ruhr; besonders das Fehdewesen damaliger Zeit schien dem Chronisten der Ueberlieferung wert. Jedenfalls erhält man gute Nachrichten über diese bösen Zeiten der kleinen Kriege, welche der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts eigen sind. Auch die Bewegungen der Städte in Mittel- und Oberdeutschland, ihre Kämpfe mit den Fürsten werden verzeichnet (1380. 84. 88.), weniger die Nachrichten aus der Reichsgeschichte; nur Wenzel wird entschieden richtig und weitläufig charakterisiert (1376). Tilemann nimmt auch auf Wetter und Ernte Rücksicht, gute und schlechte Weinjahre sind ihm besonders interessant. Solche Nachrichten beweisen, dass der Verfasser schon lange vor Abfassung der Chronik gelegentliche Aufzeichnungen machte; er wird damit 1377 begonnen haben, als er nach eigener Angabe dreissig Jahre alt war. Infolge dessen sind die Ereignisse grösstenteils selbst erlebt, und in dieser Ursprünglichkeit liegt gerade ihr Wert. Das gilt auch von den Mitteilungen über damalige Trachten; an vielen Stellen wird darüber berichtet, so für die Jahre 1350, 1362, 1389. Der Chronist klagt 1370 über die Veränderlichkeit der Mode: Item in diser zit wart der snet von den kleidern vurwandelt also, wer huwer ein meister was von dem snede,

der wart ober ein jar ein knecht, als man daz hernach (1389) wol beschreben findet. Auch kann man sich des Gedankens nicht entschlagen, dass die Unzucht der damaligen Zeit teilweise in der entschieden mangelhaften Frauenkleidung ihre Begründung findet. Ebenso wenig konnten die infolge der vielen Sterben unternommenen Geissler- und Pilgerfahrten der damaligen Verwilderung Einhalt thun; selbst di auch von Rome quamen, di worden endeiles boser dan si vur gewest waren (1350).

Zeigt sich Tilemann überhaupt als vorurteilslosen, wenn auch frommen Mann, so müssen wir ihm besonders dankbar sein, dass er so manches poetische Erzeugnis der damaligen Zeit, was der Gaukler und fahrende Sänger, das Volk auf den Gassen „sang und peif", in seiner Chronik erhalten hat; wir zählen in der Ausgabe von Wyss gegen 28 solcher Lieder, welche ohne den kunstsinnigen Notar der Vergessenheit anheimgefallen wären. Die meisten sind namenlos, ein einfaches man bildet zu unserem grossen Leidwesen keinen Anhaltspunkt in dieser Hinsicht. Einmal wird ein Barfüssermönch in der Maingegend als hervorragender Dichter gepriesen: Der machte die beste lide unde reien in der wernde von gedichte und von melodien — Und was he sang, daz songen die lude alle gern, unde alle meister, pifer unde ander spellude furten den sang unde gedichte (1374). Ein einziges Mal nennt er den Verfasser mit Namen (1347), den Herrn Reinhard von Westerburg, und giebt eine Probe von dessen Dichtkunst, die sogar den Kaiser Ludwig zu einer launigen Charakteristik veranlasste. Indessen kam es dem Verfasser der Chronik nicht so sehr auf den Text, als die Melodie und den Bau der Gedichte an. (Lorenz.) Die meisten werden daher nur stückweise überliefert, andere mit den sog. Responsorien und Widergesängen oder nur das Finale gegeben; ja er teilt bisweilen nur den Anfang eines Gedichtes mit und setzt das Ende eines anderen zu (1356). Dieses

musikalische Interesse lässt auf eine Verbindung Tilemanns mit den Meistersingerschulen schliessen; er ist daher mit den Schweizer Chronisten, welche die Lieder ihres Inhaltes wegen aufnahmen, nicht auf eine Stufe zu stellen. Charakteristisch besonders sind die Sprüche der Geissler (1349); sie zeigen die durch Pest und Sterben heruntergekommene Zeit besser, als so manche prosaische Beschreibung des Elends, das aber in Tilemann ebenfalls einen sehr interessanten Darsteller gefunden hat.

Der Ausgabe von Wyss sind noch drei Anhänge beigegeben, zwei in deutscher, einer in lateinischer Sprache abgefasst und *Limburger Annalen* überschrieben. Die ersteren verfasste ein Limburger Bürger, nicht der Geistliche Joh. Gensbein, dem aber die Zusammenstellung der Annalen von Wyss zugeschrieben wird.

Das Hauptwerk, die Limburger Chronik, ist sicherlich eines der interessantesten Erzeugnisse des 14. Jahrhunderts, besonders „weil der Historikus sich hier und dort in Kleinigkeiten (!) aufhielt, zum Exempel mit der Kleidermode, mit der Witterung, mit einfältigen Liedgern“. Diese Worte, durch welche 1747 der Herausgeber Neller den Notar Tilemann tadeln wollte, bedeuten heute einen unbedingten Lobspruch. Geteilt sind die Ansichten über den geschichtlichen Wert der Chronik, den Wyss, ihr Herausgeber, höher anschlägt, als der Kritiker Lorenz.

Ostfranken.

Jahrbücher und Chroniken der Stifte und Klöster.

In Bamberg schlief seit Frutolf die Geschichtschreibung vollständig. Erst unter Kaiser Ludwig ist der Bischof Lupold von Bebenburg bekannt, ja berühmt geworden durch seine juristisch-politischen Streitschriften, die wir aber an

anderer Stelle besprechen werden. Sein geschichtliches Erzeugnis, das *Dictamen de modernis cursibus*,[80]) in schlechten Versen geschrieben, stellt uns das Imperium Romanum als ein schönes Weib vor, welches dem im Grünen wandelnden Verfasser erzählt, weshalb es den Deutschen die Herrschaft nach den Byzantinern übertragen habe; auch ergeht es sich in Betrachtungen des Zerfalles der Herrschaft, wozu Vers 103 und 104 ganz richtige Gründe beigebracht werden. Das Bild von der domina orbis terrarum ist sicher poetisch erfasst, auch nicht unpoetisch durchgeführt; oberflächlich aber erscheint Bebenburg schon dem Herausgeber Böhmer, da weder Wipo noch die Electio Lotharii angezogen werden, welche doch für die Wahlart der Könige sehr in Frage kommen. Statt dessen tischt uns der Verfasser die alten Märchen von der Gründung des Kurfürstenkollegiums durch Otto III. auf. Entschieden wichtig für das Kloster Michelsberg ist die Thätigkeit seines Abtes Andreas Lang von Staffelstein[81]) (1483—1502), indem er nicht nur die klösterliche Zucht aufrecht erhielt, sondern besonders das geistige Leben und den geschichtlichen Sinn zu wecken suchte. Nach den Mitteilungen seines Biographen Nonnosus (Wittmann) hat er selbst nie ein Buch geschrieben, aber viele, etwa 200, gesammelt und niederschreiben lassen, so besonders eine Geschichte der Michelsberger Aebte, den *Fasciculus abbatum*, welchen er einem von ihm angelegten Urkundenbuche anschloss. Dann schuf er einen Katalog der Bischöfe von Bamberg an und liess das Leben des hl. Otto, des zweiten Gründers des Bistums, umarbeiten. Seine Inventaraufnahme der handschriftlichen Schätze des Klosters ist auch insofern noch von Bedeutung geworden, als Bresslau in einem der aufgezählten Kodices die Chronik des Frutolf erkannt hat, die heutige Jenenser Handschrift.

In Würzburg ist viel geschrieben, aber wenig allgemein Wichtiges. Zu nennen wäre Heinrich Steinruck,

welcher zu der reich begüterten Familie der Steinau gehörte, die als Bankiers der Bischöfe von Würzburg sich einen Namen erworben haben. Er kommt 1459 zum letzten Male vor und schrieb dürftige Aufzeichnungen, welche von 1430 bis 1462 reichen und sich auf die Reichsgeschichte, besonders aber gegen Schluss auf den Herzog Ludwig von Baiern beziehen. Ohne Bedeutung und reine Kompilation sind die Kleinen Würzburger Jahrbücher, *Ann. Herbipolenses min.*, welche bis 1400 reichen. Wichtiger ist das bei Eccard gedruckte *Anonymi Chron. Wirzeburgense,*[82]) welches nach einer Würzburger Handschrift geschrieben und bis zum Tode des Bischofs Laurentius de Bibra (1519) fortgesetzt ist. Es beginnt 687 mit dem hl. Kilian und setzt die Bischofsreihe fort, welcher dann bekannte Nachrichten aus der allgemeinen Geschichte angeschlossen werden. Dass die Chronik 1340 geschrieben ist, ersieht man aus dem reicheren Inhalte für dieses und die nächstliegenden Jahre. Lorenz hat aber Recht, wenn er die Aufzeichnungen nicht Chronik nennen und diese Bezeichnung eher dem sog. *Chron. Wirz. Buderianum*[83]) erteilen will, welches bis 1354 (1430) reicht und besonders für das 14. Jahrhundert Nachrichten bringt.

Bedeutender sind die Werke eines gewissen Michael de Leone,[84]) Sohn des Conrad Jud von Mainz, welcher später nach Würzburg verzogen war. Michael studirte in Bologna römisches und kanonisches Recht, war später Kanonikus und Protonotar der Bischöfe Otto von Wolfskehl und Albrecht von Hohenlohe und starb 1355. Den Namen de Leone führte er von seinem Hofe zum Löwen, in welchem sein litterarischer Nachlass, drei handschriftliche Bände, sich später befanden. Unter seinen Arbeiten ist interessant De regulari observantia Kartusiensium, eine Tagesordnung der Karthäuser damaliger Zeit, geschichtlich wertvoll eine Schrift *De cronicis temporum hominum modernorum.* Dieselbe beginnt 1266 mit einer Beschreibung der Schlacht von Kitzingen zwischen

einem Würzburger Bischofe und den Grafen von Henneberg, bringt Ernte- und Wetterberichte, die Wahl und Anerkennung Karls IV., Geissler- und Judenberichte zu 1349, den Landfrieden von 1353 und schliesst 1354. Ein anderes Werk handelt über die Thaten der oben genannten Bischöfe Otto und Albrecht, *De laudabilibus gestis*, die von 1333 bis 1345 (1350) reichen und „ein Muster lokalpatriotischer Geschichtschreibung", aber kein Vorbild für Studierende des klassischen Lateins sind. Die Beispiele von Germanismen bei Lorenz könnte man durch Anziehung vorzüglich missratener Perioden ergänzen.

In Fulda ist viel geschrieben, aber davon wenig erhalten. Nach Lorenz, der seinerseits auf den „trefflichen" Christ. Brower († 1617) zurückgeht, scheidet sich „die Fuldische Historiographie in Acta, welche bis zum 14. Jahrhundert reichten und die Hauptereignisse registrierten und in Scriptores, welchen wohl eine freiere Behandlung des reichen Materials zugeschrieben werden darf."

Unser Interesse nimmt allein in Anspruch eine Weltchronik, *Martini Fuldensis chron.*, —1379,[85]) deren Verfasser wir nicht kennen, aber wohl nach Fulda verlegen können. Er hat auch nicht Martin geheissen, sondern der Herausgeber Eccard nannte ihn so, weil man „Chroniken dieser Art diesen Gattungsnamen beilegt, falls der Familienname das Autors nicht zu bestimmen ist." Der Verfasser war nach Hoogeweg Mönch des Minoritenklosters in Fulda, nahm aber keine bedeutende Stellung ein, da sich nirgends eine Andeutung findet, dass er mit hervorragenden Männern zusammengekommen oder bei den Begebenheiten zugegen gewesen sei, nirgends, dass er etwa im Auftrage seines Klosters eine Gesandtschaft oder Reise unternommen habe.

Die Chronik ist eine Papstchronik, weil die Päpste am meisten berücksichtigt werden, die führende Stelle einnehmen, besonders seit dem Interregnum, und weil endlich die Zeit-

bestimmung fast durchweg nach ihnen erfolgt. „Es ist aber schwierig, gleichzeitig eine Kaiser- und Papstgeschichte zu geben; zu sehr greifen meistens die Geschichten beider in einander ein, als dass eine vollständige Trennung möglich wäre.“ Es geht also dem Fuldischen Martin, wie dem eigentlichen, seinem Vorbilde. Er muss kürzen, wo längeres Verweilen angebracht wäre; er verweilt lange bei einem Ereignis, weil er zufällig mehr Platz in seiner Handschrift findet. Oft macht es ihm Spass seine Erzählung abzubrechen, eine andere zu beginnen, um seinen Faden später wieder aufzunehmen. Dennoch aber steht er seinem Vorbilde insofern selbständig gegenüber, als er sich den Stoff selbst wählt und nur die Worte der Quelle, welche er ausschreibt, gebraucht. Besonders fusst der Chronist auf Ptolemaeus von Lucca, mit der Diessenhovenschen Fortsetzung, welche aber nur bis 1337 reicht; den Rest macht er selbst. Indessen nennt der Verfasser diese Quelle niemals, sondern „prunkt mit seinen eigenen Autoren, zitiert deren Namen, ohne sie je gesehen, wenigstens ohne sie benutzt zu haben.“ Dieser Mangel an Wahrheitsliebe ist nichts Seltenes im Mittelalter — wir sehen es an Königshofen und anderen —, führt aber notwendig zu einem Verfall jeder Wissenschaft und besonders der Geschichtschreibung, die sich auf Wahrheit aufbauen soll. Neben Ptolemaeus benutzt er noch acht andere Quellen, verschweigt sie aber ebenfalls, nennt dagegen elf andere, die er nicht benutzt hat, deren Inhalt vielmehr hauptsächlich aus Ptolemaeus und der Sächsischen Weltchronik floss. Bei dieser Art von Quellenbenutzung ist es denn auch nicht wunderbar, dass manche Autoren die von Martinus zitierte Stelle gar nicht haben, wie es sich bei Orosius und Gottfried von Viterbo nachweisen lässt. Man könnte diese und ähnliche Blütenlese mittelalterlicher Gewissenhaftigkeit nach den Untersuchungen Hoogewegs noch weiter verfolgen: indessen ist es wohl besser, hier über den Geschichtschreiber Martinus die Akten zu schliessen.

Betrachten wir ihn noch als Politiker. Hierbei ist zu berücksichtigen, dass ein Minorit die Chronik schrieb, die Päpste also, welche die Dominikaner begünstigten, sich seines Beifalls nicht erfreuen; besonders hasst er Johannes XXII. und überschüttet ihn mit Schmähungen. Ludwig dagegen „ist ihm der vir mansuetus et prudens et pacificus, der sich mit Recht den Bannbullen des Papstes widersetzt, weil sie minus juste facta sunt, während Johann periculosa et enormia attemptavit und überhaupt ein so schmähliches Kirchenregiment führte, dass es unser Autor für geratener hält, noch einen guten Teil für sich zu behalten propter scandalum vitandum." Die minoritische Auffassung von der Armut der Kirche, welche in Christus, den Aposteln und den früheren Päpsten ihre Vertreter fand, beherrscht das ganze Werk und ist sein Grundgedanke. Weil nun eben diese Armut einem übermässigen Reichtum, einer Ueppigkeit und Liederlichkeit sondergleichen Platz gemacht hat, ist der Minorit Gegner der herrschenden Ordnung. Aber in nichts unterscheidet er sich von den Vertretern der strengsten Auffassung der Oberherrlichkeit der Kirche. Ihr und dem sichtbaren Vertreter, dem Papste, haben sich alle, einschliesslich die Kaiser, zu unterwerfen, deren beste Thätigkeit Schutz der Kirche sein soll. Rechte gegenüber ihren Schützlingen haben sie nicht, wohl aber sind diese befugt jedes staatliche Oberhaupt, welches sich nicht fügt, abzusetzen. Es ist bei Martin derselbe Faden, wie bei Gregor VII., Innocenz III., Gerhoh von Reichersberg und anderen: ein Staat in unserem Sinne kann bei ihnen nicht aufkommen, die Menschheit ist nur für die Kirche da.

Weil diese Handschrift Diessenhovens 1337 schliesst, ist Martin von da ab bis an das Ende selbständig, aber vielleicht noch dürftiger, als sonst. Karl IV., dem Gegner Ludwigs, gegenüber nimmt er eine sehr feindliche Haltung ein, ebenso dessen Sohne Wenzel, während Günther von Schwarz-

burg als Gegenkönig des Luxemburgers sehr gelobt wird. Dieselbe Dürftigkeit findet sich bei der gleichzeitigen Papstgeschichte, und überall vermissen wir die Zuverlässigkeit der Thatsachen wie der Chronologie.

Das Werk als Ganzes ist eine dürftige Kompilation, aber nicht ganz ohne Interesse, weil man auch aus ihm ersieht, wie damals ein Geschichtswerk gearbeitet wurde und dass dem prunkvollen Auftreten der hohen Geistlichkeit, besonders des Papsttums, gerade im niederen Klerus und Volke eine Gegnerschaft erwachsen war. Insofern ist es nicht zu bedauern, dass die einzig noch übrige Handschrift, welche früher in Hannover war und sich jetzt in Karlsruhe befindet, nicht verloren ging.

Heinrich Taub, früher Heinrich von Rebdorf.[56]) Unter allen Annalenwerken Frankens nimmt unsere Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch die sog. *Chronik* des Heinrich von Rebdorf; sie wurde aber von den Herausgebern stets als Annales bezeichnet und heute von Lorenz richtig *Eichstädter Annalenwerk* genannt. Dass diese umfangreiche Kaiser- und Papstgeschichte, welche die Flores temporum der Minoriten, nicht den Martinus Polonus, von 1294—1363, also von Adolf von Nassau bis zur Mitte der Regierung Karls IV. fortsetzt, nicht in Rebdorf, einem Kloster bei Eichstädt, sondern in Eichstädt selbst entstanden ist, zeigt Aloys Schulte in seiner Dissertation. Ihm gebührt das Verdienst, den Urheber und Ort der Entstehung aus der Pariser Handschrift, welche allein das ganze Werk enthält, in Vergleichung mit den übrigen, welche nur Teile (—1343) oder, wie die Wiener, nur einen Auszug bringen, nachgewiesen zu haben. Die bisherigen Ausgaben hatten ferner das Werk als einheitliches betrachtet, so Freher-Struve, Gewold, Boehmer-Huber; Schulte weist aber nach, dass es aus zwei Teilen besteht, zwischen deren Abfassung ein

Zeitraum von fast 20 Jahren liegt. Der erste Teil läuft bis 1343. der zweite bringt den Rest bis 1363. War es nämlich schon merkwürdig, dass mehrere Handschriften genau 1343 und mit denselben Worten enden, so ergiebt sich die Trennung des Werkes auch aus inneren Gründen. Im ersten ist der Stoff dürftiger gegeben, die annalistische Form im zweiten nicht so streng gehandhabt; im zweiten finden sich massenhaft Lokalnotizen und zwar aus Eichstädt, während Rebdorf in beiden Teilen nicht genannt wird. Die Verteilung des Stoffes für die Papst- und Kaiserreihe ist verschieden und allem diesem entsprechend endlich die Sprache in beiden Teilen nicht dieselbe. Es finden sich bedeutungsvolle Verschiedenheiten, aber auch gleichlautende Wendungen, so das gleichlautende vel circa bei Angabe von Zahlen.

Dass man die Chronik einem Heinrich von Rebdorf, der sich gar nicht nachweisen lässt, zuschrieb, hat darin seinen Grund, dass Freher für seine Ausgabe (1600) eine auf der Pariser Handschrift, welch letztere 1800 von den Franzosen gestohlen wurde, beruhende, jetzt verlorene Rebdorfer Handschrift benutzte; er nannte daher den Verfasser, welcher anfangs bemerkt: Ego H. licet insufficiens sum conatus, einfach Heinrich von Rebdorf, und aus seiner Ausgabe trug eine spätere Hand in die Pariser Handschrift nach: Annales Hainrici canonici Rebdorfensis. Unter dieser Aufschrift hat 1868 auch Böhmer-Huber die Chronik nach der Klosterneuburger Handschrift und für den zweiten Teil nach Freher herausgegeben.

Dieser Heinrich ist nach Schulte ein gewisser Heinrich Taub (H. Surdus) aus Selbach bei Würzburg, welcher um 1342 nach Eichstädt kam und dort 1364 als Chorherr und Kaplan des Willibaldstiftes starb. Wir haben von ihm aus den Jahren 1340—42 drei Gründonnerstagspredigten, welche mit zwei anderen in der Pariser Handschrift hinter der Chronik stehen. In der letzten Predigt erst wird er capellanus S.

Willibaldi genannt, woraus man schliesst, dass er 1342 nach Eichstädt berufen ist; auch schrieb Heinrich ein verlorenes Fundationsbuch des Willibaldchores. Endlich stehen in der Wiener Handschrift, welche einen Auszug der Chronik Taubs enthält, sofort bei Beginn derselben (1294) die Worte: Heinricus Surdus de Eychstett que secuntur addidit. Wenn wir diese Angabe, deren Glaubwürdigkeit zu beweifeln kein Anlass ist, vergleichen mit der Thatsache, dass hinter dem vollständigen Texte der Chronik in der Pariser Handschrift die Predigten des Heinrich Taub unter dem Namen des Verfassers verzeichnet sind, dass die Pariser Handschrift und der Wiener Auszug allein den ersten und zweiten Teil der Chronik bringen, während die zwei anderen Wiener sowie die Klosterneuburger Handschrift nur den ersten Teil enthalten, wenn wir endlich die Thatsache hinzufügen, dass Heinrich Taub erst in der 1342 gehaltenen Gründonnerstagspredigt capellanus S. Willibaldi in Eichstädt genannt wird, so glauben wir mit Schulte annehmen zu können, dass Heinrich Taub die in Eichstädt gefundene sog. Chronik des Heinrich von Rebdorf mindestens von 1343 an bis zum Ende fortgesetzt, also den zweiten Teil verfertigt hat. Wir können sogar eine spätere Vermutung als berechtigt anerkennen, wonach er beide Teile verfasst, also von 1294 ab den Martinus Minorita fortgeführt habe, wenn wir die Notiz des Wiener Auszugs (H. Surdus que secuntur addidit) auch für den vollständigen Text der Chronik in Anspruch nehmen, der in den anderen Handschriften teils bis 1343, teils bis zu Ende vorliegt, zumal in allen Handschriften der bekannte Eingangssatz steht: Ego Heinricus licet insufficiens sum conatus. Dieser überall genannte anonyme Heinrich ist eben der in dem Wiener Auszuge genannte Henricus surdus de Eychstett.

Nun steht dieser Annahme scheinbar im Wege die obenerwähnte Verschiedenheit der beiden Fortsetzungen in der

Sprache. Trotzdem können wir die beiden Teile einem Verfasser zusprechen. Der erste Teil ist nämlich nachweislich nicht nach 1348 und nicht vor 1347, vielleicht aber auch nicht vor 1343 geschrieben, der zweite nach Huber 1369, nach Lorenz 1363 auf Grund einer Notiz zum Jahre 1363. Zwischen dem ersten und zweiten Teile liegt also eine lange Zeit, welche Sprache und auch Gesinnung verändern können. Den ersten Teil machte Taub nach Vorlagen, er will schreiben: was und wie ich es in mehr oder minder glaubwürdigen Schriften gelesen und von zuverlässigen Leuten gehört habe; den zweiten Teil hat er nach eigenen Erlebnissen niedergeschrieben. Daher die magere, excerpierende Form des ersten, die breite, behäbig erzählende Art des zweiten Teiles.

Für die Einheit des Werkes und denselben Verfasser spricht unseres Erachtens auch der Umstand, dass in beiden Teilen gleichmässig (14 und 8 mal) auf päpstliche Konstitutionen Bezug genommen wird. Dieses ist nicht allein, wie Schulte meint, Beweis, dass der Verfasser sie benutzt hat, sondern auch, dass nur derselbe Verfasser am Werke arbeitete. Möglich wäre es, aber wenig wahrscheinlich ist es, dass zwei gleichmässig juristisch gebildete Männer an der Chronik schrieben.

An Quellen sind benutzt die sog. dritte Fortsetzung des Hermann von Altaich, ein Bericht des Ritters von Schönfeld über die Schlacht von Crecy, einmal die Fürstenfelder Jahrbücher, das Corpus iuris canonici, päpstliche Konstitutionen, der Liber pontificalis Eystettensis (teilweise); dagegen wird die Benutzung Victrings und Diessenhovens von Schulte verworfen. Besonders aber ist zu beachten, dass der Bischof Berthold von Eichstädt Kanzler Karls IV. und Heinrich Taub der Beichtvater des Bischofs war, also in nahen Beziehungen zu einem Manne stand, von dem er für sein ganzes Werk viel erfahren konnte.

Im allgemeinen ist die Sprache des Verfassers ruhig und würdig, enthält sich auch beleidigender Ausfälle gegen die Parteien, welche nicht in seiner Gunst stehen. Ab und zu bricht Humor und Ironie hervor; dem Aberglauben seiner Zeit vermag der Verfasser sich nicht zu entziehen.

Von jeher hat man den Wert der Chronik für unsere thatsächliche Kenntnis der von ihr behandelten Zeit anerkannt. Sie enthält eine Unmasse Stoff, besonders für Kaiser- und Papstgeschichte, aber auch für Süddeutschland, ja für auswärtige Verhältnisse; besonders wertvoll ist das vierte und fünfte Jahrzehnt. Es zeigt sich aber manche Ungenauigkeit in den Angaben, besonders chronologischen, sowohl des ersten wie zweiten Teiles. Indessen ist man dieses bei den mittelalterlichen Geschichtschreibern nicht anders gewohnt; sie huldigen darin fast alle einem gewissen Leichtsinn und schreiben ihre Quelle zu vertrauensselig ab. Ausserdem ist Taub insofern ein Kind seiner Zeit, als er mit einigen Ausnahmen Thatsache neben Thatsache, Nachricht neben Nachricht setzt; das Ereignis an sich genügt ihm, die innere Verknüpfung, die Pragmatik der Ereignisse zu ergründen kommt ihm nicht in den Sinn. Ist somit die Chronik an sich wertvoll, so steht ihr Verfasser doch weit zurück hinter vielen Schriftstellern auch des späteren Mittelalters: er ist mehr Reporter, als Feuilletonist und Erzähler.

Der politische Standpunkt des Verfassers ist überall wesentlich derselbe, wenngleich die Form im zweiten Teile entschieden schärfer genannt werden muss; wir meinen besonders den Standpunkt des Werkes bei dem grossen Streite zwischen Ludwig dem Baiern und den Päpsten. Es würde zu weit führen, diese Verhältnisse im einzelnen an Hand der Chronik zu erörtern; aber es scheint doch, als ob Taub dazu beigetragen habe, die ungünstige Beurteilung, welche Ludwig erfahren hat, zu begründen. Wir beschränken uns darauf festzustellen, dass auch Schulte diesen ungünstigen,

Eindruck gewinnt, während Lorenz den nationalen Standpunkt des Eichstädter Magisters scharf betont. Endlich sei noch erwähnt, dass die Chronik nicht rein und in ihrer ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen ist, sondern durch Zusätze erweitert wurde; Schulte hat dieselben angemerkt, soweit es möglich war, da wir nicht die Urhandschrift, sondern nur Abschriften besitzen, und soweit es nötig war, um einen sinngemässen Text zu erzielen.

Städtechroniken.

Nürnberg.[87]) Unter den im späteren Mittelalter mächtigen, freien Reichsstädten ist Nürnberg wohl die jüngste; erst im Jahre 1050 und 1051 wird durch zwei Urkunden Name und Dasein bezeugt. Die Stadt war ein Anhängsel der kaiserlichen Burg, welche sich auf einem Felsen erhob, und stand unter dem Schutze des königlichen Burgvogts. Sicher ist dieses für den Anfang des 12. Jahrhunderts. Die Staufer beerbten die Salier, Nürnberg gehörte zunächst zur kaiserlichen Burg, aber das Gemeinwesen schwingt sich rasch empor; nicht wenig hilft dabei der hl. Sebaldus, zu dessen Gebeinen man nach Lambert schon 1072 wallfahrtete. Oft halten dort die Salier und Staufer Hof, Nürnberg wird allmählich ein freies Gemeinwesen, dessen Handel und Gewerbe mächtig blüht. Deswegen wird neben dem Burggrafen, dessen Würde seit Heinrich VI. bei den Grafen von Zollern erblich blieb, noch ein anderer königlicher Beamter genannt, der Schultheiss, dessen der Freiheitsbrief Friedrichs II. an die Stadt 1219 erwähnt. Ihm zufolge sollen die Bürger keinen anderen Vogt haben ausser dem römischen Kaiser; dessen Schultheiss richtet sie. Auch später blieb die Stadt reichsfrei, trat 1256 dem rheinischen Städtebunde bei und erhält 1313 durch Heinrich VII. den berühmten Freiheitsbrief, der die Stellung des Schultheissen geradezu verändert. Er ist dem Rate, welcher 1256 zum ersten Male erwähnt wird, ver-

pflichtet und soll richten nach dem Urteile der Schöffen. Die Stadt ist jetzt in Bezug auf die Verwaltung selbständig, die Kaiserburg soll nicht von der Stadt getrennt werden, der Burgvogt ist verpflichtet sie im Todesfalle des Kaisers den Bürgern zur Obhut zu übergeben, bis der neue König gewählt ist. Nürnberg entwickelt sich mehr und mehr, seine Selbstverwaltung wächst, und endlich wird volle Unabhängigkeit erzielt, sogar gegenüber den Burggrafen, deren Rechte auf Frohnden und Zinsbarkeit allmählich durch Kauf an die mächtig emporstrebende Stadt fallen. Friedrich VI. von Hohenzollern überliess 1427 den Rest seiner Ansprüche für 120,000 Goldgulden der Stadt, die Bürger waren Herren in ihrem Weichbilde und auf der Burg.

Selbstverständlich nahm Nürnberg an den Bewegungen teil, welche eine führende Stellung der Stadtgemeinden neben der Fürstenmacht bezweckten. Die Stadt war aber auch ein angesehenes Mitglied des Städtebundes; denn schon Ende des 15. Jahrhunderts erlangte sie diejenige Ausdehnung, welche noch heute im wesentlichen den Kern bildet. Handel und Wandel blühten so sehr, dass der Italiener Enea Silvio, welcher um die Mitte des 15. Jahrhunderts Deutschland beschrieb, nur Worte des Lobes und der Bewunderung fand. Freilich war die Organisation der Stadt eine straffe; wenn Nürnberg seinen altdeutschen Charakter noch bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, so ist dieses nur der bis ins Kleinste geordneten Verwaltung zu verdanken, die durch Vorschriften aller Art und besonders durch Ueberwachung der erlassenen Vorschriften das Gedeihen der Stadt förderte. Das sog. Baumeisterbuch[88]) des städtischen Baumeisters Endres Tucher ist für diese Verhältnisse sehr lehrreich und beweist, dass Nürnberg z. B. auf dem Gebiete des Feuerlöschwesens, der Finanzverwaltung u. s. w. schon damals als mustergültig angesehen wurde.

Arten der Geschichtschreibung. Naturgemäss ent-

wickelte sich in dieser gewerb- und handelsthätigen Stadt eine lebhafte Geschichtschreibung und zwar nach Form und Inhalt selbständig. Nürnberg hat ferner wesentlich in deutscher Sprache abgefasste Aufzeichnungen, und endlich beschäftigen sich die Geschichtschreiber besonders mit der Stadt und deren Bewohnern; das Reich als solches ist ihnen im allgemeinen Nebensache.

Wir unterscheiden mit dem Herausgeber Kern eine dreifache Art von Geschichtschreibung in Nürnberg: 1) die sog. Memoirenlitteratur, Aufzeichnungen von Bürgern, gemacht zu persönlichen Zwecken, deren Inhalt so ziemlich den Gesichtskreis der Aufzeichner umfassen. „Die Form ist so gut wie keine, weil weder Plan noch Faden des Zusammenhanges, ja nicht einmal chronologische Ordnung vorhanden ist.“ Diese Denkwürdigkeiten empfehlen sich aber durch unbedingte Glaubwürdigkeit, weil sie nur gleichzeitige Nachrichten bringen; aus ihnen entwickeln sich die annalistischen Aufzeichnungen der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. 2) Gleichzeitig entstehen die Anfänge der Chronik, Versuche, gleichzeitige Nachrichten mit einigen älteren Aufzeichnungen zu verbinden. Diese Art führt dann notwendig 3) zu der eigentlichen Chronik, welche nicht die Gegenwart, sondern die Vergangenheit der Stadt ergründet. „Sie ist nicht mehr jene naive, lediglich die Thatsachen wiedergebende, sondern absichtsvoll reflektierte Geschichtschreibung“ und tritt in deutscher wie lateinischer Sprache auf.

Private Denkwürdigkeiten. Das *Püchel von mein geslechet und von abenteur*,[69]) welches Ulman Stromer (Stromeir) zum Verfasser hat, ist das älteste uns erhaltene geschichtliche Schrifttum Nürnbergs. Der Mann erzählt in losen Aufzeichnungen, welche der Herausgeber in 3 Bücher ordnete, nicht nur die Geschichte seiner Familie (Buch 2) bis 1406, sondern giebt auch (Buch 1) von 1367(1349)—1401 allerlei Nachrichten von dem, was er sah und erlebte, Reichs-

und Stadtgeschichte, beschränkt sich aber auf äussere Beziehungen und vermeidet ängstlich, die Ereignisse in der Stadt selbst zu berühren. Hierzu veranlasste ihn nicht Unkenntnis der Verhältnisse Nürnbergs, da er bis 1407 Mitglied des Rates war, sondern eine gewisse Zurückhaltung und Vorsicht, deren Grund nicht ersichtlich ist. Ja, wir erfahren nicht mal von seiner eigenen Thätigkeit für die Stadt etwas und staunen doch über die Selbstlosigkeit, mit welcher Stromer sich verwickelten diplomatischen Sendungen unterzog, die in den amtlichen Stadtbüchern und Ratsgängen noch heute offen liegen. Das dritte Buch enthält statistische Nachrichten aller Art über Geld und Waren der damaligen Zeit.

Sehr interessant sind die Nachrichten über das eigene Geschlecht. Ulman stammte aus der alten Familie der Waldstromer, so genannt, da sie das Forstmeisteramt im Walde bei Nürnberg versahen. Sein Urgrossvater Konrad heiratete in die Familie der Stromer, musste aber bei der Gelegenheit seinen eigenen Namen — er entstammte den Rittern von Reichenbach — ablegen. Das Geschlecht der Stromer war sehr fruchtbar: der oben genannte Konrad hatte in drei Ehen 33 Kinder, Ulman selbst 17 Geschwister und in zwei Ehen 9 Kinder. Es ist also schon des Schweisses wert gewesen, diese Unzahl von Familiengliedern richtig unterzubringen und genealogisch zu ordnen. Wie zahlreich, so geachtet waren die Stromer, besonders unser Ulman. Er besass viele Häuser, Fabriken, war auch Gutsbesitzer, und mancher mochte ihm verpflichtet sein. Er sass mit Unterbrechungen von 1371—1407, wo er starb, im Rate, nahm an allen wichtigen städtischen Vorgängen teil, ist häufig im Interesse der Gemeinde als Gesandter thätig gewesen, sah deutsche Könige und Fürsten als Gäste in seinem Hause, König Ruprechts Gemahlin Elisabeth hob 1401 seine Enkelin Else aus der Taufe, Ulman war also ein echter Vertreter jener mittelalterlichen Kaufleute, deren Stolz und Geldkraft sich gegenseitig

stützten. Ulmans Nachkommen blühen noch heute als Freiherren Stromer von Reichenbach.

Unter solchen Umständen ist es zu bedauern, dass Stromer verhältnismässig nur wenige Aufzeichnungen hinterlassen hat, aber sein Büchlein „ist als eine sehr wertvolle und glaubwürdige Quelle für die Zeitgeschichte zu betrachten, und zwar wie für die Reichsgeschichte überhaupt, so insbesondere für die Geschichte des Städtekrieges in den siebziger und achtziger Jahren des 14. Jahrhunderts. Seine statistischen Nachrichten müssen als ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des deutschen Handels gelten, seine genealogischen sind von besonderem Werte für die Familiengeschichte Nürnbergs. Ulman schreibt einfach und wahr, mit guter Kenntnis der Dinge und fern von jeder Nebenabsicht, am meisten von der, sich selbst zu erheben."

Eine ähnliche Bewandtnis hat es mit dem sog. *Memorialbuch* des Endres Tucher,[90]) welches von 1421—1440 reicht. Der Verfasser, Ende des 14. Jahrhunderts geboren, gehörte ebenfalls durch Geburt und Heirat den herrschenden Kreisen Nürnbergs an, war Kaufmann und zeitweilig Mitglied des Grossen Rates. Seine Aufzeichnungen führte er fast 20 Jahre durch bis zu seinem frühen Tode (1440). Dieselben bringen die wichtigsten Begebenheiten in der Stadt und zeichnen sich durch lebhaftes Interesse des Verfassers an den Geschicken Nürnbergs aus. Sie sind den Ereignissen gleichzeitig geschrieben und nach Art der frühmittelalterlichen Jahrbücher gehalten. Von Stromer unterscheidet sich Tucher dadurch besonders, dass er über seine weitere Familie und andere Geschlechter nichts oder nur Naheliegendes, wie z. B. 1427 den Tod seines Vaters mitteilt, dass er aber mit seinem persönlichen Urteil nicht überall zurückhält (1427. 1430).

Viel weiter, von 1386—1454, reicht das *Memorialbuch*[91]) des Berthold Tucher, seines älteren Bruders. Derselbe hat jedoch die Notizen nicht selbst zusammengestellt, sondern

seinen Neffen (vgl. 1427), den späteren Stadtbaumeister, damit beauftragt, ist also in ähnlicher Weise an dem Büchlein beteiligt, wie z. B. in Strassburg der Grosse Ellenhard die ihm zugesprochenen Werke beeinflusste. Berthold ist der eigentliche Vertreter seines Geschlechtes, sass zunächst im Kleinen Rate, wurde dann einer der Bürgermeister, genoss auch infolge seines Reichtums grosses Ansehen und ist 1454 gestorben. Die Aufzeichnungen sind nicht sofort und gleichzeitig niedergeschrieben, sondern erst 1440 begonnen und dann wohl mit den Jahren fortgeführt; Quelle derselben sind die Mitteilungen, welche Berthold seinem Neffen schriftlich oder mündlich gab. Ihr geschichtlicher Wert ist selbstverständlich hoch anzuschlagen, da der intellektuelle Urheber in der Lage war, gute Nachrichten zu geben und vielen Ereignissen selbst nahe stand. Der Inhalt umfasst persönliche Beziehungen, städtische Nachrichten aller Art, sowie Begebenheiten aus dem Reich. Die Abfassung ist annalistisch, streng nach Jahren geordnet; Tucher erzählt nicht, sondern stellt nur fest.

Ulman Stromers und der beiden Tucher private Denkwürdigkeiten bilden die Grundlage der annalistischen Aufzeichnungen, welche dann in Nürnberg das ganze 15. Jahrhundert fortgesetzt werden. Ehe wir aber diese Fortsetzungen selbst einer näheren Betrachtung unterziehen, müssen wir ein Werk besprechen, welches den Uebergang bildet von Stromer-Tucher zu dem Chronisten Meisterlin und neben Stromer-Tucher als Grundlage herangezogen wurde; wir meinen die *Chronik aus Kaiser Sigmunds Zeit*,[92]) 1126—1434, mit Fortsetzung bis 1441, verfasst von einem Manne, der unbekannt bleiben wollte; er soll nach einer jedoch des Beweises sehr bedürftigen Nachricht Ludewigs Mönch gewesen sein. Geschrieben hat er von 1420 ab. Die ältesten Teile sind nach Vorlagen, besonders dem Chronicon generale des Andreas von Regensburg verfertigt, dann die Berichte älterer Zeitgenossen benutzt und endlich eigene

Nachrichten gegeben, die von 1430 ab gleichzeitig den Ereignissen niedergeschrieben wurden. Da eine Handschrift 1434 schliesst, mag der erste Verfasser zu dieser Zeit gestorben sein; jedenfalls ist der Rest bis 1441 von einem andern hinzugefügt.

Der Herausgeber Kern rühmt die chronologische Zuverlässigkeit des Verfassers; auch reichhaltig ist sein Werk, wenigstens in den Jahren, die er als Zeitgenosse niederschrieb. Der Anfang ist dürftig und ganz annalistisch gehalten; Nachricht reiht sich an Nachricht, jede innere Verbindung fehlt, und besonders bemerken wir, dass dem Verfasser keineswegs, wie z. B. Stromer, „die Vorgänge bekannt waren, welche sich im engeren Kreise der politisch handelnden Personen abspielten. Dagegen erzählt er uns einfach und getreu, was um ihn her bald in näherer, bald in fernerer Umgebung vorgegangen ist oder zu seiner Zeit die Gemüter beschäftigte, und absichtslos entrollt er ein Bild, das nicht durch den Glanz seiner Farben, wohl aber durch lebensvolle Wahrheit anspricht". Die Chronik ist reichhaltig für die Nürnberger Stadtgeschichte, weiss aber auch Ereignisse aus fernen Ländern, soweit solche durch den Volksmund verbreitet wurden, zu erzählen (1396. 1416. 1433). Kern weist auch auf die Stellung dieses Chronisten zu Stromer und den nachfolgenden Werken, besonders Meisterlin, und bemerkt, „dass seine Art und Weise, wie sie sich einerseits entfernt von jener Stromers, dessen Aufzeichnungen mehr den Charakter von Denkwürdigkeiten an sich tragen, so anderseits mit der gelehrten Geschichtschreibung des 15. Jahrhunderts sich in keiner Weise berührt und namentlich auch von jeglicher Sagenbildung frei geblieben ist. Letzteres Moment ist um so wichtiger, als die sagenhafte Geschichtserzählung, um diese Zeit schon mannigfach emporwuchernd, unmittelbar nachher auch in das Gebiet der städtischen Geschichte eingedrungen ist und die Vorzeit Nürnbergs für mehr als ein Jahrhundert

dem Boden geschichtlicher Wahrheit völlig entrückt hat. So werden wir die Nachrichten unserer Chronik in Verbindung mit Stromer und im Gegensatze zu Sigmund Meisterlin als den gesunden Kern der städtischen Geschichtschreibung in den folgenden Jahrhunderten betrachten dürfen."

Die Denkwürdigkeiten der Stromer-Tucher, sowie die Chronik aus Sigmunds Zeit wurden, wie Kern festgestellt hat, sowohl selbständig fortgesetzt, als auch bald miteinander verschmolzen, durch Zusätze erweitert und dann in dieser neuen Gestalt wieder fortgesetzt. Infolge dieses Werdeganges, der sich bei dem handschriftlichen Zustande der Ueberlieferung nur aus inneren Gründen verfolgen und feststellen lässt, weil die Handschriften alle nur Abschriften sind, können die annalistischen Aufzeichnungen kaum überall in ihre Bestandteile geschieden werden. Es kommt erschwerend hinzu, dass von allen Fortsetzern nur einer seinen Namen genannt hat; wir stehen daher einer grossen Masse unbekannter Herkunft gegenüber.

Kern unterscheidet auf Grund der Handschriften[93]) 1) die sog. Jahrbücher des 15. Jahrhunderts, welche bis 1469, mit Fortsetzung bis 1487 reichen. Sie sind reichhaltig in jeder Weise; in ihnen gipfelt bis zu einem gewissen Grade diese Nürnberger Geschichtschreibung." Die Abfassung erfolgt teilweise gleichzeitig den Ereignissen, teilweise später. Die Verfasser sind unbekannt, aber sicher nicht ungelehrt gewesen, da sie auf Grund vieler Quellen die ursprüngliche Vorlage erweiterten. Ausserdem müssen sie mitten im Leben gestanden und Einfluss gehabt haben, weil ihre selbständigen Mitteilungen sehr eingehender Natur sind.

2) An die Jahrbücher bis 1469 schloss sich die sog. Tuchersche Fortsetzung bis 1499. Man nennt sie so, weil die Nachrichten über Glieder dieser Familie sich wie ein roter Faden durch das ganze Werk ziehen. Dennoch aber will Kern die Ansicht, dass ein Tucher zugleich Verfasser

sei, nicht entscheiden, sondern nur die Vermutung gelten lassen, dass vielleicht der oben genannte Endres Tucher, Neffe des Berthold, einen Freund oder Diener der Familie dazu veranlasst habe; zudem sei das Werk nicht einheitlich in Abfassung und Anlage.

3) An die Jahrbücher bis 1469 schliesst sich ein zweites Werk, welches die *Chronik* Heinrich Deichslers genannt wird und bis 1506 reicht. Der Verfasser wurde 1430 geboren und fand neben seinem Berufe als Bierbrauer sowie dem Amte als Armenpfleger noch Musse, die Chronik zu schreiben. Die eigenen Zuthaten zu dem Grundstocke, welcher aus Nürnberger wie fremden Quellen ohne Kritik zusammengeschrieben wurde, beginnen um 1450, werden 1469 reichlicher und endlich, nach 1487, wo die oben erwähnten Jahrbücher authören, selbständig und besonders auch redselig. Deichsler ist der wahre Stadtchronist. Was über Nürnbergs Weichbild hinauslag, kümmert ihn nur wenig; umsomehr und breiter werden die sog. Stadtgeschichten erzählt, so dass „die Chronik viel ausgiebiger für die Sitten- und Kulturgeschichte als für die politische ist.“ Er weiss alle Stadtbrände, grosse Sterben, Todesfälle und Unfälle, besonders aber den Stadtklatsch genau und umständlich zu erzählen. Man erhält den besten Begriff von der Chronik, wenn man sie sich etwa als eine Zusammenstellung von Nachrichten vorstellt, wie sie unter „Lokales“ von einer heutigen Zeitung täglich feilgeboten werden.

Alle bisher genannten genealogischen und besonders annalistischen Werke sind in deutscher Sprache geschrieben: zu ihnen treten als gleichartiges Erzeugnis die lateinischen *Denkwürdigkeiten* des Konrad Herdegen,[94]) 1412—1479. Derselbe entstammte der aus Altdorf nach Nürnberg verzogenen Familie der Alprecht und lebte stets in dem Benediktinerkloster St. Egidien zu Nürnberg, wo er auch seine Denkwürdigkeiten verfasste und in hohem Alter, um 1480, starb.

Die zweite Hälfte des Werkes ist gleichzeitig niedergeschrieben, macht also schon deswegen Anspruch auf Glaubwürdigkeit. Der erste Teil wurde später hinzugefügt, wie sich aus einigen Bemerkungen (z. B. 1433.) ergiebt, und zwar nach eigenen Erinnerungen Herdegens; anderweitige schriftliche Aufzeichnungen haben ihm kaum vorgelegen. Für seine Glaubwürdigkeit „bürgt die ganze Beschaffenheit der Mitteilungen, bürgt die Kontrolle, welcher einzelne von ihnen an der Hand anderer Quellen, insbesondere des Anniversars vom Egidienkloster, unterworfen werden konnten.“ Charakteristisch sind seine zahlreichen Nachrichten über die eigene Familie (z. B. 1420, 1421, 1428 u. s. w.). Dass er sein Kloster und Nürnberger Familien nicht vernachlässigte, ist selbstverständlich; gerade durch die vielen Aufzeichnungen in genealogischer Hinsicht erhält Herdegen für Nürnberg besonderen Wert. Ebenso ist er für innere Geschichte nicht zu übergehen, weniger zahlreich sind die Nachrichten über äussere Ereignisse; der Gesichtskreis des Mönches war beschränkt.

Drei Mal erwähnt Herdegen einen gewissen Nikolaus Muffel;[95]) zuletzt, 1469, sagt er trocken: in 40 anno mortuus est Nikolaus Muffel. Diese Worte bedeuten die Hinrichtung, welche der Nürnberger Rat an dem ersten Losunger, d. h. Vorsitzenden der Finanzkommission, und Ersten des Rates, Muffel, auf Grund der Anschuldigung, städtische Gelder unterschlagen zu haben, vollzog. Die Sache wirbelte damals viel Staub auf, aber gerade die Verwendung mächtiger Gönner sowie die Tortur beschleunigten den Prozess. Das Volk glaubte nicht an die Schuld des Mannes, und ein damals weit verbreitetes Lied des Heinz Uebertwerch sagt gerade heraus, dass die Tucher, Tetzel, Imhof und anderen Geschlechter ihm das Leben „abgeschworen und ihn durch Eide getötet hätten.“ Dieser Muffel hat uns zwei Schriften hinterlassen, die *Gedechtnüsse* für seine Kinder und Enkel, in denen er

ihnen sein Leben als Spiegel vorhält und seine Verdienste, die er sich besonders durch Schenkung von 308 Reliquien erworben, erzählt. Muffel hätte gern für jeden Tag im Jahre einen Heiligen als Schutz gehabt, was ihm aber trotz 33jährigen Sammeleifers nicht geriet und viel Kummer bereitete (pag. 745). Das andere Werk ist eine *Beschreibung von Rom,* welche Stadt er behufs Ueberbringung der Reichskleinodien zur Kaiserkrönung Friedrichs (1452) kennen lernte.

Sigmund Meisterlin[96]) Die bisher besprochenen Quellen beschäftigen sich mit städtischen Angelegenheiten, bringen aber nicht die Geschichte der Stadt im Zusammenhange. Ein solches Werk schrieb Sigmund Meisterlin im Auftrage der Stadt Nürnberg, wohin er aus unbekannten Gründen von Augsburg sich begeben hatte und deren Verwaltung ihm Mittel gab, um in den Klöstern Frankens und Schwabens Stoff für sein Werk zu suchen. Dasselbe erschien in lateinischer Sprache als Exaratio rerum gestarum inclitae civitatis Neuronbergensium oder kurz als *Neuronbergensis cronica,* bald darauf in deutscher Bearbeitung als Cronica der stat Nurenberg geteilt in drey bucher und erzählt die Geschichte der Stadt bis zum Tode Wenzels (1419). Da legt er die Feder nieder, obwohl noch „vil treffentlich stuck hervornen sint, die under den nechsten vier kaisern zu Nurenberg beschehen sint, das ist under Ruprecht und kaiser Sigmunt, Alberto von Oesterreich (II.) und unserm nun regierenden kaiser Friderich — und da ich hab meinem tail genunk gethan, soliches, das gesagt ist, so weit zu suchen und in ein büchlein in latein zu bringen und darnach durch mich selbs geteutscht und mit meiner hant zu dem vierten mal abgeschrieben, also leit ich hie mein schifflein an das gestat.“ Es kann mit Sicherheit angenommen werden dass Meisterlin in Nürnberg vielfach angefeindet wurde, selbst in Not geraten ist und die Chronik nicht bis auf seine Zeit fortgeführt hat. Wir treffen ihn 1489 als Pfarrer von

Feucht, wissen aber nicht das Todesjahr und den Ort, wo er starb.

Sein Werk beginnt (Kap. 1—4) mit einer anscheinend gelehrten Untersuchung über den Ursprung der Stadt, genau wie die Augsburger Chronik, und lässt Nürnberg durch Tiberius Nero entstehen. Die Römerherrschaft endet mit der Wanderung „vil böser, greulicher, unmenschlicher diet und haiden“ (Kap. 4), es folgen (Kap. 5, 6) die Zeiten bis Karl den Grossen, Einführung des Christentums, die Herrscher bis Otto I. (Kap. 7—10), Gründung der Kirchen und Klöster (Kap. 11—15), die Zeiten bis Heinrich III. Das zweite Buch läuft in 18 Kapiteln bis Heinrich VII., das dritte bis zum Tode Wenzels. Beide enthalten besonders Nachrichten über die Entwickelung der Stadt, ihre Zerstörung durch Heinrich V., den neuen Glanz seit Konrad III., unter Rudolf von Habsburg, dessen Nachfolger einem Nürnberger Geschlecht entstammt (II, 14). Wieder kommen schwere Zeiten über die Stadt, da die Zünfte sich gegen die regierenden Geschlechter erheben, aber endlich unterliegen (III. Kap. 5 flgde.).

Charakteristisch für Meisterlin ist seine Neigung, alles Böse dem Teufel auf Rechnung zu setzen, so die sagenhafte Zerstörung und besonders den Aufstand der Zünfte. Alles Gute kommt von den Heiligen, welche Nürnberg beschirmen, in erster Linie vom hl. Sebaldus; dieser hat besonders die Herrschaft der Geschlechter wieder veranlasst. Ueberhaupt ist in kirchlichen Fragen der Standpunkt Roms für ihn der richtige, so bei Heinrich IV. und Ludwig dem Baiern.

Wir haben schon erwähnt, dass Meisterlin vor Abfassung der Chronik auf Kosten der Stadt die Archive vieler Klöster durchsuchte, um die Quellen zu studieren. Manche nennt er, mehrere können wir ihm nachweisen, für die Geschichte Nürnbergs besonders eine von den Stadtschreibern Plattenberger und Truchsess 1459 vollendete deutsche Weltchronik, die aber nur im Auszuge, den Hartmann Schedel

verfasste, erhalten ist. Er wurde ebenfalls hinter Meisterlins Chronik abgedruckt, läuft von Cäsar bis Ruprecht von der Pfalz und unterscheidet sich von Meisterlin in manchen Punkten, hat besonders nicht dieselbe Ueberlieferung über Nürnbergs Gründung. Die Benutzung der Quellen ist bei Meisterlin ganz verschieden. Oft zeigt sich die Chronik als Auszug, dann Abschrift oder gar Erweiterung der Vorlage, je nachdem der Stoff den Chronisten begeisterte. Besonders die Sage wirkte mächtig auf ihn und trieb zu noch gewagteren Vermutungen. Er hatte Gefallen an kleinen Geschichtchen; die Erzählung vom Schweppermann, der wegen seiner besonderen Verdienste bei Mühldorf zwei Eier als Abendbrot erhielt, ist durch Meisterlin besonder bekannt geworden. „Ueberhaupt war die deutsche Chronik dazu angethan, ein Volksbuch zu werden. Der gemeine Mann fand hier Unterhaltung und Belehrung, schöne Historien und Aufforderungen zur Frömmigkeit, Anekdoten und Schwänke, sowie das Notwendigste aus der Stadt- und Reichsgeschichte. Die Sprache ist im ganzen frisch, kräftig, nicht selten derb; Redensarten, Schimpfwörter und Sprüchwörter kehren häufig wieder. Anderseits musste es die gebildeten Klassen anregen, dass Meisterlin mit der damaligen Litteratur manche Berührungspunkte zeigte. Wenn er vor seinen Lesern allegorische Figuren (III. 6) als handelnde Personen in der Tragödie des Aufstandes auftreten liess, so war dies ja ganz im Geschmacke jener Zeit (vgl. das Drama), in welcher man grossen Gefallen an Allegorien hatte. Oder wenn er den Wappen der Stadt und des Territoriums, zu dem sie, wie er meinte, gehörte, so viel Aufmerksamkeit schenkt, wenn er Wappen, wie das von Augsburg, erklärt, wenn er auf das Helmkleinod der Burggrafen von Nürnberg verweist, so erkennen wir darin Anklänge an die damals so beliebte Wappendichtung (Kerler).

Der Wert der Chronik ist weniger ein geschichtlicher, da wir ihre Vorlagen meistens kennen, als ein litterarischer.

Meisterlin hat die erste vollständige Nürnberger Chronik geschrieben, die späteren Werke fussen vorzugsweise auf ihm, obwohl sein Name meistens nicht genannt wird.

Damit haben wir den Inhalt der fünf Bände Nürnberger Geschichtschreibung, wie sie in den Chroniken der deutschen Städte vorliegt, im wesentlichen erschöpft. Die Herausgeber, besonders der verdienstvolle, früh verstorbene Theodor von Kern, liefern zur Erläuterung dieser Quellenschriften aber auch eine ungeheure Menge Urkunden, amtliche Schriftstücke u. s. w., aus denen man den strengen, ernsten Geist der Nürnberger Verwaltung auf Schritt und Tritt verfolgen kann. Diesen Stoff hier näher zu entwickeln, ist nicht unsere Aufgabe. Wir verzichten ferner darauf, einige amtliche Schriftstücke erzählender Art, wie z. B. die Berichte über den Feldzug gegen die Hussiten 1421 und 1427, den amtlichen Bericht Ueber die Uebertragung der Reichskleinodien und Reichsheiligtümer nach Nürnberg (1424), besonders aber die umfangreichen, ganz pragmatisch gehaltenen Schriftsätze Ueber den Zug nach Lichtenburg, welchen die Nürnberger 1444 gegen Raubritter unternehmen und den Bericht über den sog. Markgrafenkrieg, d. h. den Krieg des Markgrafen Albrecht von Brandenburg gegen Nürnberg im Jahre 1449/50, hier zu erläutern. Auf die Redaktion der beiden letzten Berichte war von Einfluss (Hegel), wenn nicht gar ihr Urheber (v. Weech) der Nürnberger Patricier Erhard Schürstab. Von höchstem Interesse sind endlich zwei Berichte über das „Einreiten", d. h. den Empfang König Sigmunds und der Königin Barbara in Nürnberg (1414) sowie König Friedrichs III., der 1442 und 1444 Nürnberg besuchte. Auch diese Schriftstücke sind amtliche und dienten wohl dazu, den städtischen Behörden in künftigen Fällen als Unterlage zu dienen. Zugleich sieht man, dass die Verwaltung Nürnbergs damals recht umsichtig, aber auch vorsichtig verfuhr.

Aus den hier besprochenen Quellenschriften erhalten wir

sicherlich einen günstigen Eindruck von dem alten Nürnberg und seinem geistigen Leben, besonders im 15. Jahrhundert. Dort wuchs und wächst noch heute ein kräftiges, energisches Bürgertum; noch heute wie damals zeigt die Stadt das echt deutsche Gepräge. Ihre Chroniken endlich aus früheren Jahrhunderten sind deutsch gedacht und geschrieben, an Masse und Wert von wenigen erreicht, von keiner Reichsstadt übertroffen.

Fürstengeschichte.

Aus den Anfängen der Hohenzollern, ihrer Herrschaft im Frankenlande, liegt uns ein interessantes Büchlein vor: Des Ritters Ludwig von Eyb *Denkwürdigkeiten*[97]) brandenburgischer Fürsten. Der Verfasser stammte aus dem berühmten Geschlechte von Ywe, war zunächst Rat des Kurfürsten Friedrich I, dann besonders des dritten Sohnes, des Markgrafen Albrecht, der nach dem letzten Willen des Vaters das Frankenland unter dem Gebirge geerbt hatte und nach dem Tode des kinderlosen Bruders Kurfürst wurde, sowie seiner Nachfolger. Der Tod Eybs fällt in das Jahr 1502.

Die Denkwürdigkeiten behandeln „wie ich (Eyb) von meinen Voreltern gehort hab und ainstails dobey selbs gewesen bin“, zunächst ganz kurz die Geschichte der Hohenzollern von der Erhebung Rudolfs von Habsburg bis zum Eintritt in die Mark, also die Kämpfe und Erwerbungen der Burggrafen, dann die Schwierigkeiten, welche Friedrich I. dort fand, die Verpfändungen angestammter Güter, um den neuen Besitz zu retten, sowie das Testament des Kurfürsten († 1440). Von da ab wendet sich Eyb, welcher bei Albrecht blieb, wieder allein den fränkischen Verhältnissen zu, erzählt, wie dieser die Güter teilweise wieder an sich brachte, behandelt seine Kriege und Züge gegen Baiern, Sachsen, Nürnberg, den sog. Markgrafenkrieg, seine Tourniere, die Hülfe, welche Albrecht dem Bruder in dem pommerschen Kriege,

dem Kaiser gegen Karl den Kühnen leistete, sowie seinen zu Frankfurt bei Maximilians Königswahl erfolgten Tod (1486).

Der Rest der Denkwürdigkeiten ist gleichsam das politische Testament des langjährigen Beraters der Hohenzollern und weist sie an, auf welche Weise sie ihre Macht vergrössern sollen durch Heirat und Vorsorge für spätere Jahrhunderte; „dann wer weit furschlecht (schlägt) dem gibt das Gluck zu zeiten wo man vleiss muhe und arbeit nit spart mer, dann vill ungünstigen Leuten lieb ist.“

Lorenz bezeichnet das Ganze als Memoiren des Hohenzollernschen Hauses, in denen sich aber der Diener nirgends mit seinem Herrn identifiziere; Eybs Darstellung halte die Mitte zwischen einer Chronik der Hohenzollern und vorzugsweise des Markgrafen Albrecht sowie einer gleichsam tagebuchartigen Aufzeichnung der eigenen Erlebnisse. Der Herausgeber Höfler fasst die Denkwürdigkeiten besonders als staatsmännisches Erzeugnis auf und weist in der Einleitung nach, dass Ansichten des Ritters Eyb von dem Wachsen der Staaten, seine Ratschläge, welche am Ende folgen, sich in geradezu merkwürdiger Weise mit der wirklichen Politik der älteren Hohenzollern decken. Dieselben laufen darauf hinaus: Niemals etwas verpfänden, stets das Erreichbare verfolgen, stets eine gefüllte Kasse; als Hülfstruppen dieser Grundsätze empfiehlt er Bevorzugung des Adels (119).

Eyb ist die Verkörperung dieser Grundsätze. „Es war sein angelegentliches Bestreben, den weitausgreifenden Plänen seines gnädigen Herrn Markgrafen, wie er ihn stets nennt, die staatsrechtliche und ökonomische Basis zu geben. Er entwarf die administrativen und finanziellen Pläne, um durch wohlberechnete Oekonomie, durch Güterkauf und Tausch, durch Erwerb neuer Rechte, wie durch möglichste Ausbreitung der erworbenen der Begierde Albrechts, seine Hausmacht zu erweitern, die vorteilhafteste Richtung zu geben. Unwillkürlich aber bringt ihn sein praktischer Sinn von der

Kühnheit des Helden immer wieder auf einen seinem ganzen Wirken angemesseneren Gegenstand. Er verfehlt nie, zwischen den glänzenden Thaten und dem reellen Gewinne die Bilanz zu ziehen und sehr prosaisch nachzurechnen, wie viel jede Heldenthat gekostet, wie viel sie eingetragen und wie der erlittene Ausfall wieder gedeckt werden könne. — So wertvoll es sein mag, dass er die Eroberung der Mark Brandenund so viele Ereignisse von Wichtigkeit als Zeitgenosse erzählt, manches als Augenzeuge berichtet, so besteht sein Hauptwert doch vorzüglich in dem Eingehen in die Politik und Interessen eines Fürstenhauses, welches diese bis auf die neueste Zeit mit gleicher Konsequenz verfolgte, in der Darstellung des fürstlichen Hof- und Staatshaushaltes, in dem Umstande, dass er als brandenburgischer Minister, Diplomat und Finanzier erzählt und Ratschläge giebt.“ Letztere richten sich in erster Linie auf Erwerbung von kirchlichen Aemtern und Würden, und es ist nicht zufällig, dass kaum 10 Jahre nach Eybs Tode sechs Hohenzollern die höchsten kirchlichen Würden erlangt hatten, einer sogar Hochmeister des deutschen Ordens war. Der Gedanke, Kirchengut zu säkularisieren, lag in der Luft; die Reformation hat die Politik der Fürsten nur veranlasst, zuzugreifen.

Auch weltliche Gebiete sollen durch kluge Heiraten und weitschauende Politik erworben werden, zunächst im Anschluss an den Kaiser, dann aber „bey Im zu erlangen ein versprechnus, ob was fürstentumb, grafschaft oder herschaft Im Reich und seinen erblanden uff den fellen stunden, das man erfarung muss haben, Im die anzuzaigen, des mein Herr furter darauff eins anfalls warten were.“ Und so richtet Eyb die Augen auf die Fürstengeschlechter, welche durch kluge Verbindungen beerbt werden könnten. Jedenfalls sollte man stets die verlorenen und verpfändeten Besitzungen wiederzugewinnen bestrebt sein; das sei leicht, wie schon sein gnädiger Herr Markgraf gesagt habe: abgewunne Sloss und

hingelauffen weiber komen gemeiniglich zu seiner zeit wieder haim.

Das Frankenland, die Wiege der heutigen deutschen Kaiser, ist bairisch und in guter Hand; aber die Hohenzollern haben doch gut gewuchert mit ihrem Pfund und das Wort Kaiser Sigismunds wahr gemacht, als er ihnen 1417 die Mark gab: Burggraf Fridrich, Ich leyhe Dir hiemit mein recht vetterlich erb, die Mark zu Brandenburg, und wünsch Dir darzu glück, krieg und widerwärtigkeit genug (pag. 117). An diesen Dingen hat es den Hohenzollern nie gefehlt.

Endlich noch ein Wort über die litterarische Bedeutung der Denkwürdigkeiten. In denselben steht nicht ein Wort, dem mittelalterliche Gedanken anhafteten, nicht ein Gedanke, der in die Vergangenheit wiese, alles zeigt in die Zukunft; festen Blickes verleiht Eyb demjenigen Herrscherhause die Zukunft, das der Gegenwart dunkle Mahnung richtig zu deuten wisse. Insofern ist Eyb wahrhaftig schon ein Mann der neuen Zeit gewesen.

VI. Baiern.

Jahrbücher und Chroniken der Klöster.[98])

Gründungsgeschichten, *Fundationes*, hatte im Mittelalter fast jedes Kloster: sie enthalten neben einem Wuste von Fabeln und Wundern einen geschichtlichen Kern, den der sorgfältige Historiker mühsam ausschälen muss. Eine Sammlung von 40 Gründungsgeschichten ausschliesslich bairischer Klöster, besonders Tegernsee, Benediktbeuern, Ettal (in deutscher Sprache), Reitenbuch, Steingaden, Diessen u. s. w. enthält ein Münchener Kodex (clm. 14594), den Leidinger im N. A. (1899) inhaltlich zergliedert. Derselbe wurde um 1390 von einem unbekannten Regensburger Sammler angelegt, welcher, von Kloster zu Kloster wandernd, deren Büchereien durchstöberte und so ein Werk schuf, welches einzig dasteht. Neben den Fundationes finden wir noch Kleine bairische Jahrbücher, 1150—1267, sowie Urkunden und Nachrichten aller Art, so dass der Wert des Kodex gerade in den vielen kleinen, sonst nicht erhaltenen Notizen aus den verschiedensten Quellen beruht: die Gründungsgeschichten selbst sind teilweise schon lange bekannt und gedruckt. -- Eine zweite Sammlung solcher Gründungsgeschichten ist nach Leidinger nur ein 50 Jahre später angeelgter Auszug aus dem Chr. generale des Andreas von Regensburg und daher ohne Belang.

Schon im vorigen Bande hatten wir feststellen können, dass die bairischen Klöster zur Zeit der Staufer im allgemeinen zurückgegangen waren. Für unseren Zeitraum sind zu bemerken die *annalistischen Aufzeichnungen der Klöster* Diessen (—1371) nebst einigen Notizen zum 15. Jahrhundert, Undersdorf für das 15. Jahrhundert; Scheftlarn schrieb eine Abtfolge für das 14. Jahrhundert, Baumburg nur Altarweihen, Aldersbach einige noch später zu erwähnende, nicht wertlose Aufzeichnungen von 1273—1286, Prüfening endet 1298 mit dem Tode Adolfs von Nassau; Freising ist fleissiger, indem im 14. und 15. Jahrhundert gleichzeitig die Notizen eines Konradus Sakrista fortgesetzt werden. „In Schliersee aber war man um das Jahr 1378 selbst über die Klosterhistorie so unwissend, dass ein phrasenreicher, in deutscher Sprache schreibender Mönch nicht mehr imstande war, eine chronologisch sichergestellte Abtreihe mit Angabe der Regierungsjahre zu liefern.“ In der That; die ganze Chronik enthält nur eine Zahl, 1378, kennt aber die Namen der Aebte und Wohlthäter des Klosters und nennt die ältesten Bischöfe von Freising, ohne irgend eine Begebenheit chronologisch festzulegen. Dagegen ist der Chronist am Schluss ausgezeichnet bekannt mit der March und umbschwaiff unsers gotsbaws, d. h. mit den Pfründen und Besitzungen des Klosters. Das schien ihm doch wissenswert zu sein. Weiterhin bietet uns die Fortsetzung der im ersten Bande erwähnten *Chronik des Magnus von Reichersberg* am Inn gute Nachrichten über Rudolf und Ottokar (—1279). In Ranshoven am Inn hat der Propst Konrad Jahrbücher (1277—1311) geschrieben, deren Reste noch in einem Wessobrunner Auszuge erhalten sind. Auch Wattenbach spricht sich gegen den von Leutner angenommenen Wessobrunner Verfasser Konrad Pozzo aus, besonders, weil die Beischrift: Qui me scribebat, Conradus nomen habebat,“ den Abschreiber, nicht den Verfasser bedeute.

Dagegen hat das Kloster **Niederaltaich** den durch die Ann. Altahenses maiores früher erlangten Ruhm noch vergrössert, indem sein Abt Hermann in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine Menge Werke verfasste, welche als *Annales et historiae Altahenses*[99], in den Monumenten veröffentlicht sind. Das Verdienst aber, zum ersten Male eine gute Ausgabe hergestellt, das Verhältnis der einzelnen Teile zu einander im wesentlichen richtig erkannt und „zuerst gründliche Ordnung in diese wirre Masse gebracht zu haben," gebührt Ph. Jaffé.

Wir bringen zuerst das Leben des Abtes. Hermann wurde im Jahre 1200 oder 1201 geboren, trat ins Kloster Altaich ein und zeichnete sich vor den übrigen Mönchen so sehr aus, dass Abt Ditmar ihn als Gesandten nach Verona, zwei Mal nach Rom benutzte. Nach Ditmars Tode († 1242) wurde Hermann, der schon lange grossen Einfluss auf die Geschäfte hatte, zum Abt erwählt. Die Aufgabe eines solchen Kirchenfürsten war keine einfache; neben Handhabung der geistlichen Zucht lag ihm besonders die Verwaltung der Klostergüter ob. Diese aber waren in Altaich damals grösstenteils verschleudert, und zwar durch denjenigen, welcher sie beschützen sollte, den Klostervogt Albert von Bogen. Hermann erzählt uns in seiner Schrift Von den Altaicher Vögten, *De advocatis Altahensibus*, warum die Klöster sich weltliche Schützer nahmen und dass dieser Graf Albert es versucht habe, das Klostergut als eigenes anzusehen und die Abtei zu berauben. Es war daher für Altaich zunächst ein grosses Glück, dass die Vogtei bei der Kinderlosigkeit des Grafen Albert auf die Herzöge von Baiern als Landesherrn zurückfiel. Unser Abt stand an der rechten Stelle. Sofort nämlich liess er sich vom Bischofe von Passau, der damals in Wien war, weihen und in sein Recht einsetzen, benutzte auch die Rückreise, um das in Oesterreich liegende und teilweise entfremdete Klostergut wieder zu gewinnen. In Altaich selbst

entwickelte er den grössten Eifer, um die Besitzungen des Klosters festzustellen, Rechte, Zehnten und Gefälle auch dem Kloster wieder zukommen zu lassen. Er selbst erzählt uns in einem höchst lehrreichen Bericht über seine Thätigkeit, *De rebus suis gestis*, von den Bemühungen „die von den Vorgängern begonnenen Klagen zu Ende zu führen, den Grundstücken und ihren Zinsen nachzuforschen und für alles, was anhängig war, ein passendes Ende herbeizuführen.“ Von allen Verbesserungen und neuen Anlagen giebt er Art und Kosten der Ausführung, erzählt, wie Küche und Keller, Mühlen, Brauhaus und Backhaus, Kirchen und Kapellen von ihm in guten Stand gesetzt wurden. Wir erhalten durch die Schrift ein wirklich lebendiges Bild von dem umsichtigen und praktisch veranlagten Abte, zugleich aber auch einen Begriff von dem Einfluss, den ein Kloster, wie Altaich, auf Tausende von abhängigen Laien schon durch seinen weltlichen Besitz ausüben musste.

Hermann wurde von Innocenz IV. dazu ausersehen, die Benediktinerklöster der Bistümer Prag und Olmütz zu überwachen. Wir finden ihn 1258 in Wels am Königshofe Ottokars, seine Jahrbücher verraten entschiedene Neigung für diesen mächtigen Herrscher, sowie besonders den bairischen Herzog Heinrich I., welcher mehrfach in Altaich war und sogar seinen Sohn Stephan dort taufen liess. Kein Wunder also, dass die Altaicher Jahrbücher den Staufern im allgemeinen nicht freundlich gegenüber stehen. Dreissig Jahre lang war Hermann Abt; dann, am 12. März 1273, legte er sein Amt nieder, müde und schwach, so dass er die beiden letzten Jahre ohne Hülfe sich nicht vom Bette aufrichten konnte. Ein unbekannter Altaicher Mönch hat uns einen kurzen Bericht Von der Abdankung des Abtes Hermann hinterlassen, sein Kaplan, Heinrich Steoro, eine solche Ueber den Tod des Abtes Hermann, der am 31. Juli 1275 erfolgte. Beiden Gewährsmännern zufolge verursachte

die Abdankung wie besonders der Tod ihres Vaters und Wohlthäters eine gewaltige Lücke in dem Leben zu Altaich.

Für uns haben weniger Wert die schon erwähnten, mehr ökonomischen Arbeiten des praktischen Abtes, als seine geschichtlichen. Wir übergehen auch die *Institutio monasterii Altahensis*, eine Schrift Ueber die Einrichtung des Klosters Altaich, in welcher auf Grundlage und im Anschluss an die Vita Godehardi die Geschichte und das rechtliche Verhältnis des Klosters dargestellt wird, zumal es nicht sicher ist, „ob der Abt selbst sich dieser Arbeit unterzogen oder nur die Anregung dazu gegeben habe“, und wenden uns zu den Jahrbüchern, *Hermanni Altah. ann.*, welche alle vorher genannten Werke des Abtes in den Schatten stellen und bis 1273 reichen.

Hermann baut sein Werk so auf, wie die meisten Annalisten des 12. und 13. Jahrhunderts, er legt Frutolf von Bamberg (– 1101) samt der Ekkehardschen Fortsetzung (—1106) zu Grunde, fügte Notizen, das sog. *Auctarium Altahense*, —1139, hinzu und schliesst daran bis 1146 die Chronik Ottos von Freising. „Dasjenige aber“, so fährt seine Quellenangabe fort, „was darnach darin enthalten ist, habe ich, Hermann, wenngleich unwürdiger Abt von Altaich, aus verschiedenen Chroniken und Urkunden überall her gesammelt und mit demjenigen, was sich zu meinen Zeiten begab, von Jahr zu Jahr in einfachem Stile aufzeichnen lassen, damit in unserem Kloster wenigstens nicht die Geschichte dieser bösen Zeit gänzlich aus dem Gedächtnisse der Menschen verschwinde.“ Die weiter benutzten Quellen sind besonders Gottfrieds von Viterbo Pantheon, österreichische und bairische Jahrbücher aus Melk, Admunt, Regensburg (Jaffé), sowie Salzburg (Wichert). Von 1235 ab ist Hermann jedoch selbständig (Jaffé, Wichert, Kehr, Lorenz); die regelmässigen, von Jahr zu Jahr, de anno in annum, laufenden, gleichzeitig den Er-

eignissen erfolgenden Aufzeichnungen beginnen um 1256 (Lorenz) und reichen bis 1273, den Schluss.

Zunächst wollen wir einige Fragen berühren, welche sich an die Art und Zeit der Abfassung des Werkes knüpfen. Hermann will, wie er im Anfange bemerkt, de anno in annum, von Jahr zu Jahr erzählen. Selbstverständlich hat er nicht sofort von Jahr zu Jahr, sondern erst später, in „ruhigen Jahren“, den Griffel geführt (Lorenz), zumal manche Stellen eine solche Auffassung geradezu verbieten. So führt er 1235 die Erzählung bis 1254 und fährt dann mit 1236 fort (Lorenz), ein Beweis, dass diese Worte 1254 geschrieben sind. Andere Stellen haben Kehr und Wichert gesammelt, so dass für die früheren Zeiten mehr eine chronistische, später eine gleichzeitige, annalistische Thätigkeit Hermanns angenommen werden kann. Da nämlich die Worte de anno in annum zu 1146, gleich am Anfange stehen, so dürfte man sie mit Kehr dahin auslegen, dass Hermann für sein Werk im allgemeinen die Form der Jahrbücher gewählt habe, sich aber thatsächlich mehrfach eine Verletzung seines Planes zu Schulden kommen liess. Mit welchem Jahre die strenge Annalistik in ihr Recht trat, ist schwer zu entscheiden, aber auch ziemlich gleichgültig (Lorenz); vielleicht geschah es Ende der fünfziger Jahre (1257 Lorenz, 1251 Wichert nur bedingungsweise, 1254 Böhmer).

Hermann gebraucht zu Anfang seiner selbständigen Arbeit 1146 ferner die Worte: Was nachher geschah, habe ich aufzeichnen lassen (annotare curavi). Auch diese Worte sind Gegenstand eines Streites unter den oben genannten Forschern geworden, d. h. ob Hermann allein oder mit Hülfe eines Schreibers gearbeitet und ob dieser ebenfalls teilweise geistiger Urheber der Jahrbücher sei (Wichert). Da die Handschriften, auch die Wiener (A), Reinschriften sind, kann man über diese Frage keine Entscheidung herbeiführen, sondern muss sich darauf beschränken, mit 1265, wo die erste Hand im Wiener

Kodex aufhört, die Thätigkeit des Schreibers zu beenden. Was Hermann früher oder später selbst verfasst hat, in wie weit er abschrieb oder abschreiben liess, welche Auszüge und Nachrichten von ihm oder seinem Gehülfen herrühren, ist nicht zu entscheiden. Wahrscheinlich aber dünkt es auch uns, dass er infolge seiner geschichtlichen Studien, seiner Kenntnis des urkundlichen Stoffes, seiner weitgehenden Verbindungen und persönlichen Erfahrungen wohl imstande war und vielleicht allein im Kloster es vermochte, ein solches Werk zu verfassen (Lorenz, Kehr). Jedenfalls können wir uns keinen „autorisierten Verfasser“ auch nur eines Teiles der Jahrbücher denken; das Ganze ist so einheitlich und in einem Geiste verfasst, dass auch nur ein Annalist, Hermann von Altaich, angenommen werden kann. Diese Ansicht teilt auch Wichert, der doch dem Abschreiber so gewaltigen, selbständigen Einfluss zuerkennt.

Der Inhalt des Werkes erstreckt sich hauptsächlich auf das letzte Jahrzehnt der Regierung Friedrichs II. sowie das Interregnum; die Wahl Rudolfs erzählt uns der erste, Altaicher Fortsetzer. Es ist die traurigste Zeit, welche Deutschland je erlebte, nicht weil das Land mehr wie sonst von Krieg und Not gelitten, sondern, weil jedes Gefühl für die Grösse der früheren Zeit, jede patriotische Regung fehlte. Es ist die Zeit, wo man Ausländer zu deutschen Königen wählte, von denen einer nur annahm, um den nordwestlichen Teil Deutschlands um so sicherer dem Stammlande zu entfremden. Es ist die Zeit, wo die Päpste auf der Höhe der Macht nicht nur geistliche Besitzungen frei und ohne Widerspruch vergaben, sondern auch sich anschickten, ihre Pläne auf Beherrschung Italiens, ja des Kontinents zu verwirklichen. Es fehlte nicht an Stimmen, welche vor dieser Zukunft warnten, nicht an Widerspruch gegen solche Pläne, nicht an Männern, welche gut kirchlich, aber auch patriotisch gesinnt waren. Indessen finden wir solche Zeichen von

Selbständigkeit mehr in Frankreich und England, als bei uns.

Hermann hat gar keine Ahnung von den traurigen Zeiten, in denen er lebt. Er notiert nur Thatsachen, und gleichmässig ruhig bleibt er, mag sein Griffel aufzeichnen, dass Gregor IX. (1239) den Kaiser Friedrich II. „unter Zustimmung der gesamten Kardinäle in den Bann thut“, dass Manfred (1266) bei Benevent besiegt wurde und umkam“, dass „Konrad vom Könige (sic!) Karl (von Anjou) besiegt, gefangen und auf Befehl des genannten Karl enthauptet wird“, oder dass die Ernte gut oder schlecht ist und (1244) die Wasserleitung von Altaich in Ordnung gebracht wird. König Ottokar verschmäht Konrad zu sehen; mit diesen Worten (1251) wird der drohende, nur durch Rudolfs Sieg später abgewendete Verlust der österreichisch-böhmischen Lande, die Missachtung des Staufers durch den stolzen Böhmen erzählt. Diese unpatriotische Ruhe Hermanns steht im Gegensatz zu den Aufzeichnungen voll vaterländischen Stolzes, welche einstmals in Altaichs Mauern angefertigt wurden und als Ann. Altahenses maiores jeden Deutschen noch heute erfreuen. Diese beiden Werke, im selben Kloster von deutschen Mönchen geschrieben, kennzeichnen grell den Umschwung der Weltlage seit Gregor VII Unter den letzten Saliern und in der Blütezeit der Staufer hatte man gekämpft für und gegen den Gottesstaat; die Schriften voll gährenden Hasses und inniger Liebe lassen uns noch die Gefühle ihrer Verfasser achten, ein Mann wie Bruno ist noch ein echter Sachse, welcher sich nicht scheut, seinem Papste derb zu begegnen, als er weiss, dass ihn dieser getäuscht hat. Jetzt, um die Mitte des 13. Jahrhunderts, ist der Kampf zu Ende, die Sache entschieden. Die Oberherrschaft der Päpste, ihr Verfügungsrecht über Pfarreien, Klöster, Bistümer und Reiche ist selbstverständlich und begegnet keinem Widerspruch.

Anderseits war die Stellung der Klöster durch die aufstrebende Fürstenmacht sehr bedroht: daher kommt es, dass Hermann auch den bairischen Herzögen gegenüber kein tadelndes Wort findet und auch hier entweder nur die nackte Thatsache berichtet oder ganz schweigt. Ja, sein Werk ist charakteristisch durch das, was es nicht enthält, was sein Verfasser unbedingt wusste, aber aus politischer Klugheit verschwieg. Bei der Bewertung dieses entschiedenen Mangels der Jahrbücher sind die Forscher dem Verfasser sehr entgegen gekommen und haben sein Schweigen nicht als Fälschung der Wahrheit, sondern als durch politische Notwendigkeit erforderlich anerkannt. Die Persönlichkeit Hermanns tritt nirgends hervor, nur einige Mal verlässt er den Standpunkt des scheinbar unbeteiligten und interesselosen Berichterstatters, der nur schreibt, ne saltim in nostro monasterio facta huius maliciosi temporis ab hominum memoria penitus laberentur. Aber die Gunst der Verhältnisse hat es gefügt, dass nicht nur die Altaicher Mönche das Werk ihres Meisters und Abtes lasen: auch wir erkennen noch den Druck der bösen Zeit aus den einfachen Worten des klugen Abtes und können es begreifen, wenn er den Geschichtschreiber oft hinter den Kirchenfürsten stellte.

Dennoch sind Hermanns Altaicher Annalen eine reichhaltige und wahrheitsgetreue Quelle für die Mitte des 13. Jahrhunderts. Ihr Schwerpunkt liegt indessen nicht so sehr auf dem Gebiete der Reichsgeschichte, als der Geschichte Baierns und Oesterreichs. „Am liebsten berufen sich die Annalen Hermanns auf Aktenstücke und teilen dieselben meist in vollständiger Abschrift mit. Gegenständen ökonomischer (?), geographischer, überhaupt kulturhistorischer Art schenkt man in Niederaltaich kein so lebhaftes Interesse wie in Kolmar; Naturerscheinungen werden meistens nur dann berichtet, wenn sie in Zusammenhang mit den Königsereignissen geglaubt werden, wie etwa der berühmte Komet von 1264.“

Lorenz nennt Hermann den gewaltigen Schöpfer einer neuen Glanzperiode annalistischer Thätigkeit. Dass diese Worte ihre Berechtigung haben, zeigen die verschiedenen Fortsetzungen der Altaicher Jahrbücher. Zunächst erwähnen wir die nach Jaffé sogenannte Altaicher Fortsetzung, welche sich an Hermann anschliesst und bis 1291 führt; dann die Regensburger Fortsetzung, welche von 1287 bis 1301 läuft und nach Jaffé in Regensburg von einem unbekannten Kanonikus, nach Böhmer aber ebenfalls in Altaich verfasst ist. Jaffé und Böhmer halten sie für selbständige Werke verschiedener Verfasser, Kehr dagegen sagt, dass sie nur Altaicher und Regensburger Auszüge der Jahrbücher des Regensburger Domherrn und Archidiakon Eberhard, *Eberhardi ann.*, seien, welche von 1273 bis 1305 reichen; Kehr hält also diesen Eberhard für den eigentlichen Verfasser, dessen Werk von zwei unbekannten Männern eingehend benutzt sei. Jaffé und Böhmer geben ihm nur Selbständigkeit für die Jahre 1301—1305; der grösste Teil seiner Jahrbücher, die Jahre 1273—1301, seien von ihm kompiliert. Lorenz neigt sich der Ansicht Kehrs zu, wagt aber nicht die auf handschriftliche Untersuchungen gegründete Ansicht Jaffés zu verwerfen.

Der fast gleichartige Inhalt aller dieser Jahrbücher erstreckt sich auf Reichsgeschichte, besonders Rudolf und Ottokar, Albrecht und Adolf, aber auch bairische Geschichte, französische Verhältnisse, Minoriten und Dominikaner, das Konzil von Lyon gelangen zur Darstellung.

In dem Kloster Osterhofen ferner legte der Abt Ulrich im Anschluss an Martin von Troppau seinen Jahrbüchern, *Ann. Osterhovenses,* das Werk Hermanns und Eberhards zu Grunde und führte sie bis 1313, ohne aber die Ruhe und Leidenschaftslosigkeit seiner Vorgänger zu bewahren. In Augsburg entstanden ebenfalls auf Grund des Altaicher Werkes die Jahrbücher von Ulrich und Afra, *Ann.*

S. S. Udalrici et Afrae, welche bis 1300 (1334) reichen. Da sie jenen Altaicher Kodex benutzten, in welchen der Mönch Steoro seine Abhandlung De morte Hermanni eingetragen hatte, gaben die letzten Worte dieser Schrift: Ego Henricus Steoro — haec addidi, den Augsburger Annalisten Veranlassung, Steoro die Urheberschaft der Hermannschen Jahrbücher zuzuschreiben, welcher Irrtum erst sehr spät in den Ausgaben Hermanns wieder gut gemacht ist (vgl. Kehr).

Ein litterarischer Streit hat sich an jene Jahrbücher geknüpft, welche Böhmer und Waitz als *Hermanni cont. tertia, —1313*,[100]) herausgaben. Schulte wendet sich überhaupt gegen die Bezeichnung, obgleich sie in der Handschrift auf Hermann folgt, und sagt, dass dieser Anschluss nur ein äusserlicher sei. Nach Waitz ist die Fortsetzung im Kloster Weltenburg entstanden, nach Kehr in Regensburg oder wenigstens in dieser Diözese und charakterisiert sich als ein Auszug aus einem grösseren, verlorenen Regensburger Annalenwerke. Jedenfalls hat Lorenz Recht, wenn er ihre Stellung zu Hermann als noch nicht geklärt bezeichnet. Diese Klärung wird auch nicht erfolgen, weil nur eine späte Handschrift die continuatio tertia liefert.

Die Altaicher Annalistik unseres Zeitraumes ist, wie wir sahen, wohl zu beachten: Hermann und seine Fortsetzer können sich mit den Geschichtschreibern früherer Jahrhunderte messen, nicht allein durch die Masse der Ueberlieferung, sondern auch deren Zuverlässigkeit. Später ist das geistige Leben in Niederaltaich nicht mehr so rege: die von Jaffé aus verschiedenen Handschriften zusammengetragenen *Notae Altahenses*, welche bis 1585 reichen, sind dürftig und örtlicher Natur. Mehr Interesse bietet die Reise des Abtes Altmann nach Cambrai; man kann daraus die Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung im Jahre 1367 erkennen. Der Abt fuhr auf Kosten seines reichen Klosters bequem und rasch, gebrauchte aber hin und zurück

37 Tage, zu welcher Anstrengung wir, die wir im Zeichen der D-Züge leben, ihm noch nachträglich unser herzliches Mitleid ausdrücken wollen.

Regensburg. Ausser der Fortsetzung zu Hermann hat Regensburg im 14. und 15. Jahrhundert noch selbständige annalistische Aufzeichnungen hinterlassen. Zunächst nimmt unser Interesse in Anspruch das von Oefele, dem ersten Herausgeber fälschlich so genannte *Chron. anonymi de ducibus Bavariae,*[101]) welches bei Oefele von 1311—1372 lief; als aber Weiland die Handschrift nochmals verglich, stellte es sich heraus, dass Oefele und nach ihm Böhmer die Jahre 1309 und 1310 sowie einige Jahre innerhalb der annalistischen Erzählung nicht aufgenommen hatten. Dennoch ist die Aufschrift: Bairische Herzogschronik etwas sehr pomphaft geraten, wenn auch nicht geleugnet werden kann, dass über diese Fürsten manches Interessante erhalten ist. Lorenz und Weiland glauben mit Recht, dass das Werk im Jahre 1370 entstanden sei; jedenfalls hat der Verfasser nicht schon von 1319 ab geschrieben, was Wichert annimmt und Weiland durch handschriftliche Untersuchung zurückweist. Zudem begreifen wir mit Weiland nicht, dass ein gleichzeitiger Geschichtschreiber nicht wissen soll, wann, wo, wie und durch welche Fürsten Karl IV. 1347 gewählt wurde. Der Ort der Entstehung ist sicher Regensburg (Weiland, Lorenz), nicht Oberaltaich, wie Wichert annimmt; denn Regensburg steht durchaus im Vordergrunde der Darstellung. Der Verfasser ist nicht bekannt. Eine Vermutung Weilands, es sei der Geschichtschreiber Konrad von Megenberg und unsere Chronik ein Rest von dessen verlorener Weltchronik, ist sehr unsicher; Weiland selbst wagt nicht zu entscheiden. Lorenz betrachtet das Chronicon als Fortsetzung der Osterhovener Jahrbücher, besonders wegen der Gleichartigkeit des Anfanges desselben mit dem Ende

der Osterhovener Quellen, findet aber weder bei Wichert noch Weiland Anklang. Jedenfalls wird der Anonymus noch lange sein dunkles Spiel treiben.

Dass die Aufzeichnungen, selbst abgesehen vom fehlenden Anfange, ein Torso sind, kann man mit Weiland unbedenklich annehmen; denn auch die Sprünge innerhalb der sonst chronologisch fortschreitenden Darstellung, 1348—57—64, entscheiden deutlich, besonders wenn man die ausführliche Erzählung von 1312, 1313, 1357, 1364 hierbei in Anschlag bringt. Anderseits wird manches für Baiern Wichtige gar nicht erzählt, so dass Weilands Annahme, der Verfasser habe teilweise, z. B. 1335, nach dem Gedächtnisse gearbeitet, haltbar ist.

Konrad von Megenberg,[102]) geb. 1309, gestorben 1374 als Kanonikus in Regensburg, ist einer der interessantesten und gelehrtesten Männer des 14. Jahrhunderts. Seine Schriften in deutscher Sprache, das Buch von der Natur und die Sphära, wurden oft gedruckt und verschafften Regensburg den Ruf, „die selbständige Entwickelung der Profanwissenschaften vorbereitet und ihre Emancipation aus der bisher alles umschlingenden, alles bewältigenden Theologie angebahnt zu haben.“ Seine teilweise verlorenen Schriften über die politischen Kämpfe seiner Zeit werden wir später erörtern, von den geschichtlichen Werken beschäftigt uns nur die Weltchronik, welche allerdings verloren ging, aber in dem oben besprochenen Chronicon de ducibus Bavariae nach Weilands Vermutung von 1309—1372 teilweise erhalten ist und bis in die letzten Zeiten Megenbergs, nach Wahl sogar bis 1396 reichte, während Lorenz, gestützt auf eine Stelle bei Oefele, ihm nur für die ältesten Zeiten der Regensburger Kirche Ausführlichkeit zuspricht. Diese Frage kann aber bei der mangelhaften Ueberlieferung nicht entschieden werden, ebenso nicht die Vermutung Riezlers, dass die von Waitz mitgeteilten Regensburger Aufzeichnungen, *Ex chronico pontt. et impp. Ratisponensi*[103]) (—1313), mit Megenbergs Chronik im

Zusammenhang stehen. Besonders Weiland erklärt sich dagegen.

Andreas von Regensburg.[104])

Den Höhepunkt Regensburger Geschichtschreibung bezeichnet der Presbyter Andreas, der den grössten Teil seines Lebens in dieser Stadt zubrachte und deshalb gewöhnlich von Regensburg genannt wird. Wir wissen aber nicht, wo und wann der schreiblustige Chronist geboren ist; von sich selbst nämlich bringt er, der die Ereignisse der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts uns überliefert hat, nur wenig. Er wurde 1405 zum Priester geweiht und trat 1410 in den Orden der regulierten Chorherren des Augustinerklosters St. Magnus zu Regensburg ein, wird also Mitte der achtziger Jahre des vierzehnten Jahrhunderts geboren sein. Aretin hielt ihn fälschlich für einen Böhmen und aus Brod gebürtig; Wahl macht aber mit Recht darauf aufmerksam, dass ein Mann, der diesem Volke jede Treulosigkeit zuschreibt, schon deswegen nicht dort geboren sein könne. Andreas ist Baier, hat nach eigner Angabe in Straubing die Schule besucht, spricht von Baiern als terra nostra und nennt dessen Bewohner seine Landsleute. Andreas war aber nicht nur Geschichtschreiber, sondern auch im Interesse seines Klosters als Unterhändler thätig und erfreute sich überall, sogar bei den bairischen Herzögen, grossen Ansehens. Einer von diesen, Herzog Ernst, fürchtete die Kritik des Andreas, der sein Wohlwollen als Geschichtschreiber seinerseits in launiger Weise von dem Grade des Entgegenkommens des Herzogs abhängig machte; wenn dieser ihn gnädig anhöre, solle sein Lob das erste sein, was er niederschreibe. Herbst 1434 finden wir Andreas zum letzten Male bei einer Disputation, seine bairische Chronik reicht bis 1439, der Geschichtschreiber starb also wahrscheinlich um 1440.

Wahl teilt die Werke des Andreas in zwei Klassen, 1) solche, welche sich mit allgemeiner oder auch speciell

bairischer Geschichte beschäftigen, 2) die hussitischen Schriften. An die Spitze unserer Darstellung gehört aus der ersten Klasse unfraglich das *Chron generale*,[105]) bis 1438. Ursprünglich führte dasselbe nur bis 1422; dieser Teil ist bei Pez nach dem guten Kodex des Klosters Mondsee gedruckt. ausgelassen wurde dagegen die von Andreas später gefertigte Continuatio bis 1438, welche ebenfalls in der Handschrift stand. Eccard druckte später das ganze Werk ab, allerdings nach dem vom Prediger Grafft durchweg interpolierten, daher schlechten Kodex von Helmstädt und einer Handschrift des Hamburger Johanneums. Die Form des Werkes ist die chronistische, welche Päpste und Kaiser nebeneinander behandelt. Als Quelle ist hauptsächlich zu nennen Martin von Troppau, die minoritischen Flores. die Kirchengeschichte des Eusebius, Regensburger Jahrbücher, —1167 (1197), die Chronik Megenbergs. das Chron. de ducibus Bavariae, welches, wie wir sahen. durch Andreas für 1309—1371, wenn auch nicht ganz, erhalten ist. Endlich führte er das Werk auf Grund eigener Erfahrungen und persönlicher Erkundigungen bis zum Jahre 1438; dieser Teil ist der allein wertvolle, da Andreas vorher seine Quellen ja wörtlich ausgeschrieben hat und deshalb für die Zeit vor ihm nichts Unbekanntes liefert. Die eigenen Nachrichten beginnen 1405 (1410 Lorenz), erstrecken sich also fast über vierzig Jahre und sind schon wegen der Bildung des Chronisten wertvoll, der noch dazu mit weiteren Kreisen Fühlung hatte und daher auch Geschichtschreiber sein konnte. Am meisten Wert haben die Hussitenkriege. lesenswert sind seine Beiträge zu Wenzel, Ruprecht und Sigismund. Erhalten hat sich bei Andreas der Spottvers, welcher bei dem Volke über Sigismunds Wahl umlief: Zu Frankenfurt hinderm Chor Haben gewelt ein Kunig, ein Chind und ein Tor. Das Kind war der noch junge Kurfürst von der Pfalz, der Thor aber der alte Erzbischof von Trier. Die Nachrichten über das Konzil von Konstanz sind im

ganzen zuverlässig und diese Teile des Werkes die besten, weil Andreas hierüber eingehende Studien auf Grund von Akten gemacht hatte. Im übrigen ist es angebracht, die Chronik mit anderen Quellen stets zu vergleichen, da ihr doch grobe Verstösse nachgewiesen sind. Indessen hat man sie schon früh hochgeschätzt und sogar ins Deutsche übertragen.

Wenn wir Lorenz Glauben schenken wollen, entstand das Chron. generale aus einem schon 1410 von Andreas angefertigten Martinianischen Lehrbuche, „wobei er sorgfältigst die ursprüngliche Form der synchronistischen Behandlung der Kaiser und Päpste, welche in den Handschriften sich mehr und mehr verloren hatte, wiederherstellte. Dagegen empfing er durch die Ereignisse auf dem Konstanzer Konzil unmittelbarere geschichtliche Eindrücke, die ihn dann zu wertvolleren Leistungen bestimmten. Er knüpfte an seine früheren Arbeiten an und versah dann das ganze Werk mit einer Vorrede . . . . .“ Gegen diese Art der Entstehung wendet sich Wahl und behauptet, sie stünde den Versicherungen des Andreas entgegen, der deutlich in der Einleitung zu seinen Acta concilii Contantiensis sage, dass ihn das Konzil zur Abfassung seiner Chronik erst veranlasst habe: Concilium Constantiense, quod etiam ad scribendam ipsam chronicam me movit. Eine Spur dieses Lehrbuches hat sich übrigens nicht erhalten, aber ausgeschlossen ist nicht, dass Andreas, ein Mann von entschieden geschichtsforschenden Neigungen, schon in der Jugend derartiges herstellte.

Ein zweites Werk ist das *Chron. de ducibus Bavariae,*[106]) welches in erster Bearbeitung bis 1427, in zweiter bis 1439 reicht und 1425 angefangen wurde. Herzog Ludwig der Bärtige veranlasste Andreas zu dem Unternehmen, welches sich als bairische Hausgeschichte darstellt und dessen Inhalt dem Chron. generale sowie einem Chron. Schirense (—1225), einer Arbeit des Klosters Scheiern in der Diöcese Freising,

sowie anderen Quellen, wie dem anonymen Chron. de ducibus Bavariae (1309—1371) entnommen ist. Der Anfang des Werkes ist chronologisch und thatsächlich sehr verwirrt und wenig zu gebrauchen; besonders die Nachrichten über die Urgeschichte Baierns, den bekannten Bavarus von Armenien, die Eroberung und Benennung des Landes nach Norix, einem Sohne des Herkules, die fabelhaften Nachrichten und chronologischen Bestimmungen über die Karolinger, die unsinnigen Erzählungen über die Ottonenherrschaft in Baiern müssen zurückgewiesen werden. Erst von Heinrich dem Löwen ab hören wir Geschichte: „mit Erhebung der Wittelsbacher auf den bairischen Herzogstuhl kehrt ihm die alte bairische Herrscherfamilie, die ehemals vertrieben, wieder in ihr altes Recht zurück. Die Nachrichten aus seiner Zeit sind ziemlich genau und zuverlässig, die Leiden seines Vaterlandes durch die fortwährenden inneren Kämpfe mit Gemüt geschildert.“ (Wahl.) Zwischen dem Herausgeber Freher und Gewold war ein Streit über die Zuverlässigkeit des Andreas ausgebrochen: heute können wir ihm für das 15. Jahrhundert diese Eigenschaft entschieden zusprechen, und weil sein Erzählertalent auch hoch bewertet werden muss, wollen wir Aventin zustimmen, der unseren Chronisten den bairischen Livius nennt. (Vgl. Oefele I, 1 flgde).

Die Geschichte der Regensburger Bischöfe, *Chron. epp. Ratisponensium.*[107]) welche bis 1421 läuft und im Chron. generale ergänzt wird, sowie einige kleinere, teilweise nicht gedruckte Schriften übergehen wir und wenden uns zu denjenigen, welche die Zeitgeschichte, das Konstanzer Konzil und die Hussitenkriege darstellen.

Grundlegend für diese Verhältnisse ist des Andreas *Diarium sexennale*, eine Art von Tagebuch.[108]) welches die Jahre 1422 bis 1427 umfasst und „neben Regensburger Lokalnachrichten, wie da sind Todesfälle, Brände, Neubauten, Ankunft und Aufenthalt angesehener Persönlichkeiten, Skan-

dalgeschichten auch sehr wichtige Mitteilungen über bairische Geschichte und Hussitenkriege, Aktenstücke im Wortlaute bringt und besonders wertvoll durch seine genauen historischen Daten ist." In der vorliegenden Form ist das Tagebuch nur Bruchstück und höchst wahrscheinlich eine Stoffsammlung zu ausführlicheren Arbeiten, so der *Chronica de expeditionibus in Bohemiam*[109]) contra Hussitos haereticos. Höfler und Lorenz nennen dieses Werk eine zweite und vermehrte Auflage des Tagebuches, wogegen Wahl dasselbe in ein ähnliches Verhältnis zu dem siebenten Teile der Acta concilii Constantiensis, den Supplementa setzt, auf die wir noch zurückkommen. Die Chronica umfasst die Jahre 1418 bis 1428 in 32 Kapiteln und stimmt mit den Supplementa überein, sodass Wahl sie überhaupt nicht als selbständiges Werk des Andreas, sondern als Abschrift eines Dritten betrachtet, der „die Aktenstücke wegliess und nur die beschreibenden Partien auswählte." Dem gegenüber verweisen wir auf den Abdruck der Chronica bei Höfler, sowie dessen Vergleichung und Angaben im dritten Bande. Jedenfalls kann das Tagebuch so gut eine Stoffsammlung für die Chronica sein (Höfler), wie für die Acta (Wahl), zumal in allen drei Werken gleiche Verhältnisse behandelt werden.

Am ausführlichsten sind die *Acta concilii Constantiensis*,[110]) welche aber bisher nicht selbständig gedruckt sind, auch in den Teildrucken unvollständig vorliegen oder abweichende Lesarten bieten (Wahl). Das Werk ist eingeteilt in sieben Abteilungen, welche Briefe, Urkunden, Bullen, Reden, Abhandlungen religiös-juristischer Art enthalten. Die letzte Abteilung, die *Supplementa*, umfasst „die Geschichte von den Jahren 1408 bis 1428, besonders ausführlich die Zeit von 1418 an, also gerade die Periode, in der sich die Hussitenkriege abspielten. An ihrer Hand können wir uns ein anschauliches Gemälde jener furchtbaren Zeiten bilden, in denen die Ohnmacht des deutschen Kaisertums, die Unfähigkeit der

Reichsordnung klar zu Tage trat. Ueberall zeigt Andreas ein scharfes Auge für diese Uebelstände: Die Zerfahrenheit Sigismunds in seinen Handlungen, die Nachlässigkeit der Reichsfürsten in Ausführung der Reichstagsbeschlüsse, ihr trotziges Gebaren gegen das Reichsoberhaupt und ihre oft jeder Ordnung hohnsprechenden, gegenseitigen blutigen Händel. — Mit Genugthuung nehmen wir wahr, dass Andreas seine Quellen hier nicht ohne Kritik in sein Werk aufnahm", zu welcher Behauptung Wahl einige Beweise beifügt. An den Acta sammelte Andreas lange Jahre, sie bilden gleichsam sein bestes und Lebenswerk, eine Sammlung, für welche wir ihm dankbar sein müssen, da sie vielfach sonst unbekannte Stoffe enthält.

Das letzte Werk des Andreas ist der *Dialogus*,[111]) ein Gespräch zwischen dem Animus und der Ratio, welches nach Wahl ein summarischer Auszug aus den Acta ist und in oft pathetischer Form die Zeit bis 1430 dem Leser vor Augen führt. Lorenz hält ihn für ziemlich populär und offenbar nicht auf einen blos theologischen Leserkreis berechnet; daher hat ihn Höfler mit Recht unter die polemischen Schriften der Hussitenzeit gesetzt.

Andreas wird schon von Oefele einfach, aber richtig gekennzeichnet: er nennt ihn einen Mann, cui historiographi Bavarici plus aliquanto debent, quam forte imputant. Heute gilt er als reiche und reine Quelle, soweit die selbsterlebten Zeiten in Betracht kommen; besonders aber hat er sich durch Ueberlieferung eines bis jetzt noch nicht genügend ausgebeuteten Urkundenstoffes unseren lebhaften Dank verdient. Für frühere Jahrhunderte kann man ihn entbehren, da er als Kind seiner Zeit nur Kompilator und Abschreiber sonst bekannter Quellen war.

Dennoch oder vielmehr nur wegen des reichen Stoffes wurde er später von Regensburger Geschichtschreibern hauptsächlich benutzt, so von dem Kanonikus Ulrich Onsorg

(† zwischen 1480 und 1490) welcher besonders eine Bairische Chronik, *Chron. Bavariae*,[112]) schrieb. Lorenz schon bezeichnete seine Abhängigkeit von Andreas als besonders charakteristisch, weil er (wie dieser in der ersten Bearbeitung des Chron. generale) 1422 schliesst. Auf Grund von Stichproben zu 1320. 57. 64. 65. 1400. 09. 20. 21. stellte sich dieses thatsächlich heraus. Onsorg hat, wie es scheint, nicht viel mehr Bairisches geliefert, als in Chron. de ducibus Bavariae (anonymi und des Andreas) sowie dem Chron. generale steht, aber er nimmt nicht wörtlich auf, sondern zieht seine Vorlage aus oder vermischt die Angaben verschiedener Jahre. Deshalb stelle ich sein Werk zu Andreas.

Passau.[113]) Was hier im 13. Jahrhundert an Jahrbüchern (*Ann. Patavienses* —1258) geschrieben ist, wird man, abgesehen von den Resten bei Ebendorfer, Brusch, Wiguleus Hund als verloren betrachten müssen. Das Verhältnis dieser drei Chronisten zu einander hat Ratzinger untersucht, dem aber in seiner Gesamtauffassung gewichtige Gegner (Schirrmacher, Waitz, Riezler) erwuchsen. Neuerdings hat sich Lang den Untersuchungen Ratzingers angeschlossen und doppelte Ann. Patavienses festgestellt, von denen die einen eine Ueberarbeitung von Salzburger Jahrbüchern wären, die anderen, Ann. Pat. im weiteren Sinne, Sigmar von Kremsmünster entsprächen und von Brusch und Ebendorfer-Schreitwein benutzt seien. Widemann schliesst sich ihm im wesentlichen an. Eine Entscheidung aber kann nur auf Grund der umfassendsten handschriftlichen Studien erfolgen.

Bemerkenswert ist die Bistumsgeschichte von Passau, *Epp. Patavienses*, —1455, welche ein Anonymus bis 1514 fortsetzte; die späteren Partien des Werkes wurden nach Lorenz von den Passauer Geschichtschreibern für sehr wertvoll gehalten und gern benutzt. Das Werk schrieb man

früher dem Chronisten Schreitwein zu; Widemann aber erklärt es für eine Ueberarbeitung, welche Ebendorfer an seiner eigenen Bischofschronik vorgenommen habe. Schreitwein schrieb auf Wunsch Friedrichs III. dagegen eine Historia provinciae Austriae und Gesta Romanorum principum, erstere in deutscher und lateinischer Sprache, die aber beide aut temporum iniuria perierunt aut in obscuro quodam angulo cum tineis dimicant. (Rauch).

Am Ausgange des Mittelalters endlich verfasste der Passauer Kanonikus Staindel, ein *Chron. generale*[114]) von 700 bis 1508, dessen Vorlagen bis einschliesslich Andreas von Regensburg aber bekannt und teilweise wörtlich ausgeschrieben sind. Der selbständige Rest ist dürftig, das Ganze eine geschichtlich wertlose Kompilation.

Bairische Städtechroniken.[115])

Im 17. Bande der Städtechroniken sind, abgesehen von einem dem 16. Jahrhunderte angehörenden Tagebuche des Regensburger Geistlichen Leonhart Widmann die Aufzeichnungen aus Landshut, Mühldorf und München abgedruckt. Die *Landshuter Ratschronik* läuft von 1439 bis 1504 und wurde von Oefele als Fasti consulares Landishutani zuerst herausgegeben. Er schreibt das Werk, d. h. die geschichtlichen Einträge im Stadtbuche, dem Stadtschreiber Johann Vetter zu, welcher 1490 sein Amt antrat; heute nimmt Heigel gleichzeitige Aufzeichnungen der jeweiligen Stadtschreiber an, welche also zuletzt von Joh. Vetter besorgt wurden. Dieselben sind durchschnittlich ohne allgemeine Bedeutung, „die Darstellung erhebt sich nirgends zu jenem kräftigen Realismus, der andere Städtechroniken auszeichnet, die einzelnen Züge sind auch nicht zu einem lebensvollen Ganzen verbunden, so dass ebenso wenig von pragmatischer Geschichtserzählung, wie von einer litterarischen

Bedeutung unserer Chronik die Rede sein kann.“ Dieselbe benutzte zuletzt die bairische Chronik Arnpecks.

Aus Mühldorf, wo 1322 der Baier Ludwig den Habsburger Friedrich schlug und sich die deutsche Krone sicherte, liegen dürftige *Müldorfer Annalen* vor, welche von 1313 bis 1400 reichen und auf Veranlassung (fecit scribere) des Ratsherrn Nicolaus Grill im Ratsbuche aufgezeichnet sind. Voran geht die Erzählung der Urgeschichte Baierns, die Einwanderung des Königs Babarus aus Armenien bis gegen das Jahr 1000; dann folgt die deutsche Uebersetzung einer in das Chron. Cremifanense des sog. Bernardus Noricus aufgenommenen Erzählung De ordine ducum Babariae, welche sich auch bei Andreas von Regensburg findet.

In München machte der Bürgermeister Jörg Kazmair eine *Denkschrift*, um sein Verhalten in dem nach dem Ableben des Herzogs Johann (1397) zwischen dessen Erben und Verwandten ausgebrochenen Streite, in welchen auch München verwickelt worden war, zu rechtfertigen. Allgemeinen Wert hat der Streit nicht; er ist typisch in der älteren bairischen Geschichte. Die Denkschrift aber, ruhig und wahrheitsgetreu gehalten, mag als sprachliches Denkmal jener Zeit wohl beachtet werden, zumal sie leider einzig dasteht.

Hinter die Werke städtischer Geschichtschreibung stellen wir am besten die vier *Fortsetzungen der Sächsischen Weltchronik*,[116]) welche in Baiern entstanden und von 1216—1454 reichen. Die Verfasser dieser Aufzeichnungen sind unbekannt, jedenfalls auch nicht in den Klöstern zu suchen, schon wegen der deutschen Form. Zudem unterscheiden sie sich in ihrer Auffassung der Verhältnisse wesentlich von den meisten mönchischen Werken damaliger Zeit. Die Fortsetzungen haben keinen inneren Zusammenhang und sind als Kompilationen verfasst. Der Verfasser der ersten Fortsetzung (1216—1314) ist Zeitgenosse Ludwig des Baiern, vielleicht nach Weiland in der Gegend von Eichstädt zu

Hause und schrieb um 1315, indem er sich eng an die Sächsische Weltchronik anschloss. Er ist wie seine Vorlage im Herzen kaiserlich gesinnt, aber als Geschichtschreiber leicht zur Fabel geneigt. Was er zunächst giebt, „ist die Kaisergeschichte, wie sie sich im Munde des Volkes erhalten hat, ein Gemisch von Geschichte, Sage und Anekdote, die dem Werke seinen ganz eigentümlichen, ich möchte sagen, einzigen Reiz und Wert verleiht. Ein Mann des angehenden 14. Jahrhunderts hat es unternommen, ohne wesentliche schriftliche Quelle die Gestalten des letzten Staufenkaisers, des unglücklichen Konradin, des gemütlichen ersten Habsburgers, des streitbaren Nassauers, des unwirschen Albrecht seinen Hörern vorzuführen, wie sich diese Gestalten in der sagenbildenden Phantasie, in dem am Persönlichen, Anekdotenmässigen haftenden Gedächtnisse des Volkes wiederspiegeln.“ Von Rudolf ab beginnen geschichtlich beglaubigte Nachrichten, die dann immer reichlicher werden und von Heinrich VII. ab sich zu einer guten Quelle gestalten. Die zweite Fortsetzung (1314—1348) schliesst sich sofort an, ist aber dürftig und ohne Wert; sie steht auf Seite des Kaisers Ludwig. Die dritte beginnt 1315 und führt unter Benutzung der zweiten die Darstellung bis 1342, wo die Handschrift abbricht. Der Verfasser spricht (Kap. 3, 13) von einer Fürstenchronik, die ihm vorgelegen, uns aber nicht bekannt ist. Ebenso können wir nicht mehr so genau feststellen, wann die Kompilation entstand; jedenfalls nach 1366, da auf Ereignisse dieses Jahres angespielt wird. Am längsten ist die vierte Fortsetzung, welche in 58 Kapiteln von 1314—1454 reicht und nach Weiland jedenfalls bis 1444 fehler- und fabelhafte Kompilation ist. An Quellen benutzt der Verfasser einige Mal sog. Zeitungen und Flugblätter, sowie annalistische Vorlagen, die aber chronologische und sachliche Unrichtigkeiten in Menge zeigen. Von 1444 ab schrieb der (zweite?) Verfasser gleichzeitig; auch er ist Baier

und weiss sein freies Urteil über Fürsten und Geistliche in lebhafte Gestalt zu kleiden. Eine fünfte Fortsetzung ist uns leider nur als Excerpt Aventins bekannt, welches er in Burghausen aus einem Chronicon Ludovici IV. imperatoris abgeschrieben hat. Dieses Chronicon war aber, wie Riezler nachweist, nichts anderes als ein oberdeutscher Text der Weltchronik mit beiden Fortsetzungen bis 1348 und mit Zusätzen, welche bald nachher entstanden sein dürften.

Bairische Fürstengeschichte.

Die physikalische Beschaffenheit Baierns, die geographische Lage des Landes begünstigt an und für sich die Entwickelung einer Geschichtschreibung, welche sich auf die Darstellung lokaler und provinzieller Ereignisse beschränkt. Dieselbe Ursache bewirkte auch die im allgemeinen selbständige politische Stellung der grossen Ostprovinz während des Mittelalters; nicht einmal die Herzöge aus den regierenden Königsgeschlechtern waren einfache Beamte gewesen, sondern hatten sich, gestützt auf die Eigenart der Hochebene, meistens eine ziemlich unabhängige Stellung zu erringen gewusst. Wie oft spricht man in der deutschen Kaiserzeit von dem Widerstande der bairischen Grossen und Herzöge gegen Anordnungen der Reichsregierung. Besonders die Wittelsbacher setzten sich, begünstigt allerdings durch den stets zunehmenden Verfall der Reichseinheit, sofort fest in der ihnen übergebenen Provinz: in der Mitte des 13. Jahrhunderts schon gelten sie der Bevölkerung als Stammesherzöge, und „in den bairischen Klöstern wurde ihre Hausgeschichte und Genealogie sorgfältig aufgeschrieben.“

Hatten wir schon in den vorher besprochenen Werken, besonders den sog. Herzogschroniken, neben Aufzeichnungen allgemeiner Art rein bairische Nachrichten, überwuchert schon in ihnen teilweise die Landesgeschichte das Interesse

der Verfasser am Reich, so finden wir im 14. Jahrhundert eine Reihe von Werken, welche einen rein bairischen Standpunkt verraten und die allgemeinen Begebenheiten nach provinziellen Gesichtspunkten beurteilen. Mit der Thronbesteigung Ludwigs und besonders seinem Siege über den Habsburger Gegner schien es allerdings, als ob die Krone bei den Wittelsbachern verbleiben müsste; diese Zeit des Autschwungs zeitigte naturgemäss ein Schrifttum, welches in der Verherrlichung des heimischen Herrschergeschlechtes seine beste Aufgabe erblickte.

Das westlich von München gelegene Kloster Fürstenfeld, gegründet 1263 vom Herzoge Ludwig dem Strengen zur Sühne für den an der Gattin begangenen Mord, hatte vom Mutterkloster Aldersbach eine Handschrift des Martin von Troppau erhalten, welche besonders eine dort gefertigte Fortsetzung, die sog. Aldersbacher (1273—1286), aufwies. Diese gute Unterlage für weitere Aufzeichnungen hat ein unbekannter *Monachus Fürstenfeldensis* [117]) benutzt und ihr die Cronica de gestis principum —1326, welche sich als bairische Fürstenchronik ausweist, angehängt. Oefele hielt den fünften Abt des Klosters, Volkmar, für den Verfasser, irrte sich aber, da dieser schon 1314 gestorben ist: indessen hat er selbst oder seine Mönche Jahrbücher anfertigen lassen, deren der Kompilator Aventin als autographi gedenkt, die er benutzt zu haben versichert und welche von 508 bis 1314, dem Todesjahre Volkmars, liefen. Das Vorhandensein solcher Bairischer Annalen, *Ann. Boiorum*, ist also zweifellos (Riezler, Mayr), aber die Cronica hat Volkmar nicht verfasst. Hiervon überzeugt uns Wichert vollkommen, indem er neben anderen Beweisen auf die Stelle zum Jahre 1322 hinweist: Nam processu temporis coactus (Ludovicus) laboriosa certamina Deo propitia persolvit; hier wird die Schlacht von Mühldorf als geschlagen bezeichnet. Die Thätigkeit des Mönches begann aber erst 1328—1329, da er Lud-

wig geradezu als Kaiser bezeichnet, welche Würde dieser 1328 erhielt; nach Sepp war die Chronik schon 1326 beendet. Näheres über den Verfasser wissen wir nicht. Lorenz weist die aus dem Inhalte der Chronik geschöpfte Vermutung Wicherts, derselbe sei ein Böhme und aus Prag gewesen, ab und nennt, gestützt besonders auf eine Stelle zum Jahre 1322, den Kastner oder Wirtschafter Grimold als Verfasser, während andere den Schreiber Heinrich von Bibrach in Vorschlag bringen. Jedenfalls hat der Verfasser als Scholar in Prag gelebt, sah (in Straubing?) das mit Silber gefüllte Fass, welches Ottokar 1277 als Unterstützung an den Baiernherzog Heinrich sandte, und hielt sich seit 1290 in Fürstenfeld auf, wo er gegen 1330 gestorben sein mag.

Die Chronik beginnt a tempore Rudolfi usque ad tempora Ludovici und hofft, dass der Leser es nicht als Nachlässigkeit oder mangelhafte Kenntnis auslegen wird, wenn der Verfasser nicht darauf Wert legt, alles bestimmten Jahren zuzuweisen. Also er ist nicht Annalist, sondern mehr Pragmatiker, eine rühmenswerte Ausnahme unter den meisten Geschichtschreibern, welche sich ängstlich an die einzelnen Jahre klammern und diese als notwendige Glieder der langen Kette von Ereignissen, als wesentliches Bindemittel der Thatsachen betrachten. Der vorliegende Martin von Troppau samt Aldersbacher Fortsetzung reichte bis 1286. Aber nicht erst hier beginnt die Darstellung, sondern schon 1273, da allerdings dürftiger, als später, so dass Wichert wohl mit Recht zwei Teile der Chronik annahm. Der erste läuft bis August 1313, enthält aber mehr Reichsgeschichte, die Kämpfe der Habsburger mit Böhmen und Adolf von Nassau, das Leben Albrechts und Heinrichs VII. von Luxemburg. Der Inhalt ist also schon grösstenteils anderswo und auch eingehender überliefert; er zeigt den pragmatischen Ton der Darstellung, welche mehr zusammenfasst als gliedert. Der zweite Teil, welcher bis 1326 läuft, ist mehr chronologisch gehalten, aber

von 1308 ab (Böhmer) ungleich wertvoller, ja Hauptquelle, da der Mönch aus eigener Anschauung erzählt und alles wissen konnte, was er uns bringt. Dieser Umstand aber beschränkt sein Gesichtsfeld ungemein: auf Baiern allein erstreckt sich die Darstellung, die sonstigen Länder des Reiches werden gar nicht berücksichtigt. Daher muss man schon inhaltlich die Chronik als eine vorwiegend für bairische Geschichte in Betracht kommend ansehen. Nicht weniger aber auch nach dem Geiste, der sie beherrscht. Der Verfasser ist nur Baier, freut sich, wenn es besonders seinem Helden Ludwig gut geht, mässigt die Erzählung seines Missgeschicks, verschweigt oder entschuldigt die Fehler und endet 1326, wo sein Held auf dem Gipfel des Glückes angelangt ist, vielleicht, um nicht auch den beginnenden Niedergang desselben erzählen zu müssen. Den Mönch treibt fanatischer Hass gegen Oesterreich sogar zu unchristlichen, fast unmenschlichen Verwünschungen, er tadelt die Freilassung der bei Gamelsdorf (1313) gefangenen Oesterreicher und meint, Ludwig hätte sie töten und „bis auf den letzten Pfennig ausbeuteln sollen“; aber er verstehe nur die Vögel zu fangen, nicht zu rupfen. Als nach der Schlacht bei Mühldorf die zu spät kommenden Hülfsvölker des Herzogs Leopold ein Dorf Puoch durchzogen und einige Soldaten unseren Chronisten, welcher gerade ein zum Kloster gehöriges Gut bewachte, in diesem fanden, nackt auszogen und durchprügelten, liess er alles gleichmütig über sich ergehen, da er wusste, dass der König rühmlich gesiegt habe, sicherlich ein seltsames Beispiel von passivem Heldentum und freudiger Entsagung. Wollte man überhaupt alle Stellen, in denen die unbedingte Anhänglichkeit und rücksichtslose Parteinahme des Chronisten für Ludwig hervortritt, genau anführen, man wäre, wie Lorenz bemerkt, gezwungen, den Chronisten auszuschreiben. Dennoch kennt er die Fehler seines Helden, Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit, ganz genau, verhehlt sie auch nicht, sucht sie

aber als aus edlen Beweggründen entsprungen hinzustellen (1324). Die Oesterreicher dagegen sind hochmütig und hinterlistig, besonders Herzog Leopold, den er als gefährlichsten Gegner Ludwigs instinktmässig am meisten hasst und noch auf dem Todesbette scharf charakterisiert, er sei leidenschaftlichen Sinnes, Feind des Friedens und sinne mancherlei Bosheit.

Hervorzuheben ist die entschieden kirchliche Haltung des Chronisten. Er lobt die Fürsten, welche sich ascetischen Uebungen hingeben (1290, 1305), beklagt die Exkommunikation Ludwigs (1325) durch Johann XXII, dessen Name aber nicht genannt wird, und findet es selbstverständlich, dass die Päpste sich 1298 und 1308 in die deutschen Königswahlen einmischen. „Seine Wahrheitsliebe im allgemeinen lässt sich trotz dieser scharfen Parteinahme nicht bezweifeln; er ist nicht genau über alles unterrichtet, oft unklar in der Zeitfolge, gleich anderen Schriftstellern der Zeit nicht gewandt im Ausdruck, häufig in unpassenden Participialkonstruktionen befangen“ (Böhmer).

Den Wert der Chronik können wir infolge dessen hoch anschlagen, wenn wir das Thatsächliche in ihr allein berücksichtigen; Vorsicht ist geboten, wenn der Charakter der Personen, die Beweggründe ihrer Handlungsweise durch sie bestimmt werden soll. Jedenfalls bietet das lebendig und mit Wärme geschriebene Buch ein sehr anschauliches Gemälde, welches durch den erfahrenen Geschichtschreiber sicherlich rasch und ohne grössere Schwierigkeit auch wahrheitsgetreue Züge annimmt. Jedenfalls haftet ihm nicht der Staub von Urkunden an, es ist in seiner Zusammensetzung nicht abhängig gewesen von Vorbildern, sondern frei nach dem Leben durch einen charaktervollen Mann gezeichnet.

Der unbekannte Verfasser einer Lebensgeschichte des Kaisers Ludwig, *Cronica Ludovici incliti imperat. quarti*,[118] hat politisch denselben ausgeprägt bairischen Stand-

punkt. wie der Fürstenfelder Mönch. Wir brauchen daher über diesen Punkt nichts Näheres mitzuteilen, verweisen aber auf die berühmte Stelle zu 1314. wo er offen erklärt: Ich liebe die Oesterreicher nicht und mache mir nichts aus ihnen, weil sie nie in ihrem Zeugnis zuverlässig erfunden sind. Auch der kirchliche Standpunkt beider ist derselbe, aber der Ton des Biographen oft der eines Kanzelredners, welcher durch Antithesen den Zuhörer zu gewinnen sucht. Ungeschickt sind solche pathetische und besonders salbungsvolle Gegenüberstellungen nicht (1313. 1322), machen aber auf den unbefangenen Leser den Eindruck, als ob der zeitlich sehr spät schreibende geistliche Verfasser den Mangel geschichtlichen Stoffes durch rhetorisches Räsonnement verdecken wolle. „Sein Verfahren erinnert uns überhaupt an die Art. wie man Legenden schrieb. Die Person und ihre Eigenschaften gelten als das eigentliche Objekt der Beschreibung, ein dürftiger Kreis von thatsächlichen Mitteilungen und ein reicher Apparat religiös-sittlicher Beurteilung macht den Inhalt solcher Lebensbeschreibungen aus, die mehr einen erbaulichen, als streng historischen Zweck haben.“ Lorenz denkt wegen des Umstandes. dass der Name Johanns XXII. beharrlich verschwiegen wird, was bei Minoriten mehrfach vorkommt, an einen Bettelmönch als Verfasser, wird aber von Wichert daran erinnert. dass Johannes von Winterthur diesen Papst mehr als zehn Mal nennt. Lütolf und Böhmer denken an einen Raitenbucher, Wichert an einen Ranshovener Augustiner als Verfasser und sucht im dortigen Kloster die bis jetzt verlorene Urschrift, deren mangelhafte Abschrift bei Pez und Böhmer vorlag; Martin Mayr endlich will das Werk in dem von Ludwig gestifteten Kloster Ettal entstanden wissen. Dasselbe ist geschichtlich fast ganz wertlos und enthält nur an zwei Stellen (1313. 1336) neue Nachrichten (Böhmer), erlaubt sich aber eine Beschreibung der Kaiserkrönung Ludwigs an Hand des sonst gebräuch-

lichen Ceremoniells zu erfinden. Anderseits verschweigt der Verfasser Thatsachen und im Vordergrund der Begebenheiten stehende Personen, so dass der ihm sicherlich zu Gebote stehende Quellenstoff willkürlich zu einem mehr stilistisch abgerundeten, als geschichtlich zuverlässigen Bilde Ludwigs verarbeitet ist. Bemerkt soll endlich noch werden, dass die Lebensbeschreibung nicht aus einem Guss entstand, sondern in zwei oder drei (Wichert, Lorenz) Absätzen niedergeschrieben wurde und zuletzt eine mehr annalistische Färbung zeigt.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts treten Laien in den Kreis der bairischen Geschichtschreiber, Männer, denen Liebe zu Fürst und Land die Feder in die Hand drückte. Sie sind weniger Gelehrte als vielseitig gebildet durch die Stürme des Lebens, besitzen einen offenen Blick und schreiben nicht so sehr ein strenges Geschichtswerk, als lesenswerte Memoiren, die durch einen von allen Seiten zusammen getragenen Unterbau zur Chronik gestempelt werden. Dazu trat ein Umstand fördernd hinzu. Baiern begann sich aus den fortwährenden Bürgerkriegen und nach langer Zersplitterung zu grösserer Blüte zu erheben. Ludwig der Reiche (1450—1479) in Landshut und Albrecht IV. der Weise († 1508) in München waren Fürsten, welche das Wohl des Landes im Innern förderten und nach aussen verfochten. Beide wirkten dadurch anregend auf die Geschichtschreibung; der erste begeisterte Ebran von Wildenberg, der zweite veranlasste geradezu die Chronik Fütrers. Auf beiden Geschichtschreibern steht Veit Arnpeck, Aventin endlich zieht die Summe des gewonnenen Stoffes durch umfassende Bearbeitung und gewandte Darstellung.

Der Ritter Hans Ebran von Wildenberg schrieb in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein deutsches *Chron. Bavariae*,[119]) welches uns nur in einer Weimarer Handschrift erhalten ist; Auszüge, welche mit Otto von Wittelsbach beginnen, hat Oefele gedruckt. Die Chronik, welche für die

älteren Zeiten Otto von Freising, später Stoff aus bairischen Klöstern sowie Andreas von Regensburg benutzte, ist für die Regierung Ludwig des Reichen und dessen Kämpfe mit Albrecht Achilles besonders wichtig (Kluckhohn). Der Verfasser legt hauptsächlich Wert auf die genealogischen Verhältnisse der bairischen Herzöge, weiss aber den trockenen Stoff durch scherzhafte Randbemerkungen zu beleben und zeichnet sich durch einfache, aber scharfbezeichnende Sprache aus. Man rühmt ferner seine kritische Ader und Unparteilichkeit, die Wildenberg trotz gut bairischer Gesinnung bethätigte. Das Werk hat dann eine weitere Bedeutung, als es, wie wir schon bemerkten, „ein Gesamtbild der bairischen Staatengeschichte liefert und die Reihe der populären Geschichtswerke Baierns begann". Jedenfalls wirkte Wildenberg auch anregend auf Ulrich Fütrer, dem er 1480 vor der Fahrt ins hl. Land den bis dahin fertiggestellten Teil übergab. Dieser Fütrer, bekannt als Handschriftenmaler und Verfasser eines Rittergedichtes, hat auch auf dem Felde der Geschichtschreibung nicht gerade Unrühmliches geleistet und eine *Historie, Gesta und Getat*[120]) von den edlen Fürsten des löblichen Hauses von Baiern und Noriskau geschrieben. welche bis 1479 läuft und in ihren letzten Teilen von Kennern dieser Periode ausserordentlich gelobt wird (Lorenz). Die ältere Zeit ist allerdings wenig kritisch gehalten, da auch Fütrer von einem eingewanderten Bavarus und Norix erzählt und Julius Cäsar als einen Wohlthäter der Deutschen schildert, der seine Schätze mit ihnen teilt und ihnen, wie schon das Annolied 1183 und die Kaiserchonik erzählt, die Auszeichnung gab, dass sie sich nicht mehr teutzen (dutzen), sondern irtzen (erzen, „er" nennen) sollten. Fütrer stützt sich im weiteren Verlaufe der Erzählung auch auf einen jetzt leider verlorenen, vielleicht sagenhaften Schriftsteller, „den schönen Coronisten Gariwald", welcher die rheinischen Pfalzgrafen von der in Trier herrschenden Semiramis abstammen lässt (Aventin)

Hieraus ersehen wir, dass Fütrer wie Wildenberg für die älteren Zeiten ebenfalls Mangel an Kritik zeigen, dass wir genötigt wären, ihnen den Namen eines Geschichtschreibers zu versagen, falls sie nicht auch ihre eigenen Zeiten behandelt hätten. Für diese Periode aber gehören beide zu den besten, waren jedenfalls sehr volkstümlich und wurden von Leuten verschiedener Stände fleissig gelesen, auch von bairischen Geschichtschreibern, wie Veit Arnpeck, teils benutzt, teils ehrenvoll erwähnt (Würthmann). Eine Ausgabe der Chronik fehlt noch bei beiden; die im Oberbairischen Archiv gedruckten Bruckstücke lassen ein Gesamturteil über Fütrer kaum zu.

Auf den Schultern Wildenbergs und Fütrers steht Veit Arnpeck,[121]) der um 1440 in Landshut (?) geboren wurde, in Wien studierte und als Geistlicher in seiner Vaterstadt wahrscheinlich 1495 starb. Von seinen beiden Werken, der österreichischen und bairischen Chronik, beschäftigt uns hier die letztere, das *Chron. Baioariae*, welches bis 1495 reicht und in fünf Büchern die Fürsten- und Landesgeschichte erzählt. Es ist eine Kompilation in grossem Massstabe; Paulus Diaconus, Frutolf-Ekkehard, Otto von Freising, die Ursperger Chronik, Hermann von Niederaltaich und seine Fortsetzer, Andreas von Regensburg, Bernardus Noricus, Wildenberg und Fütrer, eine lange Reihe von Heiligenleben, dann Königshofen, der Nürnberger Chronist Schedel, die ungarische Chronik des Johann von Thuróczn und endlich Enea Silvios Europa sind mehr oder minder wörtlich benutzt. Dabei ist der jeweilige Standpunkt der Vorlage auch der des Kompilators, ihr Geist ist sein Geist. Insofern bietet das Werk ein mosaikartiges Gebilde; neben der geistlosesten Fabel stehen geistreiche Abhandlungen, auf die oft so elende Sprache des Mittelalters folgt die humanistische Diktion eines Enea Silvio: nur die sehr geschickte Verbindung der einzelnen Stellen aus den Quellen ist Arnpecks Eigentum. „Wo sich verschiedene Berichte über einen und denselben Punkt finden,

da führt er sie nebeneinander an, teils ohne sich für einen von ihnen zu entscheiden, teils die eine Ansicht für die richtige erklärend. Dabei gründet sich seine Entscheidung kaum tiefer und nicht auf schlagende Beweise einer eingehenden Kritik, sondern ihn leiteten dabei mehr äussere Gründe und insbesondere der Autoritätsglaube". Besonders hoch schätzt er den Italiener Enea Silvio; ein Strahl von dessen Geist war auch Arnpeck zu teil geworden, aber es fehlte ihm die Kraft, ganz mit der Schule mittelalterlicher Schreibart zu brechen. Das zeigt sich besonders, als ihn die Quellen verliessen und Arnpeck eigne Wege wandeln musste. Hierbei tritt erschwerend der Umstand hinzu, dass der einfache Landshuter Geistliche gar nicht imstande ist, eine wirkliche Kritik zu üben und den Kern der Sache bloszulegen. Unter solchen Verhältnissen müssen wir die Chronik stets mit Vorsicht benutzen, nur bei rein lokalen Verhältnissen ist ihre Glaubwürdigkeit nicht zu bezweifeln (Leidinger); auch ist sie für diese Verhältnisse reichlich mit Nachrichten versehen.

Arnpecks deutsche Chronik. Im Jahre 1827 wurde in Freybergs Sammlung historischer Schriften die *Bayerische Chronik* eines Ungenannten herausgegeben, nachdem ein Bruchstück derselben 1789 erschienen war, welches auf Grund einer handschriftlichen Bemerkung einem gewissen Wipacher zugeschrieben wurde. Dass Arnpeck eine deutsche Chronik geschrieben hatte, wusste man von Aventin, aber erst nach längeren Schwankungen — Oefele hatte einen gewissen Kölner, dann Fütrer genannt, Aventin und Freyberg letzteren verworfen — entschieden sich Schmeller und Heigel, Wegele und Kluckhohn für Arnpeck, während Riezler sich dagegen erklärte. Leidinger hat sich zuletzt eingehend mit dem Verhältnis der lateinischen Chronik Arnpecks und dieser deutschen beschäftigt und festgestellt, dass die Anlage beider dieselbe, letztere aber in den ersten Teilen sich auf Wildenbergs Chronik stütze und erst später wieder mit Arn-

pecks lateinischer Chronik übereinstimme, diese sogar noch wesentlich ergänze und endlich auch bis 1506 weitergeführt sei. Daher ist die deutsche Chronik keine Uebersetzung der lateinischen, sondern nur eine unter Benutzung von Wildenberg und Fütrer erweiterte Bearbeitung derselben, welche später von zwei Fortsetzern weitergeführt wurde, deren erster zugleich die Münchener Handschrift bis 1503 anfertigte. Arnpecks Urschrift ist verloren. Auf die Frage, warum denn der Chronist neben der lateinischen noch die deutsche geschrieben habe, giebt das Werk selbst die Antwort. „Schon Wegele und Kluckhohn haben betont, dass an der Chronik vor allem der volkstümliche Charakter hervortrete und hoch anzuschlagen sei. Sie tritt in einen schroffen Gegensatz zur lateinischen, welche in gelehrtem Gewande erscheint. Die Bestimmung der letzteren für gelehrte Kreise, die der deutschen Chronik aber offenbar fürs Volk lässt die Verschiedenheit der beiden Chroniken begreifen.“ Jedenfalls wurde Arnpeck durch den Erfolg der deutschen Chronik Wildenbergs zur Umarbeitung seiner lateinischen bewogen und gab ihr deutsches Gewand und volkstümliches Gepräge. Die Entstehung ist also einem litterarischen Bedürfnis der damaligen Zeit zu verdanken: auch als Quelle soll die deutsche Chronik höher stehen als ihre lateinische Schwester. (Leidinger.)

Der letzte und bedeutendste Geschichtschreiber am Ausgange des Mittelalters ist Joh. Turmair oder, wie er sich nach seiner bairischen Vaterstadt Abensberg nannte, Aventinus.[122]) Derselbe wurde 1477 geboren, studierte an verschiedenen Universitäten des In- und Auslandes, wurde Erzieher bairischer Prinzen, Hofhistoriograph und ist 1534 in Regensburg gestorben. Derselbe steht eigentlich ausserhalb der Zeit, welche wir behandeln, ist aber durch seine litterarische Stellung, die umfassende Belesenheit, rastlose Thätigkeit und aussergewöhnliche Fruchtbarkeit auf geschichtlichem Gebiete so hervorragend, dass wir ihn wenigstens hier erwähnen

müssen. Auf Grund umfangreicher Studien und gestützt auf die Ausbeute fast aller bairischen Archive, die ihm auf herzoglichen Befehl offenstanden, hat dieser ungewöhnliche Mann Aussergewöhnliches geleistet. Hier interessieren uns seine *Annales ducum Baioariae*, in denen er die Ergebnisse früherer Geschichtschreiber mit dem massenhaften, von ihm selbst entdeckten Stoffe verband und in siebenundzwanzig Monaten ein Werk schuf, welches als das beste Erzeugnis geschichtlicher Darstellung und Kritik damaliger Zeit gelten kann. Man darf Aventin alle Fehler, welche der Geschichtschreiber nicht haben soll, aufrechnen, Leidenschaft, ja Hass in Beurteilung bestimmter Stände, besonders der Geistlichkeit, oft Flüchtigkeit und Willkür in der Behandlung des Quellenstoffes, Oberflächlichkeit in etymologischer oder geographischer Hinsicht, mag auch bei ihm die Kritik der Quellen nicht auf gleicher Höhe mit seiner Quellenkenntnis stehen (Riezler), aber einen Vorzug hat er vor den mittelalterlichen Geschichtschreibern, er besass eine geschichtliche Auffassung, nach der er die Ereignisse beurteilte, die Geschichte war ihm eben dux vitae. Besonders aber haben wir ihm gut zu schreiben seine glühende Vaterlandsliebe: auch sie bewog ihn manches anders aufzufassen, als man bisher gewohnt gewesen. Er ist Deutscher durch und durch und besass daher eine echt deutsche Tugend, die Liebe zur engeren Heimat. Mit Recht hat neuerdings die bairische Akademie die Werke Aventins in sechs stattlichen Bänden kritisch herausgeben lassen und damit eine Ehrenpflicht erfüllt.

Oesterreichische Ann

Codex Melk — 1123: Co

Ann. Kremsmüster
—1123: —1216

Ann. Lambach
—1197: 1283

Ann. Göttweih
—1230.

Hist. annoru
1264 1279
Ueberarbeit

Ann. Klosterneuburg.
—1139; (7 Contt. —1455).

Ann. Heiligenkreuz
—1224; (2 Contt. —1310).

k. nach Redlich (zu p. 245).

1564.

Ann. S. Rudberti Salzburg.
— 1180; (Sammelwerk)
1286—1307
—1327.

Ann. Admunt. — 1186 — 1250.
„ Garsten — 1182 — 1256.

Ann. Zwetl.
39: (3 Contt. —1330).

Cont. Praedicatorum (Wien).
Ist Auszug — 1283.

Cont. Scotorum (Wien).
1225—1233.

VII. Oesterreich.

Mit dem Siege Ottos I. auf dem Lechfelde (955) beginnt die Kolonisation der Deutschen im Osten von neuem; das Donaugebiet bis zur March und Leitha, sowie die östlichen Alpenländer, welche schon von Karl dem Grossen unterworfen, aber durch die Schwäche seiner Nachfolger verloren waren, sind von den Babenbergern dem Deutschtum zurückgewonnen worden. 1156 wurde aus der Mark ein Herzogtum, in welchem die angestammten Herrscher fast unumschränkt geboten. Ihr Geschlecht stirbt 1246 mit Friedrich dem Streitbaren aus, die herrenlosen Gebiete fallen nach langen Wirren an den Böhmen Ottokar. Derselbe sucht dem Besitze durch Heirat mit der Schwester des letzten Babenbergers die rechtliche Unterlage zu geben, erweitert ihn durch durch Erwerbung Steiermarks, Kärntens und Krains, aber das Endziel seiner Bestrebungen, die Gewinnung der deutschen Krone, scheitert an der Furcht der Wahlfürsten vor dem „goldenen Könige“, dessen Gewalt von den Sudeten bis zum adriatischen Meere reichte. Jetzt wird das Geschick Ottokars in gewisser Beziehung tragisch. Zuerst beugte sich der stolze Premyslide vor dem Habsburger, den er im Herzen nicht anerkannte, dann erlag er ihm auf dem Marchfelde; trauernd bestatteten die Böhmen den Leib ihres grössten Herrschers in Prag. Im selben Jahre, 1278, gründet der Habsburger seine Dynastie, welche

alle Stürme der Jahrhunderte überdauerte, zeitweise zur Weltmacht heranwuchs und heute den einzigen Kitt des österreichischen Staates bildet. Uns interessieren hier nur die litterarischen Bestrebungen dieser Gebiete, wir fragen, was für die geschichtliche Ueberlieferung in ihnen geleistet ist, seitdem die Habsburger herrschten.

Jahrbücher.[123])

Wattenbach hat die in den österreichischen Klöstern geschriebenen Jahrbücher als Ann. Austriae herausgegeben und sich durch Ordnung des zersplitterten Stoffes entschiedenes Verdienst erworben. Wir ersehen aus der vortrefflichen Ausgabe den Urstock annalistischer Thätigkeit jedes einzelnen Klosters, die Fortsetzungen und Zusätze, welche gemacht wurden, und lernen das Verhältnis der Jahrbücher untereinander kennen.

Die Melker Jahrbücher, *Ann. Mellicenses*. —1564, und ihre Ableitungen. Im alten Melk, dem Hauskloster der Babenberger, wurde im Jahre 1123 ein Kodex für fernere geschichtliche Aufzeichnungen bestimmt: der kunstsinnige Abt Erchanfrid ist sein Urheber. Als Grundlage bis 1123 diente die sog. Epitome Sangallensis, ein wertloser Auszug von Quellen, welche auch Hermann von Reichenau vorlagen, dann dieser Chronist selbst, ferner Bernold, wahrscheinlich der Sachse Bruno, endlich Melker Hausnachrichten. Von 1123 bis 1564 haben die Melker das Werk fortgeführt und dadurch ihren geschichtlichen Sinn bewiesen. Eingehend freilich sind die Nachrichten nicht, auch umfassen sie hauptsächlich die Geschichte der eigenen Provinz, nicht des Reiches, aber in ihrer streng annalistischen Form, welche sich vollständig auf die Thatsache beschränkt, liegt der besondere Wert. Trotzdem verraten sich, wie wir aus Redlichs vorzüglichem Aufsatze entnehmen, geistige Strömungen oder Parteistellung oft unwillkürlich selbst bei absichtlich rein thatsächlicher Dar-

stellung, so zu 1164, 1236 und 1278, wo von den verschiedenen Verhältnissen die Rede ist, dem grossen Kirchenstreite Barbarossas, dem letzten Babenberger, sowie dem illustris, inclytus rex Ottokar.

Diese Melker Jahrbücher haben ausser der geschichtlichen besonders eine litterargeschichtliche Bedeutung, weil sie den annalistischen Erzeugnissen der verschiedenen Klöster zunächst Oesterreichs unmittelbar oder mittelbar als Grundlage dienten. Bemerkenswert ist dabei auch die Thatsache, dass die in diesen angeschlossenen Fortsetzungen mit dem Jahre 1139 beginnen. Der Melker Kodex wurde zunächst in Kremsmünster, *Ann. Cremifanenses*, abgeschrieben und dann bis 1216 von drei Schreibern fortgeführt, Lambach, *Ann. Lambacenses*, lieh 1197 den Kremsmünsterer Kodex und setzte ihn bis 1283 in nicht zu verachtender Weise fort, Göttweih, *Ann. Gotwicenses*, —1230, liefert wenig, aber verhältnismässig Gutes. In derselben Weise, wie Kremsmünster, hat auch Zwetl den Melker Kodex bis 1139, allerdings mit Aenderungen und Zusätzen (Auctaria) abgeschrieben und in drei Fortsetzungen, *Contt. Zwetlenses* I. II. III. (—1170 —1189 —1330) fortgeführt. Die dritte Fortsetzung ist als solche nicht erhalten und wurde von Wattenbach aus vier verschiedenen Handschriften wieder hergestellt. Sie stimmt besonders mit der noch zu erwähnenden Historia Annorum 1264—1279, wahrscheinlich infolge Ableitung (Wattenbach) überein und ist von 1300 ab ausführlich und wertvoll (Redlich). In Klosterneuburg füllte man ebenfalls auf Grund der Melker und Zwetler Jahrbücher einen Kodex bis 1139, mit Abweichungen und Zusätzen zu den Vorlagen, und führte diesen Stamm durch sieben Fortsetzungen bis 1455, *Contt. I—VII.* Indessen ist die Annahme falsch, als ob die eine Fortsetzung auf der vorhergehenden beruhe und sich chronologisch streng an diese anschliesse. Oft genug ruhte innerhalb eines langen Zeitraumes

die Thätigkeit der Mönche: spätere Geschlechter mussten in diesem Falle durch Neubearbeitungen und Kompilationen das Versäumte nachholen, um den Zusammenhang zu gewinnen. Man beschränkte sich dabei auch nicht auf Hausquellen, sondern zog, wie erwiesen ist, Aufzeichnungen von Heiligenkreuz, Zwetl und des Schottenklosters in Wien heran. Am meisten Wert hat nach Lorenz die Fortsetzung IV—VII, so die sechste für die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts. Sie ist antihabsburgisch.

In dem schon öfters genannten Kloster Heiligenkreuz schrieb man am spätesten, erst 1224, die in Klosterneuburger Fassung vorliegenden Melker Jahrbücher ab, deren zweite und dritte Fortsetzung als *Contt. I. II. Sancrucenses* bis 1310 läuft. Besonders die zweite „ist unstreitig eine der wichtigsten und hervorragendsten Quellen für die Geschichte der österreichischen Lande unter dem letzten Babenberger und für das österreichische Interregnum bis 1266.“ Die Geschichte der Mongoleneinfälle (1241, 1242) ist sehr lebendig geschrieben und köstlich die Auffassung des Chronisten vom Herrscherberufe: der Mönch rechnet es Friedrich II. entschieden zum Fehler an, dass er 1237 bei seinem Besuche in Wien drei Monate nur gegessen und getrunken, aber „sonst nichts Nützliches“ gethan habe. Damals gerade mögen im Stillen grosse Pläne geschmiedet sein. Da die zweite Fortsetzung schon 1266 schliesst, die dritte erst 1302 anfängt, so erfahren wir hier leider nichts von den Kämpfen Ottokars mit Rudolf, wohl aber verbreitet sich ihr mutmasslicher Verfasser, Nikolaus Vischel, über Böhmen und Ungarn in eingehender Weise (Wattenbach).

Wiener bürgerliche Annalistik. Höchst interessant ist der Zusammenhang der vierten Klosterneuburger Fortsetzung (1267—79) mit der schon erwähnten *Historia annorum*, welche von 1264 bis zu demselben Endjahre (1279) läuft. Wattenbach bemerkt, dass die Historia nicht nach

Art von Jahrbüchern, sondern mehr pragmatisch (serie continua) durch einen gleichzeitig lebenden Geistlichen oder Mönch abgefasst sei; dieser wohnte in oder bei Wien und war Zeuge der von ihm gemeldeten Ereignisse. Auch erkannte derselbe Forscher den Zusammenhang zwischen ihr und der vierten Klosterneuburger sowie dritten Zwetler Fortsetzung und spricht allen eine gemeinsame Unterlage zu, während Redlich die Historia geradezu als Quelle der genannten Fortsetzungen hinstellt, so indessen, dass diese aus einer verlorenen und kürzenden Ueberarbeitung der Historia flossen, aber unabhängig von einander. Als Verfasser denkt er sich einen Mönch aus dem Kloster Heiligenkreuz, weil in dem Kodex dieses Klosters die Historia sich allein ganz vorfindet. Lorenz endlich weist die Historia und die noch zu erwähnende Continuatio Vindobonensis einem Mitgliede des Wiener Rates, namens Paltram der Vatz (Vatzo) zu und findet in ihr die Anschauungen der Ottokar so günstig gesinnten Wiener Ratspartei niedergelegt. Redlich macht demgegenüber geltend, dass in der Historia Rudolf in gleicher Weise gelobt, wenigstens nicht feindlich behandelt wird, indem der Verfasser „die mächtige Hand Gottes bewundert, die der modica favilla ex Suevia, dem pauper rex zu so glänzendem Siege über den gewaltigen, reichen Böhmenkönig verholfen hat.“

Dagegen hat Paltram Vatzo diejenigen Aufzeichnungen, welche sich in einem zu Wien geschriebenen Kodex (F.) vorfinden und als *Cont. Vindobonensis* von Wattenbach herausgegeben sind, nach Ansicht aller Forscher verfasst. Sein Name steht in dem zwischen 1512—1514 von dem Chorherrn Georg Leb geschriebenen Klosterneuburger Kodex, in welchem unter anderem Auszüge der Continuatio sich befinden, als Verfasser: Hucusque Vatzo suam perduxit historiam; extunc frater Nicolaus Vischel de Sancta Cruce incepit suam. Wattenbach und Redlich beschränken indessen seine

Arbeit auf Niederschrift von Nachrichten, deren Zusammenstellung und Bearbeitung dann durch einen Geistlichen erfolgte; der um zwei Jahrhunderte später lebende Chorherr Leb habe dann eine ihm bekannte Notiz missverstehend oder unklar wiedergebend die Annalen direkt dem Paltram Vatzo zugeschrieben (Redlich). Jedenfalls muss unserseits darauf hingewiesen werden, dass unter allen österreichischen Jahrbüchern nur dieses Werk einen dem Namen nach bekannten Urheber hat.

Der geschichtliche Wert der Continuatio ist nach Lorenz ein ganz bedeutender. Redlich schränkt das Lob für die Zeit von 1266–1289 erheblich ein; erst von da ab bilde das Werk neben der Steirischen Reimchronik unsere Hauptquelle für österreichische Landesgeschichte, nehme sie den ersten Rang ein. Dennoch warnt er vor der Leichtgläubigkeit des Verfassers, welcher Rudolf von Habsburg, zwei Päpste und den Augustinerbruder Eberhard an Gift fast habe sterben lassen und bei ferner liegenden Dingen (1285) Unglaubliches berichte. Ist somit der geschichtliche Wert nur ein zeitlich beschränkter, so muss auf die hohe litterargeschichtliche Bedeutung der Aufzeichnung besonders gewiesen werden. „Nicht ein Kloster der Stadt Wien hat uns die Continuatio hinterlassen, sondern in bürgerlichen Kreisen ist jedenfalls die Grundlage derselben entstanden. Sie wird dadurch noch um so interessanter, als es eines der frühesten Beispiele ist, dass bürgerliche Elemente in die Geschichtschreibung eindringen, um so beachtenswerter, als diese Quelle gewissermassen eine Mittelstufe zwischen der früheren Klosterhistoriographie und den späteren Städtechroniken bildet, da hier die von einem Bürger angelegten Notizen über die Zeitgeschichte mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte des Vaterlandes noch von einem Geistlichen zu der Form überarbeitet wurden, die uns heute vorliegt.“

Uebrigens regte sich allmählich die bürgerliche Geschicht-

schreibung Oesterreichs selbst in den kleinsten Flecken, allerdings erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts. Damals schrieb in Klosterneuburg ein einfacher Bürger die lesenswerte *Kleine Chronik*,[124]) die er von 1322 bis 1428 führte, zuerst fussend auf den Klosterchroniken, d. h. den Annalenwerken der Heimat, dann aber aus eigener Anschauung und Selbsterlebtem schöpfend. Infolge dessen beschäftigt er sich zuerst mit den Ereignissen im Kloster, dann aber vorwiegend mit dem, was den steuerzahlenden Bürger und Hausvater bewegt, mit Ernte und Misswachs, Steuer und Abgaben an den Herzog, den Sorgen und Freuden des täglichen Lebens. Indem die Chronik vorwiegend die örtlichen Ereignisse berichtet, „zieht sie auch die vorzüglichsten das Land Niederösterreich betreffenden Begebenheiten mit in den Kreis der Darstellung und bringt bei Gelegenheit manch körniges Urteil über Personen und Ereignisse“, so besonders über die Schrecken der Hussitenkriege. Meistens gerade so interessant, aber oft noch weniger für uns wichtig sind die im 15. Jahrhundert zu Wien entstandenen kleineren Aufzeichnungen und annalistischen wie urkundlichen Stoffe. Wertvoll für österreichische Geschichte erscheint auch uns das *Anonymi chron. Austriacum*,[125]) annalistische Aufzeichnungen eines unbekannten Mannes für die Jahre 1454–1467, dann die *Sylloge diplomatum*,[126]) eine Sammlung von Urkunden und Akten aller Art. Von besonders kulturgeschichtlicher Bedeutung sind noch einige Aufzeichnungen persönlicher Art, Tagebücher und Lebenserinnerungen, die eine Menge von Kleinmalerei enthalten, deren Würdigung nicht unsere Sache ist. Kehren wir daher zu unseren Wiener Mönchen des 13. Jahrhunderts zurück.

Wiener Klosterannalistik. Neben diesen bürgerlichen Aufzeichnungen, wie sie sich vielleicht in der Historia, sicher der Cont. Vindobonensis darstellen, sind zuletzt noch zu erwähnen diejenigen Fortsetzungen der Melker Jahrbücher, welche in Wiener Klöstern entstanden. Dazu gehören die

Aufzeichnungen des Schottenklosters, *Cont. Scotorum* (1225—1233) ausgezeichnet durch kaisertreue Haltung trotz Bannung Friedrichs II. (1228), gute italienische Nachrichten und ein lateinisches Lobgedicht auf den Erfolg des fünften Kreuzzuges, welches ein gewisser Marquard von Padua verfasst hat. Die trotz aller Kürze wertvollen Nachrichten sind nach Wattenbachs Vermutung amtlichen Ursprungs, weil sie sich auch von 1228—1230 in den Salzburger Jahrbüchern finden und als sog. fliegende Zeitung verbreitet zu sein scheinen. Im Dominikanerkloster zu Wien endlich brachte man den mit Fortsetzungen verschiedener Art versehenen Grundstock der Melker Jahrbücher in einen Auszug schlechter Art, der als *Cont. Praedicatorum Vindobonensium* (—1285)[127] herausgegeben ist. „Die früheren Partien verraten viele Verwandtschaft mit der sagenhaften Reimchronik des Jans Enenkel (Ennichel) und mögen wohl auf eine populäre Chronik zurückgehen, die auch dieser gekannt und benutzt hat.“ Zum Jahre 1261 merken sie die nachweislich älteste Form eines Geisslerliedes an, das sich gegenüber den weitschweifigen Erzeugnissen des folgenden Jahrhunderts durch Kürze auszeichnet: Ir slaht euch sere   in Christes ere
Durch Got so lat   die sunde mere.

Salzburger Annalistik und verwandte Jahrbücher. Die Melker Jahrbücher hatten, wie wir sahen, auf die österreichische Annalistik einen unmittelbaren Einfluss, indem der Grundstock in den oben genannten Klöstern einfach abgeschrieben und dann erst selbständig fortgesetzt wurde. In Salzburg, Admunt und Garsten ist der Melker Einfluss auch zu erkennen, aber man verfertigte dort nur Auszüge oder benutzte, wie Wattenbach meint, eine den Melkern gemeinschaftliche Grundlage, die dann mit anderen, selbständig angelegten Kompilationen verbunden wurden. In dieser Hin-

sicht ist besonders bemerkenswert jenes um 1180 sicherlich in Salzburg angelegte Sammelwerk, welches nach Wattenbachs Vermutung entstand „aus der Historia miscella des Paulus Diaconus, den Gesta Francorum und Fredegar, der Langobardengeschichte des Paulus, dem Leben des hl. Bonifacius, den Gesta pontificum Romanorum, den Jahrbüchern von Fulda, Regino und dessen Fortsetzern nebst älteren einheimischen Aufzeichnungen und den Resultaten gelehrter Kombination für die älteste Zeit.“ Diese Kompilation ist verloren, aber erkennbar in den übereinstimmenden Nachrichten der Jahrbücher oben genannter Orte ungefähr bis zu dieser Zeit; indessen haben alle wieder Verschiedenheiten, welche aus örtlichen Gründen herzuleiten sind, anderseits auch gleiche örtliche Nachrichten, welche den Austausch der annalistischen Erzeugnisse geradezu beweisen. Diese Verwandtschaft dauert ungefähr bis 1180—86. Redlich nennt jenen kompilatorischen, gemeinschaftlichen Unterbau den ersten Teil der Salzburger Jahrbücher, *Ann. sancti Rudberti Salisburgenses*, aber „sie besitzen, ähnlich den analog gebildeten Garstner und Admunter Annalen, soweit sie sich auf ihre verschiedenen Hilfsquellen stützen mussten, einen geringen Wert; auch hier geben nur die eingestreuten lokalen Notizen ihnen hie und da eine Bedeutung.“ Es folgt dann der selbständige Teil, zunächst bis 1286, zu welchem sowohl die Mönche des St. Peterklosters, als die Domherrn beitrugen. Dieses 13. Jahrhundert ist wertvoller, sowohl in den Aufzeichnungen für Salzburger, als Reichsverhältnisse. Dennoch überwiegt im allgemeinen das Interesse für die nächste Umgebung: innere Verhältnisse und Streitigkeiten, so der bekannte Kirchenstreit (1258 flgde.) werden eingehend, wenn auch parteiisch (Lorenz) erzählt. Auch amtliche Berichte, so der in der Continuatio Scotorum zu 1228—30 erwähnte, ferner zu 1278 ein ausführliches Bellum regis Romanorum et regis Bohemiae sind aufgenommen, so dass

die Jahrbücher hier sogar der Reimchronik Ottokars als Quelle vorlagen. Besonders aber tritt die Reichhaltigkeit für italienische Verhältnisse in den letzten Teilen hervor; es muss daher wohl ein regelmässiger, schriftlicher Verkehr zwischen Salzburg und Rom bestanden haben.

Der dritte Teil des Annalenwerkes hat den Salzburger Erzbischof Weichard von Polheim zum Verfasser und läuft bis 1307, der vierte Teil, bis 1327 reichend, ist als *Cont. Canonicorum* bekannt und, wie die Aufschrift besagt. von Mitgliedern des Domkapitels verfasst. Die Arbeit des so sehr gebildeten Erzbischofs ist keine grosse Leistung, sondern hauptsächlich nur Abschrift der Jahrbücher des Regensburger Domherrn Eberhard, welcher Hermann von Altaich bis 1305 fortsetzte. Nur die letzten zwei Jahre sowie einige Zusätze zu den früheren Jahren sind Polheims geistiges Eigentum. Der Fleiss der Kanoniker ist ebenfalls unbedeutend gewesen, und auch die Mönche des St. Peterklosters haben erst im 15. Jahrhundert einen Kodex, welcher im benachbarten Kloster Mattsee von dem Dechanten Christ. Gold als Weltchronik angelegt und mit gleichzeitigen Nachrichten, Ann. Mattseenses, bis 1387 fortgesetzt war (Erben). in merkwürdiger, geistloser Weise (Wattenbach) ausgeschrieben und mit einer Fortsetzung versehen, welche unter dem Namen *Cont. monachorum St. Petri* bis 1398 reicht.[128])

Wie in Salzburg so beruht auch in Admunt und Garsten die Annalistik auf den Melker Jahrbüchern und der bekannten Salzburger Kompilation. Die Admunter Jahrbücher, *Ann. Admuntenses,* werden von 1186 ab bis 1250 selbständig, „sind nicht gerade sehr reichhaltig, aber zuverlässig und haben manche eigentümliche Nachrichten aufbewahrt, die um so wertvoller sind, da aus diesen Gegenden sonst nur wenig überliefert ist“ (Wattenbach). Die Garstner Jahrbücher, *Ann. Garstenses*, werden schon von 1282 ab selbständig, reichen bis 1256, sind aber erst in den letzten

15 Jahren wertvoll; es ist daher ebenfalls sehr zu bedauern, dass sie schon so früh schliessen. Der Inhalt beider Quellen erstreckt sich naturgemäss besonders auf die Geschichte Oesterreichs, aber auch Baiern und die Heimatklöster werden sehr berücksichtigt.

Im Vorstehenden versuchten wir den Zusammenhang der österreichischen Annalistik nachzuweisen. Spät erst tritt der kolonisierte Osten an die Aufgabe heran, seine Geschichte der Nachwelt zu überliefern, aber es geschieht mit Nachdruck, sobald er aus seiner Einzelstellung als österreichisches Herzogtum tritt und Stammland der Habsburger wird. Gerade diese „letzten Ausläufer einer ganzen Gebirgskette von geschichtlichen Denkmalen“ sind für uns die wichtigsten, die Fortsetzungen überwuchern den Stamm, welchem sie entsprossen. Unmöglich aber war es, die Grundlage von dem auf ihr errichteten Gebäude zu scheiden, und daher griffen wir notgedrungen zu Jahrhunderten zurück, die sonst unserer Darstellung fernliegen.

Bernardus Noricus oder Sigmar?[129)]

Aus Kremsmünster sind zwei Kodices erhalten und zuletzt in den Monumenten abgedruckt, welche wegen ihres Inhaltes teilweise nicht unwichtig erscheinen und wegen des Streites um den Verfasser lebhaftes Interesse beanspruchen. Beide sind Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts entstanden. Der erste, jetzt Cod 610 (A.) der Wiener Hofbibliothek, enthält 6 Abschnitte: zwei Passauer Bischofsfolgen, eine Reihe der bairischen Herzöge, eine Geschichte der Lorcher Kirche, d. h. des schon im 3. Jahrhundert bestehenden Bistums, dann Erzbistums, welches 738 nach Passau verlegt wurde, dann eine Papstreihe und endlich eine Abtreihe von Kremsmünster. Dieses letzte Stück ist das wichtigste, weil bei jedem Abte die einzelnen

von ihm für das Kloster erworbenen Rechte und Besitztümer genau verzeichnet sind und zwar auf Grund der damals (1300) noch erhaltenen Urkunden und Besitztitel. Geleistet wurde diese schwierige Arbeit, weil bei dem häufigen Wechsel der Landesherren nach dem Aussterben der Babenberger, als Ottokar und die Habsburger folgten, eine Festsetzung des Besitzes sowohl von der Landesgewalt, als den Klöstern für notwendig gehalten wurde. Auch in Kremsmünster beauftragte 1299 Abt Friedrich I. von Aich (1273—1325), den Oberkellermeister Sigmar nebst zwei anderen mit der Besitzaufnahme, deren Ergebnisse unzweifelhaft in der oben genannten Abtreihe vorliegen. „Die Bestimmung der Privilegien, die damit in engster Verbindung stand, war keine leichte; abgesehen von diplomatischen Schwierigkeiten, die sich hätten erheben können, waren einzelne Urkunden durch das Alter angegriffen oder die Schrift ihres Alters wegen nicht zu lesen. Ein bloser Einblick in den Katalog der Aebte zeigt die Art der Arbeit, den langsamen Gang, den sie genommen hat. Hie und da geschieht es, dass ein leerer Raum im Kodex gelassen wurde, um spätere Forschungen dahin einzutragen.“ Neben der Abtreihe war die Kenntnis der Päpste, Passauer Bischöfe und Herzöge von Baiern als damaliger Landesherren wichtig; daher finden wir sie nach Loserth dort im Kodex vereinigt, während Waitz sie als gar nicht dahin und zur Sache gehörig ausscheidet, zumal sie sich in mehreren Handschriften ohne den Kremsmünsterschen Abtskatalog, ja ohne jede Beziehung auf das Kloster vorfinden.

Der zweite noch in Kremsmünster befindliche Kodex enthält eine Folge der Bischöfe von Lorch-Passau, der Herzöge von Baiern, von Oesterreich, der Aebte von Kremsmünster sowie eine Geschichte des Klosters, welche dessen Gründung, Gedeihen und allmählichen Verfall in hübscher, beredter Sprache erzählt. Alle diese Arbeiten, welche in

und über Kremsmünster gemacht sind, schreibt Aventin in seinen Annales einem gewissen Veronardus (Bernardus) Noricus zu und nennt dessen Werk Res Boiorum: ihm folgte im Anfange des vorigen Jahrhunderts Rauch, ohne einen Grund anzugeben, und nannte den Inhalt der beiden Kodices Bernardi Norici Opuscula und Chron. Cremifanense. Waitz nennt den ganzen Stoff in den Monumenten *Historiae Cremifanenses* und schreibt ihn mit Ausscheidung der oben genannten Kataloge ebenfalls dem Bernardus zu, in der Weise, dass die Abtfolge des Wiener Kodex eine Ueberarbeitung der ursprünglichen Sigmarschen Aufzeichnungen sei, der Kremsmünsterer Kodex ganz von ihm herrühre und sein geistiges Eigentum darstelle. Die gleiche Schrift eines Teiles der Randbemerkungen beider Kodices erklärt er so, dass der Schreiber des Kremsmünsterer, ehe er diesen anfertigte, in den vorliegenden, fertigen Wiener Eintragungen gemacht und diesen dann gleichsam als Kladde benutzt habe. Insofern sei auch der Wiener Kodex in mancher Hinsicht dem Bernardus zuzuschreiben; wer aber die jetzt verlorene Sigmarsche Abtfolge im Kremsmünsterer Kodex verfertigt habe, ob Bernardus oder ein anderer, sei nicht zu entscheiden; jedenfalls stelle sie nicht die wirkliche Arbeit Sigmars dar. Loserth hält den Inhalt beider Kodices für echt und eine Arbeit Sigmars; dieser habe nach Fertigstellung der Privilegien des Klosters später die Geschichte desselben und dann die sonstigen im Kremsmünsterer Kodex befindlichen Teile angefertigt. Wenn Waitz gegen ihn die Verschiedenheit dieser Werke in Bezug auf die Zeit ihrer Entstehung sowie den in ihnen herrschenden Geist geltend machen will, so kann man doch sagen, dass der Beweis von dem schon um 1300 erfolgten Tode Sigmars nicht geführt ist und eine Abtfolge schon sprachlich anders sein muss wie die auch später geschriebene Geschichte des Klosters. Sicherlich kann auch ein Mann, welcher sich langwierigen Untersuchungen von

Urkunden und Besitztiteln in so erfolgreicher Weise unterzieht, wie Sigmar es gethan hat, um so besser die Geschichte eines Klosters schreiben. Auch an wirklichen Beweisen scheint es Loserth nicht zu fehlen, indem der Verfasser der Historia sich geradezu zwei Mal auf die Arbeit Sigmars, und zwar in der ersten Person und mit denselben Worten bezieht. Die Ansicht Loserths hat jedenfalls das meiste für sich, und auch Lorenz möchte ihr zustimmen, stellt aber ganz bestimmt fest, dass nur an einen Verfasser, gleichgültig ob Sigmar oder Bernardus, für die Werke beider Kodices zu denken sei. In neuester Zeit hat Altinger den Streit zwischen Sigmar und Bernardus geteilt: der erstere verfertigte das Urbar des Klosters, wurde 1302 Abt von Lambach und ist seit dieser Zeit in Kremsmünster nicht mehr als anwesend oder tot erwähnt. Ob Bernardus die geschichtlichen Aufzeichnungen machte, ist nicht zu beweisen, aber wahrscheinlich, da 1318 ein Bernardus Prior zu Kremsmünster war und auch Aventin ihn als solchen nennt, dessen Angabe doch nicht einfach erfunden werden konnte. Man muss abwarten, wie sich die Forschung zu diesem Wahrscheinlichkeitsbeweise Altingers stellen wird.

Von den hier in Frage kommenden Werken ist die Abtfolge deshalb wichtig, weil sie zeigt, zu welchem Umfange damals die Besitzungen der alten Abtei gelangt waren, welche noch heute trotz mancherlei Stürme und Verluste das reichste Stift Oberösterreichs ist: die Benediktiner waren und sind gute Hausväter. Das zweite Werk, von Waitz *De origine et ruina monasterii Cremifanensis liber* genannt, „entwirft eine ganz ansprechende Schilderung von den alten Baiern, erzählt sehr umständlich die Sage von der Klostergründung in der damals noch lebendigen Form, schildert die Annehmlichkeit des Ortes und die geistigen Freuden des Aufenthaltes darin, die Klosterordnung, die Verdienste der Wohlthäter derselben, den erworbenen Ruhm, die insbeson-

ders von den Päpsten erhaltenen Anerkennungen und geht nicht ohne gewissen Humor auf den zweiten Teil des Büchleins über, die Ruina ecclesiae. Denn während der erste Teil alle die Umstände darstellt, welche das Glück des geheiligten Ortes zu begründen geeignet waren, zeigt der zweite die Leiden und Uebel, die im Laufe der Zeit über Kremsmünster hereinbrachen. Da wird an manche Gebrechen und Missbräuche der Zeiten erinnert, dann die Ungarnherrschaft dargestellt, Klage geführt über die Uebergriffe mancher Bischöfe, über Gewaltthaten der Vögte und weltlichen Herrn, kurz alles zusammengetragen, was als strafende Geissel Gottes über das Kloster gekommen war. Mit einer religiösen Betrachtung endet das Buch, an welches sich dann noch allerlei Aktenstücke, grösstenteils von anderer Hand geschrieben, anschliessen. Wer auch der Verfasser gewesen sein mag, seine zahlreichen Werkchen zeigen einen Höhepunkt historiographischer Thätigkeit, wie er hier während des Mittelalters nicht wieder erreicht worden ist.“ Diesen Worten von Lorenz möchten wir nur hinzufügen, dass die Schreibart des Verfassers gedrungen, fast ungefällig ist, aber hübscher Bilder nicht entbehrt; der Uebergang zum zweiten Teile ist geradezu poetisch.

Fürsten- und Landesgeschichte.[130]

Geschichte und Sage über den Ursprung der Habsburger. Als Stammburg der Habsburger galt bisher unbestritten die Habsburg, gelegen im Winkel zwischen Aar und Reuss. Aber nicht diese Gegend dürfte die Heimat des noch heute blühenden Kaisergeschlechtes sein, sondern wahrscheinlich das Oberelsass, und zwar das Land zwischen Basel und Breisach, der Ill und dem Rhein, vielleicht die Gegend um Ottmarsheim bei Kolmar. Dieses Dorf, heute eine Gemeinde von 800 Seelen, besitzt eine Kirche, die dem Aachener Münster nachgebildet ist, „eine achteckige Centralanlage,

17*

deren achteckiger Mittelraum von einer Kuppel überwölbt wird, um den sich ein gleichfalls achteckiger Umbau in zwei Stockwerken legt.“ Die Raumverteilung der Kirche schliesst die Annahme aus, dass diese als Klosterkirche gegründet ist; die ursprünglich habsburgische Pfalzkapelle ist später zur Kirche eines Nonnenklosters aptiert. Gründer dieses Klosters (um 1045) ist Rudolf, Enkel des Ahnherrn Guntram, des ältesten nachweisbaren Habsburgers, Sohn des Grafen Lanzelin von Altenburg und Bruder jenes Radeboto, der im Verein mit dem dritten Bruder Wernher, Bischof von Strassburg, das Kloster Muri, ebenfalls ein habsburgisches Stammkloster, gründete. Die Thatsache der Gründung Ottmarsheims an sich ist nun nicht so interessant, als jene neuerlich von Oswald Redlich auf dem Innsbrucker Statthaltereiarchive abschriftlich gefundene Urkunde Heinrichs IV. vom 1. März 1064, worin dem Kloster Ottmarsheim sein Besitz bestätigt wird auf Ansuchen der Witwe dieses Rudolf. Die Güter sind in der Urkunde aufgezählt: sie liegen auf der rauhen Alb in Schwaben, im Frick- und Klettgau am Rheindurchbruche, endlich, und zwar der Hauptteil, zu beiden Seiten des Rheines im Breisgau und heutigen Oberelsass. Ein Geschlecht, welches eine Gründung so reich ausstatten kann, muss bedeutende Besitzungen haben; jedenfalls waren diese grösser als der altschweizerische Besitz desselben, nämlich Muri und der Winkel zwischen Aar und Reuss. Auch verschafften sie den Habsburgern die Grafschaft im Oberelsass, nicht wurden diese mächtig, weil sie die Grafschaft erlangt hatten. Wie Habsburg in den Besitz dieser Güter gelangte, ist nicht festzustellen, aber wahrscheinlich stand die Wiege des österreichischen Kaiserhauses im Oberelsass, vielleicht in Ottmarsheim (Schulte, Huber).

Später allerdings verlegten die Habsburger durch kluge Heirat Albrechts III. (um 1170) und Albrechts IV. († 1239) sowie die thatkräftige Politik Rudolfs IV. den Schwerpunkt

ihrer Macht in die Schweiz; die Wahl des letzteren zum deutschen Könige, die daraus entstehenden Kämpfe mit Ottokar brachten ihnen endlich den wertvolleren österreichischen Besitz. Dennoch aber blieben die elsässisch-schweizerischen Länder im Machtbereiche ihrer Politik, sie versuchten sogar mit den grösseren zu Gebote stehenden Machtmitteln die Erweiterung des alten Besitzes, nämlich die Beseitigung der entstehenden Eidgenossenschaft und Unterwerfung auch der Centralalpen durchzusetzen. Der Plan scheiterte am Morgarten (1316) und bei Sempach (1386), aber der frühere Einfluss hat sich lange mindestens auf derselben Höhe erhalten und ist erst allmählich geschwunden.

Dieser politische Vorgang kommt auch in den litterarischen Wechselbeziehungen der beiden Gebiete zur Erscheinung. Die oberrheinisch-schweizerische Geschichtschreibung, besonders die von Zürich und Konstanz, hat eine ausgeprägt österreichische Tendenz, während anderseits Luzern parteilos, Bern selbständig bleibt, die Urkantone aber geradezu feindliche Erzeugnisse liefern. Anderseits erforschen österreichische Historiker die Urgeschichte der neuen Dynastie sowie die ihres eigenen Heimatlandes. Beide Richtungen gelangen in einem Punkte zu demselben wunderlichen Ergebnis: die Habsburger stammen aus Rom, die Urbevölkerung Oesterreichs aus dem Orient, nämlich Armenien, und wird sogar mit jüdischen Elementen verquickt.

Schon oft stellten wir die Fabel- und Wundersucht der damaligen Zeit fest, selbst die besten Vertreter der Geschichtschreibung haben sich davon nicht frei gemacht. „Seit den Kreuzzügen wendete sich die Aufmerksamkeit sogar dem Oriente zu, und je mehr die Landesgeschichten zur Geltung kamen, desto ausschweifender wurde die Phantasie, wenn es darauf ankam, die Zustände der Gegenwart aus der Vergangenheit abzuleiten. Man wollte Neues, Unerhörtes zu Tage fördern. Die Vorliebe für phantastische Erfindungen,

die sich besonders in genealogischer Richtung zeigte. ward eine Krankheit der Zeit und bewirkte, dass man an der einfachen Wahrheit der wirklichen Geschichte keinen Gefallen mehr fand.“ So kam es, dass man die Baiern mit Armenien, die Schweizer und Schwaben mit Schweden und Gothen in Verbindung brachte, die Sachsen von Alexanders Heere, die Franken von den Trojanern ableitete.

Ungeheuerliches in diesem Punkte leistet das deutsch geschriebene *Chron. Austriae,*[131]) —1398, welches bisher einem gewissen Gregor Hagen oder auch einem ganz fabelhaften Matthäus, heute aber allgemein Johann dem Seffner, Domdechanten in Wien, zugeschrieben wird, sowie die *Historia Austriaca*, —1476, des Heinrich von Gundelfingen. Von beiden Werken ist nur der geschichtliche Teil gedruckt, der sagenhafte Unterbau ruht noch in Handschriften. Wir halten uns daher an die erschöpfende Darstellung Mayers sowie die Vorrede des Lambecius bei Kollar.

„Seffner erklärt im Anfange die Kenntnis der Vergangenheit für viel wichtiger, als die Erforschung der Zukunft aus den Gestirnen. In der Einleitung weicht er von dem Herkommen einigermassen ab und gliedert sein Werk in fünf Bücher, die er nach den fünf Sinnen des Menschen benennt: das erste Buch gleicht dem Sehen; denn wie das Gesicht von allen Sinnen am weitesten reicht, so sind die im ersten Buche erzählten Begebenheiten die von der Gegenwart am entferntesten. Dieser Anschauung zufolge muss das zweite Buch dem Hören, das dritte dem Riechen, das vierte dem Schmecken und das fünfte dem Tasten gleichen.“ Das Ganze behandelt die Zeit von Christus bis zur Kreuzfahrt des Herzogs Albrecht IV. (1398) und vermischt Landesgeschichte mit der von Kaisern und Päpsten: das Werk ist also eigentlich eine Weltchronik.

Es widerstrebt uns, dem Leser die Stelle über die Anfänge Oesterreichs im Wortlaute wiederzugeben; wir haben

nirgends einen grösseren Blödsinn gelesen und rufen mit Lambecius aus: Sed ohe! iam satis est; piget enim me ac pudet plures adeo absurdas fabulas adscribere. Aber schon im Mittelalter nahm man einen solchen Unsinn nicht überall ohne Kritik auf. Schon Enea Silvio (um 1450), der gelehrte Humanist und spätere Papst Pius II., nennt den Verfasser einen Asellus bipes; der Arzt Joh. Spieshammer (Cuspinian, um 1500) sagt von dem Werke: tot nugae, quot verba. Uebrigens waren damals, seit dem 14. Jahrhundert, solche Erzählungen und Erfindungen über die Verbindung der Deutschen mit den Römern in aller Munde; ja, jede alte gebar wieder neue. Schon bei den bairischen Chronisten, wie Fütrer, stellten wir den Einfluss Cäsars fest, welcher ein Eroberer und Wohlthäter Deutschlands gewesen wäre, dem viele Städte, wie Jülich und Wolgast, ihre Entstehung verdanken sollten, dessen Lieblingssitz Melk gewesen und von ihm mea dilecta genannt sei. Das Tollste in dieser Beziehung leisten die Geschichtschreiber Ebendorfer und Veit Arnpeck, welche in ihrer österreichischen Geschichte ein Privileg Heinrichs IV. für Oesterreich anziehen, in welchem dieser sich wieder auf entsprechende Privilegien Cäsars und Neros beruft: Ob hoc dicimus nos illam eandem terram (Oesterreich) in perpetuum quietam et absolutam omnis pensionis et census, qui iam impositus, vel erit in futurum, ab imperiali potestate . . . . Man muss so etwas lesen, um es für möglich zu halten.

Neben der Erzählung von dem Anfange Oesterreichs läuft bei Seffner eine genaue, aber ebenso erfundene Chronologie; jeder Fürst erhält seine Regierungszeit und seine Wappen in grösster Genauigkeit, letztere sogar sind in einigen Handschriften mit farbenglänzenden Malereien geschmückt, so dass sich, abgesehen von dem damals so interessanten Inhalt, schon aus dieser in die Augen fallenden Beigabe die grosse Verbreitung der Chronik erklärt.

Dieselbe ist in ihren mehr geschichtlichen Teilen gefolgt dem Fürstenbuche von Oesterreich und Steyer des Jans Enenkel, nicht dessen Weltchronik, verkürzt ihn aber. Vom Ende der Babenberger an folgt Seffner dem ersten Teile von Ottokars Reimchronik in gleicher Weise; oft werden ganze Kapitel durch einige Zeilen ersetzt. Dann bildet die Unterlage ein verlorenes Buch von dem Ursprunge der durchlauchtigen Fürsten von Oesterreich, welches inhaltlich in einem noch zu erwähnenden Werke Clevi Frygers von Waldshut vorliegt oder auch einer beiden gemeinschaftlichen Quelle (Mayer). Für die Kaiser- und Papstgeschichte hielt sich Seffner besonders an Martinus Minorita, aber auch an Martin von Troppau, für die ältere christliche Zeit an die Vita S. Maximiliani.

Man hielt als Verfasser der Chronik bis vor kurzem einen gewissen Gregor Hagen oder einen gewissen Matthäus und folgte dabei den Angaben der Gothaer Handschrift (17 saec.), welche sich als Abschrift eines Auszuges der Chronik vom Jahre 1406 darstellt, sowie der Versicherung Gundelfingens, er habe die zwei ersten Teile seiner Chronik einem gewissen Matthäus entlehnt. Verwickelter wurde die Sache dadurch, dass die Görzer Handschrift einen von den übrigen Handschriften verschiedenen Text und einen Anhang über die Kriegführung aufweist, als dessen Verfasser sich der Wiener Dechant Johann der Seffner (um 1390) nennt. Da dieser ferner vorher erklärt, er wolle den Herzog Albrecht († 1395) nicht loben, da er noch lebe, so muss die Handschrift vor 1395 geschrieben sein, zumal ein in den anderen Handschriften nicht vorhandener kurzer Auszug der österreichischen Geschichte den Herzog ebenfalls als lebend bezeichnet. Aus diesen und noch anderen Beweisen folgert Mayer, dass die unter dem Namen Hagen, der nur ein Abschreiber sei, bekannte Chronik eben Johann den Seffner zum Verfasser habe. Man könnte nun wohl mit Recht die

Frage erheben, warum der Matthäus des Gundelfingen keine Beachtung verdiene, ist aber aus Mangel an direkten Nachweisen dazu verurteilt, den Verfasser als bis jetzt nicht ermittelt anzusehen und sich mit dem so ziemlich in der Luft schwebenden Seffner oder Gregor Hagen weiter zu behelfen. Jedenfalls genoss die Chronik Seffners früher ein grösseres Ansehen, wie heute. Freilich ist sie der Form nach nicht ungeschickt, sondern hat lebendige Sprache, welche an passender Stelle durch Kernworte und Humor wirkt. Als guter Oesterreicher nennt der Verfasser die Schweizer hämisch ein Bauernvolk, ein Abt von Admunt mag sich für den „kundigen Fuchs" bedanken; dass die Weiber schon um 1400 lange Zöpfe und kurzen Sinn hatten, erfahren wir ebenfalls.

Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts ist das Werk unselbständig, da seine Quellen grösstenteils nachgewiesen sind: von da ab bis zum Schluss bringt es zwar eigene Nachrichten, besonders zur Schlacht von Sempach (Kleissner), aber auch hier ist der wirkliche Gewinn nicht hoch anzuschlagen. „Das Gelesene aber und Erlebte zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden, hat der Verfasser nicht verstanden. Eine tiefere historische Auffassung findet sich nirgends, selten tritt er mit seiner eigenen Anschauung hervor." Dagegen ist das Werk von entschieden litterarischer Bedeutung, da die vom Verfasser gewiss selbst erfundenen Nachrichten von dem Ursprunge Oesterreichs als höchst eigenartige und daher wissenswerte von späteren Geschichtschreibern aufgenommen wurden.

Hier ist ferner Heinrich von Gundelfingen zu nennen, dessen *Historia Austriaca*, —1476,[132]) ihr ganzes erstes Buch mit der Urgeschichte Oesterreichs füllt und sich hierbei stilum ac calamum parum immutando an Seffner lehnt; wir können daher dieses übergehen. Dagegen ist das zweite Buch Gundelfingens, soweit es die Urgeschichte der Habsburger enthält, wieder von grossem litterarischem Interesse:

nach ihm stammen die Habsburger aus dem römischen Geschlechte der Perleonen, welches wieder auf Cäsar zurückgeht. Zuerst, um 1350, bringt diese Nachricht Matthias von Neuenburg, bald darauf schon die Züricher Chroniken des Sprenger und Klingenberg, dann unser Gundelfingen (1476), aus dem wieder die österreichischen Chronisten des 16. Jahrhunderts schöpften. Indem wir nun die älteren Ansichten über die Entstehung dieser Geschichte, besonders die Untersuchungen des Abtes Seifried von Zwetl, übergehen und hierfür auf Kollar verweisen, hält Lichnowsky in seiner Geschichte des Hauses Habsburg Matthias für den Erfinder. Schmidt von Tavera in seiner Bibliographie des österreichischen Kaiserstaates nennt den Züricher Ulrich Krieg zum Adler, den Zeitgenossen Rudolfs, als Quelle des Matthias. Neuerdings hat Rieger, dem auch Lorenz, Wichert u. a. zustimmten, eine eingehende Untersuchung über Heinrich von Klingenberg († 1306) und die von ihm geschriebene, aber verlorene Geschichte des Hauses Habsburg veranstaltet und ist durch Vergleichung der einzelnen Berichte zu dem Ergebnis gekommen, dass Matthias und Gundelfingen direkt und unabhängig von einander, die Züricher Chronisten aber aus einer verlorenen Bearbeitung dieses Klingenbergschen Werkes, welche im 15. Jahrhundert entstanden sei, geschöpft hätten: das verlorene Werk sei vor 1278 zu setzen, vor die Schlacht auf dem Marchfelde. Damals habe es gegolten, gegenüber den Verdächtigungen Ottokars in dessen Briefen an den Papst, als sei Rudolf ein comes minus idoneus und sein Geschlecht arm und unangesehen, ein Gegengewicht zu schaffen, und so habe der gelehrte Klingenberger mit vollem Bewusstsein diese Abstammung erfunden und in die Welt gesetzt. „Als Antwort auf die Herabsetzung ging aus Rudolfs Kanzlei die Geschichte des Hauses Habsburg hervor: als Antwort auf die Verspottung des armen Geschlechtes wurden die Stammsagen in die Welt gesandt und deshalb die Ab-

kunft von den Römern erfunden und verbreitet.“ Wir haben uns in der Klingenberger Frage der Ansicht angeschlossen, dass eine jetzt verlorene Historia comitum Habsburgensium geschrieben ist, und finden Riegers Ansicht, dass in dieser die römische Abstammung der Habsburger vorkäme, in Rücksicht auf die Anschauungen der damaligen Zeit, welcher das Seltsamste gerade am liebsten war, wohl erklärlich. Ob aber diese Historia nur zu den angegebenen Zwecken verfertigt wurde, ist so wenig zu beweisen, als die Lösung der Frage› aus welchen Gründen der Schweizer Albert von Bonstetten (um 1500) in seiner Austria sacra die Habsburger von den Scipionen herleitet. Vielleicht wollte letzterer, ein Hofkaplan Maximilians, dem am Hofe des Herzogs Sigismund zu Innsbruck bekannten Gundelfingen nicht nachstehen und erfand den Zusammenhang mit den noch berühmteren Scipionen. Das Vorhandensein der Historia als Urquelle besonders für Matthias, die Züricher Jahrbücher und Gundelfingen leugneten Rauch, Wenck und zuletzt Thiel. Letzterer unterzieht die Riegersche Beweisführung einer eingehenden Kritik und meint, dass die Habsburger Sagen hauptsächlich auf Matthias von Neuenburg, lebendige Ueberlieferung, Königshofen zurückgingen, dass besonders Gundelfingen mit lebhaftem Geschicke die römische Abstammung des Geschlechtes aus mehreren Quellen, Matthias und Otto von Freising, zusammengeschweisst habe, dass endlich, wenn man eine gemeinsame Unterlage annehmen wolle, diese in dem von Cuspinian erwähnten, verlorenen Libellulus de facetiis Rudolfi gesucht werden müsse; dasselbe sei mittelbar oder unmittelbar benutzt.

Wir wollen die scharfsinnigen Ausführungen Thiels hoch anschlagen, glauben auch, dass dieselben den Ausgangspunkt einer neuen Untersuchung der Klingenberger Frage bilden werden, billigen aber nicht, dass er die Angabe des Manlius, er besässe die Klingenberger Chronik, ohne Beweis

als falsch betrachtet und den Manlius eine Identificierung mit den Züricher Jahrbüchern begehen lässt.

Heinrich von Gundelfingen nennt sich in der Vorrede seines Werkes einen Konstanzer von Geburt, war aber Magister artium und Kaplan zu Freiburg in der Schweiz. Sein Werk ist Herzog Sigismund von Tirol gewidmet, welcher in allen Vorreden, der allgemeinen wie denen, welche den einzelnen Büchern vorangesetzt sind, in kriechender, abstossender Weise gelobt wird. Mögen die mäcenatischen Verdienste des Herzogs gewesen sein, wie sie wollen (Lorenz), jedenfalls sind Gundelfingen wie später Bonstetten Vertreter der litterarischen Beziehungen zwischen dem östlichen und westlichen Alpengebiete; beide beweisen, dass der österreichische Name in der Schweiz noch am Ende des 15. Jahrhunderts guten Klang hatte. Man thut am besten Gundelfingens ganzes Werk von diesem Standpunkte aus zu beurteilen; eine geschichtliche Quelle ist es keineswegs.

Wir hatten bei Besprechung der Quellen Seffners bemerkt, dass diesem ein „Buch von dem Ursprung der durchlauchtigen Fürsten von Oesterreich“ für diejenigen Nachrichten vorgelegen habe, welche er in Ottokars Reimchronik nicht fand. Diese Chronik der Habsburger, das Chron. Königsfeldense, entstand im Kloster Königsfelden am Fusse der Habsburg, ist zwar verloren, aber ausser von Seffner noch von dem „Lehrmeister“ Clevi Fryger von Waldshut 1442 in einen Auszug gebracht worden. Es bestand, wie Fryger bemerkt, aus zwei Büchern mit dreissig, beziehungsweise einunddreissig Kapiteln und reichte im ersten Teile von 1251 bis zur Gründung von Königsfelden, während der zweite die Geschichte der Tochter Albrechts I., Anna, Königin von Ungarn, enthielt. Die Arbeit Frygers, ebenfalls *Chron. Königsfeldense*[133]) genannt, beginnt auch mit Konrad IV. (1250), geht aber sofort zu Rudolfs Wahl über, die nach ihm deshalb erfolgte, weil der Habsburger die „Kurfürsten“ von

seiner „Manheit und Grossmütigkeit“ überzeugte, zu welchem Schritte ihn Heinrich von Ysin (Jsny), Bischof von Basel, bewogen haben soll. Stellt schon diese Nachricht den wahren Sachverhalt auf den Kopf, so bringt doch die Chronik zuerst jene von Schiller unsterblich gemachte Begegnung Rudolfs mit dem Priester, allerdings in einfachen Worten, während schon Seffner ihr diejenige epische Breite verleiht, welche in Schillers Ballade wiederkehrt. Die folgenden Seiten handeln von der Genealogie der ersten Habsburger, den Töchtern Rudolfs, seinem Sohne Albrecht I., dessen Frau Elisabeth, ihrer Rache an den Mördern des Gemahls und der Gründung des Klosters Königsfelden, welche aus Anlass der Ermordung erfolgte. Unter den zahlreichen Kindern Albrechts interessiert den Chronisten die Königin Agnes von Ungarn († 1364), deren Mildthätigkeit und Güte besonders gepriesen wird.

Die verlorene Königsfeldener Chronik ist von Seffner mehr ausgeschrieben, als von Fryger, so dass dessen Herausgeber Gerbert zu der Ansicht gelangen konnte, letzterer habe die Chronik Seffners benutzt. Mayer hat dagegen das wirkliche Verhältnis, die gemeinsame Vorlage einer verlorenen Urschrift, unumstösslich festgestellt; diese ist jedenfalls nach 1364, dem Tode der Königin Agnes, entstanden. Die Quellen derselben waren für die letzten Zeiten mündliche Ueberlieferung und persönliche Kenntnis. Für ältere Zeiten beruft sie sich auf Chroniken, nach Thiel die des Matthias von Neuenburg, Ellenhard und H. v. Winterthur.

Thomas Ebendorfer.[134])

Der bedeutendste Geschichtschreiber für die Landesgeschichte Oesterreichs ist unstreitig Thomas Ebendorfer, gewöhnlich nach seinem Geburtsorte von Haselbach genannt. Geboren 1387, aus bürgerlicher Familie, schickte der Vater den talentvollen Knaben schon 1405 zur Wiener Uni-

versität, welche kurz vorher, 1365, gegründet war und deren Zierde Ebendorfer werden sollte. Schon 1412 war er Docent zuerst der nach heutigen Begriffen philosophischen, damals artistischen Fakultät, wurde dann Dekan und 1423 zum ersten Male Rektor; daneben las er in der theologischen Fakultät. So kommt es, dass Ebendorfers Werke beiden Disciplinen angehören, der grösste Teil allerdings der Theologie, welcher er sich zuletzt fast ganz widmete. Daneben verwaltete er eine Pfarrei, war Beichtvater des Klosters von St. Jakob und soll ein hervorragender Kanzelredner gewesen sein. Der Wahrung der Universitätsinteressen widmete sich Ebendorfer in besonderem Masse: er hatte die Führung in allen wichtigen Angelegenheiten der jungen Hochschule, welche ihn besonders zum Vertreter bei dem Baseler Konzil ernannte. Zum Fürstenhause trat er ebenfalls in nahe Beziehungen, die aber später so sehr erkalteten, dass Friedrich III. Ebendorfer die Professur nehmen wollte. Damals aber zeigte sich die Universität dankbar, indem sie ihrem gewandten Vertreter, unermüdlichen Vorkämpfer und beliebten Senior gegebenen Falles eine Stelle in der allerdings dem Range nach dritten Fakultät, der medizinischen, übertragen wollte. Zwar wurde der öffentliche Bruch vermieden, die innere Entfremdung aber grösser, als der Kaiser seinem Neffen und Mündel Ladislaus, dem Könige von Ungarn und Böhmen, auch die selbständige Verwaltung Oesterreichs übertragen musste und nach Ladislaus' Tode 1457) der Erbstreit ausbrach, wo Ebendorfer die neutrale Stellung der Universität durchsetzte. Diese Haltung zerstörte den letzten Rest von Vertrauen und Freundschaft zwischen dem argwöhnischen Kaiser und dem furchtlosen Ebendorfer. Weitere Folgen aber hatte dieser Zustand nicht: der Chronist starb 1464, siebenundsiebzig Jahre alt.

Wenn wir die lange Reihe von ungedruckten Schriften durchlesen, deren Titel Pez, dazu noch unvollständig, veröffentlichte, so fragen wir, woher der so vielfach beschäf-

tigte Mann die Zeit zu deren Anfertigung genommen hat. Er gehört nach dem Urteil massgebender Forscher (Birk, Aschbach) zu den besten Theologen seiner Zeit, dessen exegetische Schriften besondere Erwähnung verdienen. Hier beschränken wir uns auf die geschichtlichen Erzeugnisse Ebendorfers. „Vor ihm betrieb keiner von den Universitätslehrern in Wien die historischen Studien: weder die Landesgeschichte noch irgend ein Teil von anderen Historien war von ihnen überliefert oder erläutert worden. Ebendorfer war der erste an der Hochschule, der in beiden Richtungen für eine Disziplin thätig war, die durch ihn zunächst in den Kreis der Wissenschaften eingeführt wurde, so dass sie dann von Universitätslehrern Beachtung und Pflege erhielt."

Sein *Chron. Austriacum*[135]) behandelt die Geschichte Oesterreichs bis zur Geburt des Ladislaus Posthumus (1440); so weit wenigstens reichen die drei Bücher, in welche Ebendorfer seine Chronik überhaupt einteilen wollte. Er sagt in der Vorrede zuletzt: Hanc igitur chronicam in tres decrevi secare libros. Primus erit de incolatu Austriae per infideles, tam gentiles quam Judaeos; secundus de statu eius temporis, quo Christi fides floruit in eadem, usque ad tempora, quibus clarus iste sanguis de Habsburg eiusdem sibi praedicat principium; tertius vero et statum et processum ab eorundem ingressu usque haec tempora (bis auf seine Zeit) declarabit. Pez druckt aber dann noch ein viertes Buch ab, welches bis 1463 reicht, und ein fünftes, welches dieses Jahr bis zum 7. Dezember, also fast bis zum Tode des Verfassers selbst fortführt. Aschbach sucht sich auf folgende Weise bei der Erklärung dieses eigentümlichen Verhältnisses zu helfen, indem er Buch 3—5 zu einem Ganzen vereinigt und bemerkt: In Beziehung auf den dritten Teil aber trat die Aenderung ein, dass er ihn in drei besondere Bücher (3. 4. 5.) schied, welche dann von 1340—1363, wie oben bemerkt, fortführen. Mit dieser Ansicht hat sich die neuere Forschung (Pribram,

Lorenz) nicht befreundet. Lorenz schreibt: „Nun (1340) folgt in den Handschriften noch ein viertes und fünftes Buch, welche beide sofort einen anderen Charakter erkennen lassen, und bei denen es zweifelhaft erscheint, ob Ebendorfer sie selbst seiner Chronik in dieser Form angeschlossen hat. Die handschriftliche Grundlage der Prüfung giebt leider keinen Anhaltspunkt, gestattet aber die Bemerkung, dass es Abschriften gab, welche nicht aus fünf Büchern bestanden. Wir wollen indes über die Frage nicht endgültig entscheiden. Nach unserer Ansicht rührt die Vorrede zum 4. Buche nicht von Ebendorfer her, sondern wurde von dem Herausgeber seines Nachlasses hinzugefügt, um die Kollektaneen des berühmten Verfassers in eine dauernde Verbindung mit dem Hauptwerke zu setzen. Thatsächlich hat man es demnach mit zwei verschiedenen Teilen zu thun, mit einer österreichischen Universalchronik in vollkommen ausgearbeiteter Erzählung (Buch 1—3) und einem Nachlass des Verfassers (Buch 4—5), bestehend aus tagebuchartigen Aufzeichnungen und Herzensergiessungen, poetischen Versuchen und Gelegenheitsreden, Akten und gesammelten Zeitungsblättern und dazwischen endlich einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Konzepten zu etwaiger Fortsetzung seiner österreichischen Chronik."

Jedenfalls ist es unmöglich ein Urteil über die Zusammensetzung der Chronik abzugeben, so lange nicht alle Handschriften, besonders noch eine Münchener, verglichen und nachgewiesen wird, was fortlaufende Erzählung ist und in welchem Verhältnis diese zu den von Pez eingedruckten Zusätzen (Additio u. s. w.) sowie zu dem im vierten und fünften Buche gegebenen Stoffe steht. Da aber die Erzählung bis Ende 1463 läuft und Ebendorfer 1464 starb, so scheint die Sache darauf hinauszulaufen, dass die in den ersten Teilen vollzogene Ueberarbeitung für die zwei letzten Bücher nicht mehr gemacht werden konnte, falls die Zusätze

überhaupt von Ebendorfer herrühren. Die Urgeschichte Oesterreichs ist nicht gedruckt, soll aber mit Seffners Chronik zusammenfallen, in der Weise, dass Ebendorfer bei weitem selbständiger arbeitet, als Gundelfingen. (Lorenz). Der geschichtliche Teil ist gegenüber den Leistungen der früheren Geschichtschreiber entschieden als Fortschritt zu betrachten, aber selbst da, wo Pez den Druck beginnt, nicht frei von Sage und gelehrter Erfindung.

Grundlage der österreichischen Chronik ist die Uebertragung des Landes an den Babenberger Leopold (976) durch Otto II. Wir wollen den genealogischen Untersuchungen Ebendorfers für die ersten Zeiten des Fürstengeschlechtes nicht nachgehen, fürchten aber, dass die vielen strenui, fortes, victoriosi, formosi Herzöge und deren Abkömmlinge gerade so in der Luft schweben, wie die Privilegien Cäsars, Neros, Heinrichs IV., welche er ganz ernsthaft für die österreichische Geschichte anzieht. Das dritte Buch beginnt mit Rudolf und ist ganz habsburgisch gehalten, erzählt auch nur Reichsgeschichte, wo die Habsburger Partei sind. Selbstverständlich gewähren diejenigen Ereignisse am meisten Interesse, die der erfahrene und vielgewandte Verfasser selbst erlebte; das 15. Jahrhundert ist daher geschichtlich am besten zu verwerten, wenn ihm auch die Ueberarbeitung fehlt. Jedenfalls aber giebt Ebendorfer hier Beiträge, welche für die Landesgeschichte unentbehrlich und bei seiner Stellung zu Friedrich III., seiner Bildung von hohem Werte sind.

Ueber die Quellen des Werkes hat besonders Zeissberg gehandelt. Ebendorfer versäumte niemals Erkundigungen aller Art einzuziehen, nennt auch seine Gewährsmänner; sich und den eigenen Erinnerungen aber traut er am meisten, die oculata fides geht ihm über alles. Er hat Recht; denn was ihm auf dem Baseler Konzil ein schwedischer Bischof über die Urgeschichte der nordgermanischen Völkerschaften, der Gothen und Trojaner, mitteilt, ist kindlich. Hauptquelle

war selbstverständlich die Chronik Seffners, die österreichischen Annalenwerke sind erkennbar, die Benutzung von Urkunden ist erwiesen. Ebendorfer hat auch, wie wir schon oben bemerkten, jedem österreichischen Herzoge einen ehrenden Beinamen gegeben; unbekannt ist es aber, wem er hierbei folgt oder ob er nicht selbständig diese Neuerung in so ausgiebiger Weise einführte. Wurde somit der ältere Teil der Chronik aus Quellen geschöpft, welche jeder Beglaubigung ermangeln, so kann man vom 13. Jahrhundert ab den Wert derselben entschieden höher bemessen und dem Verfasser mit mehr Vertrauen folgen, muss aber nie vergessen, dass er eigentlich kein Geschichtschreiber war, sondern den gefundenen Stoff mehr zusammenstellte, als zusammenschweisste und innerlich verband. Besonders von der Zeit ab, wo die Verwertung des gesammelten Stoffes begann, scheint Ebendorfer die Fähigkeit zu mangeln, diese Aufgabe zu lösen. Wir sagen: Es scheint: denn nicht wahrscheinlich ist es, dass die textlich so wenig erfreuliche Ausbabe von Pez ein richtiges Bild der Thätigkeit Ebendorfers verleiht: ein neuer Druck auf Grund umfassender handschriftlicher Vergleichung wird uns den fleissigen Mann in anderer Beleuchtung zeigen und sein Werk als mehr einheitliches erweisen (vgl. darüber Pribram, welcher uns diese Hoffnung fast nimmt). Jedenfalls aber ist Ebendorfer der beste Geschichtschreiber für die österreichische Fürsten- und Landesgeschichte, sein Werk die ergiebigste Quelle.

Seine Kaiserchronik, *Chron. reg. Romanorum*, —1463,[136]) welche früher willkürlich Liber augustalis genannt wurde, ist heute in einwandfreier Ausgabe von Pribram veröffentlicht und besprochen. Wir stimmen dem Herausgeber auch zu bei seinem Verfahren, die ersten fünf Bücher nicht abgedruckt, sondern sich auf Teile von Buch 6 und 7, die Zeit von Karl IV. ab, beschränkt zu haben. Seine Ansicht, dass ein vollständiger Abdruck früherer mittelalterlicher Quellen,

des 8. oder 10. Jahrhunderts, erwünscht sei, möchten wir verstärken; bei diesen ist behufs Vergleichung des so dürftigen Stoffes ein solches Verfahren geradezu notwendig und mit Recht in den Monumenten geübt. Die Abfassung der Chronik fällt nach handschriftlicher Bemerkung in die Jahre 1449 bis 1450 und sollte sich ursprünglich auf sechs Bücher beschränken, ist aber um eines erweitert worden. Im Wiener Kodex führt die Erzählung zunächst von Buch 1—6, von den Assyriern bis 1450; eine tagebuchartige Forsetzung läuft weiterhin bis 1453, und dann folgt Buch 7, bestehend aus einer zweiten, aber kürzeren Kaiserchronik und einer wieder tagebuchartigen Fortsetzung von 1452—1463. Infolgedessen ist das siebente Buch erst 1463 ganz abgeschlossen. Der Londoner Kodex enthält alle 7 Bücher nacheinander, aber ohne die tagebuchartigen Fortsetzungen, und bringt manche Randnoten des Wiener Kodex als Text. Daraus erhellt, dass der Londoner Kodex für den Kaiser Friedrich III., der Ebendorfer ja zur Abfassung bewog, bestimmt war und sich als Ueberarbeitung des Wiener Kodex erweist, der noch sonstige Schriften Ebendorfers enthält. Der Wiener Kodex ist später nochmals mit Randnoten versehen, die natürlicherweise wiederum nicht in den Londoner übergingen, aber als dritte Redaktion angesehen werden müssen. „Was Ebendorfer mit seinem Werke vor hat, sagt die Vorrede: Er will zu schildern versuchen divae memoriae Romanorum reges praedecessores, qui suis laude dignis actibus, dum in hac vita habenas terreni gubernassent imperii, se dignos effecerunt Christo aeterno regi conregnare perhenniter in gloria celesti.“ Der Kaiser wollte eben die Thaten grosser Männer studieren, um aus ihnen zu lernen; daher die mehr biographische Form des Werkes. Deswegen erzählt Ebendorfer im ersten Buche die vorchristliche Zeit bis Oktavian, besonders das Leben des Cyrus, Alexander und Cäsar, hebt also die bedeutendsten Persönlichkeiten des Altertums heraus. Die folgenden Bücher

sind ebenfalls so angelegt; Konstantin ist ihm besonders lieb, Neros Charakter bloszustellen behagt ihm. Dann folgen die Merowinger, Karl der Grosse u. s. w.; das sechste reicht vom Interregnum bis 1450. Aus ihm druckte Pribram den Teil von Karl IV. bis zum Schluss ab.

Was wollte Ebendorfer mit dem siebenten Buche, welches neben der tagebuchartigen Fortsetzung nochmals eine kurze Kaiserchronik enthält? Pribram hat die Frage dahin beantwortet, dass Ebendorfer den Auftrag des Kaisers praemissa (die Chronik) cum paucorum additamento sub quodam epilogo describere, imprimis originem Romanorum digerere et cum numero scismatum ecclesiae in hoc septimo tomo glutinare, ausführen wollte, die Römergeschichte im siebenten Buche auch erweitert hat, dagegen den zu umfangreichen Stoff der Kirchenspaltungen fortliess und später in einem eigenen Werke beschrieb. Dasselbe ereignete sich, als Ebendorfer im siebenten Buche die österreichische Geschichte behandelte. Dieselbe ist von 1273—1330 sehr ausführlich, von 1348—1450 aber auf nur zwei Folien behandelt. Während der Ausarbeitung wuchs ihm nämlich der Stoff zur österreichischen Geschichte so sehr, dass er den Gedanken, sie als siebentes Buch der Kaiserchronik folgen zu lassen, mit dem Jahre 1330 aufgab, dann allerdings die Zeit 1348 bis 1450 kurz hinzufügte, aber nebenbei seine schon oben besprochene Oesterreichische Chronik als selbständiges Werk verfasste, was er früher nicht vorgehabt hatte. Thatsächlich ist auch das Chron. Austriae erst 1452, zwei Jahre später, entstanden, als die Kaiserchronik.

Hauptquelle der älteren Zeiten ist Otto von Freising, so zwar, dass Ebendorfer hier abschreibt, dort umändert, oft auch aus Hugo von Fleurys Chronik hinzufügt, die ihm aber nur in der Kompilation des Vincenz von Beauvais vorlag; ferner ist Martin von Troppau, diese Urquelle des Mittelalters, stark ausgeschrieben. Er benutzte Sigebert von

Gembloux, nicht dessen Fortsetzungen, dann Frutolf von Bamberg, die österreichischen Annalenwerke, besonders die Melker und Salzburger, aber auch deren anderweitige Fortsetzungen. Von 1273 ab ist Johann von Victring besonders herangezogen, die Chronik Seffners, Heinrich von Rebdorf und Andreas von Regensburg. Alle diese Gewährsmänner hat er nun nicht einfach abgeschrieben, sondern das für ihn Wichtige ihnen entnommen, mit anderen Quellen vermischt und so sich eine gewisse Selbständigkeit bewahrt. (Pribram).

Diesen Ueberblick zeigt Ebendorfer besonders in den sog. Directiones, kurzen, zusammenfassenden Charakteristiken, welche jedem Herrscher folgen. Es geschah deshalb, damit der Kaiser, für den das Werk geschrieben wurde, die wichtigsten Ergebnisse der geschichtlichen Forschung, Urteile über Personen und Zustände, in bequemer Weise zur Hand hatte, falls ihn die Lust anwandelte sich zu unterrichten. Daher sind diese Schlussbemerkungen so recht geeignet, zur Charakteristik des Verfassers beizutragen, da dieser in ihnen offen und ohne Hehl seine Ansichten über weltliche und kirchliche Dinge aussprach.

Die Kaiserchronik als Ganzes ist grösstenteils wertlos, soweit sie auf bekannten Quellen aufgebaut wurde, welche meistens ohne Kritik abgeschrieben sind. Nur selten regt sich ein Zweifel, falls die Auswahl zu widersprechende Nachrichten brachte. In diesem Falle folgt Ebendorfer ruhig demjenigen, der ihm am glaubwürdigsten erschien, drückt aber seinen Zweifel an der Wahrheit sonstiger Ueberlieferung meistens nicht in entschiedener Form aus. Das lag seiner vermittelnden Natur durchaus fern, und deswegen kann man ihn auch nicht einen Geschichtschreiber, sondern mit grösserem Recht einen Kompilator nennen. Dagegen ergänzen sich die Nachrichten der Kaiserchronik und des Chron. Austriacum über österreichische Geschichte zu einer Quelle, welche reichlich fliesst und besonders durch bisher unbe-

kannte Urkunden wertvoll genannt werden muss. Der Chronist wird also stets einen ehrenvollen Platz behaupten, zumal in seinen Werken das Urteil eines gereiften Mannes zu Tage tritt.

Die Wiener Universität schickte Ebendorfer 1431 als ihren Vertreter zu dem Konzil von Basel (1431—49), welches die kirchliche Reformation und besonders eine Einigung mit den durch Waffengewalt nicht zu besiegenden Hussiten erreichen sollte. Da Ebendorfer streng orthodox und seinen Weisungen entsprechend gegen eine Aussöhnung war, wurde er 1434 abberufen, nahm aber später an weiteren Verhandlungen teil. Ueber diese hat er uns ein *Diarium*[137]) hinterlassen, teils Akten, teils Aufzeichnungen, welche von den Forschern als höchst wichtige Quelle für das Baseler Konzil geschätzt werden. Besonders ausgearbeitet wurde die Gesandtschaft nach Prag (1433), tagebuchartig erscheint der Rest bis 1436. Es ist nun die Ansicht ausgesprochen worden (Zeissberg, Lorenz), dass Ebendorfer diese Aufzeichnungen seinen Chroniken einverleiben wollte, aber dazu nicht Zeit und Musse gefunden habe.

Noch nicht gedruckt ist der ganze Rest Ebendorferscher Schriften, unter denen uns eine *Geschichte der Päpste*,[137a]) welche bis auf seine Zeit fortführt, am meisten interessieren könnte. Nach Lorenz, der sich auf briefliche Mitteilungen Pribrams stützt, ist der für Exegese massgebende Professor in der Kirchengeschichte ein Dilettant, welcher wahrscheinlich gegen die „hussitischen Irrtümer“ nicht so streng gewesen wäre, wenn er schon in früherer Zeit die Päpste besser kennen gelernt hätte. Die Quellen des Werkes hat neuerdings Levinson untersucht.

Zeissberg und Pribram beurteilen Ebendorfer besonders als Geschichtschreiber, Aschbach als Professor und thatkräftigen Verfechter der Universität, Lorenz hauptsächlich sein Verhältnis zu der Geschichtschreibung des Mittelalters überhaupt. Er war ein ungewöhnlicher Mann, der furchtlos seine

Ueberzeugung verfocht, aber zuletzt mit allen Kreisen, ausser der Universität, sich verfeindete. Indessen ist dieses Verhältnis nicht deshalb entstanden, weil Ebendorfer etwa intriguierte, sondern unfähig war, seine Anschauungen zu wechseln oder gar auf Befehl anderen anzupassen. Der gewandte Hofhistoriograph Cuspinian freilich beschimpft ihn gröblich und wirft ihm Verrat an Friedrich III. vor. Als Geschichtschreiber steht er hoch, insofern von ihm der ganze auf österreichische Landesgeschichte bezügliche Stoff gesammelt und zu einem Ganzen vereinigt wurde. Dass er dabei mit Kunst und Kritik verfahren hat, kann man nicht behaupten, aber seine Art der Darstellung ist ruhig, wenn auch schwerfällig; man hat, wie auch Pribram offen gesteht, Mühe, in seine Perioden sich einzulesen. Die Manuskripte vermachte er der Universität, allerdings nicht deshalb, weil er fürchtete, ne nugae illae (über den Kaiser) redarguerentur, sondern damit die Werke an einem sicheren Ort aufbewahrt werden sollten (Aschbach).

Von 1464 bis Ende des Jahrhunderts[138]) begleiten uns von österreichischer Seite nur die Melker Jahrbücher, das erst im 16. Jahrhundert entstandene, dürftige *Chron. Salisburgense* (—1495), teils Kompilation, teils minderwertige Annalistik eines unbekannten Verfassers, sowie eine Reihe sog. Chroniken, dürftige, windige Aufzeichnungen, welche meistens bei Pez abgedruckt sind. Erwähnenswert wäre nur das *Anonymi Mellicensis breve Chron. Austriacum* (1438—1468), welches über Friedrich III. dankenswerte Nachrichten bringt, sowie die Chronik eines Ungenannten, auch *Oesterreichische Chronik*[139]) (1454—1467) genannt, „eine Quelle von eigentümlichem Gepräge und stofflicher Eigentümlichkeit, die der des Ebendorfer im einzelnen weit überlegen erscheint“ und auch Zuverlässigkeit beansprucht. Dennoch wäre es um unsere Kenntnis österreichischer Landes-

geschichte schlecht bestellt, wenn nicht Ausländer den Mangel ersetzten. Es sind polnische und ungarische Geschichtschreiber, besonders aber der Italiener Enea Silvio in seiner Geschichte Friedrichs III., der Baier Arnpeck und der Kärntner Pfarrherr Jakob Unrest. Wir verweisen Enea Silvio an andere Stelle und ziehen hier nur Arnpeck und Unrest heran.

Die wichtigsten Angaben über Arnpecks Leben haben wir schon bei Besprechung seiner bairischen Chronik gegeben. Wann das *Chron. Austriacum*,[140]) welches „vom Jahre 810 nach der Sintflut" bis 1488 reicht, verfasst wurde, kann man nicht bestimmen. Jedenfalls ist es als Quelle wertlos. Denn abgesehen davon, dass Arnpeck die Fabeln, welche die Seffnersche Chronik über die österreichische Urgeschichte bis zu den Babenbergern (976) bringt, getreu und ohne Kritik übersetzt, liegen die sonst benutzten Quellen offen, so dass der eigene Anteil des Chronisten nicht gross ist. Auch seine Unselbständigkeit steigert sich fast zur Unfähigkeit einer einheitlichen Darstellung. Im Berichte über die Schlacht bei Mühldorf sind drei verschiedene Darstellungen benutzt, die sich sogar teilweise widersprechen (Leidinger). Von einer Sichtung des Stoffes ist hier noch weniger die Rede, als in der bairischen Chronik, und während Arnpeck in letzterer mehr die früheren, gleichzeitigen Qellen zu Rate zieht, begnügt er sich für das zweite Werk „mit den ihm naheliegenden Chronisten und Kompilatoren seines Jahrhunderts, die ihm seine Arbeit bequem machten". Es lag nun nahe, Enea Silvios Geschichte Friedrichs III. für die eigene Zeit heranzuziehen; aber diese gute Quelle ist ihm gar nicht bekannt, und so müssen wir uns mit den Nachrichten behelfen, welche ihm von jetzt unbekannten Gewährsmännern überliefert wurden. Sind wir demnach stets zur Vorsicht gemahnt, so wollen wir anderseits wieder dankbar sein, dass uns ein wenn auch unbeholfener und wenig kundiger Führer fast an die Schwelle des neuen Jahrhunderts geleitet.

Der letzte Gewährsmann ist Jakob Unrest, Pfarrer zu St. Martin am Techelsberge in Kärnten, welcher aber in der Regensburger Diöcese zwischen 1420—1430 geboren war; sein Tod erfolgte 1500. Einfach und einsam mag dem Pfarrherrn das Leben dahingeflossen sein, aber er besass einen regen Geist; davon zeugen seine geschichtlichen Werke, zu denen er lange Jahre den Stoff gesammelt haben muss.

Besonderen Wert hat das deutsch geschriebene *Chron. Austriacum*,[141]) welches die Zeit von 1435 bis 1499 umfasst, aber, wie aus verschiedenen Stellen der Chronik und dem Charakter der einzig erhaltenen Handschrift in Hannover hervorgeht, nur ein Bruchstück ist; es fehlt sicherlich der erste Teil, welcher die Urgeschichte des Landes behandelt. Da aber dieser wahrscheinlich auf der Chronik Seffners beruht — Unrest spricht nämlich von Corrodancia, wie dort Oesterreich genannt wird — so ist der Verlust an sich kein geschichtlicher, sondern nur ein litterarischer. Jedenfalls wollte Unrest eine Geschichte seiner Zeit, besonders Friedrichs III. schreiben und legte sich durch Kompilation die Grundlage.

Krones hat die Chronik genau untersucht und festgestellt, dass sie in pragmatischer Weise „den Gang gleichartiger Ereignisse zusammenfasst, ausführliche Episoden einschaltet und dann wieder an Früheres die weitere Darstellung knüpft.“ Unrest erinnert sich oft selbst daran, die Erzählung zu unterbrechen und früher liegende Ereignisse zu erzählen, damit er den Faden nicht verliere, und bahnt sich in geschickter Weise den Weg zu Friedrich III., indem er von dem Gründer der österreichischen Hauptlinie, Albrecht III. († 1395) und der steiermärkischen Nebenlinie, Leopold III. († 1386), ausgeht und kurz die Genealogie der Hauptlinie bis auf Ladislaus Posthumus († 1457) fortführt; dessen Thaten will er beschreiben, „wann das an sein statt kumbt“. Ebenso führt er die von Leopold III. ausgehende Tiroler Linie bis zur Vormundschaft über Sigismund, endlich die steiermärkische

bis auf Friedrich III. Dieser ist sein Held. aber „wer des Leben schreyben oder lesen will, der mues unverdrossen sein. wann zu seinen Zeitten gross Sach geschehen sind.“ Das stimmt vollständig; wohl kein Fürst hat den Wechsel des Schicksals mehr erfahren, als dieser. aber auch niemand durch passiven Widerstand, rücksichtslose Politik, gepaart mit geduldigem Abwarten. mehr erreicht. Unrest erzählt uns besonders die Geschichte Oesterreichs und ist Hauptquelle für die Jahre 1468—1499. die Kämpfe mit den Ungarn, Türken und Böhmen: er führt uns nach Italien, an die Höfe von Mailand. Florenz, Neapel. besonders aber nach Westen zu Karl dem Kühnen. ist Quelle für Maximilians Jugend- und Jünglingsjahre, sowie für Friedrich III. Alle Lagen staatlichen und privaten Lebens beherrscht seine scharfe, aber doch besonnene Kritik; die Gräuel damaliger Kriegführung, welche in Kärntens stille Thäler drangen. weiss er so lebhaft zu schildern. wie die Pracht des Burgunders und die Folterqualen Savonarolas. Als Kind seiner Zeit glaubt Unrest an Wundergeschichten und erzählt merkwürdige Zeitereignisse, Anekdoten oder sagenhafte Histörchen. Verwundert fragt man sich: Woher hat der einfache Pfarrherr diese erdrückende Masse von Nachrichten, welche in ihrem Kern historisch sind und die Sonde wohl vertragen? Woher hatte er die Urkunden weltlicher und geistlicher Herrn. die er häufig benutzt? Er muss mit vielen Leuten in Verbindung gestanden haben, die ihm den Stoff mündlich oder schriftlich überlieferten. Besonders mündlich: häufig lesen wir: als man sagt. die gemayn sag was, nach sag aller und am maysten die der sach erkhundt sind. An schriftlichen Berichten standen ihm ausserdem Zeitungen und fliegende Berichte zur Verfügung, wie sie schon damals amtlich oder sonst verbreitet wurden.

Betrachten wir das Werk als Quelle unserer geschichtlichen Erkenntnis und als Kunstwerk. „Beiläufig vom

Jahre 1468/70 wird die Darstellung Unrests stoffreich und genau. Hier erscheint er als der lebensreife Mann, der wohlunterrichtete Zeitgenosse, welcher aus eigener Erfahrung und frischer Mitteilung schöpft, was sich daheim und in der Fremde ereignet. In der That, trotz seiner bescheidenen Lebensstellung und des damit gegebenen engeren Gesichtskreises reicht der Blick des Kärntner Pfarrers weit genug, und mit dessen Schärfe paart sich gesunder Verstand, schlichtes warmes Gemüt. Unrest ist kein Zögling der erblühenden humanistischen Bildung, der seine Darstellung an klassischen Mustern geschult, aber ein gewissenhafter, biederer Sinn für geschichtliche Wahrheit und Recht atmet aus den prunklosen Worten und lässt uns über manche einseitige Auffassung, irrige Ueberlieferung und die mitunter stark holpernde, ungelenke Sprache hinwegsehen" (Krones). Dabei sollen dem strenggläubigen Christen und guten Unterthanen nicht vergessen werden die scharfen Urteile über die Gebrechen der Kirche und Verweltlichung des Papsttums sowie die erbärmliche Haltung Friedrichs III. in den Wirren und Gräueln, welche seine charakterlose Politik grösstenteils heraufbeschwor.

In der Hannoverschen Handschrift, welche Krones entgegen seiner früheren Ansicht später (1880) als Urschrift Unrests bezeichnet, steht eine *Chronik Ungarns*,[142]) welche von den Hunnenzeiten bis auf König Geisa II. (1161) läuft und von demselben Forscher aus paläographischen und sprachlichen Gründen Unrest zugeschrieben wird. An seiner Urheberschaft ist also nicht zu zweifeln. Das Werk ist unbrauchbar, da sowohl die Urgeschichte der Hunnen, denen dann die Ungarn entwachsen, wie die geschichtlichen Zeiten in jeder Weise misshandelt werden. Krones hat sich die Mühe gegeben, den Inhalt des merkwürdigen Buches wiederzugeben, war aber gezwungen, fast jede Angabe desselben mit Ausrufungszeichen zu versehen und sein Missfallen an-

zudeuten. Indessen müssen wir Unrest in sofern entschuldigen, als er vielleicht mangels eigener Kenntnis ungarischer Geschichte sich zu sehr an seine Quellen gehalten hat, nämlich das sog. Chron. Budense, die Chronikenkompilation des Johannes Thuróczy sowie eine bisher nicht näher bekannte handschriftliche Chronik. Trotz aller geschichtlichen Unbrauchbarkeit des Buches ist es das erste, in welchem in deutscher Sprache nach ungarischen Quellen die Geschichte der Magyaren bearbeitet wurde, besitzt also wenigstens litterarische Bedeutung.

Als letztes Werk Unrests nennen wir seine *Kärntner Chronik,*[143]) welche ebenfalls in der Hannoverschen Handschrift von derselben Hand geschrieben sich befindet und von 764 bis (1335) 1360 läuft. Dasselbe kann man in drei Teile zerlegen, in eine nach unbekannten, schlechten Quellen behandelte Vorgeschichte, die 764 beginnt und bis zum Aussterben der Babenberger reicht. Schon der Herausgeber Hahn macht auf die Fabulae autoris aufmerksam', die der vernünftige Leser leicht bemerken könne. Indessen ist nicht alles erfunden, sondern die Darstellung bringt manches Geschichtliche und bietet „eine ganz eigentümliche Mischung von Wahrheit, Sage und Erfindung.“ Von Ottokar ab beginnt der zweite Teil, welcher bis zur Angliederung Kärntens an Oesterreich (1335) reicht. Krones nahm an, dass dieser geschichtliche Teil des Werkes auf der Reimchronik Ottokars beruhe. Freilich stimmt die Darstellung Unrests vielfach mit dieser überein, aber eine genauere Vergleichung der Teile bei Hahn (pag. 495—508), welche Ottokar und Rudolf behandeln, ergab als Hauptquelle die Seffnersche Chronik, so zwar, dass Unrest wörtlich abschrieb oder die Vorlage zusammenzog. Unrest ist habsburgisch gesinnt und steht durchweg auf Rudolfs Seite, erzählt daher auch, weshalb sich Ottokar unbeliebt machte, besonders die Verschwörung des Adels und die Auflösung seiner Heirat mit

Margarethe. Der dritte Teil ist der wertvollste und behandelt die alten Grafengeschlechter, Stifter und Edelleute Kärntens. Dieses dürre Gerippe, welches zwar nur Namen enthält, möchten wir nicht vermissen.

Nach Lorenz ist die Kärntner Chronik nur der Anfang und erste Teil der österreichischen: diese beiden wären also ein Werk, welches zufällig auseinandergerissen sei. Springt übrigens der chronologische Zusammenhang wirklich so sehr in die Augen? Es wird unseres Erachtens eine mehr gewaltsame Verbindung hergestellt, falls wir Lorenz folgen. Zudem verweist Unrest am Schluss der Kärntner Chronik geradezu auf das andere Werk; er sagt, die vorher berührten Ereignisse „vindet man gruntlich in der Oesterreichischen Cronicn geschribn“. Daraus folgt, dass Unrest dieses fertige Werk von dem gerade beendeten unterschied.

Für die Geschichte Kärntens und Steiermarks im 14. und 15. Jahrhundert gebricht es nicht an weiteren Quellen. Dieselben sind, wie z. B. die *Chronica der gefürsteten graven von Cilli*[114]) nicht allein hochinteressant, sondern auch ab und zu wertvoll für allgemeine Geschichte. Der Verfasser, ein einfacher Geistlicher, zeigt uns in pragmatisch zusammenhängender Darstellung den Aufschwung und raschen Verfall der mächtigen Cillier und fesselt den Leser durch einfache, schlichte Erzählung, einen „treuherzigen Chronikenton.“ Näher auf dieses wie andere Lokalwerke einzugehen müssen wir uns leider versagen. Jedenfalls aber blühte damals selbst in diesen entlegenen Ostmarken ein eigenartiges litterarisches Leben, dessen Pulsschläge allerdings in Deutschland nicht empfunden wurden.

Als Nachtrag zu den grösseren Werken österreichischer Landesgeschichte soll noch ein Erzeugnis Platz finden, welches nur ein Ereignis behandelt, aber wegen seiner Eigenart und Treue nicht fehlen darf. Der *Streit zu Müldorf*[145]) ist eine

ausserordentlich lebendige und zusammenfassende Erzählung des Kampfes zwischen Ludwig dem Baier und Friedrich von Oesterreich (1322). Der kurze Bericht gehört nach Boehmer zu den Perlen deutscher Geschichtschreibung und „ist um so beachtenswerter. da er zugleich eines der ältesten Denkmäler geschichtlicher Prosa in deutscher Sprache ist. Verfasser war ein Salzburger, womit seine Glaubwürdigkeit noch erhöht wird. da geschlagene Bundesgenossen scharfe Augen zu haben pflegen für auffällige Mängel in der Hauptführung.“ Lorenz denkt an einen amtlichen Bericht, dessen Hauptinhalt in der Erzählung wiedergegeben wurde, und hat deshalb mit Recht auf die ruhige, objektive Haltung derselben hingewiesen. Der Verfasser war. mochte er nun in amtlichem Auftrage oder aus Liebe zur Sache schreiben, ein Mann. der das Kriegshandwerk der damaligen Zeit genau kannte. In übersichtlichen, klaren Worten weiss er die einzelnen Momente des Kampfes hervorzuheben und die taktische Entwickelung desselben uns vor Augen zu führen.

Historische Volkslieder Oesterreichs.[146]) Es ist nicht unsere Aufgabe nachzuweisen, in welcher Weise und welchem Masse die kulturhistorische Entwickelung Deutschlands von der Dichtkunst aufgefasst und behandelt ist, wenngleich wir nicht verkennen, dass die Dichtungen eines Ulrich von Liechtenstein, die Pseudo-Helbingschen Satiren, die Spruch- und Wappendichter, welche in Oesterreich geradezu grossgezogen wurden, für eine umfassende Würdigung des 13.—15. Jahrhunderts vom höchsten Werte sind. Nur die historischen Volkslieder. d. h. Erzählungen und Schilderungen historischer Ereignisse, sollen herangezogen werden.

Ein am Niederrhein heimischer fahrender Sänger hat eine Reimchronik verfasst, von der uns nur zwei Bruchstücke vorliegen, welche die Böhmenschlacht, d. h. den Kampf Rudolfs und Ottokars (1278) und die Schlacht bei Göllheim (1298) behandeln. Lorenz nennt sie *Liliencronsche*

Fragmente, weil dieser bekannte Forscher zuerst auf die Zusammengehörigkeit der beiden Gedichte hinwies. Während letzteres Gedicht die Partei König Adolfs ergreift, steht Hirzelin, ein Schwabe aus der Gegend des Bodensees in seinem auch nur bruchstückweise erhaltenen Liede auf Seite Albrechts. „Eine eigentliche Schlachtbeschreibung ist das, was er giebt, nicht; Namen, Wagen und Anzüge schildert er, als ob es ein Turnier wäre.“ Während die Schlacht am Morgarten niemanden zu dichterischer Darstellung antrieb, wurde der Abfall des altösterreichischen Sempach (1385) schmerzlich empfunden: O Sempach! Wie schandlich sich din truewe brach, von dem dir nie laid geschach. Die 1386 erfolgende Schlacht hat dem bekannten Wappendichter Peter Suchenwirt, einem Oesterreicher (Gervinus, Kleissner), Veranlassung zu einem ausführlichen, aber geschichtlich nicht sehr zuverlässigen Gedichte gegeben, welches seinem Buche von den fünf Fürsten einverleibt wurde. An poetischer Kraft kann es sich mit den Schweizer Erzeugnissen nicht messen und ist mehr ein Trostgedicht, welches der voreiligen Flucht die Schuld der Niederlage zuschreibt. Liliencron hat es deswegen auch nicht als eigentliches Volkslied betrachtet und von seiner Sammlung ausgeschlossen. Die Ereignisse des 15. Jahrhunderts haben auf österreichischer Seite kein historisches Volkslied gezeitigt.

Ottokars Reimchronik.[147]) Am Anfange des 14. Jahrhunderts ist das Reimwerk entstanden, welches wegen seines gewaltigen Umfanges — es sind gegen 100000 Verse — sowie der Masse des in ihm enthaltenen Stoffes die Aufmerksamkeit und das Staunen der Forscher erregte. Dieses Riesenwerk behandelt die Zeit vom Tode Friedrichs II. bis 1309, umfasst also sechzig Jahre und zieht alle Länder und Landschaften in den Kreis seiner Betrachtung.

Vom Dichter wissen wir nur den Vornamen Ottokar, nicht aber seinen Hausnamen: die von Lazius beigelegte Benennung von Horneck ist seit der Untersuchung von Jacobi als „bodenlose Konjektur" aufgegeben. Ebenfalls unsicher ist sein Stand. Lorenz hält Ottokar für einen Ritter (?), nachdem schon Pez und Jacobi diese Abkunft bezweifelt hatten: Seemüller stimmt dagegen Lorenz zu und macht geltend, dass der Dichter den Bürger- und Bauernstand verachte, die ritterliche Geburt anderer stark betone, gerne höfische Feste schildere und den Wert der Ritter gegenüber Bauernheeren hervorhebe. Dagegen war er ein Laie und gehörte zu den fahrenden Leuten, wenngleich er sich hoch über sie stellt. Er ist Dienstmann des Grafen Otto II. von Liechtenstein († 1311), Sohnes des bekannten Minnedichters, und in Obersteiermark, wo seines Herrn Burgen lagen, geboren; sein Werk heisst daher auch wohl *Steirische Reimchronik*. Der Dichter ist um 1265 (Seemüller) geboren, erhielt den Unterricht des Meisters Konrad von Rothenberg und hat die Chronik zwischen 1305 und 1320 geschrieben, das meiste zwischen 1316—1318, arbeitete also fast fünfzehn Jahre an derselben. Während das Geburtsjahr durch Untersuchung des Inhalts der Reimchronik ungefähr festgestellt werden konnte, ist das Todesjahr des Dichters ganz unbekannt.

Sein Werk ist in keiner der acht Handschriften ganz überliefert. Daher kann auch die Urschrift nicht in einem Bande gestanden haben: derselbe wäre ein Ungetüm geworden, so unhandlich, dass sein Dasein nicht vorauszusetzen ist. Nach Art der handschriftlichen Ueberlieferung scheidet Seemüller vier Teile. 1) vom Anfange bis zur Erzählung vom Fall Akkons (1250—1291), gegen 45000 Verse. 2) Belagerung und Fall Akkons (1281—1291), gegen 10000 Verse. 3) bis zum Tode des Abtes Heinrich von Admunt, des Landeshauptmanns von Steiermark (1291—1297), gegen 15000 Verse,

4) der Schluss bis 1309 enthält gegen 30000 Verse. Trotz des ungeheueren Umfanges der Chronik, von der sogar noch einige Tausend Verse fehlen sollen, trotz der wenig einheitlichen Ueberlieferung rührt sie von einem Verfasser. Ueberall finden sich Verweisungen auf Früheres oder Späteres, zeigt sich ein durchgängiger Gebrauch gewisser Formeln, Wörter und Konstruktionen, kehren charakteristische Motive und Uebergänge wieder. Daher ist auch die Vermutung des ersten Herausgebers, Pez, der Teil 4, von Vers 69000 ab, sei als Continuatio zu betrachten, von allen Forschern abgewiesen. Auch die Ansicht von Lorenz, die Belagerung Akkons, der Teil 2, sei selbständig und lasse sich von der übrigen Erzählung unbeschadet des Zusammenhanges trennen, sei auch überall handschriftlich selbständig überliefert, wird von Seemüller beanstandet. Diese Akkonpartei habe freilich eine doppelte Einleitung, von denen die zweite eine selbständige Erzählung einzuführen schiene; aber das Ereignis sei nicht mit besonderer Vorliebe und ausführlicher erzählt und der Stil kein anderer, als in den übrigen Teilen, wenngleich die Reden den an sich mageren Gehalt zu sehr anschwellen liessen. Ueberhaupt zeigt sich bei der Behandlung dieser Frage der Grundunterschied der Forscher über die Zeit der Abfassung. Pez lässt Teil 1 zwischen 1285—1295, den zweiten nach 1309 gedichtet sein; Jacobi und Seemüller kommen sich am nächsten mit der oben erwähnten Annahme, das ganze Werk sei in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts entstanden. Lorenz weist diese Entstehungszeit besonders deshalb zurück, weil sie das Gedächtnis des Dichters zu sehr belaste, da die Quellen nur einen Teil des gelieferten Stoffes brächten und auch Personen, denen Ottokar Mitteilungen verdanke, in dieser Zeit gestorben seien. Das Bild, welches im Anfange des Werkes vom Erzbischofe Philipp von Salzburg, später von dem Abte Heinrich von Admunt entworfen wäre, könne bei seiner Lebendigkeit nicht durch

das Medium trockener Klosterannalen geschaffen sein, wie ja überhaupt an der Reimchronik die Frische der Schilderung sämtlicher Ereignisse auffalle. Besonders weist Lorenz auf die Verschiedenartigkeit der Charakteristik des Herzogs Albrecht im ersten und dritten Teile hin; aus dem scheusslichen Tyrannen der siebziger Jahre wurde 1280—1283 das Muster aller Tugenden. Somit ist nach Lorenz der erste Teil gleich nach dem Interregnum, der Rest im 14. Jahrhundert und grösstenteils von Fall zu Fall, nicht in einem Zuge gedichtet.

Inhaltlich zeigt sich die Reimchronik im allgemeinen als eine Fürstengeschichte, für die österreichischen Länder als Landesgeschichte, für einzelne Städte, wie Venedig und Akkon, als Stadtgeschichte. Der Blick des Chronisten ist in erster Linie auf Oesterreich gerichtet; weiterhin folgt Salzburg, Böhmen, Ungarn, dann das Reich und dessen Nachbarländer im Osten und Westen, besonders Frankreich in der letzten Hälfte des Werkes. Ottokar geht nicht annalistisch, von Jahr zu Jahr vor. sondern vereinigt Jahresgruppen und Ereignisse zu einheitlicher Darstellung, verfährt also pragmatisch, besonders im zweiten Teile. Indessen hält er diesen Gesichtspunkt niemals strenge aufrecht, sondern unterbricht die Darstellung, um durch Heranziehung neuen Stoffes die Geschichte aller Länder stets in gleicher, chronologischer Weise für bestimmte Jahre zum Abschluss zu bringen. Ein deutliches Bild von dieser Abwechselung gewährt uns die Inhaltsangabe, welche Seemüller seiner Ausgabe angehängt hat, so dass wir darauf verweisen. schon aus dem Grunde, weil es nicht unsere Aufgabe sein kann, den Inhalt der Reimchronik hier wiederzugeben. Wollten wir in dieser Beziehung allgemein verfahren, so erhielte der Leser kein richtiges Bild; gingen wir ins einzelne, so entstände ein Lexikon, welches durchzulesen wir niemandem zumuten können. Ottokar hat eben „über alles und noch einige andere Dinge“ geschrieben.

Dagegen mag sich der Leser ein Bild des Riesenwerkes aus den Quellen desselben bilden. Schon Böhmer, Huber und Busson hatten Teile der Reimchronik untersucht und die Ansicht, dass Ottokar grösstenteils nach Hörensagen und mündlichen Berichten erzähle, umgestossen. Vom Seemüller aber ist das ganze Werk auf seine Vorlagen zurückgeführt und die Benutzung derselben, soweit möglich, von Fall zu Fall festgestellt. Es sind hauptsächlich die Gruppen der Salzburger, Altaicher, österreichischen Jahrbücher, die elsässischen Quellen von Kolmar und Strassburg, das Chron. Sampetrinum sowie die böhmischen Quellen. Neben diesen in erster Linie in Betracht kommenden Vorlagen sind als benutzt nachgewiesen noch gegen zwanzig andere, und trotzdem hat sich der Kreis derselben noch nicht geschlossen; besonders nimmt auch Seemüller jene verlorene Geschichte des Hauses Habsburg an, aus der neben Matthias und Gundelfingen auch Ottokar schöpfte. Sehr oft beruft sich dieser auf seine Gewährsmänner. Allgemeine Wendungen, wie: ich hôrte, han es wol ervarn, mir wart bescheiden, kommen massenhaft vor; oft ist es ein frumer man, ein biderman, es sind wârhafte liute, die dabei waren oder von anderen ihre Kenntnis hatten. Einige Mal nennt er geradezu seine Gewährsmänner mit Namen, wobei ihm der Fehler unterläuft, den Burggrafen von Nürnberg Heinrich zu taufen, so dass Seemüller veranlasst wurde, ein direktes Eingreifen dieses Hohenzollern abzuweisen. Dabei ist aber nicht zu leugnen, dass Ottokar von hochstehenden Personen, z. B. den Liechtenstein, Nachrichten empfangen haben muss, vielleicht, dass diese ihn durch schriftliche Aufzeichnungen unterstützten und so ein Werk förderten, welches auf ihre Anregung entstand. (Busson). Mag somit Ottokar auf alle Weise gefördert sein, jedenfalls ist seine Ausdauer und geistige Regsamkeit zu bewundern. In letzter Linie musste er allein den Stoff sichten und vergleichen, hier vermehren, dort zurückweisen und zuletzt den

Faden auf der poetischen Spindel zur Darstellung verweben.

Es ist hier nicht der Ort, näher auf die Reimchronik in ihrer Eigenschaft als Kunstwerk einzugehen, doch mögen einzelne Bemerkungen am Platze sein. Die poetische Form für geschichtlichen Stoff ist stets ein Hemmschuh hinsichtlich der Darstellung; der gewandteste Reimer muss hier seinen Zoll zahlen, sein Werk wird einförmig, ist an bestimmte Redewendungen und Uebergänge gebunden, kurz, entbehrt der poetischen Frische und Natürlichkeit. Ottokar hat die mittelalterlichen Epen Wolframs und Hartmanns genau studiert und sich die kleinen Kunstgriffe sorgfältig angeeignet. Er zerlegt den Stoff in seine Teile, findet stets die Eingangs- und Ausgangsformel, und besonders überrascht der stets vorhandene Reim, dem selten die Glätte und Reinheit fehlt. Die erzählende Form wird häufig unterbrochen durch meistens erfundene Reden, deren Weitschweifigkeit nur selten zu tadeln ist. Auch entsprechen sie der augenblicklichen Lage vollkommen und geben gleichsam deren Abbild, dass sie „vom künstlerischen Standpunkte aus die wertvollsten Bestandteile der Chronik bilden, zumal sie voll von drastischer Rhetorik sind.“ Gern verweilt Ottokar bei hohen Festlichkeiten, wie Hochzeiten und Zusammenkünften fürstlicher Personen; Schlachtberichte weiss er in meisterhafter Gliederung lebendig zu gestalten, Haupt- und Staatsaktionen sind sein Element. Ereignisse gewöhnlicher Art, wie Misswachs oder Ueberschwemmung, finden sich selten. Aber trotz aller Begabung des Dichters ist die Dichtung im allgemeinen langweilig und ermüdend zu lesen: der Geschichtschreiber, und das ist Ottokar nicht einmal im vollen Sinne des Wortes, wird eben überall vom Dichter oder Reimschmiede, der den Stoff handwerksmässig über den poetischen Leisten schlägt, verdrängt und beengt. „Bei seinem Talente, seiner Erfahrung und seiner scharfen politischen Farbe (als

Gibelline), seiner dramatischen Lebendigkeit, seiner Gabe, Ereignisse und Personen scharf zu charakterisieren, hätte es nicht fehlen können, dass wir ein (prosaisches) Geschichtswerk von ihm erhalten hätten, welches wir den alten Vulgargeschichten der Italiener und Franzosen mit mehr Recht hätten vergleichen dürfen, als das, was das 14. Jahrhundert dieser Art bei uns hervorbrachte. — So sehen wir denn hier Verse und Reime an einen unverträglichen Stoff verschwendet; und es ist dem guten Ottokar sehr wenig Anlage, seinen Vortrag poetisch zu heben. Wenn der Chronist bei König Ottokars Tode über die Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit der Welt Betrachtungen anstellt, so versucht er auf dem Kothurn der epischen Dichter zu schreiten, aber wie nüchtern und trocken kommt es heraus, wie entfernt von dem Feuer, zu dem sich selbst andere Chronikendichter bei solchen sittlichen oder frommen Ergiessungen erheben. Er behält zwar die persönliche Dichtungsweise der ritterlichen Romantiker bei, er vergleicht, er erwähnt ihre Abenteuer, besonders aus den Wolframschen Gedichten, er borgt ihre Ausdrücke, er ahmt sie in Kampf- und Prachtschilderei nach, er nimmt die jetzt stehenden Lieblingsgegenstände der Minnedichter auf: allein man lese nur seine Liebesscenen, seine minniglichen Gespräche und Spiele, seine Unterredung mit der Minne, ob man nicht sogleich an den plumpen Lautenspieler und Liebkoser der Fabel wird erinnert werden."

Wir glaubten den scharfen Worten von Gervinus die Aufnahme nicht versagen zu sollen, zumal sie die Charakteristik, welche geschichtliche Beurteiler von der Reimchronik entwarfen, im allgemeinen ergänzen. Während diese früher schonungs- und urteilslos ausgeschrieben wurde und jeder dem stoffreichen Führer gern folgte, ist seit Palacky, O. Lorenz, Heidemann, Lindner, Busson, Seemüller die Kritik erfolgreich thätig gewesen und hat besonders nachgewiesen, dass Ottokar erst für die eigene Zeit Vertrauen geniesse, sonst aber seine

Quellen ohne Kritik ausschreibe, ja sogar eigenmächtig verdrehe. Allgemein beklagt wird auch die schlechte Chronologie, selbst da, wo die Quelle richtige Angaben bringt. Seemüller ist nicht abgeneigt, diese Erscheinung mit den Ottokar von anderen gelieferten Auszügen zu erklären; diese schoben den Stoff zusammen und ordneten ihn auch zeitlich nicht mit der notwendigen Schärfe. An anderen Stellen übersetzt Ottokar die Zeitbestimmung nicht scharf, macht z. B. aus Monaten Wochen, kurz begeht, besonders zu Anfang, chronologische Fehler aller Art. Als Politiker steht er treu zu den deutschen Herrschern, ist zu Anfang Gibelline, später, als seine Herzöge deutsche Kaiser wurden, echt habsburgisch gesinnt. Sein Standpunkt den Päpsten gegenüber ist nicht feindlich, aber er tadelt ihre und der Kardinäle Käuflichkeit. „Bis in die kleinsten Einzelheiten berichtet er die geringfügigsten und die wichtigsten Ereignisse und weiss ebenso gut Bescheid über die bei den Festlichkeiten von den hohen Herrschaften getragenen Kleider, wie über die tiefsten politischen Geheimnisse; seine Ohren dringen durch die festesten Wände. Der Beurteilung bereitet er bei aller unerschöpflichen Fülle der Nachrichten die grössten Schwierigkeiten, oft gut unterrichtet, oft verworren und noch öfter in dem Geplauder hoher und niederer Hofkreise befangen oder von dichterischer Einbildungskraft erfüllt.“ (Lindner). Seemüller bewertet Ottokar als Geschichtschreiber noch geringer und wirft ihm vor, dass er sein Urteil nie nach festen Grundsätzen, nach Principien fälle, sondern dasselbe von der Person des zu Beurteilenden abhängig mache; Ottokar von Böhmen sei ein anderer, wenn er mit den verhassten Baiern kämpfe, als mit Rudolf, oder wenn er die Babenbergerin Margarethe, seine Frau, schlecht behandele. So gross also die formale Bildung und dichterische Befähigung des Chronisten war, als Geschichtschreiber dürfen wir ihn nicht hochstellen. Man kann die Reimchronik nicht entbehren, muss aber stets ur-

kundlichen Stoff als Massstab ihrer Glaubwürdigkeit heranziehen.

Ein buoch der keiser, d. h. eine Kaiserchronik, hatte Ottokar schon vor der Reimchronik gefertigt; sie ist verloren und mag schon früh untergegangen sein. Eine Papstchronik wollte er noch schreiben, hat aber sein Vorhaben nicht ausgeführt oder ausführen können.

Johann von Victring.[148])

wurde 1314 zum Abte des Cisterzienserklosters Victring bei Klagenfurt in Kärnten erwählt. Das Dunkel seines Vorlebens ist noch nicht gelichtet; dagegen befand er sich schon 1307 in Victring, weil die Besitznahme Kärntens durch Albrecht I. auch für das Kloster Folgen hatte, deren Darstellung auf die Anwesenheit des Erzählers schliessen lässt. Erst 1330 tritt Johann wieder auf und ist seit 1334 familiaris und secretarius des Herzogs Heinrich von Kärnten, des früheren Königs von Böhmen. Als dieser 1335 auf Schloss Tyrol starb (VI, 1), wurde der Abt nach Linz gesandt, um bei Kaiser Ludwig die Erbfolge der Herzogstochter Margarethe und ihres Gemahles, eines Sohnes des Böhmenkönigs Johann, durchzusetzen; aber Ludwig giebt das Land den Habsburgern (1335). Der Abt machte die politische Veränderung leichten Herzens mit, seine Beziehungen zum Wiener Hofe werden enger, die Darstellung in seinem Geschichtswerke berücksichtigt seit 1336 in auffallender Breite die Wiener und österreichischen Verhältnisse (Fournier), er ist dilectus frater und capellanus devotus des Herzogs Albrecht II. und widmet diesem, dem „vortrefflichsten Fürsten“ als „treu ergebener Kaplan“ sein Werk. Von Februar 1342 ab war Johann in Victring und starb dort 1347.

Zur Geschichtschreibung der eigenen Zeit besass Johann eine damals besonders notwendige Vorbedingung, die persönliche Bekanntschaft mit denjenigen, welche die Geschichte

machten. Er ist familiaris, capellanus, secretarius der Luxemburger und besonders Habsburger; gerade diese Familien behandelt sein Werk, wenigstens der wichtigste Teil desselben. An ihren Höfen in Kärnten und Wien machte er auch die Bekanntschaft einflussreicher und gelehrter Männer: die erste Ausgabe seines Buches ist dem Herzoge Albrecht und dem Patriarchen Bertrand von Aquileja gewidmet: auf mehrere andere Männer in hohen Stellungen beruft er sich als Gewährsmänner. Aber das Buch gewisser Geschichten, *Liber certarum historiarum*, ist auch das Ergebnis unermüdlichen Fleisses und sorgsamer Feile. Ursprünglich eine Landesgeschichte von Oesterreich und Kärnten (1217—1342) (Red. I.) wuchs es zu einer Chronik allgemeiner Geschichte, die von Karl dem Grossen bis 1343 reichte (Red. II). Damit der Leser ein Bild von der Entstehung dieser sorgsamen, fleissigen Arbeit erhalte, ist es notwendig, Entwurf, Konzept und letzte Bearbeitung scharf von einander zu scheiden.

Im Jahre 1341 verfertigte Johann von Victring auf Grund von früher gesammeltem Stoffe den Entwurf einer Landesgeschichte Oesterreichs und Kärntens, der die Jahre 1231, vom Tode Leopold des Siegreichen, bis 1341, also bis zur Abfassungszeit, umfasste: er steht in dem Münchener, früher Wessobrunner Kodex, als Autograph von Blatt 1—44. Dieser Entwurf wurde 1342 zu einem Konzepte umgearbeitet, welches nach vorn und hinten sich erweiterte, die Jahre 1217—1342 umfasste, und in zwei von verschiedenen Händen verfertigten Reinschriften, welche aber nur Bruchstücke sind, in demselben Kodex, Blatt 47—110—120, erhalten ist. Die kleinere, aber ältere Abschrift umfasst nämlich heute nur die Jahre 1306—1313, die grössere reicht überhaupt bis 1327, ist auch von anderer Hand geschrieben und hat wegen ihrer Verschiedenheiten von der älteren vorher noch eine teilweise Umarbeitung erfahren. Diese beiden Reinschriften

sind die Redaktion I. (1217—1342), in welcher das Werk Bertrand von Aquileja und Herzog Albrecht II. von Oesterreich übergeben wurde. Es zerfiel in 6 Bücher zu je 10 Kapiteln; das Konzept selbst ist verloren. Ob dieses, wie Fournier weiter vermutet, zu zwei verschiedenen Werken verarbeitet ist, nämlich a) der genannten Geschichte der Jahre 1217—1342, deren Reste in den Reinschriften vorliegen, und b) einem sog. Chron. Carinthiae, welches von den Gebrüdern Pez noch 1717 in Wessobrunn gesehen wurde, heute aber verschollen ist, darüber lässt sich bei dem Mangel an Handschriften kein abschliessendes Urteil fällen. Gegen die Annahme einer solchen doppelten Bearbeitung des Konzeptes spricht der Umstand, dass dieses Chron. Carinthiae, wie Pez angiebt, nur bis 1339 lief; vielleicht war es, wie Friedensburg annimmt, nur ein Auszug des Konzeptes, dem dann vom Excerpenten oder Pez willkürlich der Name Chron. Carinthiae gegeben wurde.

Diese Red. I. wurde im folgenden Jahre 1343 zu einer allgemeinen Chronik umgearbeitet, welche von Karl dem Grossen bis 1343 lief. (Red. II.) Die Zahl der Bücher wurde nicht vermehrt, sondern der ganze neue Stoff mit dem gekürzten ersten Buche der Red. I. zu einem neuen ersten Buche verschmolzen. Der Entwurf dieser Red. II. steht ebenfalls im Münchener Kodex als Randbemerkungen zu Blatt 47--50 und auf Blatt 121—149, ein wirres, fast unleserliches Durcheinander, welches sogar von Pez nicht gelesen werden konnte und grösstenteils noch heute der Entzifferung harrt. Erhalten hat sich diese Red. II. nur in einem Auszuge, welcher von einem unbekannten Dritten einer Kompilation von Christi Geburt ab angeschlossen wurde und von Pez als *Anonymus Leobiensis* herausgegeben ist. Böhmer hat die grössere Reinschrift veröffentlicht und von 1339 ab, wo ihn diese verliess, den Anonymus Leobiensis zur Ergänzung herangezogen. Ein am Hofe Bertrands ent-

standener an eine Handschrift des Martin von Troppau angeschlossener dürrer Auszug der Red. I. wurde von Eccard unter dem unsinnigen Namen *Cont. Martini Poloni* herausgegeben. Jedenfalls ist ein vollständiger Abdruck der Münchener Handschrift, des „litterarischen Nachlasses“ Johanns von Victring nötig, um die Frage der allmählichen Entstehung des Werkes, das Verhältnis der Randbemerkungen zum Entwurf und zu den Reinschriften der Red. I. klarlegen zu können. Der heutige Stand der Forschung wurde von Böhmer und besonders Fournier hervorgerufen.

Der gesamte Stoff ist aus älteren Quellen verschiedenster Art geschöpft und im Laufe der Zeit vermehrt, besonders aber auch gesichtet; dazu traten die Mitteilungen von Zeitgenossen, endlich eigene Erlebnisse und Anschauungen des Verfassers. Die Zeit bis Rudolf von Habsburg ist auf Einhard, Regino, Otto von Freising, Martin von Troppau, der Reimchronik und dem verlorenen Kaiserbuche Ottokars, den Ann. Rudberti Salisburgenses aufgebaut, dann aber tritt mehr und mehr der Schriftsteller selbst hervor und giebt uns eine im 14. und 15. Jahrhundert von keinem Geschichtschreiber übertroffene Darstellung besonders des 14. Jahrhunderts bis auf seine Zeit. Eine lange Reihe von Gewährsmännern, Herzöge, Bischöfe, Grafen und Aebte, also Männer aus höchsten Kreisen, stützen die Wahrheit und Glaubwürdigkeit des Stoffes. Hierzu tritt der Autor selbst, welcher den grössten Teil seines Lebens mit regierenden Fürsten und Männern von bedeutender sozialer Stellung verkehrt hatte, ja deren Vertrauter und Berater war, der endlich, als er der Ruhe bedurfte, in der Stille des Klosters seine grosse Lebenserfahrung und Kenntnis verwertete.

Ueber den Inhalt des Werkes sagt Johann: „Mein Werk ist zusammengetragen aus Berichten von den Kaisern, Königen und Päpsten und den Herzögen von Oesterreich, Steiermark und Kärnten, sowie von mancherlei Begeben-

heiten, die ich, wie es die Folge der Erzählung und Zeit ergab, eingestreut habe.“ Dennoch nehmen die eigentlich österreichischen Angelegenheiten den grössten Raum in Anspruch, die allgemeine Geschichte, die der Kaiser, Könige und Päpste, steht zurück; aber man kann das Ganze als eine glückliche Vermischung bezeichnen, die der Kunst des Verfassers angerechnet werden muss. Neben dem Reiche ist besonders Italien berücksichtigt, fast gar nicht der Westen, mehr Ungarn und Polen. Das Geschlecht der Habsburger steht durchaus im Vordergrunde, die Regierung Kaiser Friedrichs II. ist nur Einleitung, die Zeit Ottokars Uebergang zum Hauptthema, dessen Schwerpunkt dann wieder Albrecht II. († 1358) bildet. Dieser ist der Liebling des Geschichtschreibers, seine sorgliche Regierung erfüllt ihn mit Befriedigung, und reichliches Lob bringt „der treu ergebene Kaplan dem vortrefflichsten Fürsten“. Dieselbe Gesinnung hegt Johann gegen Rudolf von Habsburg und Albrecht I.; deren Gegner, Ottokar und Adolf von Nassau, werden nicht grundsätzlich getadelt, sondern nur dann, wenn ihre Politik mit der habsburgischen nicht vereinbar ist. Der Herrscherberuf des habsburgischen Hauses ist ihm ein Axiom; wer sich ihnen entgegenstellt, wird mit Recht beseitigt und ist ein Verräter.

Die Darstellung ist überall angemessen, der Tadel erfolgt ohne Bitterkeit, das Lob ohne Kriecherei, der Stoff überwältigt nicht den Autor, sondern wird gleichmässig verteilt. Man bedauert, sagt Lorenz, dass Johann nicht redseliger wird, wo er seine eigenen Erlebnisse zu verzeichnen hatte, aber ausser der Bescheidenheit, die sich hierin verrät, zeigt es auch eine gewisse litterarische Feinheit, welche das Ebenmass der Darstellung zu überschreiten sich scheut. Das, was uns die meisten Schriftsteller des Mittelalters so wenig empfehlen kann, einseitiger Standpunkt, geringe Befähiguug, mangelnder Ueberblick, fällt bei Johann

von Victring fort; er ist den Besten, wie Otto von Freising, gleichzustellen. Die Werke der Alten, besonders der Römer, hat er nicht allein gelesen, sondern auch deren Geist erfasst; Johann von Victring ist ein klassisch gebildeter Mann, und die zahlreichen Dichterstellen dienen nicht allein zur Belebung, sondern meistens auch zur Erklärung und Begründung des gegebenen Stoffes, „die angeklungene Empfindung in einen allgemeineren Akkord auflösend" (Böhmer). Der Held der Erzählung erscheint uns oft durch den angezogenen Dichter zur That bewogen, nicht die letztere und das Citat nur in eine äussere Verbindung gebracht zu sein. Bei Einhard sehen wir Karl den Grossen im Gewande des Sueton einherschreiten, aber die ganze Originalität des Helden kam, wie Ranke feststellt, hierbei nicht zur Geltung. Johann von Victring benutzt nun Einhards Worte zur Charakteristik Rudolfs von Habsburg, setzt aber dann beide Herrscher durch einen Vergleich in eine gewisse Verbindung und zwingt den Leser diesen geistigen Vorgang mitzumachen. Er hat also seine Vorlage nicht mechanisch abgeschrieben, sondern benutzt nur die fremden Worte als die passendsten, aber nicht, weil ihm die Charakteristik etwa aus eigener Kraft unmöglich gewesen wäre. Auch Reden lässt er seine Helden halten, die zwar nicht geschichtlich und oft in ihrem Gehalte nicht sein Eigentum sind, aber stilistisch und rhetorisch wirken.

Der Abt ist ein scharfblickender Mann und überragt die Leute seines Schlages bedeutend. Aber auch er kann sich nicht freimachen von dem Glauben an die herrschende politische Stellung der Kirche. Für sein Geschichtswerk kommt dieser Standpunkt insofern in Frage, als es die Zeiten des Kampfes zwischen Friedrich II., Ludwig dem Baier und der Kurie behandelt; der Papst vergiebt die Kronen „kraft der Autorität des hl. Petrus" (V, 3). Aber auch das Kaisertum ist dem Geschichtschreiber eine gött-

liche Einrichtung und über alle anderen Herrschaften erhaben. In dem Streite zwischen den Päpsten und Friedrich II., in den Zeiten des letzten Hohenstaufen zeigt sich Johann als deutscher Mann und ist entrüstet über den Papst, der Konradins Hinrichtung guthiess; aber Johann XXII. wurde dafür „von Gottes Finger berührt und kam elendiglich um.“ Die mittelalterliche Denkart des Geschichtschreibers zeigt sich besonders in dem Glauben an die vielen Wunder, welche mit Behagen erzählt werden; der Abstand zwischen einem Schriftsteller, welcher erklärt, virorum illustrium ac maiorum dicta et facta memorabilia recensere, ut eorum contemplatione animus in speculabilibus incalescat, in agilibus non tepescat, also die Menschheit belehren und moralisch erziehen will, und einem Manne, der glaubt, aus einer von Juden durchstochenen Hostie sei Blut geflossen (VI, 7), ist zu gewaltig und lässt sich nur durch den übertriebenen Mysticismus jener Zeit erklären, welche in Kometen, Träumen und Wundern den Einfluss Gottes auf die Menschheit sah.

Ueber den geschichtlichen Wert des Werkes wollen wir kein Wort verlieren; derselbe ist seit Böhmer eigentlich immer mehr gestiegen und in den Werken von Lindner und Lorenz, welche das 13. und 14. Jahrhundert zum Gegenstande kritischer Forschung und Darstellung gemacht haben, sowie in Einzeluntersuchungen, ausser denen von Mahrenholtz, nicht allein anerkannt, sondern es ist dem Abte von Victring unter den süddeutschen Geschichtschreibern des späteren Mittelalters unbedingt der erste Platz eingeräumt. Jedenfalls hat niemand das Aufkommen der Habsburger und Luxemburger auch nur annähernd in so vollendeter Weise überliefert.

VIII. Böhmen (und Mähren).[119]

Seitdem der Premyslide Ottokar II. 1253 in Böhmen und Mähren herrschte, verändert sich das politsche Bild des östlichen Europa auf einige Jahre vollständig. Zunächst (schon 1251) übertragen ihm die seit dem Aussterben der der Babenberger (1246 herrenlosen Stände Oesterreichs im Einvernehmen mit dem Papsttum das Land: durch Heirat des klugen Fürsten mit der fast doppelt so alten Babenberger Erbin Margarethe wird auch der Schein legitimer Erbfolge gesichert. Die von der Kurie unterstützten Ansprüche des Ungarn Bela auf Steiermark vernichtet der glänzende Sieg Ottokars auf dem Marchfelde (1260). Herzog Ulrich von Kärnten und Krain vererbt ihm 1273 seine Länder. die lästig gewordene, kinderlose Ehe des mächtigen, „goldenen" Königs löst päpstlicher Schiedsspruch. die zweite Frau, Belas Enkelin, schenkt Ottokar zwei Töchter und drei Söhne. die deutsche Königskrone endlich schien für das Kind des Glückes kein unerreichbares Ziel zu sein: Da tritt ein Umschwung ein, den dichterische Phantasie aus dem Fluche des verstossenen Weibes herleitet. Der Habsburger gewinnt die Krone Deutschlands, nimmt Ottokar die Donau- und Alpenländer durch Schiedsspruch der deutschen Fürsten, besiegt und tötet endlich (1278) den stärkeren Gegner in einem unerhört glücklichen Feldzuge. Man hat mit Recht die Frage aufgeworfen, ob Deutschland sich besser gestanden hätte, wenn

Ottokar, nicht Rudolf, deutscher König geworden wäre. „Wahrscheinlich wäre Deutschland damit nicht schlecht gefahren. Die grosse Macht, welche er dem Königtum zugeführt hätte, gab diesem von neuem Kraft und Ansehen. Die Verdeutschung des slavischen Ostens (besonders Böhmens, welches gerade durch Ottokar so sehr mit deutschen Einwanderern überschwemmt wurde, dass die nationale czechische Opposition des Adels sich erhob) konnte sich noch weiter entfalten, vielleicht gäbe es dann heute keine czechische Frage“ (Lindner). Rudolf gewann die Donauländer als Hausmacht, dem Sohne Ottokars, Wenzel II. (1283—1305), vermählte er die Tochter Guta, Ottokars Tochter Agnes seinen Sohn Rudolf. die böhmischen Lande erweiterte er durch Meissen. Schlesien und sogar das polnische Krakau, wusste also Mehrer des Reiches und Förderer der habsburgischen Interessen zugleich zu sein. Wenzel II. stirbt 1305. sein Sohn Wenzel III., der letzte Premyslide, schon 1306 durch Mörderhand: Albrecht. Sohn des deutschen Königs Rudolf, erwirbt Böhmen für seinen Sohn Rudolf, indem er ihm die Wittwe Wenzels II, Elisabeth von Polen, vermählt. Da rafft diesen schon 1307 der Tod dahin. Die Böhmen, verbittert über die Bevorzugung der Deutschen durch czechische Fürsten, wählen Heinrich von Kärnten, den Mann von Wenzels II. Tochter Anna: Albrecht fällt 1308 durch seinen Neffen Johann Parricida, den Sohn der Agnes, Ottokars Tochter: Den Habsburgern entgeht zum ersten Male die sichere böhmische Erbschaft. Mit der deutschen Krone erwirbt der arme Luxemburger Graf Heinrich seinem Sohne Johann († 1346) die böhmische und vermählt dem 14jährigen Jüngling die Schwester des letzten Premysliden Wenzel III., die noch kindliche Elisabeth. († 1310). Bis 1437 herrschen jetzt die Luxemburger in Böhmen; auf den gewaltthätigen Johann († 1346) folgt der kühle Karl IV. († 1378), diesem seine Söhne, der unfähige, launische Wenzel († 1419) und der intriguante Biedermann

Sigismund († 1437). Aber nochmals entgeht den berechnenden Habsburgern die Krone des Landes: erst 1526 erwirbt sie Ferdinand, der Gemahl Annas, der Schwester und Erbin Ludwigs II. Seit dieser Zeit ist Böhmen bei Oesterreich verblieben.

Czechische Chronik und lateinische Jahrbücher bis 1300.

Wir sehen, dass die Czechen seit dem Aussterben der Premysliden kein nationales Königtum mehr gehabt haben, sondern dass ihr Land meistens durch Träger der deutschen Krone beherrscht ist. Dadurch wurde Böhmen aus seiner rein czechischen Entwickelung gerissen, der deutsche Einwanderer trat gleichberechtigt neben den slavischen Urbewohner, und gerade, weil die Herrscher nicht national waren, konnte eine Verschmelzung der Unterthanen nicht durchgeführt werden. Die Habsburger haben solche Versuche längst aufgegeben, stehen im Gegenteil weit zurück hinter den Erfolgen, welche der nationale Ottokar schon um 1260 errungen. Freilich rief dieser nicht deswegen den Strom der Einwanderer in sein Land, um dieses zu germanisieren, sondern der Segnungen deutscher Kultur teilhaftig werden zu lassen. Und wie heute der durch seine deutschen Landsleute zur Kultur gebrachte Czeche den Wohlthäter hasst, denselben ungerechten Hass erkennen wir in der um 1310 in czechischer Sprache abgefassten *Chronik von Böhmen.*[150]) welche heute einem gewissen Dalimil zugeschrieben wird, dessen Name aber und Person vollständig aus der Luft gegriffen ist, auch in allen älteren Handschriften nicht vorkommt. Jedenfalls ist er strenge zu unterscheiden von einem Bunzlauer Domherrn Dalimil, den später Hajek als seinen Gewährsmann nennt. Dieser Domherr nämlich verfasste eine Chronik, die unserer Reimchronik vorlag und wohl alle jene Fabeln berichtet, welche auch sie enhält. Lorenz entnimmt

seine Schilderung des Werkes den Angaben Palackys und Meinerts, wonach dasselbe von einem böhmischen Ritter unbekannten Namens und „in den ersten Jahren der Regierung Johanns von Luxemburg, unter dem Eindrucke der für die czechische Partei niederschmetternden Ereignisse, die zur Erhebung des Sohnes des deutschen Kaisers geführt haben, geschrieben ist. Es ist der Gesinnungsausdruck dieser unterlegenen Partei, welche in dem kleinen Landadel ihre Hauptstütze hatte. Aus diesen Kreisen ist der Dichter hervorgegangen, auf sie hat seine Reimchronik auch durch Jahrhunderte die grösste Wirkung gethan. Durch Vermittelung dieses Standes ist Dalimil in der That ein Vorläufer der hussitischen Bewegungen nach ihrer nationalen Seite hin. In seinem Werke ist der schroffe Gegensatz des kleinen Adels gegen die zunehmenden Städte, der Hass des czechischen gegen das deutsche Element bereits in aller Stärke ausgebildet.“ Palacky sucht den Landsmann gegen solche und noch stärkere Urteile (Meinert, Dobrowsky) zu retten, weist auf die blutige Germanisierung der Slaven und den dadurch erzeugten Hass hin, dessen getreuer Ausdruck die Reimchronik sei. Wenn sie in so ausgiebiger Weise die Urgeschichte Böhmens durch Fabeln entstelle, so sei dieses dem Hange des czechischen Volkes gutzuschreiben; dessen leichtbewegliche Phantasie und erfinderisches Talent neige zu solchen Bildungen. Jedenfalls verdiene der sog. Dalimil nicht den Namen eines historischen Falzmünzers, sondern habe aus Quellen geschöpft, entweder aus Kosmas oder dessen Vorlagen, sowie mündlicher Ueberlieferung.

Wir können uns die Mühe wohl sparen, nach Palacky den Inhalt des czechischen Dalimil, dessen Werk man auch die *Bunzlauer Reimchronik* genannt hat, wiederzugeben. Quelle wird sie erst in den letzten fünfzig Jahren, von Ottokar ab bis 1314, aber rein fliesst sie auch da nicht, weil alle Herrscher, besonders Ottokar, soweit er die Deutschen

z. B. durch Verleihung eigener Gerichtsbarkeit bevorzugte, gründlich gehasst werden. Die Reimchronik bleibt eine gehässige Parteischrift, die deshalb auch bei allen Czechen beliebt und von ihnen Jahrhunderte lang gelesen wurde,

Sehr interessant ist nun die Thatsache, dass zwei deutsche Uebersetzungen, der sog. gereimte *Deutsche Dalimil* und ein in Prosa abgefasster erschienen, deren Verfasser unbekannt sind. Die Handschrift des gereimten Dalimil ist von 1389, das Werk aber vor 1346 verfasst, da Johann von Böhmen, der in diesem Jahre bei Crecy fiel, noch als lebend erwähnt wird; die prosaische dürfte um 1320 entstanden sein. (Lorenz). Zwischen der czechischen Vorlage und den deutschen Bearbeitungen herrscht nun ein grundsätzlicher Unterschied: die deutschen sind beide in deutschem Geiste geschrieben, entbehren der Angriffe des czechischen Ritters auf das Deutschtum und fügen sogar (Kap. 92) Verse zu Gunsten Ottokars hinzu. Ferner finden sich vor dem gereimten deutschen Dalimil Reihen von böhmischen Königen und Königinnen sowie eine Erzählung geschichtlicher Ereignisse bis auf König Johann: diese dürren Aufzeichnungen sind nach Loserth nur eine Uebertragung der Jahrbücher des Klosters Königsaal und rühren von demselben Verfasser her.

Annalistische Aufzeichnungen in Böhmen pflegte man im 13. Jahrhundert noch an Hand des Kosmas zu machen: diesen ehrwürdigen Chronisten fortzuführen galt als Ehrensache. Schon im vorigen Bande hatten wir auf die älteren Arbeiten des Kanonikus vom Wyssehrad und des Mönches von Sazawa hingewiesen. Hier ist es unsere Aufgabe, den annalistischen Stoff bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts nach Koepke zu zergliedern und besonders die letzten Teile inhaltlich zu würdigen. Die Handschriften zeigen ein wirres Durcheinander von kurzer, annalistischer Feststellung bis zu eingehender Erzählung. Der Name der

Verfasser ist nirgends genannt; daher haben Palacky und Koepke das Ganze als *Fortsetzungen von Prager Domherrn*[151]) bezeichnet, weil der Inhalt unverkennbar auf diese als Verfasser weist.

Diese ganzen Aufzeichnungen nun, welche um 1283 als Kompilation angefertigt sind, laufen zunächst als Teil 1 von 1140 bis 1193 und bestehen bis 1160 aus einem Auszuge der Jahrbücher des Vincenz und Gerlach, von da ab in einer Wiedergabe von Prager annalistischen Aufzeichnungen, die äusserst dürftig sind. Der Kompilator benutzt also schon für diesen Teil die Arbeiten verschiedener Männer.

Teil 2, 1196—1283, ist ursprünglich nicht von einem einzelnen geschrieben, weil die Anlage der Stücke vollständig verschieden ist, Nachrichten mehrfach, nur in anderen Worten, wiederkehren und die Verfasser vom Jahre 1212 bis 1273 sich offen (1251. 1261. 1278) als Augenzeugen oder gleichzeitig bekunden. „Da nun niemand siebzig Jahre lang aus eigener Anschauung Geschichte schreiben kann, so zwingt schon dieser Umstand zur Annahme mehrerer Autoren.“

Wir heben aus diesen Aufzeichnungen zunächst zwei, wie es scheint, selbständigere Teile heraus. a) Die Geschichte des Königs Wenzel I. † 1253, *Hist. Wenzeslai*, besteht in einem mageren Ueberblick seiner wohlthätigen Regierung, wie Ruhe und Friede im Lande geherrscht, ritterliche Kunst geblüht habe, und enthält dann eine ausführliche Erzählung des Aufstandes Ottokars gegen seinen Vater und dessen Niederwerfung 1249 „mit einer Anschaulichkeit, einer historischen Haltung und einem Pragmatismus, die nichts zu wünschen übrig lassen, als dass wir die ganze Geschichte dieser Zeit so geschildert erhalten hätten.“ Mit diesem Jahre hört die ausführliche Erzählung schon auf. b) Die Jahrbücher Ottokars, *Ann. Otocariani*, umfassen die Jahre 1254 bis 1278 von dem Zuge nach Preussen bis zu seinem Tode. Der Verfasser ist ergebener An-

hänger des Königs und erfüllt von dessen Ruhme. Die Preussen unterwarfen sich ihm (1254), Kampf und Schlacht gegen Bela (1260) wird breit geschildert und zu letzterer der Bericht Ottokars an den Papst benutzt. Es folgen 1272 die Verhandlungen für die Uebernahme der Königskrone, von 1276 ab die Ereignisse bis zum Tode (1278). Für die Parteinahme des Verfassers ist besonders charakteristisch, dass dieser den Namen der Margarethe, der ersten Frau Ottokars, nicht nennt, um nicht auch die Untreue des Königs feststellen zu müssen. Dagegen weiss er die fromme Art seines Helden, die gottlosen Deutschen, das verwilderte Heer Rudolfs überall scharf zu charakterisieren, so dass die Benennung des ganzen Abschnittes als Jahrbücher Ottokars berechtigt ist; dieser ist Held des Annalisten.

Der Rest der Handschriften (Teil 3) ist von Koepke Jahrbücher von Prag, *Ann. Pragenses,* pars I. II. III. genannt. Der erste Teil läuft von 1196 bis 1278 und ist ebenfalls ursprünglich das Werk von verschiedenen, vielleicht drei Verfassern, da häufig zu einem Jahre Doppelnachrichten gegeben sind und von 1249 ab die Darstellung eine eingehendere wird. Der zweite Teil läuft von 1278 bis 1281, der dritte Teil —1283, beide aber, obwohl von verschiedenen Verfassern, beschäftigen sich vorzugsweise mit den trüben Zeiten, welche durch die harte Handhabung der Vormundschaft über den jungen Wenzel, den Sohn Ottokars, über Böhmen hereinbrechen. Jedenfalls ist die ganze Kompilation, welche aus so verschiedenartigen Teilen besteht, von 1240 ab eine wertvolle Quelle für böhmische, aber auch deutsche Geschichte, da beide Reiche so vielfache Beziehungen zu einander hatten. Besonders die Zeit Ottokars ist vom böhmischen Standpunkte aus beleuchtet, wir haben in diesen Quellen eine willkommene Ergänzung zu der habsburgischen Ueberlieferung, besonders der von Kolmar im Elsass.

Beachtenswert für die folgenden Jahre sind die Jahr-

bücher Heinrichs von Heimburg, *Ann. Heinrici de Heimburg*, —1300.[152]) Er wurde 1242 in Heimburg (Ungarn) geboren, vielleicht in Mähren erzogen und 1279 in Gmünd bei Weitra Priester. Als Augenzeuge des Krieges zwischen Ottokar und Rudolf nimmt er entschieden (1278) Partei für den ersteren und lobt ihn wegen seiner Bemühungen um die Wohlfahrt des Landes; unter ihm habe Ruhe und Frieden in demselben geherrscht. Kosmas ist in den ersten Teilen von Heinrich dürftig ausgeschrieben; im 12. Jahrhundert fangen die selbständigen Nachrichten an, die sich im 13. mehren, um endlich in den letzten Zeiten Ottokars keine verächtliche Quelle zu werden, welche bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts allerhand kleine Nachrichten über den Sohn Ottokars bringt.

Petrus von Zittau.

Die deutschfreundlichen Massnahmen der Premysliden beschränken sich nicht auf bürgerliche Verhältnisse; auch in kirchlicher Hinsicht wird dem gebildeten Nachbarvolke grosser Einfluss zugestanden. Besonders die Cisterzienserklöster sind rein deutsch zum Unterschiede von den czechischen Benediktinern; den schon bestehenden Niederlassungen Osseg, Waldsassen, Sedletz und Plass fügte Wenzel II. 1292 noch Königsaal hinzu und besetzte die Stiftung mit deutschen Mönchen aus Sedletz. Auch waren die Aebte des neuen Klosters geborene Deutsche. Der erste, Konrad, dankte schon 1297 ab, ihm folgte Otto, ein geborener Thüringer. Hauptsächlich liebte dieser geistige Arbeit und konnte sich mit den strengen Sorgen eines Abtes nicht befreunden. Er dankte daher schon 1298 ab und ist 1314 gestorben; Konrad ergriff auf Bitten des Konvents wieder die Regierung, legte sie aber 1316 zum zweiten Male nieder, um dem berühmten Geschichtschreiber Petrus von Zittau Platz zu machen. Derselbe ist 1276 (Loserth) geboren, kam 1304 nach König-

saal, wo er sofort eine bevorzugte Stellung einnahm, Reisebegleiter und Schreiber des Abtes war und 1316 einstimmig dessen Nachfolger wurde. Es kommen die schweren Zeiten unter dem Luxemburger Johann, der Steuerdruck brachte dem Kloster fast den Untergang, so dass ihm 1340 die Abgabe aus Anlass der Wahl des neuen Abtes erlassen werden musste. Diese Nachricht widerspricht aber der bestimmten Angabe, dass Peter ebenfalls auf seine Würde verzichtet habe. Jedenfalls ist er Ende der dreissiger Jahre nicht mehr Abt; sein Geschichtswerk schliesst 1338, so dass der Tod um 1339 angesetzt werden kann.

An die Namen der Aebte Otto und Peter knüpft sich die Geschichtschreibung des Klosters, dessen Erzeugnisse als *Königsaaler Geschichtsquellen*[153]) von Loserth mustergültig herausgegeben sind. Sofort nach dem Einzuge setzten die Mönche die vielleicht aus Sedletz mitgebrachten Aufzeichnungen, eine Kompilation dürrster Art, fort; man nennt das Ganze heute *Ann. Aulae regiae*, —1314 (1330). War schon in ihnen besonders auf Wenzel II. Bezug genommen, so fühlte man sich geradezu verpflichtet, dem Gründer des Klosters ein Denkmal der Dankbarkeit zu setzen, welches nach damaliger Sitte aus einer Lebensbeschreibung bestand, sich dann aber zu dem Werke entwickelte, welches heute als Chronik von Königsaal, *Chron. Aulae regiae*, 1253—1337, bekannt ist. Sie war ursprünglich in drei einzelnen, ungleichen Bänden aufgezeichnet, von denen sich nur der zweite, jetzt in Rom befindliche erhalten hat; die beiden andern sind verloren. Die Iglauer Handschrift ist Abschrift des ganzen Werkes, die Fürstenberger und Raudnitzer nur des ersten Buches, andere bieten nur Auszüge. Daher ist die Iglauer Handschrift stofflich die wertvollste, zumal sie gemacht wurde, als sich die Originalbände noch in Königsaal befanden.

Der Inhalt des Werkes besteht, abgesehen von den eben erwähnten Ann. Aulae regiae, aus der Lebensbe-

schreibung Wenzels II., *Vita Wenzeslai fundatoris,* (Buch I, Kap. 1—83). Verfasst wurde sie bis Kap. 52 von Abt Otto, nach dessen Tode († 1314) ist der Rest fortgeführt von dem dritten Abte Peter von Zittau. Ihn ermunterte der befreundete Abt Johann III. von Waldsassen zu weiterer litterarischer Thätigkeit, und so entstand das Leben Wenzels III. († 1306); dann folgt die Herrschaft der Habsburger, Heinrichs von Kärnten, der Thronstreit in Böhmen und die Regierung der Luxemburger bis 1337, welche Ereignisse den Rest von Buch 1 (Kap. 84—130), Buch 2 (Kap. 1—34) und Buch 3 (Kap. 1—15) umfassen.

Früher, seit Dobner und Palacky, galt Peter als alleiniger Verfasser des ganzen Werkes, Heidemann lässt ihn ebenfalls das ganze erste Buch, also auch die Lebensbeschreibung Wenzels II., nach Aufzeichnungen des Abtes Konrad (!) verarbeiten, aber Loserth und Lorenz haben den Anteil des Abtes Otto bis Kap. 52 des ersten Buches (—1294) gerettet, wobei nicht ausgeschlossen ist, dass Peter „das Amt des Bildners schon selbst an dem Nachlasse seines Vorgängers ausgeübt; denn sein eigentümlicher Stil geht durch das ganze Werk, und es ist unglaublich, dass zwei Männer darin einander vollkommen gleich gewesen sein sollten“ (Palacky). Aber selbst gegen eine solche Thätigkeit Peters wendet sich Loserth, während Bachmann meint, das Leben Wenzels sei von Abt Otto und der Rest von Abt Petrus hergestellt.

Dagegen ist der Unterschied aufgefallen, welcher sich in der Behandlung des Stoffes bei dem ersten Buche einerseits und den zwei folgenden anderseits jedem aufdrängt. Das erste enthält bekanntlich die Lebensbeschreibung Wenzels II. sowie die Ereignisse bis 1316 und wurde von Peter nach dem Tode des Abtes Otto († 1314) von Kap. 52 bis zu Ende, dem Kap. 130, welches ebenfalls mit 1316 schliesst, fortgeführt. Dagegen hat Peter die folgenden Bücher von Fall zu Fall, in annalistischer Weise, aufgezeichnet, in der

Weise, dass jedes Kapitel auch ein Jahr enthält: diese Arbeit verteilt sich also auf die Zeit von 1316 bis zu seinem Tode. Das erste Buch bietet daher zuerst eine mehr zusammenhängende Darstellung, die letzten Teile desselben und die zwei letzten Bücher nur Stoff, der die Ueberarbeitung vermissen lässt. Man hat daher besonders die beiden letzten Bücher, aber auch, und das mit weniger Recht, den letzten Teil des ersten (seit 1306), Memoiren genannt. „Regellos finden sich hier nebeneinander, was er in seinem Leben erfahren hat: Erzählungen aus dem Klosterleben, Hofgeschichten, Urkunden und Privatbriefe. Merkwürdig ist die Episode, die er als Tractatus breviloquus de serenissimo principe domino Henrico VII. Romano imperatore et prosperis eius successibus (I. Kap. 112) in die Geschichte Johanns einflicht. Ebenso ist ein Werkchen eingeschoben, welches einen durchaus anderen Zweck und selbständigen Charakter zeigt, nämlich der sog. Liber secretorum Aulae regiae (II. Kap. 18), eine Aufzeichnung aller wunderbaren Ereignisse, die sich in Königsaal zugetragen haben seit dessen Stiftung.“ Ja sogar sein Testament findet sich am Schluss des ersten Buches (Kap. 130) und zwar eingeleitet durch leoninische Verse, d. h. solche, deren Mitte und Ende reimt. Solche Verse hat Peter überall seinem Werke einverleibt: sie sprechen am meisten für dessen memoirenartigen Charakter. Er ist der Reimerei leidenschaftlich ergeben und behandelt in den poetischen Ergüssen die zuletzt erzählten Ereignisse nochmals. Die Erzählung, sagt Lorenz, wird aber in den eingefügten Versen nicht etwa naturgemäss fortgeführt, wie solches in italienischen Geschichtswerken dieser Zeit üblich ist, die Darstellung schreitet nicht in abwechselnder Rede fort, sondern Erzählung und Darstellung werden durch die eingeschobenen Verse regelmässig unterbrochen. Dadurch müsste eigentlich die prosaische und die poetische Darstellung, jede für sich betrachtet, ein zusammenhängendes Ganzes ausmachen. Das ist für die Prosa

der Fall, aber nicht für die poetische Darstellung. Diese ist nämlich nur an wenigen Stellen eine Uebersetzung, sondern meistens lyrische Behandlung des Inhalts und enthält die Gefühle des Verfassers über die Thatsachen. Sie begleiten wohl die Handlung mit Lob oder Tadel, enthalten aber keine Handlung, können daher ohne die prosaische Erzählung für sich nicht bestehen. (Vgl. dagegen Seibt.) Peter hätte, wie er in der Widmung sagt, am liebsten sein Werk ganz in Poesie verfasst, in Form der Reimchronik, begnügt sich aber wegen Ungunst der Zeit mit dem ruditer conscribere und vertröstet sich mit einem Nachfolger, der seine Arbeit lima venustatis poliet. Er ist auch von seinem eigenen Vermögen hierzu später nicht mehr wie früher überzeugt.

Den Wert der Chronik ins einzelne zu verfolgen, ist bei dem allgemeinen Lobe derselben wohl überflüssig; es hiesse Eulen nach Athen tragen. Indessen muss man die Lebensbeschreibung Wenzels II. davon ausnehmen, sowohl die Arbeit des Abtes Otto, wie auch die Kapitel, welche Peter hinzufügte. „Erstere trägt den allgemeinen Charakter der Legenden an sich. Mit besonderer Vorliebe ist die Person des Königs gezeichnet, er lässt fort, was nicht unmittelbaren Bezug auf sein Ziel hat. Die Legende bewahrt ihren Charakter auch in jenen Teilen, die Peter ausgearbeitet hat. — An das allgemein Moralische in dem Charakter dieses Königs hat er seine besondere Liebe gewendet. Die Grösse seiner Leiden, sein unverschuldetes Elend, seine Entbehrungen, seine Sanftmut und Geduld, die Abtötung des Fleisches, die Liebe zur Kirche und deren Personen, die Liebe zum Orden der Cisterzienser und speciell die Neigung zu seiner Lieblingsstiftung (Königsaal), alles das hat er mit besonderer Vorliebe behandelt. Das Historische, das uns interessiert, ist ihm nur Beiwerk.“

Dagegen ist die Zeit von 1306—1337 eine Quelle ersten Ranges. Diese Thatsache erklärt sich aus den nahen Be-

ziehungen des Klosters zu dem Herrscherhause, der persönlichen Stellung der Aebte, besonders Konrads und Peters, zum Hofe. Das Werk ist reich an Urkunden, gegen 30 sind aufgenommen, viele wurden für die Darstellung verwertet, andere vernachlässigt, ne taedium faciam legentibus. Aus diesem Grunde verweisen auch wir auf die Abhandlung Loserths, welche das ganze Werk einer eingehenden Besprechung unterwirft, auf Palacky, der die älteren Ansichten, besonders Meinerts, über Peter verzeichnet, und endlich auf Heidemann, welcher die gereizte Haltung Peters gegen König Heinrich zum Gegenstand seiner Forschung gemacht hat und feststellen konnte, dass die Chronik gegen diesen Fürsten ungerecht verfahren ist.

Domherr Franz.[164]) Das Werk Peters wurde rasch bekannt und schien geeignet, das von Mitgliedern des Prager Domkapitels bis 1283 geführte Annalenwerk fortzusetzen. Einer Aufforderung des Bischofs Johann von Prag folgend machte sich der Domherr Franz daran, Peter abzuschreiben; schon 1341, zwei Jahre nach Vollendung des grundlegenden Werkes, war die Kompilation, welche heute *Cont. Francisci Pragensis* heisst, fertig und galt, da der Domherr nach mittelalterlicher Sitte den Namen des Gewährsmannes nicht nannte, als sein Werk. In dem schon bis 1283 fortgeführten Kodex des Domkapitels erhielt es die Ueberschrift Secundus tractatus (Teil 2) cronicae Pragensis, der, wie die Vorlage, zunächst bis 1337 läuft, aber später Zusätze bis 1342 erhielt. (Red. I.) Auch die Einteilung in drei Bücher ist beibehalten, welche ihrerseits genau so weit reichen, als die Vorlage, der sie entnommen wurden. Nur die Zahl der Kapitel ist geringer, da der Domherr sich auf einen Auszug beschränkte; erweitert hat er aber die Darstellung, welche bis auf Wenzel I., den Vater Ottokars, zurückging.

Als Karl IV. den Thron bestieg, überreichte ihm der Domherr ein zweites Exemplar seiner Chronik (Red. II.), das

er *Cronica Boemorum* nannte und in drei Büchern bis 1353 fortführte; die Zahl der Kapitel des letzten Buches stieg dabei von 7 auf 31. Es ist unbestimmt, was ihn zu diesem Verfahren bewog, aber die Annahme von Lorenz, Franz habe den Versuch gemacht, dem historiographischen Kreise Karls näher zu treten, ist glaubhaft. Den Zweck freilich erreichte Franz nicht, da seine Kompilation noch stärkere Angriffe (1337. 1340) auf König Johann, den Vater Karls, enthält, als die Vorlage. Auch die Lust an weiteren geschichtlichen Arbeiten ist ihm vergangen: sein Tod erfolgte 1362.

Geschichtlichen Wert hat nur das dritte Buch der Red. II., welches Peter von Zittau von 1337—1353 und zwar in selbständiger Weise (Lorenz) fortsetzt: diese Teile sind in der neuen Ausgabe Loserths allein gedruckt. Geistlos ist Franz in Bezug auf den Stoff verfahren; der Geist der Vorlage ist ins Gegenteil verkehrt. Hatte nämlich Peter als Deutscher und Cisterzienzer häufig Gelegenheit genommen, das Verhalten des czechischen Bischofs und der Nationalpartei zu verurteilen, alle solche Stellen sind von dem deutschfeindlichen Abschreiber ausgelassen oder entstellt. Schon aus der Art, wie der Domherr im allgemeinen arbeitete, gewinnt man den Eindruck, dass er kein Geschichtschreiber und sein Werk grösstenteils für den Forscher wertlos ist. Seine Abhängigkeit von der Vorlage erstreckt sich sogar auf deren falsche Nachrichten, denen er neue hinzufügt. (Loserth.) Der Domherr Franz ist trotz der wohlwollenden Beurteilung Palackys einer der schlimmsten und gewissenlosesten Abschreiber des ganzen Mittelalters; die eigenen Nachrichten des dritten Buches, so sehr sie „den aufmerksamen Beobachter von näher und ferner liegenden merkwürdigen Begebenheiten verraten“, können uns den Chronisten nicht empfehlen. Indessen ist seine Arbeit damals höher bewertet und Grundlage der weiteren böhmischen Geschichtschreibung geworden.

Karl IV. und sein litterarischer Kreis.[155])

Im August 1346 wurde Karl, Sohn des Böhmenkönigs Johann, zu Rense auf Betreiben des Papstes Klemens VI. von fünf Kurfürsten zum deutschen Könige erwählt. Der Tod des Vaters, welcher im selben Jahre erfolgte, machte ihn zum Herrn von Böhmen und Mähren, eines Teiles der Lausitz und Schlesiens, sowie der luxemburgischen Stammesherrschaft, der Tod des Kaisers Ludwig (1347) gestaltete sein deutsches Königtum zum gesetzmässigen. Das Bild des Mannes ist schwer zu zeichnen. Von Geburt ein halber Franzose, als Mensch und Herrscher mehr Böhme als Deutscher, in kirchlicher Hinsicht persönlich fromm und doch niemals ein Diener der politischen Ansprüche des Papsttums, früh gereift als Verwaltungsbeamter, ein stets kaltblütiger und verschlagener Diplomat, sparsam bis zum Geiz in persönlichen Bedürfnissen, freigebig, ja verschwenderisch, wenn es galt, das Ziel zu erreichen oder den Glanz des Herrschers zu zeigen, wortkarg, obwohl er in fünf Sprachen sich unterhalten konnte, ein Ascet, der eines jeden Klosters Zierde gewesen wäre, heiratete er vier Mal und hatte zehn Kinder, wohl erfahren in ritterlichen Uebungen sowie persönlich tapfer, verschmähte er den offenen Kampf und liebte diplomatische Entscheidung, ruhelos, stets auf Reisen, um den Aufgaben des Herrschers gerecht zu werden und doch wegen Schwächlichkeit und Krankheit häufig ans Bett gefesselt, eine nüchterne und Verstandesnatur, ohne persönlichen Freund, als Herrscher nur sich befragend und beratend, dabei ein glühender Verehrer der weichen und lieblichen Dichtungen Petrarkas — so schwankt sein Charakter zwischen den Extremen, ist er besonders dem einen des Reiches Erzstiefvater, dem andern ein Herrscher, welcher Deutschland in aufsteigende Bahnen leitete. Wir haben es hier mit dem Geschichtschreiber Karl zu thun. Sein Werk, die Le-

bensbeschreibung Karls IV., *Vita Caroli IV.*[156]), umfasst die Jugend- und ersten Mannesjahre bis 1346, wo der Prinz König von Böhmen wurde.

Inhalt. „Nach einer Einleitung, worin Karl seine Nachfolger auf die Wichtigkeit der irdischen Dinge aufmerksam macht und ihnen die heilsamsten Lehren ans Herz legt, gedenkt er seiner Eltern und seiner Geburt (1316), erzählt dann, wie er nach seiner in Böhmen verlebten Kindheit siebenjährig an den französischen Hof gebracht und dort (bis 1330) erzogen wurde, hierauf (bis 1333) die Wechselfälle der italienischen Unternehmungen seines Vaters teilte, später zum Markgrafen von Mähren ernannt, Böhmen, dann Tirol, dann wieder Böhmen verwaltete, an den Zügen seines Vaters beteiligt war oder eigene unternahm, endlich mehr und mehr in den Reichsangelegenheiten eine Rolle spielte, bis er im 31. Lebensjahre (1346) als Gegenkönig (gegen Ludwig den Baier) auftrat“ (Böhmer). Indessen ist die Zeit bis 1331, wo er sich an dem Kriegszuge Johanns gegen Italien beteiligte, nur kurz behandelt. Erst von diesem Jahre ab beginnen die auf Grund von ständig geführten Tagebüchern niedergeschriebenen Memoiren, die uns ein eingehendes Bild der Thätigkeit und Sinnesart Karls verleihen. Das in allen Handschriften gleichmässig und in gleichem Umfange überlieferte Werk umfasst nach Loserth, dem alle Forscher beistimmen, 1) die „Einleitung, welche die Zueignung an seine Nachfolger auf den Thronen (secundis sedentibus in thronis) enthält, 2) die Jugendgeschichte Karls, die bis zum Jahre 1340 reicht, d. h. bis zu dem Momente, in welchem er die Verwaltung seiner Erblande übernimmt, — hier redet er stets von sich in der ersten Person — und 3) die Geschichte der Jahre 1342—1346, jenes Stück, in welchem er von sich in der dritten Person spricht, bis zu seiner Königswahl.“

Verfasser. Die Widmung besteht aus zwei Kapiteln, deren erstes eine mehr theologische, salbungsvolle Abhandlung

über das irdische und jenseitige Leben ist, das zweite dagegen sich als Mahnwort eines Herrschers und besorgten Regenten charakterisiert: Wenn ihr nach mir, mit dem Diadem der Könige geschmückt, herrschen werdet, so gedenkt, dass auch ich vor euch geherrscht habe und zu Staub und zum Schlamme der Würmer geworden bin. Aehnlich werdet auch ihr dahinsinken, vorübergehen und wie ein Schatten uud wie die Blumen auf dem Felde. In solch liebevollem Tone wendet sich Karl an seine Nachfolger; dass er seine Söhne gemeint hat, ist nirgends vermerkt, obwohl es natürlich scheinen dürfte. (Böhmer, Meinert, Lorenz). Er warnt vor den Verirrungen des Lebens, besonders Hass, Neid und Zwietracht und giebt weise Lehren eines besorgten Vaters. Dass Karl diese Widmung verfasst hat, ist wohl selbstverständlich, obwohl ihm Loserth dieselbe abgesprochen. Der Geschichtschreiber Benesch, welcher die Lebensbeschreibung in seiner Chronik wortgetreu benutzte, kennt sie allerdings nicht; auch wusste Karl nicht, dass seine Söhne mal Kronen, d. h. die böhmische und die deutsche, tragen würden. Kann die Widmung aber nicht später geschrieben und so Benesch, der 1375 starb, entgangen sein? Besonders ist Loserth das Wort von Lorenz entgegenzuhalten: Der schöne Zweck des ganzen Buches fällt weg, wenn man die Widmung als eine spätere, zufällige Zuthat betrachten wollte. Auch wir sind der Ansicht, dass ein Interpolator so herzliche Worte nicht schreiben konnte: sie sind Eigentum Karls.

Dagegen ist die Urheberschaft des zweiten Teiles unbestritten. In ihm spiegelt sich die feste Natur des Prinzen, der seine eigenen Erlebnisse mit sicherer Hand niederschreibt, gestützt auf tagebuchartige Aufzeichnungen, die von Fall zu Fall, fast augenblicklich angefertigt waren und daher der späteren Ueberarbeitung in diesem Teile jene verblüffende chronologische Sicherheit verleihen, die sich auf Tag und Stunde erstreckt; die lebendige Erinnerung (Oelsner) des Be-

teiligten mag allerdings ebenfalls eine wirksame Unterstützung verliehen haben. Vorherrschend ist der trockene, lehrhafte Ton, selten ein launisches Wort, nirgends ein Scherz, und wo eine Abschweifung erfolgt, ist sie ernster, fast düsterer Natur. Daher die Gewissensbisse des einmal in Lucca den sinnlichen Reizen erlegenen Prinzen, die schreckhafte Erinnerung an den dort verübten Vergiftungsversuch, sowie die Thatsache, dass des Vaters lockeres, wildes Leben dem nach Böhmen heimkehrenden Sohne nicht ein würdiges Schloss zur Unterkunft gelassen habe. Alles vergeudet und verpfändet! Daher mag auch Karls ernste Natur noch mehr sich verschlossen, sein sparsamer Sinn sich zum Geize entwickelt haben.

Im Jahre 1340 bricht der Verfasser, welcher zudem bisher stets in der ersten Person von sich geredet hatte, plötzlich ab, lässt eineinhalb Jahre ganz aus und bespricht weitere zwei Jahre in wenig Zeilen. Besonders aber wird die Darstellung in der dritten Person weitergeführt; nicht: ich begab mich u. s. w., heisst es, sondern: König Karl oder Karl begab sich. Zudem ändert sich der Stil; er wird prunkend und überladen gegenüber den einfachen Worten, welche vorhergehen. Nach Ansicht aller Forscher tritt im dritten Teile ein neuer Verfasser ein, der das Werk zu Ende führt, aber nicht selbständig, sondern „unter den Augen und der Mitwirkung Karls,“ sowie auf Grund seiner noch weiter reichenden tagebuchartigen Aufzeichnungen. Unaufgeklärt ist bis heute die Ursache dieses plötzlichen Schweigens, zumal aus zwei vor 1340 befindlichen Stellen die Absicht Karls, sein Werk über dieses Jahr hinauszuführen, bewiesen wird und alle Handschriften bis 1346 reichen. Die Sprache zwar ändert sich, auch erhält von jetzt jedes Kapitel eine Ueberschrift, es finden sich zahlreiche chronologische und sachliche Unrichtigkeiten, der Ton gegen König Johann ist schärfer, eine hübsche Anekdote vom Grafen von Holland,

der das dem Könige von Ungarn im Spiel abgwonnene Geld zum Fenster herauswirft, wird erzählt —, aber die Gesinnung und das Urtheil bleibt dasselbe. Karl wurde 1342 eine amtliche Persönlichkeit, er erhielt die Verwaltung Böhmens: vielleicht wurde er dadurch bewogen, von hier ab nicht mehr als verantwortlicher Berichterstatter zu gelten. Seine Vorsicht ist ja auch im zweiten Teile so gross, dass er stets die Schilderung politischer Ereignisse vermeidet und mit kurzen Worten auf römische oder böhmische Chroniken verweist, in denen man die Auslassungen nachlesen könne. Im dritten Teile lehnt er jegliche Verantwortung ab und überträgt die Redaktion seiner Aufzeichnungen einem Manne, den wir nicht einmal vermutungsweise zu nennen imstande sind.

Die Frage, wann das Werk entstand, ist noch nicht beantwortet: sicher geschah es vor 1360 oder 1363, da Benesch, der ja die Memoiren abschrieb, in dieser Zeit sein Werk verfasste, wahrscheinlich aber schon vor 1355, dem ersten Römerzuge (Loserth, Lorenz). Damals gab Karl dem Benesch nicht allein die ihm gewidmete Chronik des Domherrn Franz, sondern auch seine eigenen Memoiren zur Benutzung. Friedjung stellt die Abfassung noch früher, eine erste Redaktion zwischen 1346—50, eine zweite zwischen 1350—51.

Ein weiterer Streit, ob Benesch die Memoiren selbst oder deren Vorlage, ob er die Memoiren nur bis 1340 oder ganz, d. h. bis 1346, benutzt habe, ist für unsere Zwecke nicht so wichtig, so dass wir auf dessen Einzelheiten verzichten. Entscheidend für die Benutzung bis 1346 ist der Umstand, dass Benesch hier in der Erzählung zunächst aufhört, sich wegen seines rohen, ungeschlachten Stiles bei so erhabenem Stoffe, wegen seiner mangelhaften Rhetorik entschuldigt und dann erst in der Erzählung fortfährt. Eine solche Entschuldigung, mitten im Werke statt am Anfange desselben, beweist, dass die Vorlage hier aufhörte und Benesch weiterhin auf eigenen Füssen stand.

Zur Beurteilung des Werkes geben wir die Worte Böhmers wieder: Der geschichtliche Rang der Vita ist so hoch wie der persönliche seines Verfassers. Er spricht immer nur von Dingen, die er genau kannte, von Vorgängen, bei denen er mithandelnd war, wahrheitsliebend verschweigt er seine Fehler nicht, gereiften Urteils spricht er ohne Heftigkeit, mit ruhigem Ernst. Er wollte nur sein Leben, nicht alles, war vorgegangen war, beschreiben. In letzterer Beziehung verweist er gleich anfangs auf die Cronicae Boemorum und die Cronicae Romanorum. Verstand er unter jenen die Cronica aulae regis, unter diesen irgend eine Fortsetzung des Martinus Polonus? Im ersten Teile seiner Erzählung kann er für das Ganze der Zeitgeschichte aus Peters von Zittau Chronik vielfach vervollständigt werden, vom Jahre 1337 ab, in welchem dieser endet, wird die Vita einzige Quelle für den böhmischen Standpunkt, muss aber, besonders von 1341 an, aus der Chronik des Benes von Weitmül, welcher eine vollständigere Handschrift, als die uns erhaltenen vor sich hatte und vielfach benutzte, ergänzt werden.

Lorenz hat zuerst auf ähnliche Erzeugnisse gekrönter Häupter hingewiesen. „Eine Analogie dieses Erzeugnisses (dass nur die Jugendgeschichte Karls gegeben ist) bieten die Memoiren der Kaiserin Katharina II., die sie auch mit dem ausgesprochenen Zwecke verfassen wollte, um ihren Sohn in die Regierungsgeschäfte einzuführen. Gerade wie Karl IV. war sie aber von ihrer Jugendgeschichte so sehr erfüllt, dass die Darstellung davon schon einen auffallend grossen Raum in Anspruch nahm und dass sie sodann zur Geschichte ihrer Regierung gar nicht gelangt ist. Das ist denn auch psychologisch sehr erklärlich. Wer Memoiren schreibt, dem wird es leicht, seine Persönlichkeit zu objektivieren, so lange er sich blos der Dinge und der Eindrücke zu erinnern hat, die ihn persönlich berührten, aber es ist schwer und beansprucht viel Zeit, sobald er sich in einen

Kreis von Ereignissen und Verhältnissen verwickelt sieht, die sich vollzogen, und deren tausendfältige Fäden überall die Mitwirkung erheischten und doch nicht überall das Produkt des eigenen Handelns waren. Hierin liegt die Schwierigkeit der Abfassung von Memoiren, welche für Staatsmänner, je höher sie stehen, desto grösser erscheint. Wie die Kaiserin Katharina, so hat auch Karl IV. diese Aufgabe nicht bewältigen können.“ Oelsner behauptet dem gegenüber mit Recht, dass Karl nur seine eigenen Erlebnisse, nicht Staatsangelegenheiten erzählen wollte und sich für solche stets auf die Chroniken berufen habe. Auch sein Leben habe seit 1340 der Welt angehört, daher sei dann die Feder von ihm niedergelegt. Im Jahre 1346, wo er gar König wird, schliesst auch die von ihm beeinflusste Fortsetzung.

Karl schrieb aber nicht nur selbst Geschichte, um das Urteil der Nachwelt zu beinflussen, sondern veranlasste auch verschiedene Männer seiner Umgebung zu geschichtlicher Thätigkeit und regte somit ein Schrifttum an, welches in seiner Gesamtheit ein genügendes Bild des Kaisers darbietet. Der Domherr Benesch von Weitmühl gehörte der jüngeren Linie einer ritterlichen Familie Krabice an, war 1341 Domherr und wurde 1355 von Karl IV. zum Bauvorsteher der neuerbauten St. Veitskirche ernannt; sein Tod erfolgte 1375. Benesch hatte schon seinen geschichtlichen Sinn dadurch bekundet, dass er die Prager Jahrbücher, welche 1283 endigten, aus eigenem Antriebe fortsetzte. Vielleicht deshalb forderte ihn Karl auf, die annalistisch gehaltene Erzählung in Bücher zu gliedern und fortzusetzen. So entstand die *Chronik*,[157]) welche in vier Büchern bis 1374 fortschreitet, deren letztes Karl IV. behandelt. Nach mittelalterlicher Art machte der Chronist aus zwei oder mehreren Vorlagen ein neues Geschichtswerk: Vom Kaiser erhielt er Red. II des Domherrn Franz, Benesch schreibt verkürzend ab; vom Kaiser erhielt er die eigenen

Memoiren, Benesch schreibt sie fast wörtlich ab und verwebt den neuen Stoff dem alten Gewande: ein Dechant Wilhelm verfertigte das Leben des ersten Erzbischofs von Prag, Arnest von Pardubitz, Benesch schreibt ihn grösstenteils aus (Loserth) und benutzt weiterhin noch andere Geschichtswerke in ähnlicher Weise. So kommt es, dass seine Chronik bis 1346 wertlos ist, da die Quellen bekannt sind: nur die Hälfte des vierten Buches ist Eigentum des Mannes, von dem Balbin behauptete, dass nichts herrlicher sein könnte, als seine Geschichte. Erst Palacky führte Benesch auf seinen wahren Wert zurück und stellt ihn zu dem Chor der mittelmässigen Geschichtschreiber. Dennoch ist sein Wert insofern gross, als Benesch als Hofmann manches weiss, was man sonst nicht findet. Dass er im Auftrage Karls schrieb, sehen wir daran, dass die scharfen Urteile über König Johann gemildert werden oder gar fortfallen. Auch Karl selbst konnte keinen besseren Biographen finden, weil Benesch seine Reformen und Schöpfungen ins helle Licht stellt.

Der Franziskaner Johann von Marignola, ein edler Florentiner, hatte von 1338 ab im Auftrage der Kurie das östliche Asien, die Mongolei und das Tiefland der chinesischen Ströme bereist, sich sogar am Hofe zu Pecking aufgehalten und war über Indien, Babylonien, Syrien 1353 nach Rom zurückgekehrt. Karl berief den sprachkundigen Mann nach Prag, aber schon 1354 verliess Marignola, der in Unteritalien ein Bistum erhielt, den Hof und versprach, eine Geschichte Böhmens bis auf die Gegenwart zu schreiben. Ein Werk dieses Mannes sollte entschieden auf der Höhe stehen, in Wirklichkeit aber ist seine *Chronik*[158]) (—1362) eine unfertige Kompilation, ohne jeden Wert für Böhmens Geschichte. Interesse für den Historiographen bietet aber die Einteilung des Werkes. Das erste Buch heisst das thearchische und erzählt die Zeit, wo Gott herrschte; das zweite wird das monarchische genannt und handelt von der Gründung der

ersten Staaten im allgemeinen und dem böhmischen bis Wenzel II. (1283) im besonderen: das dritte, hierarchische, führt die Geschichte des Priestertums, von dem jüdischen angefangen, bis zum Papsttum und den Bischöfen Böhmens. „Durch diese Einteilung, nicht unwichtig, weil sie Staats- und Kirchengeschichte unterscheidet und die dunkle Idee einer sogenannten Geschichte der Menschheit enthält, gewann Marignola Raum, seine Erinnerungen an die morgenländische Reise zu verweben, und dies that er im ersten sowie den Einleitungen zu dem zweiten und dritten Buche, nicht ohne einen beiläufigen Bericht von seiner Missionsreise voran zu schicken" (Palacky). Die geographischen Ergebnisse der Reise sind in der trefflichen Erdkunde von Peschel verwertet: wir aber müssen den Missionar und Diplomat Marignola höher stellen als den Geschichtschreiber, wenngleich dem feingebildeten Florentiner sein mangelndes Interesse für böhmische Geschichte nicht gerade verübelt werden soll.

Karl IV. veranlasste ein drittes Werk, die *Chronik des sog. Pulkawa*.[159]) –1330. Wir wissen nichts von diesem Manne, nicht einmal, dass er so geheissen: er lebte aber in der Umgebung des Kaisers, und wir hören, dass dieser in allen Büchereien nach Chroniken und Urkunden habe forschen lassen und selbst eine jetzt verlorene Chronik der Mark Brandenburg besorgte. Eine Pulkawahandschrift der Czartoryskischen Bibliothek enthält die Auszüge aus dieser märkischen Chronik als Randnoten, und da die Cronica principum Saxoniae ebenfalls die märkische benutzt hat, wird sich der Umfang der Arbeit Pulkawas in dieser Hinsicht ziemlich sicher feststellen lassen. Ausserdem beruht Pulkawa auf Kosmas und dem Dalimil, auf Peter von Zittau und dem Domherrn Franz, aber ihre Vorzüge, die epische Breite oder der gemütvolle Erzählerton sind nicht auf ihn übergegangen. Das Buch wimmelt von chronologischen Fehlern, die ihm

Palacky grösstenteils nachgerechnet hat, und von Fabeln aller Art. Es herrscht ein trockener Ton der Erzählung, die annalistisch fortschreitet. „Pulkawa hat sich jedes Räsonnements, jeder Darstellung einer subjektiven Ansicht und alles Pragmatisierens enthalten; er gruppiert nicht einmal seine Thatsachen, sondern stellt sie überall nackt und einzeln hin. Pulkawas historischer Stil könnte als Muster sogenannter historischer Objektivität aufgestellt werden, wenn sein Latein weniger barbarisch und er überhaupt eine Ahnung von des Historikers Beruf und Kunst gehabt hätte.“

Dennoch ist die Chronik viel zu geschichtlichen Zwecken benutzt worden; die grosse Zahl der Handschriften beweist die Beliebtheit des Verfassers. Sie sind teils kürzer, teils länger, so dass Palacky von zwei Bearbeitungen Pulkawas sprach, während nach Lorenz die allgemeine Verbreitung und Willkür der Abschreiber das ursprüngliche Werk kürzt. Ebenso verwirft Lorenz die Ansicht Palackys, als ob Pulkawa seinen lateinischen Text ins Czechische übersetzt hätte, obgleich der böhmische Forscher sehr gute Gründe für sich beibrachte. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, dass Karl IV eine grössere Verbreitung des Fürstenbuches, so nennt man Pulkawas Chronik wegen des Inhalts wohl, gewünscht und den Verfasser zur Uebertragung ins heimische Idiom veranlasst hat. Zudem kann es wohl nicht Zufall sein, dass die Chronik gerade 1330 schliesst, in welchem Jahre die Memoiren Karls eigentlich erst beginnen und somit eine Fortsetzung des Pulkawa darstellen. Dieser legt auch das Hauptgewicht auf die Thaten der Grossen, zu denen er die Prager Bischöfe hinzufügte. Ein solches Werk, welches die Thaten seiner Vorfahren in erster Linie darstellte, wünschte Karl IV. und war daher von der Chronik Pulkawas am meisten befriedigt. Wir dagegen legen andere Masse zugrunde und nennen das Werk mit Lorenz eine der rohesten Kompilationen des 14. Jahrhunderts, welche aber, ähnlich den Martinianischen

Lehrbüchern. dem kritiklosen Mittelalter genügten und allgemeine Gültigkeit erlangte.

Auf noch tieferer Stufe steht endlich die *Summula chronicae,*[160]) welche von Christi Geburt bis 1365 reicht. Der Verfasser, Abt Neplach von Optatowitz, entschuldigt sich im Prologus, dass er, bewogen von einigen Mönchen, die Arbeit unternommen habe, obwohl seine Befähigung dazu in keiner Weise ausreiche. Wer das dürftige Machwerk kennt, wird dem Manne Recht geben; denn es dürfte nicht einmal für Klosterzwecke und als Nachschlagebuch ausgereicht haben. Erst im 14. Jahrhundert werden einige Nachrichten wertvoll, andere, wie die Vampyrgeschichten zu 1336 und 1344 sind so bodenlos abergläubisch, dass man mit den Menschen damaliger Zeit fast Mitleid haben könnte. Aber, wir wiederholen hier unsere oft geäusserte Ansicht, je weniger glaubhaft eine Nachricht heute erscheint, damals wurde sie um so lieber geglaubt.

Die Hussitenkriege (1419—1436).

Die Hussitenkriege drücken der weiteren Entwickelung der böhmischen Geschichtschreibung ihr entschiedenes Gepräge auf. Der grosse Gegensatz zwischen dem alten Glauben und der neuen Sekte, zwischen Deutschen und Czechen, zwischen Fürstengewalt und der demokratischen Richtung, welche im Taboritentum zur Erscheinung kommt, ist ein religiöser, nationaler und, man kann sagen, ein revolutionärer. Alle drei Richtungen lassen sich mit gleicher Berechtigung aus der furchtbaren Bewegung der Hussitenkriege ausschälen, ohne dass man es vermöchte, jeder eine bestimmte Grenze zu geben und die Elemente scharf zu sondern, welche ihnen ihren Rückhalt verliehen. Der Hussitismus war zuerst national und vertrieb die Deutschen, Bürger wie Gelehrte, aus dem Lande, welches ihnen sein Emporblühen verdankte; dann

war er religiös und fasste den Drang nach einer Verbesserung der alten Kirche in ein Gebilde zusammen, welches in England durch Wiclif († 1384) die gelehrte Begründung, in Böhmen durch Hus seit 1403 seine praktische Verwertung fand (Loserth); er ist endlich radikal, insofern die konservativen Kalixtiner durch die revolutionären Taboriten verdrängt wurden, welche den gelehrten, staatlichen und religiösen Anschauungen der damaligen Zeit den Krieg erklärten. Die religiöse Bewegung wurde auf dem Baseler Konzil zum Stillstand gebracht und erhielt durch Gewährung des Laienkelches nachträglich eine gewisse Berechtigung, die nationale ist nicht mehr erloschen und gerade heutigen Tages heftig geworden, die revolutionäre wurde schon früh erstickt, nachdem die elementare Gewalt, mit welcher sie aufgetreten war, sich ausgetobt und gerade der Reaktion, dem Adel, Gelegenheit geboten hatte, die Früchte des Kampfes durch Aneignung des säkularisierten Kirchengutes zu pflücken.

Für Böhmen wie Deutschland sind die Folgen der hussitischen Bewegung gleich verderblich gewesen. Katholiken und Utraquisten standen sich gleichberechtigt und feindlich gegenüber, das Land selbst war vollständig verwüstet, seiner litterarischen und Kunstschätze durch Brand und Vernichtung beraubt, seine politische und soziale Entwickelung gestört. Erst heute wieder sucht das Czechentum die staatliche Selbständigkeit zu erringen, welche es unter den Premysliden und den Luxemburgern im Verein mit den eingewanderten Deutschen erlangt hatte. Aber auch das Reich verlor ein wertvolles Kronland. Die Hussitenbewegung hat die tiefe nationale Entfremdung beider Volksstämme zu sehr entwickelt, als dass eine Versöhnung oder gar eine Verschmelzung möglich wäre.

Czechische Jahrbücher.

Die böhmische Geschichtschreibung der Hussitenkriege und des 15. Jahrhunderts zeigt dieselbe Anarchie, wie

die politischen Verhältnisse, und „nichts würde eine grössere Mühe machen, als eine charakteristische Teilung der eigentlichen Geschichtschreiber von den sonstigen Akten und vor allem von den Traktaten und Streitschriften vorzunehmen. — Selten findet man eine ähnliche Vermischung von Stilgattungen und Darstellungsformen. Wenn man nach eigentlichen Geschichtschreibern der hussitischen Bewegung fragt, so wäre im Vergleiche zu der Gesamtheit der aus dieser Zeit vorhandenen Denkmäler nur eine sehr kleine Zahl von Autoren zu nennen, mit denen man es zu thun hätte. Auch die letzteren sind von verwilderter Form, Einteilungen nach Büchern und Kapiteln gewöhnlich ebenso selten, wie eine strenge chronologische Ordnung. Höheren Anforderungen der Historiographie entspricht kaum einer. Stofflich dagegen sind die meisten von grossem Reichtum und in der Sammlung von Nachrichten und Aktenstücken sind sie sehr eifrig und mitteilsam."

Nur eine Gattung verdient den ihr von Palacky beigelegten Namen *Böhmische Annalisten*,[161]) da die Aufzeichnungen in czechischer Sprache und in Form der Jahrbücher erscheinen. Aus den siebzehn gefundenen Handschriften, welche sich an Benesch, meistens aber an den Pulkawa anschliessen, schälte der Herausgeber acht unbekannte Verfasser, welche „insgesamt an Umfang sowohl als im Inhalt und in der Darstellung so verschieden waren, dass nicht zwei davon einen gleich fortlaufenden Text darboten, obgleich es nicht zu leugnen war, dass alle entweder ursprünglich auf eine Grundlage gebaut oder in späterer Zeit zu einem Gebäude vereinigt waren und daher notwendig als ein grosses Werk, obgleich von verschiedenen Verfassern, angesehen und behandelt werden mussten." So stellte Palacky den Stoff aller Handschriften mit Ausscheidung von Urkunden und Briefen chronologisch zusammen, ein Verfahren, welches von Lorenz mit Recht getadelt wird, da dasselbe den Geist der einzelnen

Jahrbücher vollständig verwischt. Die ganze Masse läuft von 1378 bis 1527, ist aber „nicht einheitlich, ohne historische Haltung, trocken, geistlos und in den Urteilen über Sachen und Personen so beschränkt und befangen, als es Privatpersonen von nicht vorzüglicher Bildung nur immer sein können, wenn sie über die grossen Angelegenheiten ihrer Zeit sprechen.“ Dennoch aber hebt Palacky die thatsächliche Zuverlässigkeit des Werkes hervor, und Balbin, Jesuit und böhmischer Historiker von gutem Ruf (um 1650), urteilt: Bohemico sermone scriptus est liber tanta animi aequitate, ut an catholicus, an haereticus fuerit, ex historia non possit agnosci. Der Schwerpunkt des Werkes ruht in den Nachrichten für die Zeit nach den Hussitenkriegen, für den König Podiebrad und den Anfang des 16. Jahrhunderts.

Annalistischer Art sind ferner diejenigen neun lateinischen Aufzeichnungen, welche Höfler als *Kleine Chroniken*[162]) zum Unterschiede von den „grösseren Historien“ herausgegeben hat und deswegen besonders rühmt, weil sie, von Katholiken wie Hussiten verfasst, ein umfassendes Bild der inneren wie äusseren Entwickelung des Streites geben. Erwähnenswert ist besonders das *Chron. universitatis Pragensis* (1348—1413); es „gehört zu den merkwürdigsten Geschichtswerken des späteren Mittelalters. Wie das geistige Leben der Universität auf das politische in Böhmen Einfluss gewann, dieses bestimmte und von ihm bestimmt wurde, das ganze grosse, reiche Leben der wahrhaft kaiserlichen und ersten Universität des deutschen Reiches mit und durch Hus zusammenbrach, erhellt aus keiner Quelle in gleichem Masse. Zugleich tritt auch in ihr die geistige Wendung der Zeit klar hervor. Der Verfasser stellt sich in dem Konflikte der Deutschen mit den Czechen entschieden auf die Seite der letzteren und wird in dem Masse, in welchem erstere sich der strengkirchlichen Richtung anschliessen, schon durch den nationalen Gegensatz Anhänger und Begünstiger der ent-

gegengesetzten Richtung." So spricht der Verfasser 1409 von einer diabolica conspiratio, infolge deren factum est schisma magnum nationum, d. h. die Deutschen den Hetzereien des Hus endlich wichen. Weiterhin verliert das Werk den annalistischen Charakter und wird durch Akten, wie „das Zeugenverhör des Hus und eine von diesem selbst stammende apologetische Erklärung über die Ursache der Vertreibung der Deutschen ergänzt." Erwähnung verdient noch das *Chron. Procopii notarii Pragensis*, welches allerdings erst um 1476 verfasst ist, aber doch gute Nachrichten über den Anfang der hussitischen Streitigkeiten in Prag liefert.

Die grösseren Chroniken der Hussitenkriege.

Die Spannung, welche den zum Konzil berufenen Hus in Böhmen begleitete, verwandelte sich 1415 bei seinem Feuertode in dumpfe Gährung, diese endlich 1419 in eine offene Empörung und einen Aufstand, infolge dessen König Wenzel am Schlage starb. Sein Bruder Sigismund, von den Böhmen nicht anerkannt, erleidet 1421 beim ersten Einfalle ins Erbland zwei Niederlagen, welche den Fanatismus und die Kraft des in sich gespaltenen Hussitismus beweisen. Der erste Reichskrieg (1421—22) führte 200 000 Deutsche über den Böhmerwald; sie werden in mehreren Gefechten und der Schlacht bei Deutschbrod vollständig geschlagen, so dass in den folgenden Jahren die Kriegslust erlahmte. Die offene Spaltung des Feindes schien einen Erfolg zu versprechen, zumal der Führer Ziska starb. Aber die „Waisen", so nannten sich jetzt die Taboriten, erfechten unter Prokop 1426 und 1427 neue Siege und verwandeln die umliegenden Länder in öde Landschaften. Die allgemeine Not erzwingt den allgemeinen Pfennig als Kriegssteuer, aber weder weltliche Drohung noch geistlicher Ablass vermögen den Sondergeist zu bannen, der seit Jahrhunderten grossgezogen war; die Centralkasse in Nürnberg blieb leer, nur der Judengulden

wurde eingeliefert, aber verschleudert. Endlich, 1431, kam ein neues Aufgebot zustande: es ergriff aber schon beim Anblicke der Hussiten die Flucht oder wurde bei Taus vollständig aufgelöst. Nicht Waffengewalt besiegte die Ketzer, sondern List und Entgegenkommen; man eroberte Böhmen durch die Utraquisten, indem diese das Taboritentum 1434 vernichteten und 1436 den Laienkelch aus Roms Hand erhielten.

Laurenz von Brezowa, ein böhmischer Ritter, hatte sich schon die Sporen verdient, ehe er daran ging, seine Chronik, *De gestis et variis accidentibus regni Bohemiae.*[163]) zu verfassen, in welcher die Ereignisse von 1414 bis 1422, von der Einführung des Laienkelches ab bis zur Trennung des Adels von den Pragern, erzählt werden. Der Verfasser, ein Kalixtiner, hasst die radikale Partei gründlich, ist aber gegen die eigene sehr nachsichtig. „Fast nie kommt eine Klage über seine Lippen, wenn den Sekten oder Katholiken ein Unrecht zustösst; aber wenn seiner Partei ein Unrecht widerfährt, fühlt er es tief und bitter“ (Höfler). Reichhaltig wird das Werk von 1419 ab, wo zahlreiche Akten dem Texte beigegeben sind, der mitten im Satze abbricht, so dass das Werk nicht vollendet oder nicht überarbeitet zu sein scheint.

Der Ritter Bartoshek von Drahonicz, führt seine *Chronik.*[164]) die man ihm früher absprach, von 1419 bis 1443. Trotz des barbarischen Lateins, des beschränkten politischen und ausgesprochen katholischen Charakters ist das Werk eine beachtenswerte, ja unentbehrliche Quelle, da es manche Thatsachen ganz allein überliefert und in der Kritik der Gegner Mässigung beobachtet. Er zeigt dem unbefangenen Leser so recht die Zwecklosigkeit der kleinen Kriege, welche Böhmen wie das Reich verwüsten und die Parteien verfeinden. Die Darstellung des Chronisten ist unregelmässig; dürre Leere wechselt mit reicher Fülle, je nachdem ihm Quellen zu Gebote standen.

Die *grosse Taboritenchronik*[165]) des Nikolaus von

Pelhrzimow (✝ 1459), ersten und einzigen Bischofs der radikalen Partei, ist kein eigentlich erzählendes Geschichtswerk, sondern eine reichhaltige Zusammenstellung von Streitschriften der beiden hussitischen Parteien, giebt aber „ein vortreffliches Bild von der theologisch-geistigen Entwickelung des Hussitismus“ von 1419 bis 1443. Die Chronik ist ein bedeutendes Werk, welches dem Forscher sicher viele neue Gesichtspunkte aufschliessen wird und geeignet sein dürfte, den Taboriten in der Geschichte eine würdigere Stellung zu verschaffen und sie nicht allein als Mordbrenner erscheinen zu lassen, sondern auch als Streiter mit der Feder.

So wäre also jede Partei zu Wort gekommen, „der gebildetste, aber wenigst unparteiische Utraquist, der ungebildetste, aber historisch verlässlichste Katholik und der weitläufigste, aber am wenigsten historische Quellenschriftsteller der Taboriten“ (Lorenz).

So wenig wir uns mit Hus als dem Typus eines leidenschaftlichen Mannes und czechischen Hetzers befreunden können, so sehr ruft er unser Mitleid wach durch die Art seines Todes, der nach damaligem, rohem Gesetz auf dem Scheiterhaufen erfolgte. Interessant sind daher solche Nachrichten, welche über die Gesinnung und den moralischen Mut des dem Tode verfallenen Mannes Auskunft geben. Peter von Mladenowitsch ging als Schreiber Johanns von Chlum mit Hus nach Konstanz; seine *Relatio*[166]) ist daher eine unmittelbare und nach Lorenz auch gute Quelle für die letzten Tage des Reformators. Höfler hat nachgewiesen, dass der bisher bekannte Text „eine im 16. Jahrhundert unternommene freie Bearbeitung des Werkes mit vielfachen Interpolationen und noch häufigeren Weglassungen“ ist, und vermutet, dass die Fälschung in Böhmen oder Wittenberg oder durch Hutten erfolgte. Die geschichtliche Treue der Relatio ist mehrfach zurückgewiesen und Peter von Mladenowitsch der Vorwurf gemacht, dass er nur aufzeichnete, was

„in seinen Kram passte", dass er für die Gegenpartei weder Sinn noch Verständnis gehabt habe (I. pag. 83, VII. 87, 96—98, 100). Besonders auch Lücken finden sich in der Relatio (Höfler VII. 89, 102, 127, 132), so dass ihre Treue doch erschüttert erscheint. Ueberhaupt wird das Bild des Hus in Zukunft nicht so rein erscheinen, als bisher: es wird sich herausstellen, dass das Konstanzer Konzil und besonders der Kaiser ihm die Wege möglichst zu ebnen versuchten. Rührend ist die Erzählung der Katastrophe selbst (II. 285 flgde.); niemand wird wünschen, dass solche barbarische Zeiten wiederkehren.

Für das Verständnis des Hussitismus notwendig sind die vielen *Tagebücher*, *religiös-politischen Traktate* und *Akten*, welche von Anhängern beider Parteien verfasst wurden. Hingewiesen wurde schon auf die bezüglichen Werke des Andreas von Regensburg und Thomas Ebendorfer: hier möge noch erwähnt werden der *Traktat* [167]) des Johann Stoicowich von Ragusa über die Zurückführung der Böhmen zur Einheit der Kirche, der unter allen gleichartigen Aktensammlungen die grösste Wichtigkeit erlangt hat und für die ersten Jahre des Baseler Konzils unentbehrlich ist (Palacky, Lorenz). Der Inhalt dieses und so vieler anderer Werke ist aber mehr theologisch, eine Besprechung desselben nicht unsere Aufgabe.

Enea Silvio. Durch die Hussitenkriege hatten die Böhmen ihr Volkstum gerettet, ihr Land entzweit und dessen volkswirtschaftliche Stellung für lange vernichtet. Politisch ein Wahlkönigtum, hat Böhmen die Schattenseiten dieser Einrichtung völlig durchgekostet, für friedliche Arbeit des Geistes war kein Raum. Daher vermissen wir in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts böhmische Geschichtschreiber, welche eine zusammenhängende Darstellung liefern, und er-

wähnen nur noch das Werk des italienischen Humanisten Enea Silvio, späteren Papstes Pius II. (1405—1464), dessen Böhmische Geschichte, *Hist. Bohemica.*[108]) von den ältesten Zeiten bis zur Wahl Georg Podiebrads zum böhmischen Könige (1458) reicht. Indem wir das Leben des vielgewandten Mannes, seine litterarische Bedeutung bei Besprechung seiner Geschichte Friedrichs III. würdigen werden, sei hier die Frage beantwortet, weshalb Enea Silvio die böhmische Geschichte überhaupt schrieb. Palacky hat mit Recht auf die ruhmreichen Thaten des böhmischen Volkes in den Hussitenkriegen verwiesen, die anerkennenden Worte Enea Silvios hervorgehoben und bemerkt zuletzt: Es ist daher nicht zu verwundern, dass er, der so viel über seine Zeit geschrieben, auch den Gedanken fasste, die Geschichte des Volkes zu bearbeiten, welches zu seiner Zeit gleichsam die Hauptrolle gespielt hatte. Voigt erwähnt, dass der Verfasser zur Zeit des Baseler Konzils Vorarbeiten und Sammlungen zu dem Werke unternommen, über die ältesten Zeiten Böhmens vor Jahren schon eine Abhandlung geschrieben und sich bei seinem Aufenthalte in Oesterreich die Chroniken Dalimils und Pulkawas verschafft habe. Somit war Silvio nach damaliger Anschauung trefflich gerüstet, als er in den Bädern von Viterbo 1458 das Werk in kurzer Zeit beendete. Dasselbe beruht bis zu den Hussitenkriegen auf böhmischen Quellen, aber der kritische Spott Silvios, der sich einst auf die österreichische Urgeschichte Seffners so drastisch ergossen hatte, bezeichnet auch die böhmischen Märchen als Anilia deliramenta (Kap. 2); indessen Silvio ersählt sie und zwar in einem guten Latein. Von Ottokar ab ergänzt er seine Vorlagen durch meist zweifelhafte Nachrichten und spricht von Kap. 35 ab „überall als Zeitgenosse, sein Bericht wird nun historische Quelle. Erst hier tritt er in seiner Eigentümlichkeit als Geschichtschreiber hervor, und seine Angaben müssen von da an um so fleissiger geprüft werden, als sie

gewöhnlich die einzige Quelle sind, woraus die ausländischen Historiker ihre Kenntnis der böhmischen Geschichte ohne Bedenken zu schöpfen pflegen." Palacky hat das Werk von Kap. 35 ab, besonders aber Kap. 58, einer kritischen Untersuchung unterworfen und kommt zu einem vernichtenden Ergebnis: „Hat nun aber Silvio über diese Begebenheiten (die Gesandtschaft zum Landtage von Beneschau 1451), wo er vor allem so gut unterrichtet sein musste, so unverlässliche, ja unrichtige Nachrichten geliefert, — was sollen wir von den übrigen Angaben in seinem Werke halten? Ich müsste ein ganzes Buch darüber schreiben, wenn ich alles Mangelhafte, Unrichtige, Einseitige und Schiefe, was er im Tone eines vollkommen Unterrichteten vorträgt, umständlich nachweisen und berichtigen sollte." Eingehende Forschung und zuverlässige Berichterstattung ist nicht Silvios Art, er hatte auch kaum die Absicht, eine solche Leistung zu vollbringen. Aber noch heute ist er Meister des Stils und einer gefälligen Darstellung, so dass sein Werk gern für böhmische Geschichte herangezogen wurde und wegen vieler eigener Nachrichten auch seinen Wert behält. Interessant ist übrigens die Thatsache, dass es trotz des Lobes, welches ihm der böhmische Jesuit und Geschichtschreiber Balbin erteilt, „wegen der mässigen Anerkennung, die Silvio hin und wieder einem Hussiten zollte", später auf den Index der von der katholischen Kirche verbotenen Bücher gesetzt wurde. Clericus decimavit clericum.

Mähren.[169])

Das Reich, welches Swatopluk 870 gegründet hatte, wird 1209 dauernd der Krone Böhmen einverleibt, gilt als Anhängsel derselben und dient den Luxemburgern zur Versorgung jüngerer Prinzen. Auch die Geschichtschreibung

dieses Zeitraumes ist durchaus unselbständig; wer sich über mährische Geschichte unterrichten will, muss die Werke der umliegenden Länder zu Rate ziehen. Denn abgesehen von der äusserst mageren Olmützer Bistumschronik, —1434, welche von dem Domherrn Käsebrot —1497 weitergeführt wurde, hat das Land bis 1500 keine Quelle von Bedeutung aufzuweisen.

Natürlich beschäftigen sich die böhmischen Geschichtschreiber viel mit Mähren, so die Annalisten, dann Bartoschek, Laurentius von Brezowa, Mladenowitsch, die Taboritenchronik des Nikolaus von Pelhrschimow. In Schlesien nennen wir Ludolf von Sagan, Martin von Bolkenhain und besonders Eschenloer, den Polen Dlugosch (Buch X—XIII), die österreichischen Annalisten, Ebendorfer, Enea Silvio, den Ungarn Johannes von Thurocz, den Kärntner Unrest, aus Baiern Andreas von Regensburg; endlich kommen Windecke, Korner, sogar das Magnum Chron. Belgicum an einigen Stellen in Betracht. Daher ist es ein Glück, dass die Archive Mährens und Oesterreichs eine Masse urkundlichen Stoffes darbieten, der teilweise schon von den neueren Geschichtschreibern verwertet ist.

IX. Schlesien.[170])

Jahrbücher und Chronistik.

Schlesien wurde in der Völkerwanderung von slavischen Stämmen besetzt und geriet unter die Herrschaft des polnischen Piastengeschlechtes, welches sich dort aber in eine Menge verschiedener Linien mit eigenem Besitze auflöste. War das Land durch die mit den Herzögen verheirateten deutschen Fürstentöchter, die nur deutschen Prämonstratenser und Cisterzienser sowie die massenhafte deutsche Einwanderung grösstenteils wieder deutsch geworden, so verstanden es die böhmischen Luxemburger, König Johann und Karl IV., Schlesien der Krone Böhmen zu gewinnen, bei welcher es bis auf die schlesischen Kriege blieb.

Es ist eine Freude die Germanisierung des Landes ins einzelne zu verfolgen und den Wetteifer der dabei einträchtig wirkenden Kreise festzustellen. Leider entbehren die geschichtlichen Denkmäler aus dieser Zeit, so des Bistums Breslau wie der Klöster, des allgemeinen Interesses, wenn auch diese Kleinarbeit, es sind *Gründungsgeschichten* (Heinrichsau), *Jahrbücher* (Leubus) und *Klosterchroniken* (Sagan), dem Landeshistoriker unentbehrlich ist. Anderseits haben zwei Fürstinnen, die heilige Hedwig († 1243), Gemahlin Heinrich des Bärtigen, sowie ihre Schwiegertochter Anna, Gemahlin des gegen die Mongolen gefallenen Herzogs Heinrich des Frommen, durch religiösen Eifer und mannigfache Stiftungen

einen weit über Schlesien hinausgehenden Ruf erlangt, den man ihren in Leubus entstandenen, legendarisch gehaltenen *Lebensbeschreibungen* absprechen muss.

Die schlesische Geschichtschreibung ist zunächst ganz mit der polnischen verknüpft; erst im Anfange des 14. Jahrhunderts unternahm es ein unbekannter Geistlicher der Breslauer Kirche, ein Deutscher, die Geschichte des Landes zu schreiben, welche zuletzt als *Chron. Polonorum* herausgegeben, aber auch wohl *Chron. Polono-Silesiacum*[171]) genannt ist. Sie reicht von den Uranfängen des Landes bis um 1300 und stützt sich zuerst vorwiegend auf die Chronik des Krakauer Bischofs Vincenz Kadlubek († 1223), wird aber von 1227 an selbständig. Das Werk ist nach Stenzel der erste Versuch, eine zusammenhängende schlesische Landesgeschichte zu schreiben, welche in ihren späteren Partien die Spezialgeschichte der schlesischen Landesherzöge vornehmlich ins Auge fassen wollte. Thatsächlich entwickelt die Chronik auch zuerst die fabelhafte Erzählung von der Urgeschichte Polens, kommt mit Miesko (962—992) auf den ersten christlichen Fürsten des Landes und erzählt die Geschicke des polnischen Herrscherhauses in gedrängter Uebersicht, aber nicht ohne treffende Hervorhebung des Wichtigen, zunächst bis auf Heinrich den Bärtigen, dann die schlesische Geschichte bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. Stenzel hält die Chronik für glaubwürdig, aber diesen ältesten aller schlesischen Geschichtschreiber für keinen Kritiker.

Sein Werk ist wichtig als Quelle für alle anderen, besonders die *Chron. principum Poloniae.*[172]) Diese, um 1386 von einem Konventsgliede des Kollegiatstiftes zu Brieg (Stenzel, Zeissberg) verfasst, entspricht ihrem Namen durchaus, da sie biographisch verfährt. Nach Boleslaus III. Tode (1139) behandelt sie die Fürsten des geteilten Reiches, dann die Teilung Schlesiens in die einzelnen Fürstentümer und deren Herrscher, besonders die Linien Breslau, Liegnitz, Schweid-

nitz, Münsterberg, Brieg, Glogau, Oels, Oppeln; daran schliesst sich die Geschichte von Masovien und Kujavien seit ihrer Selbständigkeit unter Herzog Konrad (1207) bis 1382. Die Chronik benutzt die Chron. Polonorum, neben ihr Martinus Gallus (um 1100), Pulkawa, Martin von Troppau, die Hedwiglegende und wird vom Ende des 13. Jahrhunderts ab Quelle. Die Darstellung ist gewandt, schreitet oft sogar zu rasch über die Ereignisse, verdient aber nach Stenzel Glaubwürdigkeit und erträgt die Sonde der Urkunden. Oft beklagt der Chronist den Mangel an Nachrichten und behilft sich mit dem Hörensagen Weil die Chronik beabsichtige, eine Geschichte des ganzen Landes zu schreiben, bildet sie nach Zeissberg den Höhepunkt der mittelalterlichen Geschichtschreibung Schlesiens. Ein ähnlicher Versuch sei nicht wieder gemacht; man hätte sich mit Abschrift, Uebersetzung und Fortsetzung begnügt. In letzterer Beziehung ist der Liegnitzer Stadtschreiber Ambrosius Bitschen zu bemerken, der 1446 Liegnitzer Notizen hinzufügte. Besonders aber stellt Zeissberg die pragmatische Schreibweise unserer Chronik den dürren Aufzeichnungen des Breslauer Domherrn Sigismund Rosisz und manchen kleineren Erzeugnissen der Hussitenzeit gegenüber, die Grünhagen in den Scriptores rer. Silesiacarum herausgab.

Dass nach den Hussitenkriegen der nationale und religiöse Gegensatz zwischen Schlesien und Böhmen erst recht entfacht wurde, zeigt die in lateinischer und deutscher Fassung vorliegende *Chronik*[173]) des Breslauer Ratschreibers Peter Eschenloer. Sein Vater war aus Nürnberg nach Görlitz ausgewandert und liess dem Sohne eine solche Bildung geben, dass dieser zunächst Rektor der Stadtschule zu Görlitz, dann seit 1455 bis zu seinem Tode 1481 Stadtschreiber in Breslau wurde; diese Stellung sowie zwei reiche Heiraten verschafften dem Chronisten eine behagliche Stellung.

Von Eschenloers Tüchtigkeit zeugen die diplomatischen

22*

Aufträge, welche er im Interesse der Vaterstadt ausführte: daher ist es nicht zu verwundern, dass der Chronist seine geschichtlichen Arbeiten ebenfalls im Auftrage der Stadt ausführte, nämlich eine Uebersetzung der Böhmenchronik des Enea Silvio und besonders die Chronik, *Hist. Wratislaviensis* genannt. Dieselbe ist bis zur Wahl des Königs Podiebrad (1458) ein Auszug der Chronik des Enea Silvio, von da ab eigene Arbeit des Chronisten: da er aber schon früher manches einschiebt, so dürfte man den Quellenwert von 1453 ab ansetzen, wo Ladislaus Posthumus König wurde. Die zusammenhängende Darstellung, schon untermischt mit Akten und Briefen, hört 1461 auf; es folgen Aktenstücke, geordnet nach Personen und Stoff, nicht nach der Zeitfolge. „Erst 1464 bringt er zwischen den Korrespondenzen auch zerstreute Nachrichten, jetzt in chronologischer Reihe, meist Naturereignisse, Sterbefälle, Beraubung von Kaufleuten oder andere Unglücksfälle, die der Krieg herbeiführte. Diese Notizen werden seit 1466 wieder ausführlicher und behandeln hauptsächlich die Kriegsereignisse. Immer aber nehmen die Briefe, Manifeste u. s. w. den grösseren Raum ein, und die ganze Art der Handschrift zeigt, dass Eschenloer seine Arbeit tagebuchartig weiterführte." Dieselbe schliesst in der lateinischen Fassung im Jahre 1472.

Vielleicht hatte der Chronist schon seit 1466, wo die lateinische Chronik den tagebuchartigen Charakter besonders annimmt, die *deutsche Chronik* begonnen. Dieselbe verarbeitet den aktenmässigen Stoff ihrer Vorgängerin auch in diesen Jahren zur Darstellung und ist Eschenloer vorzüglich gelungen, wo sie die inneren Verhältnisse der Stadt behandelt. Es wurde daher als charakteristische Unterscheidung beider Arbeiten die Ansicht aufgestellt, dass die lateinische Chronik mehr als geschichtliche Quelle, die deutsche als Zeitbild aufzufassen ist, entworfen nach den Anschauungen des Breslauer Rates. Dieser Standpunkt tritt

in der lateinischen Chronik besonders am Ende hervor, „im deutschen Texte nimmt Eschenloer ihn ausgesprochener Massen von Anfang an ein. Nach dieser Seite hin ist die deutsche Bearbeitung durch und durch Tendenzschrift, und die Durchführung dieser Tendenz ist von Anfang bis zu Ende eine Hauptsache, sie ist das Motiv, das ihm zum zweiten Male die Feder in die Hand gegeben." Breslau hatte durch seine Parteinahme gegen Podiebrad die Kräfte zu sehr angespannt, das Gebiet war verwüstet, ein Gewinn nicht vorhanden; daher auch der Gegensatz beider Chroniken in der Auffassung jener treibenden Kräfte in der Stadt, besonders des Klerus, der das Volk und durch dieses den Rat zu der verhängnisvollen Politik veranlasst habe. Man sieht, der Rat will die Verantwortung dem Volke gegenüber nicht tragen, und Eschenloer schreibt deshalb die deutsche Chronik. Mit Recht hält daher Markgraf die lateinische Chronik für unbefangener, für eine geschichtliche Quelle, die deutsche aber „in ihrer vollen und lebendigen Art für eine Quelle höheren Ranges, ein Zeugnis für das Denken und Empfinden deutschen Bürgertums am Ostrande des Reiches und Spiegel ihrer Zeit."

Eschenloer ist von den Kritikern, wie Markgraf, Stenzel, Zeissberg, Kletke, Lorenz, verschieden beurteilt worden: der eine nahm ihn als fleissigen Ratschreiber, der andere als Sammler geschichtlichen Stoffes, der dritte hauptsächlich als religiösen Fanatiker, der Podiebrad auf alle Weise verunglimpfe, während ein vierter die ruhige, lichtvolle und besonnene Darstellung lobt. Das Urteil ist nur in einem Punkte abgeschlossen: Eschenloers Chroniken sind für die Zeit von 1438–1479 die einzige Quelle für die Geschichte Breslaus, Schlesiens und der angrenzenden Länder während der gährenden Zeit nach den Hussitenkriegen, sind auch wegen des urkundlichen Stoffes nicht zu ersetzen.

X. Mosel und Niederrhein.

Erzbistum Trier.

Wir hatten im vorigen Bande die Geschichte der Erzbischöfe von Trier, *Gesta Treverorum*,[174]) bis 1259 geführt. Aber auch dann ruhte die Thätigkeit in Trier nicht; sie ist aber mehr biographisch und an Wert sehr ungleich. Das Leben des Erzbischofs Heinrich von Finstingen und des Abtes Dietrich von St. Matthias wurde wahrscheinlich verfasst von dem Abte selbst (Waitz), der aber mehr ein beredter Anwalt seines Stiftes, als des Bischofs ist; letzterer hatte sein Amt allerdings durch List und Hinterlist erhalten (Kap. 2). Das Ganze ist ein Rechtsstreit, der durch eine Menge (27) Aktenstücke erläutert wird. Dietrich meldet den Tod des Bischofs nicht, muss daher sein Werk vorher geschrieben haben. Es genügte aber später nicht, zumal es gegen den Erzbischof gerichtet war. Dessen Thaten weitläufig und in wahrem Lichte zu zeigen, unternahm ein unbekannter Verfasser, nicht der Ordulphus Scholerius, wie Wyttenbach und Müller annahmen, und zwar vielleicht unter Erzbischof Balduin. Der Verfasser giebt zuerst (1247 —1259) annalistische Nachrichten, deren Zusammenhang mit Trier niemand einsieht, dann (Kap. 2) Rückblicke auf die ältesten und jüngsten Vorgänge im Erzstifte, die Wahl des Kirchenfürsten, dessen Leben, wobei neben mündlichen Mitteilungen Trierer Aufzeichnungen benutzt wurden; besonders die letzten zwei Kapitel sind so entstanden.

Nach Heinrichs Tode (1286) folgte Boemund, dessen Lebensbeschreibung von einem Verfasser herrührt, welcher kurz nach dem Tode des Erzbischofs schrieb. Er war nach Waitz Weltgeistlicher von niedriger Geburt, da er (Kap. 13) den Stolz der Vornehmen tadelt und die Rechte einer freien Stadt feiert. Vielleicht ist deshalb seine Darstellung nicht die eines weitblickenden Mannes, obwohl er verwickelten Stoff, wie die Wahlen der deutschen Könige, die englisch-französischen Kriege erzählt; weil er aber über alles und noch etwas mehr redet, sind wir ihm trotz seiner geringen Befähigung verpflichtet. Er ist Anhänger seines Helden (Kap. 12. 16. 17).

Im Jahre 1354 starb nach einer Regierung von fast fünfzig Jahren Erzbischof Balduin von Trier, Bruder Heinrichs VII. Die *Lebensbeschreibung* dieses bedeutenden Kirchenfürsten, welche ein unbekannter Verfasser anfertigte, zerfällt in drei Bücher, deren zweites der Reichsgeschichte angehört und die Romfahrt des Luxemburgers erzählt. Die beiden anderen beschäftigen sich mit dem Titelhelden und benutzen für die Erhebung Balduins sowie die Thaten seines kaiserlichen Bruders einen Bildercyclus von 73 farbigen Bildern, welche von dem Erzbischofe hergestellt und einem Urkundenbuche des Erzbistums vorgeheftet sind; sie wurden als „Romfahrt Kaiser Heinrichs VII. im Bildercyclus des Kodex Balduini“ von der Direktion der preussischen Staatsarchive veröffentlicht. Indem wir hier von dem künstlerischen und kulturgeschichtlichen Werte der Bilder absehen, ist die Frage, ob sie der Vita als Quelle vorgelegen haben, bejaht worden, weil „fast der ganze Text der Bilderunterschriften wenig modificiert in der Biographie des Erzbischofs wiederkehrt.“ Als Quelle aber ist der Cyclus nie genannt, und weil die Biographie mehrfach (II. Kap. 15) Nachrichten bringt, welche in dem Texte der einzelnen Bilder nicht enthalten sind, hat Friedensburg auf eine gemeinsame, verlorene Vor-

lage geschlossen. Jedenfalls kann man annehmen, dass die Bilder auf quellenmässiger Bearbeitung beruhen und vielleicht nach vorher festgelegtem Text angefertigt wurden.

Die Biographie ist ein durchaus höfisches Werk und dem Erzbischofe wie Kaiser gegenüber ohne Kritik. Ersterer war allerdings ein hervorragender Mann und vereinigte in seiner Person den Reichsfürsten, Landesherrn und Geistlichen in glücklicher Weise. „Die Waffen mit Nachdruck gebrauchend. strafte er streng Ungehorsam und Friedensbruch und mehrte den Lehensbestand seines Fürstentums. — Ein ausgezeichneter Wirtschafter. wusste er das Geld zusammenzuhalten, doch legte er es auch nutzbar an und für die grossen Summen, die er Reichs- und Familienzwecken opferte, erwarb er reichen Ersatz durch Privilegien jeder Art, die er sorgfältig buchen und durch Abschriften bewahren liess, so für sein Stift einen wertvollen Schatz bis auf unsere Zeit begründend (nämlich das oben genannte Urkundenbuch). Er pflegte und erweckte Betriebsamkeit. indem er Wege schuf, Brücken über die Bäche baute; fest und stark steht noch heute auf ihren schweren, gewaltigen Pfeilern seine Brücke über die Mosel bei Koblenz, der erste grosse Steinbau in Deutschland. Auch der Wissenschaft und Kunst bewies er Wohlwollen und Förderung, und die Beschreibung seines Lebens in der Trierer Bistumsgeschichte beweist, dass er auch in dieser Hinsicht nicht vergebens wirkte (Lindner). Der Wert der Biographie ist hoch anzuschlagen, da sie, wenn auch spät geschrieben, auf guten Quellen beruht; indessen muss man zwischen thatsächlichem Inhalte und Behandlung desselben wohl unterscheiden (Dönniges, Barthold).

Die Lebensbeschreibungen der Erzbischöfe Kuno von Falkenstein, Werner, Jakob von Sierck verlieren für uns ihren Reiz; mit dem absterbenden Mittelalter verrinnen auch die Gesta Treverorum im Sande.

Stadt und Erzbistum Köln.[175])

Die Geschichte dieser Reichsstadt ist der von Strassburg, Augsburg oder Worms nicht unähnlich, nur dass der Kampf zwischen Bürgerschaft und Erzbistum bei der grossen materiellen und politischen Gewalt des letzteren ein langwieriger und heisserer werden musste: sollen doch die Kölner Kirchenfürsten seit Bruno († 965) die herzogliche Gewalt in dem ihnen gehörigen Teile des Erzstiftes ausgeübt, also Regalien, Gerichtsbarkeit, Zölle und Münzen besessen haben, welche Privilegien anderswo verdient werden mussten. Wir erinnern uns, dass der hl. Anno (1074) einen Aufstand der Kölner, das erste Zeichen des erwachenden Widerstandes, blutig rächte und die Stadt niederwarf; aber schon um 1104, bei dem Abfall des Erzbischofs zu Heinrich V., hielt sie treu zu dem geächteten Heinrich IV. Auch melden die grösseren Jahrbücher zu 1112 lakonisch: Coniuratio Coloniae facta pro libertate, d. h. die Bürgerschaft hatte mit Erfolg ihre Selbständigkeit bewiesen und eigene Politik gemacht: es war der Anfang eines Selbstregiments, das uns dem Inhalte nach unbekannt ist. In der Stauferzeit gingen Erzbistum und Bürgerschaft einträchtig neben einander; als aber Adolf I. von Berg den von ihm erhobenen Welfen Otto IV., fallen liess, blieb Köln treu, wehrte die Angriffe des gebannten Erzbischofs und gewährte dem von allen verlassenen Könige in seinen Mauern Gastfreundschaft. Wir sehen, die Handelsinteressen mit England und dem welfischen Norden bestimmen die Politik der Bürgerschaft. Es war Zeit, diese zu brechen. Engelbert I. und nach dessen Ermordung (1225) noch mehr Konrad von Hochstaden, der Gründer des heutigen Domes (1248), suchen ihren Zweck zuletzt mit Waffengewalt zu erreichen; das siegreiche Treffen bei Frechen bestätigte aber durch den Schiedsspruch von 1258, an welchem der berühmte Dominikaner Albert der Grosse besonders mit-

wirkte, die wiederholte Anerkennung der städtischen Selbständigkeit.

Was mit Waffengewalt nicht erreicht war, erwirkte listige Trennung der Gegner: die Geschlechter werden (1260) gestürzt durch die Demokratie des niederen Volkes und der Handwerker; über alle triumphiert der Erzbischof. Aber sein Nachfolger Engelbert II. vereinigt durch unkluge Politik die getrennten Bürger, seine Regierungszeit ist angefüllt mit Streit gegen die Stadt, die aber nicht einmal dem Interdikt sich beugt. Sigfrid von Westerburg (1274—1297) macht endlich Frieden mit den Bürgern, die dann aber im Limburger Erbfolgestreite sich mit Graf Adolf von Berg verbinden und in der Entscheidungsschlacht von Worringen (1288) den Erzbischof gefangen nehmen; der endgültige Frieden auf Grund der alten Freiheiten wird vom Erzbischof Wicbold geschlossen (1304). Daher ist die Schlacht bei Worringen für Köln von derselben Bedeutung, wie für Strassburg das Treffen von Hausbergen.

Das Mittelalter war die Zeit der Privilegien; jeder suchte sich durch Sonderrechte der Allgemeinheit zu entziehen, einen Staat im Staate zu bilden. So machten es zunächst die Herzöge gegen den König, dann die Bischöfe mit diesem gegen erstere, endlich die Städte mit dem Königtum gegen Fürsten und Bischöfe, bis nichts mehr zu vergeben war, Deutschland aus Hunderten von privilegierten Gebieten bestand und dem Könige nur der Name blieb. Die Kölner verfuhren genau so; ihre Zahl und Geldmacht an sich erzwangen wechselweise ein privates und öffentliches Recht nach dem andern. „Durch Geldzahlungen in der Form von Darlehen oder als Busse, Schadloshaltung oder Ausgleichung erlangten die Bürger, sowohl insgesamt als auch einzelne, Anteil an den öffentlichen Rechten des Erzbischofs, vorübergehende Nutzung der Münze und des Zolls, dauernde von Häuserbesitz auf öffentlichem Grund und Boden, das Recht

der Stadtbefestigung," besonders aber die Berechtigung, nur in der Stadt gerichtet zu werden, sowie die Freiheit an den erzbischöflichen Zollstätten. Endlich geschah der letzte Schritt, man bildete Korporationen und Zünfte für die grosse Masse, die Geschlechter schritten zur Stadtregierung und schufen den Stadtrat. Der oben geschilderte Kampf wurzelt besonders in dieser Frage; sie wurde durch die Macht der geschichtlichen Entwickelung und den Tag von Worringen für die Stadt entschieden.

Das 14. Jahrhundert bringt in Köln den Sturz der Geschlechter. Wenn früher die Erzbischöfe über Vergewaltigung durch das Stadtregiment klagten, jetzt werden dieselben Anschuldigungen sowie Klagen über Verschleuderung von öffentlichen Geldern durch die Zünfte erhoben. Schon 1364 stehen sich die „Herren" und die Weberbrüderschaft gegenüber; 1370 erfolgt der Weberaufstand, der aber nochmals niedergedrückt wird. Der Schöffenkrieg, von 1375—1377, d. h. der Streik von dreizehn den Geschlechtern angehörigen Schöffen gegenüber dem Rate, ihre Flucht zum Erzbischofe, der für sie Partei nahm, um die Stadt wieder in seine Gewalt zu bekommen, der dadurch entbrennende Krieg und endliche Vergleich zeigte die Gegensätze in der herrschenden Partei. Alles dieses führte 1396 zur unblutigen Revolution und dem Siege der Zünfte. Der aus 22 Aemtern oder Gaffeln gewählte künftige Stadtrat ernennt aus sich die beiden Bürgermeister, welche in wichtigen Angelegenheiten von ihm abhängig sind.

Diese Verfassung, welche im sogenannten Verbundbriefe ihren Ausdruck fand, blieb bis 1796 in Kraft und fand ihre Stütze im Kaufmanns- und Handwerkerstande; die Politik der Stadt war daher eine friedliche und wurde bedingt durch Rücksichten auf Handel und Gewerbe. Dennoch waren auch im 15. Jahrhundert unzählige Fehden auszufechten, besonders die Ravensburger (1405), die Bischofsfehde (1414) gegen

Dietrich von Mörs, sowie der Geldernsche Krieg (um 1433). Aus Handelsrücksichten beteiligte sich die Stadt nicht an der Soester Fehde (1444), bei der Hussiten- und später der Armagnakengefahr (1444) war man weit vom Schuss. Dagegen erforderte die Belagerung von Neuss durch Karl den Kühnen die ganze Kraft Kölns: es verband sich mit der Nachbarstadt und vereitelte deren Einnahme, vielleicht auch die Vernichtung der eigenen Freiheit. Diese wurde 1474 von Friedrich III. nochmals anerkannt und durch das Recht, Münzen nach dem Grad und Wert wie die der rheinischen Kurfürsten zu prägen, erweitert. Köln war um 1500 vom Kaiser und Erzbischofe unabhängig, ein Staat im Staate.

— — —

Die Geschichtschreibung *der Stadt* Köln hatten wir bei ihrem Höhepunkte, der Königschronik, verlassen. Diese ist das letzte annalistische Werk in lateinischer Sprache, welche auch in Köln der deutschen weicht. Ehe wir jedoch zu den eigentlichen Chroniken übergehen, wollen wir drei Erzeugnisse heranziehen, welche einzelne Ereignisse der städtischen Geschichte überliefern.

Gotfrid Hagen.[176]) Der Streit zwischen Köln und Konrad von Hochstaden sowie Engelbert II., welcher (1252—1271) mit steigender Erbitterung geführt wurde, fand 1271—1277 durch den Stadtschreiber Gotfrid Hagen († 1299) eine mehr beredte, als gewandte poetische Darstellung; sein *Boich von der stede Colne*, eine Reimchronik von über 6000 Versen, muss selbst bei milder Beurteilung als grösstenteils misslungen erklärt werden: auch Cardauns beklagt den Mangel an dichterischem Schwung, den nachlässigen Stil, die zahlreichen Flickworte und Flickverse. Der Reimchronist steht mitten in den Ereignissen und nimmt Partei gegen seinen „buschof“, aber noch mehr gegen den Uebermut der Zünfte. Dabei hat seine Wahrheitsliebe im allgemeinen nicht

gelitten (Cardauns gegen Ennen), so sehr in ihm der Geistliche ab und zu mit dem Patrioten stritt. Das Werk hat für die Lokalgeschichte einen hohen Wert, wurde später vielfach ausgeschrieben und erhielt im 15. Jahrhundert eine Bearbeitung, die als Periphrasis bekannt ist. In neuerer Zeit reiht Kelleter das Werk unter die politischen Streitschriften (Memoriale) und spricht ihm die Bezeichnung als Reimchronik ab: Hagen vertrete ganz bewusst die Partei des alten, freiheitstolzen Köln und der Overstolzen gegenüber den beiden Erzbischöfen, welche sich die Stadt zu eigen machen wollten, sei also selbst Partei.

Die *Wewerslaicht*,[177]) der Kampf der Zünfte mit den herrschenden Geschlechtern, fällt ins Jahr 1369–71, also fast hundert Jahre später. Die Weberzunft hat bei diesem misslungenen Versuche einer Niederwerfung der aristokratischen Partei eine Hauptrolle gespielt, sich aber mit anderen Zünften veruneinigt, so dass ihre kurze Herrschaft gestürzt wurde und die Geschlechter von neuem die Zügel der Stadtregierung ergriffen.

Die Erzählung dieser Ereignisse bringt ein Gedicht in kurzen Reimpaaren, dessen Verfasser unbekannt ist. Er gehörte aber zur herrschenden Partei und schrieb sicher sofort nach dem Ereignis (Cardauns), weil später (1396), als die Zünfte endgültig gesiegt hatten, keine Veranlassung mehr zu einem so übermütigen Spott seitens der Geschlechter vorlag; jedenfalls ist nicht anzunehmen, dass es im 15. Jahrhundert enstanden ist. „Der Verfasser steht durchaus auf Seite des Stadtadels; dieser allein vertritt ihm die Sache des Rechts und der Ordnung, mit musterhafter Geduld erträgt er die frechen Uebergriffe seiner Gegner und schlägt nur notgedrungen die offene Gewalt in ritterlichem Kampfe nieder. Die Herrschaft der Weber, hinter welchen die übrigen Zünfte fast gänzlich zurücktreten, wird durch Terrorismus begründet, mit Ungerechtigkeit gehandhabt und geht

schliesslich mit Schmach und Schande zu Grund." Das Gedicht ist nur als Bruchstück erhalten.

Als 1396 die Zünfte ans Ruder kamen, suchten sie die Berechtigung und Notwendigkeit der Verfassungsänderung nachzuweisen. Cardauns hat daher *Dat nuwe boich*,[178] welches die Zeit von 1369 bis zum Sturze der Geschlechter behandelt, geradezu als amtliche Darstellung aufgefasst, deren Redakteur der „overste Schriever," Hermann Rose aus Warendorf, gewesen sein soll. Er lieferte ein „diplomatisches Meisterstück:" sein Werk ist so objektiv ruhig in der Sprache und dabei so subjektiv einseitig in der Zusammenstellung des Stoffes, dass aus ihm ein Panegyrikus, nicht ein Geschichtswerk wurde. „Das ganze Büchlein ist systematisch auf den Beweis angelegt, dass bei der Korruption der Geschlechter eine wohlthätige Regierung unmöglich war und dass die „gude gemeinde" das Heft in die Hände nehmen müsste, um das städtische Wesen vor gänzlicher Zerrüttung zu bewahren. — Keine Sünde, keinen Fehler auf dem Gebiete der städtischen Politik und Verwaltung lässt sich der Verfasser entgehen, und selten vergisst er dann die Bemerkung, wie das alles geschehen sei „zo grosme verderflichen schaden und coste der stede und gemeinde." Während die persönlichen, oft wenig ehrenhaften Verhältnisse der Geschlechter, besonders der Overstolzen, dem Gedächtnisse überliefert werden, so dass später die Namen der Männer aus Scham durchstrichen wurden, ist der Erzbischof, Friedrich von Saarwerden, geschont: man hatte seine Anerkennung nötig. Dieselbe erfolgte gegen Zahlung von 8000 Gulden, während König Wenzel sogar 11000 erhielt, auch ein Zeichen der Zeit.

Als Quelle ist das Nuwe boich nur mit Vorsicht zu gebrauchen, muss aber herangezogen werden, da seine Nachrichten dem urkundlichen Stoffe des Kölner Archivs in diesen Jahren allein den Zusammenhang verleihen (Cardauns) und zum grossen Teil auf Urkunden beruhen.

Stadtchroniken. Das Nuwe boich war nicht allein Vorbild für weitere amtliche Berichterstattung, sondern in gewisser Beziehung der Beginn einer städtischen Chronistik. Während die süddeutschen Städte schon lange ihre Geschichte aufgezeichnet hatten, ist Köln spät gefolgt, indem erst 1469 Heinrich van Beeck die sog. *Agrippina* verfasste, welche vom Anfange der Stadt bis 1419 fortschreitet. Der sachliche Wert ist nicht gross, da Cardauns die Chronik absichtlich in der Handschrift zurücklässt. Auch geht ihr Inhalt vollständig über in *Die Cronica van der hilliger stat Coellen*, welche nach ihrem Drucker die *Koelhoffsche Chronik*[179]) genannt wird und bis 1499 läuft: in diesem Werke ist **der gesamte Kölner Stoff vereinigt.**

Der Verfasser dieser dickleibigen Kompilation ist nicht festzustellen; man nennt den Magister Johann Stump von Rheinbach oder den Dominikaner Hamelmann, ohne Gewissheit zu erlangen. Der Chronist war vielleicht nicht mal ein geborener Kölner, lebte aber wohl in der Stadt und verfasste sein mühseliges Werk zwischen 1494 und 1499. Der Karthäuser Werner Rolewinck wird (1480) geistlicher Vater genannt, so dass Ennen auf einen Laien schliesst; jedenfalls war er kein Mönch, da sich sonst der satirische Hexameter zu 1472: Quidquid agit mundus, monachus vult esse secundus als Selbstkritik schlecht erklären lässt. Eher war er Weltgeistlicher.

Von 1446 ab wird die Chronik selbständig. Was vorhergeht, ist abgeschrieben „uis wairattigen ind bewerden historienschriveren," die fast alle genannt werden; ob der Verfasser die Autoren aber im Urtexte benutzte, ist mindestens zweifelhaft. Für die Gründung Triers z. B. beruft er sich auf die Gesta Treverorum, schreibt aber die Agrippina ab; der viel kürzere Text der Gesta hat ihm daher nicht vorgelegen. Es ist zwecklos, hier das lange Register der Welt — Bistums- und Stadtchroniken, besonders

der Kölner Quellen, zu wiederholen: nur das Florarium temporum mag erwähnt werden, da Cardauns bei Bearbeitung der Kölner Chroniken auf das Autograph dieses Werkes stiess, welches bisher nur in dem Auszuge des Magnum Chron. Belgicum bekannt war.

Die Quellenbenutzung ist planlos. Die Vorlagen wechseln oft mitten in der Erzählung und werden mit anderen zusammengeworfen: der einen entnimmt er die Haupthandlung, eine andere liefert Nebenumstände, eine dritte die Jahreszahl. Deutsche Quellen benutzt er fast wörtlich, lateinische werden übersetzt, aber noch mehr ausgezogen: wir verstehen die Seufzer des Herausgebers, der solchen Knoten lösen sollte. Besonders die Chronologie ist misshandelt, der Chronist auch anfangs davon überzeugt und will sich daher in dem von allen Quellen gleichmässig überlieferten Jahre 138, wo Antoninus Pius den Thron besteigt, einen festen Boden schaffen, schreibt aber trotzdem Anno d^ni^ 140. Seine kritische Abhandlung über Chronologie an dieser Stelle ist also das reinste Scheingefecht: indes wollen wir den guten Willen loben und seine „kritischen Anwandlungen" auch sonst nicht zu ernst nehmen.

Das Altertum ist kurz behandelt, das Mittelalter eine Kaiser- und Papstgeschichte mit eingelegter synchronistischer Behandlung der Bistums- und Stadtgeschichte: dabei reicht der Blick des Chronisten noch besonders an den Niederrhein und nach Frankreich. Die Anordnung des Stoffes ist nicht gelungen, alles geht durcheinander: der Kölner Chronist hat sich den ordnungsliebenden Strassburger nicht zum Muster genommen. Dennoch besitzt das Werk „noch heute erheblichen Wert, nicht blos, weil es die einzige vollständige Darstellung der Kölner Geschichte ist, welche das Mittelalter hervorbrachte. Für manche Nachrichten schon des 13. und 14. Jahrhunderts kann eine Quelle nicht nachgewiesen werden; im 15. Jahrhundert begegnen solche Stellen immer häufiger.

und von 1446 ab bildet die Chronik eine wichtige noch lange nicht hinreichend berücksichtigte Quelle“ besonders für die politischen Ereignisse, welche wir in der geschichtlichen Uebersicht andeuteten. Welche Vorlagen neben persönlicher Anschauung und Erfahrung des Verfassers im letzten Teile benutzt sind, entzieht sich unserer Kenntnis: solche aber zu erlangen mochte nicht schwierig sein, da Köln damals wie heute die Hauptstadt des nordwestlichen Deutschand war, nach dem Chronisten sogar „vom ganzen duitschen lande.“

Ist in den letzten Worten schon der lokalpatriotische Geist des Kölners oder Rheinländers, dessen Stadt aller anderen Krone sei, ausgesprochen, so muss auch der deutsche Geist des Werkes gebührend hervorgehoben werden. Der Chronist kennt die Schäden der bestehenden Zustände genau und möchte helfen, aber die Fürsten taugen nichts und sehen nur auf ihren Vorteil. Solch theoretische Betrachtungen kann man oft lesen, aber das einzige Mittel, um dem politischen Elende abzuhelfen, die Kräftigung des Reichs auf Kosten der Stände und auch der Städte, ist dem Kölner Chronisten unbekannt. Die Freiheit und Selbständigkeit Kölns geht ihm doch über alles: er ist hierin ganz das Kind seiner Zeit.

Die geringe Verbreitung der Chronik ausserhalb Kölns lässt sich nur aus ihrer mangelhaften Komposition erklären: dagegen hat sie in gewisser Beziehung eine politische Bedeutung erhalten. Kurz nach ihrem Erscheinen (1499) „verbot der Kölner Official in besonderem Auftrage des Erzbischofs, irgend ein Buch ohne seine Prüfung zu drucken, weil die so hohe Gabe der Buchdruckerkunst durch den Missbrauch der Drucker zum Verderben gereichen werde.“ Cardauns meint, dass unsere Chronik, deren freie Sprache gegen die Kölner Erzbischöfe wohl verstimmte, diesen Erlass hervorgerufen habe.

Die Annalistik Kölns knüpft nicht an die Königschronik, sondern die mageren *Ann. Agrippinenses* (—1360),[180]) aber in deutscher Sprache an: die Gesamtmasse dieser Aufzeichnungen, welche bis 1445 laufen, nennt Cardauns *Kölner Jahrbücher*.[181]) Dieselben entstehen allmählich, eine Bearbeitung baut sich auf die andere auf, meist gleichzeitig mit den Ereignissen fortschreitend. Man unterscheidet im ganzen vier Recensionen (A—D), deren Zusammenhang unter sich und anderen, Kölner wie rheinischen Geschichtswerken, eine Cardauns entlehnte Stammtafel klarlegt.

Ann. Agrippinenses, —1360.

A. —1376.

Münstereifler Chr., —1451. B, —1398.

C. —1402. D. —1445 (vgl. Würzb. Hs.) Latein. Reimchronik.

Agrippina, —1419.

Koelhoffsche Chronik, —1499.

Im allgemeinen erweitert eine Recension die andere nicht allein durch eine Fortsetzung, sondern auch innerhalb der Vorlage; auch haben die einzelnen Recensionen Handschriften, welche mehr oder minder reichhaltig sind, so dass getrennte Bearbeitung angenommen werden muss: Recension C und D beruhen beide auf B. Der Charakter des ganzen Werkes ist derselbe, „der Standpunkt des ruhigen, an den Ereignissen wenigstens nicht unmittelbar beteiligten Beobachters, der vollkommen Verzicht leistet auf innere Verbindung der bald lokalen, bald auf die Geschichte Deutschlands oder des Auslandes bezüglichen, meist unabhängig neben einander gestellten Mitteilungen." Der Inhalt bietet Kölner Stadt-

geschichte in zuverlässiger Form, was von den auf niederrheinische Verhältnisse eingestreuten Nachrichten nicht immer gesagt werden kann.

Erzbistum Köln. Die Bistumschronik ist aus dürftigen Verzeichnissen, *Series*, von Bischöfen entstanden, von denen das älteste nach Cardauns im 11. Jahrhundert zu Werden an der Ruhr geschrieben wurde; ihm verwandt ist eine Brauweiler Series, auf der dann wieder eine Deutzer beruht. Reichhaltiger sind schon fünf Bischofsfolgen, *Catalogi*, von denen die dritte bis 1332 reicht, die fünfte bei Levold von Northof nur durch die Fortsetzung bis Friedrich III. (1376) grösseren Wert erhält.

Die *Chron. praesulum Coloniensium* (— 1370)[182] ist die erste und einzige Bischofschronik. Im Auftrage des hl. Petrus gründete Maternus, einer von den 72 Schülern Christi, nachdem er durch den baculus, quo ipse (Petrus) in proficiscendo suae senectutis utebatur, vom Tode erweckt war, den Bischofsitz. Dieser war dann 314 Jahre aus unbekannten Gründen unbesetzt und erhielt, nachdem der Arianer Eufrates ihn zeitweise behauptet, im hl. Severin einen würdigen Inhaber. Unter den Nachfolgern ist am bekanntesten zunächst Bruno, Ottos I. Bruder, welcher der iurisdictio baculi pastoralis das iudicium gladii temporalis hinzufügte, die Ketten des hl. Petrus erwarb und aus Metz dessen Hirtenstab nach Köln brachte. Anno II. († 1075) ist ganz unschuldig an dem Blute der Kölner Bürger, die sich gegen ihn „empörten", bewies aber seinen Eifer durch Gründung vieler Klöster, wie Siegburg und Grafschaft, und wurde daher heilig gesprochen. Reinald von Dassel, Kanzler Barbarossas, ist mehr nach seiner militärischen und politischen Seite gewürdigt; die Chronik rechnet ihm die Uebertragung der hl. drei Könige nach Köln hoch an und gleitet über die

papstfeindliche Diplomatie des Kanzlers unmerklich hinweg († 1167). Die Thätigkeit Konrads von Hochstaden († 1261), welcher drei Könige wählte und Köln zu einer Bischofstadt zu machen unternahm, wird gefeiert, der Kampf unter Engelbert II. und Sigfrid von Westerburg, welcher durch die Schlacht von Worringen entschieden wurde, in bischoffreundlicher Tendenz dargestellt. Seitdem durch Wicbold der Friede wieder hergestellt war, erhält die Chronik noch mehr lokale Färbung und gewinnt bis 1370 grösseren Wert, während sie früher auf den Katalogen und Kölner wie Trierer Quellen beruht. In einer Handschrift findet sich eine Fortsetzung bis 1515.

Die gedrängte Fassung, der übersichtliche Inhalt sicherte dem Werke einen grossen Leserkreis, diente dem Magnum chron. Belgicum sowie der Koelhoffschen Chronik als Quelle und wurde nach Cardauns um 1420 von dem Dominikaner Jacob von Soest zu einer Kompilation [182a]) benutzt, welche Seibertz noch als selbständiges Werk herausgegeben hat. Wyss dagegen denkt sich das Werk als dritte Rezension der Chronica praesulum und fragt an, ob die Aufschrift bei Seibertz: Jacobi de Susato al. de Swewe Chronicon epp. Coloniensium 1420, durch die Soester Handschrift gesichert sei.

Uebrigens hat sich an die Bischofschronik noch die Frage geknüpft, ob sie selbständig oder nur Teil eines Ganzen sei. In der Hamburger Handschrift, einem Sammelkodex, folgt nämlich auf die Chronik Martins von Troppau zunächst eine Chronica summorum pontificum, dann die (einzig dort erhaltene) Cron. quorundam Romanorum regum ac imperatorum, von Rudolf bis zur Krönung Wenzels (1376) reichend, endlich die Cronica praesulum Coloniensium. Nachdem schon Cardauns auf die Zusammengehörigkeit der Chronica quorundam regum und der Bischofschronik aufmerksam gemacht hatte, da sie sich im Texte auf einander beziehen, hat Wyss die Stücke des Hamburger Kodex überhaupt als

eine bis um 1376 laufende Kölner Fortsetzung der Chronik Martins bezeichnet, der noch die Ann. Colonienses maximi voraufgegangen seien. Aber schon Waitz machte auf die Unwahrscheinlichkeit dieses Punktes aufmerksam; dagegen wurde die innige Verbindung und Zusammengehörigkeit der anderen Teile besonders von Lorenz anerkannt. Jedenfalls ist der gleichzeitige Schluss der Chroniken beachtenswert.

Geschichtlich am wertvollsten, ein vortreffliches Werk nennt Cardauns die noch ungedruckte *Chron. quorundam regum*. „Nicht allein die Papst- und Kaisergeschichte ist mit Aufmerksamkeit verfolgt, wir erhalten auch gute Nachrichten über die Kämpfe gegen den Islam, die französisch-englischen Kriege, über die italienischen und selbst über einige spanische und nordische Vorgänge. Den besten Teil bilden natürlich die Abschnitte über die niederländischen und niederrheinischen Gegenden, speziell das Erzbistum und die Stadt Köln.“ Cardauns bezeichnet das Urteil des Chronisten als ein gesundes, nüchternes, sein Werk als würdige Fortsetzung der Ann. maximi.

Wir nehmen hiermit Abschied vom heiligen Köln, in welchem materielle wie geistige Interessen von einer aufgeweckten, freiheitlichen Bürgerschaft stets gepflegt wurden. Schon im Anfange des 15. Jahrhunderts sang daher mit Recht ein formgewandter Kölner die *Laudes Coloniae* in panegyrischer Weise und vergleicht die Stadt mit Paris, London und Brügge (!).

Neuss, die alte Römerkolonie und mächtigste Stadt des sog. Kölner Niederstifts, hatte sich in den Wirren, welche unter Erzbischof Ruprecht von der Pfalz (1463—1477) entstanden, auf die Seite des Domkapitels und des von diesem zum Stiftsverweser erwählten Domherrn Hermann von Hessen geschlagen. Als dann Ruprecht durch schmählichen Vertrag

Karl dem Kühnen die Oberhoheit über das Stift übertrug, wollte der Burgunder durch Eroberung der widerspenstigen Städte sich die Herrschaft sichern. Nichts ist bekannter geworden, als die vergebliche Belagerung von Neuss, welche über ein Jahr währte, aber trotz der grössten Anstrengungen bei der energischen Verteidigung für Karl vergeblich war und das Sinken seiner Macht bezeichnete (1475). Das Magnum chronicon Belgicum, die Koelhoffsche Chronik, der Baseler Kaplan Knebel, französische und burgundische Quellen bieten eingehende Nachrichten; denn halb Europa nahm am Ausgange des Unternehmens Anteil.

Gleich nach dem Abzuge Karls schrieb Christian Wierstraat, später Stadtsekretär von Neuss, die *Histori des beleegs van Nuis* [183]) und vollendete dieselbe Ende 1475, wie uns das den Versen eingewebte Akrostichon verrät. Der Reimchronist versetzt den Leser sofort mitten in den Krieg: Der Turmwächter ruft zu den Waffen, der Burgunder naht, umschliesst die Stadt, welche, von Bonn und Köln unterstützt, die Angriffe des Feindes wehrt, besonders am 10. Sept. 1474. Man versucht die Erft abzuleiten, beschiesst die Stadt; die Ausfälle sind zwar glücklich, die fehlende Munition wird von Köln herangebracht, aber das Brennholz mangelt allmählich, ebenso Lebensmittel. Schon ist die Not am höchsten, die Rheinseite in Händen der Feinde, als das Reichsheer endlich erscheint und der Friede trotz des Missgeschicks der Kaiserlichen geschlossen wird. Neuss erhält für seine Ausdauer wertvolle Privilegien, besonders Zollfreiheit auf dem Rheine.

An Quellen benutzte der Verfasser die Korrespondenz mit Köln in erster Linie; die Verwendung von Urkunden beschränkt sich auf die der Stadt erteilten Privilegien. Im grossen und ganzen aber war die Erinnerung und lebendige Anschauung des Verfassers beste Quelle; daher ist auch sein Werk keine blosse Reimerei, sondern überragt an poetischem

Gehalt und lebendiger Darstellung bei weitem die übrigen Reimchroniken. Seine Glaubwürdigkeit zeigt sich in dem Bestreben, niemals den Ruhm der Neusser durch Verkleinerung des Gegners zu vergrössern, dem es weniger an Tapferkeit, als an Glück mangelte. Die Reimchronik wurde auch von späteren Quellen benutzt, so von dem Magnum Chron. Belgicum, welches an mehreren Stellen teils wörtliche, teils freie Uebersetzung der Vorlage bietet (Ulrich).

Auch im nahen Duisburg machte der Johanniterpriester Joh. Wasserberch († 1517) Ansätze zu einer *Chronik*,[184]) indem er an einen selbstgefertigten Auszug und Zusätze der Koelhoffschen Chronik von 1474—1517 annalistische Aufzeichnungen knüpfte, welche sich auf seine Vaterstadt Duisburg beziehen, aber auch für den Niederrhein, Kleve und Geldern zuverlässige Nachrichten bieten (Ilgen). Grösseren Umfang zeigt die Chronik erst im 16. Jahrhundert.

Chronicon magnum Belgicum (—1474) und das **Florarium temporum** (—1468).[185])

Das *Chron. magn. Belgicum* (C.) galt bisher als selbständiges Werk, bis Cardauns eine reichere Handschrift fand, welches sich *Florarium temporum* (F.) nannte, der gegenüber C. sich als Auszug darstellte. Das bis heute gefeierte C. ist also wertlos, muss aber, da F. noch handschriftlich ruht und die Auszüge von Cardauns kein Bild des Urwerkes liefern, als Unterlage dienen. Weshalb der Abbreviator seine Kompilation Chr. M. Belg. nannte, ist heute noch nicht festgestellt; Veranlassung mag der Inhalt gegeben haben, der sich auf die Rheinmündungen und Belgien bezieht. Nach Cardauns und Franz ist der Verfasser (Kollektor) von F. ein Mitglied des Klosters der regulierten Chorherrn Dumum (Lüttich) und von Geburt vielleicht ein Limburger (Lorenz) gewesen; sein Abbreviator und Fortsetzer gehörte als Chor-

herr dem Augustinerkloster bei Neuss an. Mehr wissen wir über beide Männer nicht.

H. Müller, welcher sich um die Quellenuntersuchung von F. und C. sehr verdient gemacht, charakterisiert das Florarium als eine Weltchronik, welche von Adam bis 1468 läuft, bis zur Eroberung von Lüttich. Es schliesst sich meistens eng an die Quellen an, ist in der Auswahl derselben aber sehr vorsichtig und verrät einen kundigen Kollektor. Obwohl F. 1468 schliesst, hat es schon 1464 sich von den Quellen losgelöst und selbständig gearbeitet. Es ändert sich nach Lorenz die Darstellung gründlich, bekommt der Stil eine rednerische Färbung, lässt die Lebhaftigkeit der Schilderung den Zeitgenossen erkennen, der aber deshalb nicht gleichzeitig den Ereignissen geschrieben zu haben braucht.

Das Chron. magn. Belg. läuft von 54 n. Chr. bis 1474, zur Belagerung von Neuss; der Abbreviator erzählt am Schluss, dass er selbst bei zugestopften Ohren es vor Kanonendonner nicht aushalten konnte, hat also die Belagerung erlebt, schrieb aber erst 1498, da (pag. 378. 379) dieses Jahr im Präsens erwähnt wird. Hieraus sowie dem Umstande, dass am Schluss die Worte: Finis huis libri stehen, erklärt sich Winds Vermutung, dass der Abbreviator noch ein zweites Buch habe schreiben wollen, dieses aber verloren oder überhaupt nicht angefangen sei. Wie der Abbreviator arbeitete, zeigt Müller: Er entkleidete das ihm vorliegende Originalwerk seines Charakters einer Weltchronik. Aus derselben wurde eine Chronik mehr territorialen Charakters, welche hauptsächlich die Schicksale der dem alten Belgien angehörigen Länder, jedoch auch die Papst- und Kaisergeschichte mit einer gewissen Ausführlichkeit behandelt. Damit fiel die Zeit von der Erschaffung der Welt bis zum Jahre 54 n. Chr. fort. Das F. schliesst sich meistens eng an den Wortlaut der von ihm benutzten Quellen an. In wie weit C. dieselben verkürzt hat, ergiebt sich also bei

vielen Stellen desselben leicht, wenn man dieselben in den entsprechenden Quellen, aus welchen F. geschöpft hat, aufsucht und damit vergleicht. So verkürzte der Abbreviator z. B. die Gesta Treverorum und die Chr. archiepp. Colon., nicht aber Werner Rolewinck und Sigebert von Gembloux. Manche Verkürzung auch hat der Herausgeber Pistorius auf dem Gewissen. Dagegen stellt Müller ganz entschieden fest, dass C. niemals die Angaben des F. veränderte, sogar die Kritik, welche der Kollektor an den Ereignissen übte, ganz unverändert in C. aufnahm.

Hieraus können wir schliessen, dass C. den Kern von F. treu bewahrt hat, eine Quellenuntersuchung von F. auch durch Vermittelung von C. geführt werden kann. Diese Arbeit leistete Müller, nachdem schon Pistorius-Struwe und Lorenz manche Beiträge geliefert hatten. Eine namentliche Aufzählung auch nur der bedeutendsten der 60 Vorlagen hat keinen Zweck; bemerken wollen wir nur, dass Wattenbach das Compendium chronicorum des Peter von Herenthals erst an Hand von C. wieder entdeckte.

Aber die Menge der Quellen macht noch nicht den Geschichtschreiber, sondern erst der aus ihnen und durch sie entwickelte Geist. Wie viele Chroniken sind tote Gebilde, deren massenhafter Stoff durch keinen Hauch die Nachwelt zu begeistern vermag. Anders unser Kollektor. Aus Mangel an Quellen vermag er (p. 7) über das Leben des hl. Servatius nichts Bestimmtes zu bringen, ebenso nicht über den hl. Maximin (p. 8); über den hl. Aegidius hat er (p. 46) eine Fehde mit Sigebert und stellt fest, dass Heinrich II. oft I. genannt wird, weil Heinrich I. nicht Kaiser gewesen sei (p. 103), dass die Chroniken über Gregor VII. verschieden berichten (p. 133). Fast überall begegnen wir Zusammenstellungen von verschiedenen Chroniken, deren Ergebnis vom Kollektor zuletzt festgestellt wird, oder er begnügt sich mit einem: Haec in suo loco relinquo. So sehen wir in dem

Manne einen Historiker, der wohl erwägt und seine Arbeit mit Verständnis vollendete. Wohlthuend berührt uns besonders seine Ehrlichkeit, da er überall die Quellen von seinem geistigen Eigentum durch Namennennung trennt. Auch die Wahl der Quellen ist eine sorgfältige, er lässt, wie es z. B. bei den kirchenpolitischen Streitigkeiten hervortritt, besonders die Männer seiner Partei, wie Gobelin und Sigebert, zu Wort kommen. Streit- und Kampfhähne vermissen wir, wie sich denn überhaupt vornehme Ruhe und geistige Durchdringung des Stoffes mit gewandter Feder und besserem Latein paart.

Der Kollektor ist ein strenggläubiger Christ und ihm alle Ketzerei der Waldenser, Albigenser, Hussiten (p. 218, 219, 386) verhasst. Er hängt an dem Orden und der Kirche, verkennt aber die Schäden nicht, welche dem Papsttume anhaften und muss daher unter die Anhänger der Reformpartei gezählt werden, deren Wortführer, Gobelin, auch sein Gewährsmann für die Zeiten der Konzilien (p. 393 u. s. w.) war. Ja, er verschmäht es nicht Liudprands Zeugnis für die Verderbtheit schon Johanns XII. anzurufen und neigt zu Heinrich IV. gegen Gregor VII.

„Für das Reich bekundet er ein nicht geringes Interesse und beweist dadurch, dass, obwohl in den geistlichen und weltlichen Territorien das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu dem Reiche fast völlig erloschen, für ihn selbst noch der Name „Reich“ nicht ohne eine gewisse Bedeutung war.“ Ein deutscher Patriot in unserem Sinne war der Kollektor nicht, da die Länder des Niederrheins den grössten Raum der Darstellung einnehmen; diesen Gebieten gehört das Herz des Kollektors. Der Abbreviator und Fortsetzer dagegen scheint patriotischer zu sein; die vergebliche Belagerung von Neuss wird mit lebhaftem Beifall begrüsst, die Niederlage des Burgunders als gerechtes Gericht beurteilt. Aber Karl der Kühne war ein gemeinschaftlicher Feind und allen ge-

fährlich; kein Wunder also, dass auch der Abbreviator solchen Gefühlen beredten Ausdruck verleiht.

Das Werk ist das bedeutendste Erzeugnis der Geschichtschreibung am Niederrhein, als Quelle aber grösstentheils wertlos, da wir die Vorlagen des Kollektors noch besitzen; der Abbreviator steht in dieser Beziehung höher, da seine Fortsetzung von 1468—1474 uns eine eingehende und auch zuverlässige Schilderung der Kämpfe um Neuss und in Köln darbietet. Endlich sei bemerkt, dass F. den Zusammenhang der Trier-Kölner Geschichtschreibung mit den halb französisch gewordenen Niederlanden vermittelt, aber auch den Zusammenhang der schon gelockerten Fäden mit dem Reich und der Reichsgeschichte mit starker und geschickter Hand sichert (Lorenz).

XI. Die Niederlande.[186]

Das heutige Belgien und Holland gehörten infolge des Vertrages von Mersen (870) zu Deutschland und bildeten im wesentlichen das Herzogtum Niederlothringen. Bei der abnehmenden Reichseinheit bildeten sich neben den Bistümern Lüttich und Utrecht selbständige Fürstentümer und Grafschaften. Brabant, Flandern, Hennegau und Holland, von denen sich der westliche Teil schon früh, der östliche im späteren Mittelalter selbständig macht und seit der Mitte des 13. Jahrhunderts ein Sonderleben führt, aber in seinen Interessen immer mehr von Frankreich abhängig wurde Dann erweiterten die französischen Burgunder ihre Herrschaft durch Verheiratung und Kauf auch in diesen niederländischen Teilen, welche 1476 an die Habsburger fielen. Aber Deutschland hatte davon keinen Nutzen; im Gegenteil, die Entfremdung nahm zu und wurde 1648 völkerrechtlich anerkannt.

Die niederländische Geschichtschreibung begleitet diesen Vorgang dadurch, dass sie die Reichsgeschichte vernachlässigt und grösstenteils Landesgeschichte aufzeichnet. Da diese sich aber den deutschen Verhältnissen mehr und mehr entfremdet, so ist der Gewinn für uns nicht bedeutend; nur wenige Quellen kann man für deutsche Geschichte heranziehen. Sie entstehen besonders in den Bistümern, weniger in den staatlichen Gebilden, auch sind die lateinischen Chroniken im

allgemeinen wertvoller, als die in der Landessprache geschriebenen Werke.

Unsere Aufgabe soll es nicht sein, den kritischen Apparat heranzuziehen. Wir werden nur die bedeutendsten Werke kurz besprechen und folgen der verständigen Einteilung von Lorenz.

Die weltlichen Gebiete.

Reimchroniken. Brabant. Jakobs von Maerlant Hauptverdienst besteht darin, dass er die ritterlich-höfische Poesie durch die Didaktik verdrängte und sich dabei der geschichtlichen Stoffe in hervorragender Weise bediente. Er ist daher Begründer der niederländischen Reimchronik, nicht der Reimchronik an sich, da einige niederdeutsche Werke viel früher geschrieben wurden: der Pfaffe Eberhard von Gandersheim dichtete um 1216. Dennoch ist Maerlant in seiner Heimat der Begründer dieser Dichtgattung. Sein *Spiegel historiael*,[187]) (1285) bildet den Anfang jener Hochflut von Reimchroniken, deren Heimat Brabant ist, die dann in Flandern und Holland sich allgemeiner Beliebtheit erfreuten. Er legte das Speculum historiae (—1250) des Vincenz von Beauvais zu Grunde und führte den ersten und dritten Teil in 73,000 Versen ganz, den zweiten und vierten nur teilweise zu Ende. Krankheit und Ueberanstrengung zwangen ihm die Feder aus der Hand; er starb 1291 zu Damme, seinem Geburtsorte. Geschichtlichen Wert hat der Spiegel nicht, da er als eine stark verkürzte Uebertragung des Speculum angesehen werden muss, wozu wenige andere Quellen hinzutreten. Die unvollendeten Teile wurden später fortgesetzt, der zweite von Ph. Utenbroke, der vierte von Ludwig van Velthem, welcher dazu die Reimchroniken des Brabanters Jans van Heelu und des Holländers Melis Stocke benutzte.

Jans van Heelu ist fast unbekannt: Jonckbloet vermutet, dass er Herold des Herzogs Johann I. gewesen, der auch in der Schlacht von Worringen (1288) kämpfte. Seine *Reimchronik*[188]) befasst sich mit diesem Kampfe im zweiten Teile, der erste erzählt des Herzogs Jugend, beide sind aber so panegyrisch gehalten, dass man ihre Zuverlässigkeit bezweifelt, zumal gegen 9000 Verse für den mässigen Stoff aufgewandt wurden. Heelu bietet auch thatsächlich gar keine Gewähr, seine „lohnlüsternen“ Verse als wirkliche Geschichte zu betrachten: er war eben ein Dichter, sein Werk oft mehr Epos, als Reimchronik (Jonckbloet).

So z. B. erzählt Heelu die grausame Behandlung des Erzbischofs — der Gefangene musste lange in voller Rüstung im Gefängnisse schmachten — durch den Herzog von Brabant deshalb nicht, weil es nicht gut sei tadelnswerte Handlungen zu berichten, wenn man sie verschweigen könne. Das ist für den Geschichtschreiber Heelu allerdings hart (Vgl. Jansen).

Der bedeutendste Schüler Maerlants ist Jan van Boendale, nach seinem Amte als Gerichtschreiber Jan de Clerk genannt († 1365). Seine *Brabantsche Yeesten*[189]) sind eine Chronik des Herzogtums, niedergeschrieben nach dem verkürzten Maerlant, Heelu, sowie zeitgenössigen Berichten und laufen in zunächst fünf Büchern bis 1350, in zwei späteren von unbekannten Fortsetzern bis 1440. De Clerk will keine Fabel, sondern Geschichte erzählen, was ihm auch, so weit er Zeitgenosse war, gelang; wertvoll ist das fünfte bis achte Buch, besonders die Geschichte des Herzogs Johann III.

Flandern hat nur ein Werk von Bedeutung aufzuweisen, die *Reimchronik von Flandern*.[190]) welche in fast 11.000 Versen von Karl dem Grossen bis 1405 läuft. Sie zerfällt offenbar in zwei Teile, deren erster vermutungsweise von Maerlant hergestellt ist. Die Quellen der Chronisten liegen offen, manches ist ihm eigentümlich: der geschichtliche

Wert wird verschieden beurteilt, ist aber wohl nicht gross (Lorenz).

Holland hat nur seinen Melis Stocke, der aber mit Maerlant wetteifert. Seine *Reimchronik*[191]) beginnt mit 694 und schöpft bis 1205 aus dem Chron. Egmundanum des Klosters Egmond, einer uralten Gründung der Grafen von Holland (694?), dann aus unbekannten Quellen und persönlicher Anschauung (v. Richthofen). Er ist Geschichtschreiber der Grafen, nicht des Landes, zieht aber auch deutsche und allgemeine Geschichte heran, so dass sein Werk, besonders in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, eine Quelle wird, zumal der Chronist durch persönliche Beziehungen und als Augenzeuge manches erfuhr. Für uns wichtig ist besonders die Zeit Wilhelms (II.) von Holland, des deutschen Königs, welchen sein Geld einige Zeit dem Erzbischofe von Köln empfahl; aber noch bis 1305 hält Stocke Aachen und Köln im Auge (vgl. Böhmer).

Chroniken. Brabant hatte neben Hennegau am meisten französische Sympathien und, obgleich bis ins letzte Jahrhundert österreichisch, kein Gefühl des Zusammenhanges mit Deutschland. Diese politische Gesinnung zeigt sich auch in der Geschichtschreibung des Landes, besonders bei Edmund de Dynter († 1448), dem bedeutendsten Chronisten des Herzogtums, dem seine *Cron. nobilissimorum ducum*[192]) Lotharingiae et Brabantiae, 1437, einen ehrenvollen Platz sichert. Ob er von dem Geschlechte der Dynter abstammt, die in der gleichnamigen Herrschaft des Bois-le-Duc herrschten, ist ebenso wenig bekannt, wie seine Jugend. Dynter war später Geheimschreiber von vier burgundischen Herzögen, so dass seine Fähigkeit zur Geschichtschreibung auch durch amtliche Kenntnis der verwickelten Politik unterstützt wurde.

Der Chronist will die Herkunft der Franken, Merowinger und Karolinger, der von diesen abstammenden Lothringer und Brabanter zu Ehren seines Herrn, des Herzogs Philipp

des Guten von Burgund, beschreiben, intermiscendo etiam gesta nonnullorum summorum pontificum atque imperatorum sive regum Romanorum . . . Hauptsache ist also das Gebiet des Niederrheins, der Maas und Schelde, nebenher läuft Reichs- und Weltgeschichte. Daher ist die Kette der Entwickelung bei Dynter eine andere als bei uns: es folgen sich Merowinger, Karolinger, Lothringer, Franzosen, die Kaisergeschichte ist ihm Nebensache. Sein Werk muss daher zur französischen Litteratur gerechnet werden, ist aber in Anlage und Durchführung so eigenartig, dass wir ihm einige Zeilen widmen mussten. Dagegen lassen wir die Absicht des Chronisten, die Tendenz seines Werkes, dessen Quellenwert und Parteistellung unerörtert (vgl. Löher).

Flandern und Hennegau wurden seit 1244 beherrscht von der bekannten Gräfin Margarethe, welche zwei Mal vermählt gewesen war und ihre zwei Söhne erster Ehe zu Gunsten der Söhne zweiter Ehe enterbt hatte, da ihr erster Mann, früher Geistlicher, durch die vom Papste für ungültig erklärte Ehe keine Rechtsansprüche für seine Nachkommen erworben hätte. Da ferner Flandern Teile sowohl vom französischen als deutschen Könige, von letzterem das sog. Reichsflandern, zu Lehen hatte, entsteht ein langwieriger Kampf teils diplomatischer, teils kriegerischer Art, welcher erst 1298 durch Anerkennung der deutschen Reichsoberhoheit endet.

In diese Verhältnisse versetzt uns ein unbekannter Minorit (Fulco [?]) in seinen Genter Jahrbüchern, *Ann. Gandenses*[193]) (1297 bis 1310) und bietet eine Fülle des wertvollsten Stoffes über diese verwickelten Verhältnisse, die sich zu einem englisch-französischen Kriege zuspitzten. Der Verfasser ist Feind der Engländer, aber treu und zuverlässig. Auch die Flandrische Grafengeschichte, *Flandria generosa*,[194]) eine Kompilation des 15. Jahrhunderts, bringt gerade über diese Zeit und das 14. Jahrhundert wertvolle Mittei-

lungen, deren Ursprung in städtischen Aufzeichnungen zu suchen ist (Bethmann).

Ein *Chronicon*[195]) recht konfuser Art schrieb um 1294 Johannes von Thilrode, Mönch von St. Bavo in Gent, aus Quellen aller Art zusammen, bietet aber für den Ausgang des 13. Jahrhunderts manche Ergänzung zu den Genter Jahrbüchern. Er wie Heinrich von Gent ist „Polyhistor. Beide haben sich nicht beschränkt auf Darstellung des thatsächlichen Hergangs der Dinge; so geben sie Ansichten, besprechen Fragen der Kirche und ihrer Stellung; ihre Werke sind eine Vereinigung von Geschichts- und Traktatenlitteratur."

Durch Benutzung älterer Vorlagen schritt Johannes Longus (Lang?), Abt von St. Bertin († 1383), bis 1294 fort und lieferte ein mehr gelehrtes, oft sogar kritisierendes, als wertvolles Werk, da seine Quellen, eine gewaltige Menge, fast alle erhalten sind (Holder-Egger). Ihn übertraf noch der Abt Johann Brandon von Duins († 1428) in seinen *Chronodromon*,[196]) —1414, welches „ein vaste Gelehrsamkeit zeigt und die flandrische mit allgemeiner Geschichte verbindet". Dreissig Jahre lang ist er auch Quelle und verdankt seine guten Nachrichten dem Notar des Königs von Frankreich, einem Mönche in St. Denis. Auch sein Ueberarbeiter und Fortsetzer, Gilles de Roya und Adrianus von Budt haben nach Löher für ihre Zeiten eine Bedeutung, welche auf Erwägung Anspruch macht.

Ein fleissiger Mann war Gilles Li Muisis oder Aegidius Mucidus, Abt von St. Martin in Tournay, dessen *Chron. maius*[197]) bis 1348 läuft und für Zeitgeschichte, allgemeine wie flandrische, wertvoll ist, da er seine Nachrichten in diversis locis und a personis authenticis erhielt, denen er Glauben schenken könne. Er gliederte sein Werk in Tractatus und diese in Teile, eine sonst wenig gebräuchliche, aber bequeme Anordnung. Lorenz teilt eine merkwürdige Stelle des Aegidius Mucidus über die Glaubwürdigkeit der Geschicht-

schreiber mit: Si talia registrarem, de quibus certitudinem non haberem, totum opus meum esset reprobandum et in aliis non crederetur. Ob er wirklich so dachte?

Im 15. Jahrhundert macht die gelehrte, lateinische Chronistik der Landessprache Platz. Von den beiden Dixmude erwähnen wir nur die *Kronyk*[198]) des Jan van Dixmude, der Kanonikus in Ypern war. Das Werk reicht bis 1440 und hat burgundische Tendenz (Löher).

Die geistlichen Stifte.

Lüttich. Für unsere Zeit ist zunächst Johannes Hocsem zu erwähnen, dessen *Historiae et res gestae pontif. Leodiensium*[199]) (1247—1348) sich durchaus an seinen Vorgänger Gilles d'Orval anschliessen und neben politischer Geschichte auch staatsrechtliche Abhandlungen enthalten, deren urkundliche Grundlage festzustellen dem Domherrn nicht schwer fiel. Für die Zeit der Bischöfe Adolf und Engelbert von der Mark ist gleichwertig der Westfale Levold von Northof, welcher den Standpunkt der befreundeten Bischöfe noch mehr verfocht. Zu bedauern ist der Verlust einer Chronik, welche ein Johannes Presbyter von 1247—1350 ebenfalls an Gilles d'Orval anschloss. Nur Bruchstücke sind erhalten: eine weitgehende Benutzung des verlorenen Werkes aber fand nach Wohlwill in mindestens fünf anderen Chroniken statt, besonders seitens des Lütticher Kanonikus Matthias de Lewis. An Hocsem schloss sich Radulphus de Rivo († 1403), sowie die *dritte Fortsetzung* der *Gesta abbatum Trudonensium*,[200]) welche von einem Mönche des Klosters geliefert wurde. Einen weniger historischen, als novellistischen Charakter zeigt Jean des Prez (d'Outre-Meuse) († 1400) der seinen in französischer Sprache geschriebenen *Myreur des Histors*[201]) bis 1399 führte, von dem der vierte Teil (1340—1399) aber verloren ging. Er ist der

Lütticher Königshofen (Lorenz), ein feiner Erzähler, geht aber mit seinen Quellen, Hocsem, Johann Presbyter, selbst mit Urkunden gewaltthätig um, so dass es mit seiner Glaubwürdigkeit schwach bestellt ist (Wohlwill). Eine *Fortsetzung* — 1447 lieferte Jean de Stavelot in annalistischer Weise ebenfalls in französischer Sprache, aber mit grösserer Gewissenhaftigkeit. Der Mann hat eine umfassende schriftstellerische Thätigkeit entwickelt, wie aus den Hinzufügungen zu seiner Arbeit hervorgeht, welche ein anderer Klosterbruder, Adrian von Oudenbosch, leistete.

„Gleichfalls nicht zur Zahl der Chronisten gewöhnlichen Schlages" gehört Jaques de Hemricourt († 1403), ein Lütticher Ritter, der zuletzt Bürgermeister wurde und nach dem Tode seiner zweiten Gattin in den Johanniterorden trat. Seine zwei Werke, besonders *Le miroir des Nobles,*[202]) verherrlichen den Ritterstand und dessen Tugenden, sind also mehr kulturgeschichtlich, als historisch wertvoll; nur die genealogischen Beziehungen der Ritter und Geschlechter werden auf urkundlicher Grundlage und genau festgestellt. Cornelius Zantfliet endlich brachte in seinem *Chronicon,*[203]) —1461, die Bischofsgeschichte zum Abschluss; das Werk ist für das 15. Jahrhundert wegen vieler eigentümlichen Nachrichten wertvoll und nur von 1230 ab gedruckt.

Neben der Landesgeschichte wurde auch allgemeine und Reichsgeschichte gepflegt. Hierher gehört der Domherr Werner von Lüttich, dessen Werk, eine Fortsetzung des Martin, bis 1431 hauptsächlich Papstgeschichte berücksichtigt. Eccard hatte es als *Vitae pontificum*[204]) auf Grund einer handschriftlichen Notiz (Wolfenbüttel) Dietrich von Nieheim zugeschrieben, Lindner forderte es aber für einen zeitweilig in Bonn lebenden Lütticher Kanonikus, der endlich in der Person unseres Werner ermittelt wurde.

In ähnlich scharfsinniger Weise hat Wattenbach den Prämonstratenser Petrus von Herentals bei Antwerpen

† 1390) als Verfasser des *Compendium Chronicorum*[295]) entdeckt, welches von Adam bis 1385 reicht und Kaiser- und Papstgeschichte gesondert behandelt. Lindner wies endgültig auf die Pariser Handschrift als Urhandschrift hin, während andere nur Teile enthalten, auch wohl andere Verfasser nennen. Benutzt und genannt ist Petrus besonders von dem Magnum chron. Belgicum, welches sein Werk für Lütticher und Kaisergeschichte ausschrieb.

In Utrecht schrieb der Abt Emo von Floridus Hortus bei Werum eine *Chronik*,[296]) welche sein Nachfolger Menko bis 1273 fortsetzte: die Glaubwürdigkeit und Genauigkeit des Chronisten bewertet Gelhorn nicht hoch, weil er die Berichte seiner Gewährsmänner teilweise ohne Urteil aufnahm.

Der bedeutendste Chronist ist Johann de Beka, dessen *Geschichte der Bischöfe von Utrecht und Grafen von Holland*[297]) zunächst bis 1346 reicht, aber von anderen bis 1396, ja sogar bis 1426 fortgesetzt und erweitert wurde, zuletzt in holländischer Sprache. Böhmer hat nur die auf Wilhelm von Holland bezüglichen Teile abdrucken lassen, da sie allein Reichsgeschichte enthalten. „Jenen poetischen Sinn, den wir bei dem in gebundener Rede sprechenden Melis Stocke so sehr vermissen, hat Beka im Ueberfluss. Es muss in der That gegen den Wert historischer Tradition im Mittelalter misstrauisch machen, wenn man sieht, wie nur 100 Jahre nach dem Tode König Wilhelms dessen Leben mit Sagen, die der Verfasser selbstgefällig amplificiert, ausgefüllt ist.“ Dasselbe Urteil fällt Löher von dem holländischen Fortsetzer, der sich in behaglicher Breite, schlicht und ohne Leidenschaft in den Gegenstand versenkte, so dass man ihn gern läse.

—

XII. Westfalen.[208)]

Seitdem das Herzogtum Sachsen 1180 durch Barbarossa zerschlagen war, hatte das Sonderleben der Bewohner noch grössere Fortschritte gemacht, indem das sogenannte Herzogtum, der südliche Teil Westfalens, an Kurköln kam und der Reichspolitik entzogen wurde; bei dem Wettbewerbe zwischen Köln, der Grafschaft Mark und den Herzögen von Kleve verlor weiter die Grafschaft Arnsberg 1369 an Köln ihre Selbständigkeit. Die alte Reichsstadt Dortmund dagegen erkämpfte sich 1387—1389 ihre weitere Unabhängigkeit, Soest schloss sich 1449 an Kleve, welches seit 1398 mit der Grafschaft Mark vereinigt war: Die Politik Dietrichs II. von Köln, welcher selbst Köln und Paderborn besass, durch seinen Bruder Heinrich in Münster und Osnabrück massgebenden Einfluss hatte, der (1450) sogar mit Berg einen Erbvertrag geschlossen hatte, um Kleve-Mark vollständig zu vereinsamen, sie hatte durch die Soester Fehde ihr Ziel gefunden, der Traum einer grossen nordwestdeutschen Herrschaft Kölns hatte sich nicht verwirklichen können. Der nordöstliche Teil Westfalens, Münster, Paderborn, Osnabrück, Minden war geistlicher Besitz und kam für das Reich seit lange nicht in Frage; der Rest ist unbedeutend oder wurde, wie Wittgenstein und Siegen, erst 1815 mit Westfalen vereinigt.

Diese Zersplitterung sowie der Umstand, dass die Könige seit dem Interregnum sich um den Norden des Reiches über-

haupt nicht kümmerten, bewirkt, dass die Geschichtschreibung Westfalens der grossen Gesichtspunkte entbehrt und vorwiegend Lokal- oder Landesgeschichte behandelt. Falsch aber ist das so oft und gläubig nachgeschriebene Urteil, als ob Westfalen überhaupt des geschichtlichen Sinnes ermangelte, der nur bei einzelnen Männern unvermittelt aufträte, und dass das Land in der Geschichtschreibung unfruchtbar gewesen sei. Schon Lorenz und Hansen wiesen diese jeder Berechtigung entbehrenden Worte teilweise zurück; auch hier sei gegen sie Verwahrung eingelegt. Ein Buch über westfälische Historiographie im Mittelalter wird je nach den Kenntnissen des Verfassers umfangreich genug werden.

Sitten und Gebräuche. Die Charakteristik des alten Deutschland bei Tacitus bezieht sich vorwiegend auf die Stämme zwischen Rhein und Elbe; die Schilderung des heidnischen Römers ist 1400 Jahre später von einem sächsischen Karthäuser, Werner Rolewink, in dem prächtigen Buche *De laude veteris Saxoniae nunc Westfaliae dictae*[239]) wiederholt. Man glaubt eine den Zeiten entsprechende Umarbeitung, eine christliche Germania, in Händen zu haben, so sehr deckt sich Inhalt und Zweck beider Werke. Man findet dieselbe Anerkennung der dem Volke anhaftenden Treue und Zuverlässidkeit, der ursprünglichen, unverdorbenen Sitten, des patriarchalischen Lebens. In Westfalen, dem westlich der Weser gelegenen Sachsen, ist seit Tacitus im Charakter des Volkes keine Veränderung eingetreten, nur die politischen und religiösen Zustände sind anders. Statt der principes und der Volksgemeinde herrschen weltliche und geistliche Fürsten in bunter Abwechselung, der freie Bauer ist grösstenteils dem Schwerte oder Krummstabe verfallen. Ob daraus die starke Auswanderung und Wanderlust des Volkes sich erklärt oder diese im Volkscharakter selbst begründet

ist, lässt Rolewinck unbeantwortet. Er hängt mit Leib und Seele an seinem Münsterlande, der Karthäuser leidet sichtlich an Heimweh und möchte wenigstens als Toter in seinem Stammlande ruhen. Das Buch zerfällt in drei Teile, von denen die beiden ersten die Geschichte Westfalens, die Abstammung seiner Bewohner und deren Christianisierung behandeln, das letzte vorwiegend kulturhistorische Nachrichten bringt, ohne dass eine genaue Scheidung möglich oder auch beabsichtigt wäre. Die Etymologie des Namens Westfalen d. h. Westgläubiger oder auch Westgenossen zum Unterschiede von den länger heidnischen Ostfalen ist ebenso wenig glaubhaft, wie die Herkunft der Westfalen, die in kindlicher Weise auf den Japhetiten Magog und die Gothen zurückgeführt wird. In ähnlicher Weise leitet er England von Engela, der Tochter des Herzogs von Engern, oder auch davon her, dass die Bewohner des Landes Engelsgesichter gehabt hätten. Die Christianisierung Westfalens und die Erzählung der Kaiserzeit ist geschichtlicher gehalten: Rolewinck folgte hier Heinrich von Herford und Johann von Essen. Wertvoll sind besonders die kulturhistorischen Nachrichten, welche zudem in reicher Fülle geboten werden. Die Darstellung ist lebhaft, farbenreich, oft idealisiert. Ernst und Scherz wechseln in anmutiger Weise, überall bricht der Stolz auf sein Heimatland durch, das zwar nicht vinifera, aber virifera sei. Niemand sollte daher die Lektüre des Buches scheuen, zumal es durch die Uebersetzung von Tross allen Kreisen zugänglich gemacht ist.

Weltchronik.

Der Dominikaner **Heinrich von Herford** nimmt unter den Geschichtschreibern des Mittelalters einen hervorragenden Platz ein. Nachrichten über seine Jugend fehlen; erst mit dem Eintritt in das Dominikanerkloster zu Minden gewinnen wir festen Boden. Dort wurde er erzogen und ausgebildet.

wenngleich auch ein Aufenthalt in Soest durch die Chronik bezeugt wird. (1328). Heinrich war 1340 in Mailand, wo ein Ordenskapitel abgehalten wurde; auch fand er dort Stoff zu seinem Werke. Im Kloster selbst bekleidete er manche Aemter, stand der Schule vor und schrieb Handbücher für seine Zöglinge. Sein Tod erfolgte 1370 zu Minden; aber 1377 liess Karl IV. bei seinem Aufenthalte dort den Leichnam ausgraben und im Beisein weltlicher und geistlicher Fürsten in der Dominikanerkirche beisetzen. Diese ungewöhnliche Ehrung des Toten wird durch die vielen theologisch-philosophischen Schriften Heinrichs begründet. Uns beschäftigt hier nur sein *Chronicon sive Liber de memorabilioribus rebus*,[210]) welches bis 1355, der Kaiserkrönung Karls IV., reicht.

Potthast, der kundige Wegweiser durch die geschichtliche Bücherkunde des Mittelalters, hat die Chronik zuerst und in vollendeter Form (Waitz) herausgegeben. Stets wurde dieselbe benutzt und war unter den verschiedensten Namen (Aetates, historia universalis, chronica gloriosa) bekannt: aber der schwierige und verwickelte Quellennachweis ist erst Potthast gelungen. Heinrich gilt als wahrer Vertreter der mittelalterlichen Geschichtschreibung, deren höchster Stolz darin bestand, aus möglichst vielen Vorlagen eine neue Kompilation zu schmieden. Der Chronist hält viel von seiner Arbeit und vergleicht sich in der Vorrede mit einer fleissigen Biene: man möchte ihn aber oft einer gewöhnlichen Hummel gleichstellen, die auch aus übelriechenden Blumen ihre Vorräte sammelt.

Die Vorlagen des Kompilators werden reichlich ausgeschrieben, oft vermischt, ab und zu verglichen, so dass dem Werke doch eine gewisse Selbständigkeit anhaftet. Hauptsächlich herangezogen sind Frutolf-Ekkehard, Vincenz von Beauvais, Martinus Polonus, von westfälischen Schriftstellern Levold von Northof; ganz fehlt Otto von Freising. Widu-

kind, Thietmar. Erwähnt als Quelle wird auch eine jetzt verlorene Cronica principum de Brandenborgh (1308, 1318), deren Reste bei Heinrich also um so wichtiger sind. Neben weltlichen Quellen sind kirchliche Schriften aller Art benutzt, Heiligenleben, Briefe, Bullen, Urkunden, endlich philosophische Schriften und die alten Dichter. Bei so reichem Stoffe wurde auch die Chronik später wieder geplündert, besonders von Hermann Korner, Rolewinck, Hermann von Lerbeke und so vielen anderen; selbst Leibniz moleste fert, quod Henricum non reperit in bibliothecis (Potthast).

Der Chronist ist kein vollendeter Künstler, aber ein scharfer Beobachter und guter Schriftsteller. Das Mönchtum hält er nicht für das höchste Glück, sondern hat freiere Ansichten und verkennt nicht die Fehler der Geistlichkeit überhaupt. Die Männer seines Ordens werden gelobt, die Rechte der Kirche vertheidigt, Wunder reichlich und meistens (nicht 434) ohne Kritik erzählt. Die eigentliche Erzählung ist nicht so entsetzlich dürr, wie bei vielen vor ihm, der Chronist erkennt einen Zusammenhang und göttlichen Plan in den Schicksalen der Menschheit. Seine Quellen hat Heinrich gut studiert; die Ordnung in der Chronik ist nicht so befriedigend, an chronologischen Irrtümern kein Mangel, aber der Stoff verarbeitet und klar dargelegt. Dieses gilt indessen mehr für die ältere, als letzte Zeit: im 14. Jahrhundert wird die Chronik mager und ergötzt sich vielfach an Pest, Blutregen, Judenschlachten, Flagellanten, Wunder- und Geistergeschichten. Aber dennoch ist sie gerade für das 13. und 14. Jahrhundert wichtig, weil manche eigentümliche Nachrichten gegeben werden. Ueber deren Wert lässt sich kein Urteil gewinnen, nicht einmal, ob sie von Heinrich abgeschrieben sind oder aus eigener Erfahrung und Erkundigung stammen.

Die weltlichen Gebiete Westfalens.

Die Grafschaft Mark. Levold von Northof wurde 1278 aus ritterlichem Geschlechte der Mark geboren und widmete sich 1294 in Erfurt dem geistlichen Stande. Von dort rief ihn der Droste Rutger im Auftrage der Grafen von der Mark wider seinen Willen ab; Levold begab sich aber 1308 nach Avignon und erhielt vom Grafen Adolf, damals Propst von St. Martin in Worms, eine Pfründe zu zu Boppard. Sein Gönner, später Bischof von Lüttich, verlieh ihm dort weiterhin ein Kanonikat und machte ihn zum Abte von Viset; geistliche Verpflichtungen aber übernahm Levold durch diese Ernennungen nach damaliger Sitte nicht. Wir finden ihn später in Köln, zu Avignon (1326) in Begleitung des Grafen Engelbert II., dessen Söhne und Enkel der treue Levold erzog. Als dieser 1358 die Chronik beendete, war er achtzig Jahre alt und ist wahrscheinlich noch viel später gestorben.

Die Chronik der Grafen von der Mark. *Chronica comitum de Marka*[211]) (1347—1358), beginnt mit einer herzlichen Widmung an Engelbert III. und der Versicherung, dass Anhänglichkeit und Liebe zum gräflichen Hause und der Mark den Chronisten veranlasse, deren Geschichte zu schreiben; er wolle dabei „mancherlei Zeitereignisse einfügen und anknüpfen, nämlich von Kaisern, Königen, Erzbischöfen und Bischöfen — insbesondere von des Herrn Adolf von der Mark seligen Andenkens, Bischofes von Lüttich, Thaten und Ehren — sowie auch von dem Herrn Engelbert von der Mark, jetzigem Bischofe von Lüttich, seinem Neffen und Nachfolger.“ Ehe Levold zum Thema übergeht, schickt er Lehren und Ermahnungen an seinen früheren Schüler und regierenden Grafen Engelbert III. (1347—1391) voraus. Er solle stets Gott vor Augen haben, sein Land gut regieren, Witwen und Waisen schirmen, die Räuber unterdrücken, mit den

Nachbaren in Ruhe und Frieden leben, gute und getreue Räte erwählen, keine Stellen um Geld vergeben, aber auch Burgen und Mannen für etwaige Kriege bereit halten. An Herrschertugenden empfiehlt Levolt besonders Gerechtigkeit und herablassendes Wesen, woran es ihm, wie Levold wisse, gefehlt habe(!). Zuletzt giebt er dem Grafen staatsmännische Lehren, die sehr an das Verhältnis des Ritters von Eyb zum Markgrafen Albrecht Achilles erinnern: Teile niemals die Mark, denn Teilung vernichtet die Macht; der älteste soll allein Herr sein, die anderen Kinder müssen mit Geld oder Pfründen abgefunden werden. Nur von einer Sache ist, wie Lorenz bemerkt, im ganzen Buche nicht die Rede, von den Pflichten der Grafen gegen Reich und Kaiser.

Die Abstammung der Grafen aus dem römischen Geschlechte der Ursiner, welches mit Otto III. nach Deutschland gekommen, ist legendarisch, ebenso die Gründung ihrer Burgen Altena und Altenberge, aus denen die Herrschaften Mark und Berg hervorgingen. Vertrauen erweckt dagegen die genealogische Entwickelung des Geschlechtes bis zum 13. Jahrhundert; von da ab bewegt sich Levold auf sicherem Boden.

Neben der Reichsgeschichte, welche von Otto III. ab eingestreut ist, werden die Thaten der Grafen nach den in Altenberge befindlichen Schriften (Tross 37, 50—59) oder Augenzeugen (T. 77, 81) endlich nach persönlicher Anschauung in nüchternster Weise erzählt. Auch gewinnt die Darstellung im 13. und 14. Jahrhundert an Breite und zieht neben der engeren Heimat Köln sowie den Niederrhein, besonders Lüttich und Brabant, heran. Wir haben keinen Grund, die Wahrheit der Berichte anzuzweifeln, da Levold in diesen Gegenden selbst wohnte und die Archive des gräflichen Hauses wie des Bistums Lüttich benutzen konnte; seine Arbeit ist, wie Böhmer bemerkt, sehr schätzbar, selbst für die Geschichte der niederreinischen Bezirke.

Im Jahre 1347 bricht die Darstellung mit der Erhebung Engelberts III., „dem Gott durch seine Gnade ein gutes, glückliches und langes Leben verleihen wolle," zunächst ab, wird aber dann bis 1358 weitergeführt. Böhmer und Lorenz legen daher den Schluss der eigentlichen Chronik in ersteres Jahr und behandeln den Rest als Zusätze Levolds. Ob spätere Notizen in der Wolfenbütteler Handschrift auch von ihm herrühren, ist nicht festzustellen. Das ganze Werk sollte laut Testament in Altena aufbewahrt werden und stets in der Burg verbleiben.

Neben dem geschichtlichen Werte der Chronik ist das persönliche Verhältnis Levolds wohl zu beachten. Er scheut sich nicht, Lehren zu geben und seine Schüler auf persönliche Schwächen aufmerksam zu machen. Sein ganzes Leben war dem Dienste der Grafen gewidmet, ein Dasein von unerschütterlicher Treue und Anhänglichkeit. Die geistige Regsamkeit des achtzigjährigen Mannes, sein ungeschmälertes Interesse an dem Hause, dessen Vasall seine Familie und er selbst stets gewesen, ist rührend. Endlich auch gewährt die Chronik einen richtigen Einblick in die Politik dieses Geschlechtes, dem die Kraft des westfälischen Stammlandes und die Schwäche des Reiches ermöglichte, Mitglieder des Hauses wiederholt in den Besitz mächtiger Bischofsitze, wie Köln, Lüttich, Münster zu bringen und so auf die Reichsgeschichte selbst einzuwirken. Im übrigen ist Levold ganz ein Kind seiner Zeit. Friedrich II. war ein mächtiger Kaiser, sed cum ecclesiae Romanae rebellis esset, per Innocentium IV papam Lugduni 1245 depositus est. Die römische Abstammung der Grafen wurde entweder von Levold selbst erfunden oder sonst übernommen; jedenfalls war solche Bildung der damaligen Zeit geläufig. Heute wissen wir, dass die Grafen sich aus Vögten der Deutzer Kirche zu ihrer Machtstellung emporschwangen.

Im Jahre 1538 fertigte Ulrich Verne, Kaplan zu

Hamm, auf Ersuchen der dortigen Bürgermeister eine *Uebersetzung der Chronik*,[212]) soweit diese auf Westfalen Bezug nahm, verbesserte und erweiterte sie auch aus anderen Chroniken und Schriften bis 1391. Dieses Werk „ist daher eine Umarbeitung, welche zugleich für altwestfälische Sprachforschung manche interessante Ausbeute gewährt.“ (Seibertz.) Jedenfalls muss man es aber missbilligen, dass Lokalhistoriker die plattdeutsche Bearbeitung Vernes für Levolds Werk ausgeben und so aus Unwissenheit oder Bequemlichkeit das Andenken des Geschichtschreibers und des Forschers in Misskredit bringen. Die echten Spuren Levolds finden wir übrigens bei den jetzt folgenden westfälischen Geschichtschreibern.

Jakob von Swewe oder von Soest (Jac. de Susato) — so genannt, weil seine Familie aus der Umgegend Soests stammte und er selbst 1390 in das dortige Dominikanerkloster trat — hat uns eine dürftige *Chronologia comitum de Marka*[213]) bis 1394 hinterlassen, die von Seibertz zu einer Stammtafel verarbeitet ist. Jakob, welcher in Prag und Köln lehrte, lieferte dort die schon erwähnte Ueberarbeitung oder Abschrift (Lorenz) der Chronik der Kölner Erzbischöfe, sowie eine Masse (50 Nummern) von theologisch-philosophischen Werken, die aber verloren sind und vielleicht (Lorenz) teilweise nur Abschriften fremder Werke darstellen. Aber der Name Jakobs war sehr bekannt, sein Einfluss als Dekan der Kölner Fakultät, als Inquisitor von Köln, Bremen, Paderborn weitreichend. Später zog sich Jakob wieder nach Soest zurück und starb dort 1440. Seibertz meint, sein mässigender Einfluss auf Erzbischof Dietrich II. habe die Soester Fehde hingehalten: erst nach seinem Tode habe dieses unglückliche Ereignis infolge der ungerechten Besteuerung der Bürger ausbrechen können.

Seitdem 1398 die Grafen von der Mark Kleve geerbt hatten, verlegten sie den Schwerpunkt ihrer Macht an den Rhein; die neue Umgebung brachte neue Politik, und so fin-

den wir die Geschichte ihres Hauses verknüpft mit Jülich und Geldern sowie Berg, welche Länder seit 1423 vereinigt waren. Als 1511 die Herzöge von Jülich im Mannesstamme ausstarben, vereinigte der Schwiegersohn, Johann von Kleve-Mark, alle Gebiete. Im folgenden Jahrhundert (1609) brachte das Aussterben der Herzöge von Kleve alle Besitzungen an Brandenburg und Pfalz-Neuburg.

Die erweiterte Politik der Herzöge drückt sich, wie Lorenz bemerkt, in den Aufschriften der Hausgeschichten aus. Die *Cron. comitum - - de Clivis et Marca, Gelriae, Juliae et Montium, necnon Archiepp. Coloniensium*[214]) reicht bis 1392, wo Engelbert III. von der Mark starb. Der Verfasser ist aus dem Herzogtum Kleve, aber sonst unbekannt, und schrieb nach Seibertz (gegen Ficker) im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Diese Annahme erscheint uns auch aus dem Grunde stichhaltig zu sein, als 1511 erst die Vereinigung der in der Aufschrift genannten Länder erfolgte. Hätte ein Schriftsteller vorher diese Gesamtbeschreibung unternehmen können? Der Verfasser beginnt auch mit Kleve, in welches Land 300 v. Chr. die Ursiner aus Rom einwanderten und Kleve erbauten. Diese Burg wurde von Cäsar neugegründet und erweitert, ebenfalls Duisburg und Nymwegen; er ernennt die Ursiner zu Präfekten, aus ihnen entstehen die Grafen von Kleve. Deren Geschlecht führt der Verfasser bis Ende des 9. Jahrhunderts, beschreibt dann den Ursprung der Grafen von Geldern und die Geschichte beider Herrschaften bis Konrad, den 14. Grafen von Kleve. Jetzt wird die Mark der Erzählung eingefügt und wechselweise mit der Geschichte der anderen Länder verbunden, endlich auch Berg und Jülich in den Kreis der Betrachtung gezogen. Der Verfasser schmückt besonders alle klevischen Grafen so reich mit ausgezeichneten Gaben, dass es ihm bisweilen schwer wird, in die Charakterschilderung derselben einige Abwechselung zu bringen. Ebenso geht aus der ganzen Haltung

seiner Darstellung hervor, dass er dem geistlichen Stande angehörte (Seibertz).

Beachtung verdient *Anonymi Chron. de genealogia comitum ac postea ducum Clivensium* [215]) (—1450), welches ein Schreiber der Herzöge Adolf II. und Johann I. verfasste. Er geht nach eigener Angabe auf die litterae et registra zu Kleve zurück, verdient daher für das 15. Jahrhundert Glauben und liefert nach Seibertz eine schätzbare Fortsetzung der vorigen Chronik. Scholten möchte dieses Werk ebenfalls Gert van der Schüren zuschreiben, der als Schreiber Johanns I. die bekannte *Klevische Chronik* [216]) (—1450) verfasste. Das Werk zerfällt in die Geschichte der Mark bis zu deren Vereinigung mit Kleve und behandelt dann dieses Land bis zu den Anfängen Johanns II. (1450), wo die Urschrift Gerts mit den Worten abbricht, dass er vom Tode überrascht hier endigte. Geschrieben ist die Chronik nach Scholten erst spät, von 1471 ab, während Lorenz die Abfassung in die ersten zwei Jahre der Regierung des Herzogs Johann legt, was aber mit den obigen Worten Turks, welcher der Chronik eine sagenhafte Einleitung hinzufügte, nicht übereinstimmt. Gestorben ist Gert, welcher am Klever Hofe eine geachtete Stellung einnahm, Ende der achtziger Jahre. Als Quelle für die Mark diente Levold von Northof, für Kleve das erwähnte Anonymi Chronicon, sowie „alde Schriften, Register, Briefe, Carthen und Rekenschaften“ endlich wohl eine ältere Klevische Chronik, wie Scholten durch Vergleichung der einschlägigen Quellen nachweist. Der urkundliche Stoff wird besonders seit der Mitte des 13. Jahrhunderts verwertet: von da ab ist die Chronik gut beglaubigt, wenngleich sie wohl absichtlich manches verschweigt und die Partei der Herzöge von Kleve ergreift.

Dortmund.[217]) Ueber den Ursprung der sicherlich alten Stadt ist nichts Beglaubigtes bekannt; die erste Urkunde von

899 hat den Namen Trutmannia. weitere nennen sie Throtmanni. Trutmenni u. s. w. Die frühere Kaiserzeit führte die Herrscher häufiger nach dem Norden. Dortmund sah Otto I., II., III., Heinrich II., Konrad II., Heinrich III., Barbarossa in seinen Mauern: später hat nur Karl IV. und seine Gemahlin dort geweilt (1377). Die in der *Vita Reinoldi*, des Dortmunder Patrones, sowie den Fälschungen der Pseudorektoren erhaltenen Nachrichten über den Ursprung sind durchaus sagenhaft: sie lassen die Römer nach Sachsen an ein Lager Munde kommen, die dabei gelegenen Städte einnehmen und den sie umlagernden Deutschen das rätselhafte Wort Trot zurufen. Später wird Munde eingenommen, und die drei vereinigten Ansiedelungen erhalten den gemeinsamen Namen, der niederdeutsch Dorpmunde gesprochen wird. Eine andere Lesart über den Namen bietet nach Koppmann die von Mülher gefälschte Urkunde Karls, welcher 788 den edelgeborenen Trutmann in dessen Villa zum sächsischen Grafen einsetzt. Diese Villa soll das alte Dortmund gewesen sein. Sicher aber ist nur, dass dieses ein befestigter, kaiserlicher Ort war und sein Ursprung in sehr frühe Zeit verlegt werden muss. Das beweisen die neuerdings von Rübel gemachten Funde aus der Römerzeit.

Eine zusammenhängende Ueberlieferung der städtischen Sagen bietet die *Chronik der Pseudorektoren*, --1382. Um 1400 führte die Stadt mit Heinrich von Broke, dem Rektor der Benediktskapelle, welche auf die Befestigung des Ostenthores gebaut war, einen Prozess: sie wünschte aus militärischen Gründen eine Verlegung der Kapelle, während der Rektor dieselbe teilweise deshalb nicht aufgeben wollte, weil ihm durch Opfergaben der am Ostenthore durchgehenden Wallfahrer Vorteile erwuchsen. Uns interessiert dieser Prozess nicht so sehr, als die Thatsache, dass der Rektor, um sein bestrittenes Recht zu beweisen, eine Geschichte der Benediktskapelle und ihrer 10 Rektoren fälschte und Glauben fand.

Er lässt jeden Vorgänger seit dem 9. Jahrhundert, seit Heinrich vom Stein, eine kurze Geschichte seiner Amtszeit erzählen; da nun die moderne Schrift seiner Pseudochronik ihn verraten musste, hat Heinrich den Rektor Bertram von Hagen (um 1300) die Aufzeichnungen seiner Vorgänger erneuern lassen und brach selbst um 1382 ab. Diese Art von Beweisführung ist praktisch. Jeder Streitpunkt fand natürlich in der Aufzeichnung einen für die Kapelle günstigen Beleg, und der Fälscher war so schlau, auch anderes, was nicht zum Prozess gehörte, aufzunehmen: daher ist sein Machwerk für das 14. Jahrhundert noch heute nicht ohne Wert und enthält auch das, was die mündliche Ueberlieferung über Dortmunds Vergangenheit zu berichten wusste. Diese Chronik der Pseudorektoren beherrscht die ganze geschichtliche Litteratur Dortmunds von Nederhoff bis in die neueste Zeit und wurde jetzt erst von Rübel und Hansen als Fälschung erwiesen.

Bis Ende des 14. Jahrhunderts ist Dortmund ohne Quellen. Um so reicher allerdings fliesst der Urkundenstrom, welchen Rübel im Urkundenbuche Dortmunds vereinigte.

Im 15. Jahrhundert ändert sich die Sache. Eine Reihe von Männern ist bestrebt, die Erlebnisse ihrer Zeit allein oder auch die ganze Geschichte der Stadt zu überliefern; die Form ist die ungebundene und gebundene; die Sprache deutsch und latein, je nachdem Bürger oder Mönche schrieben.

Zuerst nennen wir die *Chronik* des Johann Kerkhörde, (1405 bis 1465), eines angesehenen Bürgers und Ratsherrn, welche uns nicht in ursprünglicher Gestalt, sondern nur in dem Auszuge des Detmar Mülher (1612) erhalten blieb. Dieser ist indessen so reichlich, dass wir ungefähr noch die Hälfte besitzen. Von 1405 bis 1423 ist der erhaltene Rest zunächst noch sehr dürftig: von da ab wächst der Strom, so dass wir über die wichtigsten Ereignisse Dortmunds unterrichtet werden. Die Soester Fehde erhält eine Beleuchtung

vom Kölner Standpunkte, die Münstersche Stiftsfehde (pag. 117—132) ist reichlich bedacht, über städtische Verhältnisse ist Kerkhörde oft unsere einzige Quelle: die Ereignisse des täglichen Lebens, Preise für Getreide und Lebensmittel werden verzeichnet. Dortmund war damals trotz seiner hervorragenden Stellung als Handelsmittelpunkt im ganzen eine Ackerstadt, wovon eine den Bürgern gehörende Schweineheerde von 1100 Stück das beste Zeugnis ablegt. Kein Wunder, dass dem stets geldbedürftigen Sigismund die 12 Dortmunder Schinken, welche ihm zu Basel (1437) geschenkt wurden, viel lieber waren, als eine goldene Kölner Kanne, welche er anstandshalber nicht veräussern durfte. Die Chronik verfährt streng chronologisch, zeigt uns den Verfasser als einen zwar nicht gelehrten, aber praktischen Mann, der mitten im Leben stand und wusste, was er schrieb. Das Werk war schon früh verschwunden und nur in der Mülherschen Ueberarbeitung bekannt: Dietrich Westhoff, der im 16. Jahrhundert seine grosse Stadtchronik schrieb, kennt unsern Chronisten nicht (Hansen).

Ein Enkel Kerkhördes, Reinold Kerkhörde, Geistlicher in Dortmund, verfasste *Aufzeichnungen* zu den Jahren 1491—1508, welche er nach Rübel teilweise in der *Reimchronik* (1491—1500) umarbeitete. Beide Quellen sind inhaltlich von untergeordnetem Werte und später in die Westhoffsche Chronik übergegangen. Ehe wir jedoch diese, die vollständigste von allen, besprechen, müssen wir die lateinische *Cron. Tremoniensium* [218] des Dominikaners Joh. Nederhoff untersuchen, welche die Gesamtgeschichte der Stadt bis 1398 zu geben verspricht.

Nederhoff hat als echter Dominikaner ein Wanderleben geführt und war nach dem Verzeichnis der Lektoren des Dortmunder Dominikanerklosters zuerst in Lübeck, Bremen und Nymwegen, später gemäss einer nicht belegten Stelle bei Steinen noch 1456 in Dortmund als „sehr beliebter und

liebenswürdiger Prediger thätig und vereinigte grosse Klugheit wie Einsicht mit hoher Gelehrsamkeit.“ Wann er dauernd in die Stadt kam, ist nicht zu bestimmen; im Jahre 1440 finden wir ihn nach urkundlichem Zeugnis als Vikar. Jedenfalls können wir ihn als geborenen Dortmunder ansprechen, da er 1412 in städtischen Angelegenheiten zu Rom thätig war und sich 1416 vergeblich um das Rektorat der Jakobikirche bewarb. Vielleicht ist auf diesen Misserfolg seine langjährige Entfernung aus Dortmund zurückzuführen.

In der Einleitung behandelt Nederhoff, vom allgemeinen zum besonderen fortschreitend, kurz die Erdteile, dann Deutschland, die Mark, um endlich in Dortmund zu landen, dessen vorchristliche und christliche Zeit durch eine weitläufige Erzählung von der Bekehrung des Landes geschieden sind. Das Hauptthema zerfällt in drei Abschnitte, von denen der erste eine Untersuchung über die Vorzüge der Stadt, deren Gründung, Ursprung des Namens (trotmanni oder tria demonia oder tres-monos-ya dreieiniger Gott = Tremonia) weniger belehrend als interessant ist. Der zweite Abschnitt, die Unterwerfung und Bekehrung des Landes, giebt die vollständige Stiftungsurkunde des Bistums Osnabrück, der Rest ist abgeschrieben und unwichtig. Der dritte Abschnitt zerfällt in zwei Teile: Das christliche Dortmund (814) bis zur Entstehung der Grafschaft Mark und von da ab bis 1398. Fast bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts ist das Werk für die Geschichte Dortmunds sehr dürftig; dann wird die Darstellung reicher, um endlich, falls sie grösstenteils selbständig sein sollte, für die grosse Fehde mit den Grafen von der Mark sich zur guten Quelle zu gestalten (Roese). Die Dürre vom 9. bis 14. Jahrhundert ist begründet in dem Mangel an Nachrichten, hervorgerufen durch viele Feuersbrünste; Dortmund wird von 1021—1215 nur drei Mal erwähnt. Auch macht dieser Teil gegenüber dem ersten und letzten einen entschieden unfertigen Eindruck; er ist nicht überarbeitet.

annalistisch gehalten, während Anfang und Ende erzählenden Charakter aufweisen.

Die Geschichte Dortmunds bildet nur einen geringen Teil des Stoffes: weit über die Hälfte beschäftigt sich mit anderen Dingen. Man kann daher das Urteil (Roese. Hansen), Nederhoff sei sich über das. was zu einer Dortmunder Geschichte gehöre, nicht klar geworden, wohl unterschreiben. Man sieht es auch an seinen Quellen, von denen die meisten mit dem Thema in keiner Berührung stehen: es sind Northof. Heinrich von Hervord, Jakob von Soest. Lerbeke. Jordanus von Osnabrück und der Dominikaner Johann von Essen. welcher für ältere Weltgeschichte ausgeschrieben wurde. Für Dortmund benutzte Nederhoff die mündliche und. soweit vorhanden. schriftliche Ueberlieferung. welche privater und amtlicher Natur war. sowie die Chronik der Pseudorektoren. Von 1310 ab war Vorlage die ältere. verlorene Fassung einer Dominikanerchronik. während auf ihn selbst wieder das ungedruckte Chron. Dominicanorum in Tremonia zurückgeht. Die Zuthaten Nederhoffs scheinen also nicht so bedeutend zu sein: ob ihm aber nur ein litterarischer Wert (Hansen) zukommt, kann erst dann entschieden werden, wenn besonders die ungedruckte Dominikanerchronik allgemeiner Kritik zugänglich gemacht ist und z. B. von 1377 ab die Vergleichung mit Westhoff ermöglicht wird.

Aus dem Dortmunder Kloster ging weiterhin die ungedruckte anonyme Dominikanerchronik sowie eine verlorene des Dominikaners Crawinkel († um 1500) hervor. welche 1706 von dem Dominikaner Schultz überarbeitet wurde und ihren Schwerpunkt in den mit Westhoff und Nederhoff übereinstimmenden Nachrichten über die langen Streitigkeiten des Ordens mit der Stadt bei Gründung des Konvents (1310) hatte. Diese Teile der Chronik druckte Hansen zu den entsprechenden Jahren bei Westhoff ab.

Dietrich Westhoff steht ausserhalb der Zeit. die wir

sonst behandeln: aber seine *Chronik*, welche von 750 bis 1550 läuft, ist die erste Gesamtdarstellung der Geschichte Dortmunds. Der Chronist wurde 1509 in Dortmund geboren und war bis 1544 Schmied, mag aber das Handwerk nicht zu sehr ausgeübt haben, da seine Berufung zum Gerichtschreiber und seine spätere Thätigkeit als Chronist eine solche Beschäftigung ausschliessen und eine vorwiegend geistige Thätigkeit voraussetzen. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Hansen hat in seiner Ausgabe alle nicht auf Dortmund bezüglichen Nachrichten bis 1300 weggelassen und erst von da ab den vollständigen Abdruck geliefert: mit dieser Zeit beginnt auch die vorwiegende Berücksichtigung Dortmunds durch den Chronisten. Man kann dem Herausgeber in seiner Beurteilung nur Recht geben, insofern die Chronik ohne jede andere Ordnung, als die chronologische, kompiliert ist. Da steht alles durcheinander, neben staatsrechtlichen Veränderungen und kriegerischen Ereignissen eine beliebige Wetternachricht oder Kornpreise. Die Berichte über die Dortmunder Fehde (1387—89), Einzug Karls IV., wie Soest „clevesch wert" (1444—47) u. a. stammen nicht oder nur teilweise von Westhoff. Anderseits können wir nicht finden, dass sein Werk kritikloser zusammengearbeitet ist, als so viele andere des späteren Mittelalters. Dass es sich aber der frühere Schmied hatte angelegen sein lassen, etwas Gutes zu liefern, zeigt die lange Reihe von Quellen, welche Hansen nachgewiesen hat. Es wäre gar manches nicht überliefert, was sich allein bei Westhoff findet, so aus den offiziellen Aufzeichnungen der Stadt oder der verlorenen Dorstelmannschen Chronik. Eine Sichtung dieses Stoffes ist schwierig und ohne grossen Nutzen selbst für den Lokalhistoriker.

Mit Westhoff hört die eigentliche Geschichtschreibung Dortmunds auf: man beschränkt sich auf Kompilation des vorgefundenen Stoffes, ohne sich in ihn zu vertiefen.

———

Die geistlichen Gebiete Westfalens.

Kurkölnisches Land: Soest.[219] Die Anfänge der Stadt sind unbekannt, aber stets erscheint sie als zu Köln gehörig, ohne indessen ihre Selbständigkeit jemals eingebüsst zu haben. Im Gegenteil: der Handel mit dem Norden, Osten und Westen Deutschlands, mit Russland, die Thatsache, dass die Erzbischöfe nur selten und auf kurze Zeit ihre Soester Pfalz bei der Peterskirche bewohnten, der Stolz, das eigene Recht, die Soester Schrae, einer Anzahl von Gemeinden, wie der Tochterstadt Medebach, dann Corbach, Lippstadt, Rüthen, Lübeck übermacht zu haben, erweckte allmählich den Gedanken einer Losreissung vom alten Landesherrn. Die Soester Fehde (1444—49) ist unstreitig das wichtigste Ereignis des 15. Jahrhunderts in den westfälischen Landen. Die selbständige Stellung Soests war den Kölner Erzbischöfen schon lange verhasst und sollte gebrochen werden. Insofern Dietrich II. seine Stellung als Herzog des Landes betonte, war er formell im Rechte, aber thatsächlich verneinten die Bürger, welche auf ihre „guden gewonden,“ d. h. ihre Sonderstellung im Herzogtum pochten, jeden Einfluss auf die Stadtverwaltung und Besteuerung. Die Forderung des zehnten Pfennigs vom Reinertrage wurde in Westfalen, besonders von Soest, abgelehnt; der zur Vertheidigung geschlossene Bund löste sich zwar auf, aber die führende Stadt sollte den Widerstand büssen. Die Verhandlungen über angebliche Uebergriffe zogen sich in die Länge, ein Schiedsgericht über 15 Klagepunkte wurde von Soest nicht beschickt, die Soester schlossen sogar einen Defensivvertrag mit Kleve und vereitelten einen zweiten sowie dritten Einigungsversuch durch Verschleppung. Da verklagte Dietrich die Stadt bei dem Kaiser (1443): dieser übergiebt die Entscheidung dem Herzog Bernhard von Sachsen, der die Stadt, welche nicht vertreten war, sondern an den Papst Eugen IV.,

einen Gegner Dietrichs, appelliert hatte, in contumaciam verurteilte, welche Entscheidung der Kaiser bestätigte und über die Stadt die Acht und Aberacht verhängte (1444). Anderseits gab sich Soest in die Botmässigkeit des Herzogs Johann von Kleve und fiel förmlich von Köln ab. So beginnt die Fehde, berüchtigt durch das unsägliche Elend und die grauenhafte Verwüstung der westfälischen Lande, ausgezeichnet durch den heroischen Widerstand der Stadt gegen die Scharen des Erzbischofs, der sich nicht scheute, böhmisches Gesindel anzuwerben. Die Stadt wurde trotz aller Anstrengungen nicht bezwungen, der Krieg endigte infolge der leeren Kassen und tiefen Verschuldung des Erzbischofs allmählich; einen förmlichen Verzicht auf Soest hat dieser nie geleistet, aber die Stadt blieb bei Kleve.

Von jeher galt die *Historia der Twist Veede und Uneinicheit*,[220]) welche der Soester Stadtschreiber Bartholomaeus von der Lake nach der Vermutung von Steinen und Seibertz geschrieben hat, als beste Quelle für diese Fehde. Erschien das Werk doch als Tagebuch, niedergeschrieben von dem kundigen Manne stets unter dem frischen Eindrucke der Ereignisse; es wurde als eine der besten deutschen Stadtchroniken bezeichnet. Hausberg hat dann an Hand von Urkunden den Nachweis versucht, dass Lake im Interesse seiner Vaterstadt eine Fälschung der Thatsachen begangen habe, chronologisch wie thatsächlich viele Fehler aufweise, sein Werk erst nach dem Anschlusse Soests an Kleve begonnen sei und den Namen eines Tagebuches nicht verdiene. Nach diesen Untersuchungen war es eigentlich zu bedauern, dass die ernste und eingehende Darstellung Lakes sich so wenig glaubwürdig erwies und wir in ihr keine Stadtchronik mehr erblicken konnten, sondern eine geschickte Tendenzschrift. Da aber hat Hansen den Wert der Chronik zu retten versucht, ist auch zu anderen Ergebnissen rücksichtlich der Entstehung des Lakeschen Tagebuches und

seines Verhältnisses zu dem uns verliegenden Kriegsberichte gelangt.

Im Soester Archive befinden sich zwei bis jetzt unbenutzte Folianten, welche Aufzeichnungen der Soester Ratschreiber von 1417—1509 über städtische, aber auch niederrheinisch-westfälische Geschichte enthalten. Während der Stoff zuerst nach verschiedenen Gesichtspunkten in verschiedene Hefte, die jetzt zusammengebunden sind, eingetragen wurde, beginnt mit 1480 ab der rein annalistische Eintrag bis 1509. Auch Lake hat als Stadtsekretair 1441 bis 1468 diese Hefte benutzt, aber von der Soester Fehde steht in ihnen nichts. Dieses Heft nämlich ist nach Hansens Vermutung selbständig von Lake angelegt und fortgeführt, dann verloren, aber in der uns vorliegenden, im Jahre 1533 angefertigten tendenziösen Ueberarbeitung erhalten. Die Reformation hatte in Soest grossen Anhang. Bürgermeister und Rat verhielten sich im Hinblick auf die grosse Macht der katholischen Geistlichkeit abwartend; da verfertigte ein unbekannter Mann (Prediger Pollius?) die Ueberarbeitung, um, wie es in der Widmung an den Bürgermeister heisst, daran zu erinnern, was die Stadt jeher Böses von der Geistlichkeit und ihrem Anhange erlitten hätte, dass es besser sei, sich derselben zu entschlagen; „seine ganze Darstellung wurde ein einziger Aufruf zum Kampf gegen die Geistlichkeit,“ die Erzählung der Fehde des 15. Jahrhunderts eine Begründung des kirchlichen Kampfes im 16. Jahrhundert. Diese Zusätze reformatorischer Art hatten schon Seibertz stutzig gemacht; er hatte aber die volle Tragweite derselben nicht erkannt, auch nicht die beste und älteste Handschrift (Soest A 7) in Händen.

Hansen zerlegt das Werk in 1) den Teil 1438 bis Juni 1444, niedergeschrieben nach Beendigung der Fehde, da Bischof Walram von Münster (1450—1456) noch als lebend bezeichnet wird. Das Schweigen über die Verhandlungen

mit Kleve erklärt Hansen als Weisheit des Stadtschreibers, der die Vorgänge absichtlich überging, und entschuldigt die Ungenauigkeit der Darstellung mit der Länge der verflossenen Zeit. Teil 2 reicht bis zum Juni 1447, wo die meisten Handschriften kurz vor dem letzten, entscheidenden Sturme abbrechen; er ist der Kern des Werkes. Hansen macht im Gegensatze zu Hausberg für die Ungenauigkeiten meistens nicht den Verfasser, sondern den Ueberarbeiter verantwortlich und verleiht dem Werke auch hier grossen geschichtlichen Wert. Teil 3 ist nur in den E-Handschriften erhalten, erzählt „die vergebliche Belagerung der Stadt, den missglückten Sturm, die weiteren Kriegserlebnisse bis zum Friedensschluss (1449)," beruht aber nur anfangs auf den Aufzeichnungen Lakes, der das Tagebuch sicher weiterführte, wenn auch die meisten Handschriften mit Teil 2 schliessen. Warum sollte er gerade den entscheidenden Sturm auf Soest, den Höhepunkt des Kampfes, die Entscheidung des Krieges nicht aufgezeichnet haben? Nicht Lake also hat mit Teil 2 ein Ende gemacht, sondern der Ueberarbeiter ist nach Hansen an der weiteren Arbeit verhindert.

Mag das Werk alle Mängel der Ueberarbeitung und der Parteilichkeit haben, jedenfalls ist es eine der reichhaltigsten Aufzeichnungen über die grosse Fehde, welche verhinderte, dass das südliche Westfalen an Köln fiel. Wäre Soest unterlegen, so folgte Dortmund, überhaupt die Mark und Kleve, Zielpunkte der Kölner Politik.

Der litterarische Einfluss Lakes ist schon vor der Ueberarbeitung festzustellen, indem der Liesborner Mönch Witte († 1510) in seiner Succincta elucidatio Susatensis praelii ihn so völlig ausschrieb, dass ein plattdeutsches Reimwerk, die sog. *Lippstädter Reimchronik,*[221]) in den Verdacht kommen konnte, auf Lake zu beruhen (Seibertz), während sie thatsächlich auf den Witteschen Auszug zurückgeht (Hausberg). Der Verfasser des Reimwerkes ist nicht bekannt: Car-

danns hat den von Steinen und Seibertz genannten Detmolder Diakon Latomus zurückgewiesen. Hausberg verlegt die Entstehung nach Soest, Hansen nach Lippstadt, ohne dass man gezwungen wäre, der einen oder anderen Vermutung zuzustimmen. Die geschichtliche Ausbeute der Reimchronik ist verhältnismässig gering, aber die Lektüre des in kurzen Reimpaaren geschriebenen Werkes dem Dialektforscher sehr zu empfehlen.

Dagegen hat die *Werler Reimchronik*[222]) über die Soester Fehde nicht allein Wert, weil sie auf Seiten des Erzbischofs steht und die Soester Treulosigkeit verurteilt, sondern auch, da sie sich über die Vorgeschichte des Streites und diesen selbst „auf zuverlässige und unmittelbare Quellen, Urkunden, Korrespondenzen, sowie auf mündliche Mitteilungen der Teilnehmer an den Verhandlungen und Kämpfen gründet." Das Werk war bisher verschollen, sein Verfasser ist noch heute unbekannt. Aber schon der Werler Bürgermeister Brandis legte es 1673 der bei Seibertz gedruckten Historie der Stadt Werl für die Fehde zu Grunde, und der Werdener Mönch Overham brachte es in einen Auszug, der noch handschriftlich in Wolfenbüttel ruht.

Unter den Beilagen, welche Hansen diesen drei Chroniken anfügt, ist lesenswert die 15 Punkte umfassende Beschwerdeschrift des Erzbischofs gegen die Stadt, im Soester Original eine Papierrolle von 4,70 m Länge, mit deren Ueberreichung 1441 der Streit ernsthaft begann, und die vier *Volkslieder*,[223]) in welchen unbekannte Poeten den Streit teilweise satirisch besangen. Den Wert der Dichtungen hatte schon Uhland erkannt, dem Vincke, v. Liliencron und Hansen beistimmen.

Wichtig für Soester Verhältnisse besonders sind endlich die historischen Notizen (1414—1532), welche die Stadtschreiber in den beiden Stadtbüchern machten, angelegt, um die von Bürgermeister und Rat geschehenen Amtshandlungen

Stammtafel der Münsterischen Chro

Ia Florentius von Wevel
Lat. Bistumschronik 772-

Ib Umarbtg. u. Forts.

II. Niederdeutsche
Uebers. u. Umarbtg.
772 – 1424.

Ic.

V Arnd Bevergern
1424—1466.

VII Münsterische Chronik.
1424—1557.
(3 Verfasser).

VI Forts. —1524
stimmt zuletzt mit Kerssenbroick
überein.

III. Mischchronik (u
772—1424—1466—
(Gedruckt: 1392—1424

n; nach **Ficker I–VII** (zu p. 395).

ven,
9 (?).

24.

arienfelder Umarbtgen.
ältere (Zoestius).
d. jüngere.

IVa Chron. eines Ungenannten
1424—1458

Witte († 1520)
Bellum Monast.

IVb Forts. 1458—1496
Rud. v. Langen

Niederdeutsche
Forts. —1557.

500).
1500.
Zusätze).

aufzuschreiben. In den beiden Bänden dieses städtischen Journals finden sich eben die historischen Notizen amtlicher und im ganzen dürftiger Art, aber wichtig wegen ihres nüchternen Charakters; den Namen einer Stadtchronik verdienen sie indessen nicht (Ilgen).

Bistum Münster.[224] Eine Meile nördlich von Dortmund beginnt das Gebiet des Bistums, einer Gründung Karl des Grossen. Die Stadt entwickelte sich aus kleinen Anfängen um den Dom durch ihre centrale Lage und die Gunst der Bischöfe, besass schon um 1137 städtische Rechte, ohne sich aber zu einer Reichsstadt entwickeln zu können. Die unmittelbare Herrschaft der Bischöfe, deren Einfluss auf Erhebung von Steuern, das Besatzungsrecht und Gericht, wurde um 1300 gebrochen und Münster weiterhin durch einen aristokratischen, den Handelsgeschlechtern entstammenden Rat regiert, welcher aber 1447 das Regiment mit den Gilden teilen musste. Die Herrschaft ist also erst spät von den Handwerkern erobert. Ueber die Geschichte der engeren Stadt sind keine zusammenhängenden Quellen überkommen; auch das Bistum erhielt erst unter Bischof Florenz von Wevelinghoven, der 1379 nach Utrecht versetzt wurde, seine Bistumschronik, *Chron. epp. Monasteriensium*,[225]) welche von Liudger bis 1424, bis auf Bischof Otto IV., reichte. Wie weit das Werk ursprünglich reichte (1372?), ist nicht zu ermitteln, da die älteste Handschrift unvollständig abbricht, die anderen aber sämtlich schon die bekannte *Fortsetzung* —1424 enthalten. Ficker verneint die Benutzung einer älteren Chronik, weist aber die Vita Liudgeri, einen Bischofsnekrolog sowie den Ursprung der bei jedem Bischofe stehenden Verse nach. „Somit war der Quellenvorrat sehr gering, und es nimmt kein Wunder, wenn die ältere Geschichte voll von Irrtümern und zugleich ungeheuer dürftig ist.“ Die

Wirksamkeit der Bischöfe beschränkte sich auf ihr Bistum: erst Hermann II. von Katzenelnbogen (1174—1203) ist ein bedeutender Fürst, an dessen Thätigkeit für Münster sich aber schlecht beglaubigte Vermutungen knüpfen. Von 1300 ab wird die Chronik Quelle.

Münster entging nicht dem Schicksale, als Versorgungsstelle jüngerer Glieder des Hochadels, der Tecklenburg, Bentheim, Isenburg, Lippe, Mark, Hoya u. s. w. betrachtet zu werden; oft sogar mussten die Waffen entscheiden. Am bekanntesten und einschneidendsten ist die sog. Münstersche Stiftsfehde, welche nach dem Tode Heinrichs II. entbrannte (1450). Dem Bestreben Dietrichs II. von Köln, wieder einen Bruder, Walram, wenigstens in Münster zum Nachfolger erwählt zu sehen, traten die Grafen von Hoya, ebenfalls seit lange gleichsam Erbpächter erledigter Bischofsitze, in sofern mit Erfolg entgegen, als infolge der langen Fehde weder sie noch Dietrich ihren eigentlichen Zweck erreichten. Nach Walrams Tode und trotz der Doppelwahl bekam Johann von Baiern den Bischofsitz (1457).

Die Zeit Heinrichs und der grossen Fehde ist handschriftlich als Fortsetzung der überarbeiteten Chronik Wevelinghovens überliefert: die Ueberarbeitung bildet den Grund, auf welchem von allen weitergebaut wurde. Dahin gehört zunächst die *Chronik eines Ungenannten* (1424—1458), das Werk eines Augenzeugen, der nach Ficker ein Geistlicher und Anhänger der Kölner Partei war. Der Verfasser ist treu und glaubwürdig, schrieb aber erst nach der Fehde auf Grundlage von Aufzeichnungen. Jedenfalls ist sein Werk das beste über diese Zeiten und wurde später von dem Liesborner Witte in sein Bellum Monasteriense übernommen; allerdings ist die sprachliche Form hier besser.

Eine sehr gute Quelle bietet Arnd Beverngern, dessen *Deutsche Chronik*[225]) bis 1466 an eine niederdeutsche Uebersetzung des Wevelinghovenschen Werkes anschloss und beson-

ders von 1440 ab selbständig wird. Arnd gehört einer nach Münster übergesiedelten Familie an, war Bürger und Aldermann der Gilden, hat aber später, von der Menge verkannt, die Stadt verlassen; über seinen Tod fehlen uns nähere Nachrichten. Der Mann war wohl in der Lage, die Verhältnisse zu beurteilen; sein Werk ist auch stets gelobt und geschätzt, weil ihm die Sprache der Unmittelbarkeit und ein treuherziger, einfacher Ton der Darstellung anhaftet. Ficker erzählt sogar, die Chronik schon als Schüler gelesen zu haben und von ihr begeistert worden zu sein. Diese Worte sind sicher wahr, da Arnds Darstellung vielfach nur eine Schnur aneinander gereihter Geschichten ist, die in der Stiftsfehde grösstenteils ihren inneren Zusammenhang finden.

Die weiteren Fortsetzungen und Umarbeitungen der Wevelinghovenschen Chronik behandeln teilweise denselben Zeitraum, sind aber für uns von geringem Interesse. Die mittelalterliche Geschichtschreibung Münsters endet indessen, wie Ficker richtig bemerkt, nicht mit dem Humanismus, dessen Vertreter hier Rudolf von Langen ist, sondern erst mit den Wiedertäufern; bis dahin reicht der mittelbare Einfluss Wevelinghovens.

An ihn schloss sich auch teilweise die historiographische Thätigkeit des zu Münster gehörigen reichen Cisterzienserklosters Marienfeld bei Lippstadt und seines bekannten Mitgliedes Hermann Zoestius († 1445). Derselbe war ein feingebildeter Mann, trieb auch mathematische und astronomische Studien, so dass er 1431 an das Baseler Konzil berufen wurde, um als Autorität die Kalenderreform in die Wege zu leiten. Seine Thätigkeit als Geschichtschreiber liegt aber vor dieser Zeit und schliesst an die Chronik Wevelinghovens, welche in Marienfeld eine *doppelte Umarbeitung* [227]) erfuhr, von denen die ältere Zoestius zugeschrieben wird. Zurbonsen möchte der dahin gehenden Annahme Kindlingers und Drivers gegenüber Ficker zustimmen, zumal die

Gesta Ottonis IV., des letzten Bischofs, in dieser Recension mit der noch zu erwähnenden Abtchronik Marienfelds vielfach übereinstimmen und beide Werke in der ältesten Marienfelder Handschrift zusammenstehen.

Sicher ist die Autorschaft Hermanns für das *Chron. Campi S. Mariae.*[228]) – 1422, (Zurbonsen, Finke) eben des Klosters Marienfeld, welches 1185 gegründet war und stets einen grösseren wissenschaftlichen Einfluss ausgeübt hat; in ihm schrieb z. B. der bekannte Konrad von Essen seine verlorene Chronik Tuba praesulum. Hermanns Aufzeichnungen beginnen mit der Gründung des Klosters und bestehen aus einer zunächst dürftigen, aber 1300 plötzlich reicher werdenden Abtreihe, die 1422 mitten in der Erzählung abbricht. Urkunden des Klosters, die ältere Bearbeitung der Wevelinghovenschen Chronik haben vorgelegen, zuletzt ist persönliche Erinnerung und Beobachtung des Verfassers Quelle der Berichterstattung, welche im wesentlichen das Kloster und seine Güter berücksichtigt, aber auch für damalige Sittengeschichte manches bringt. Unentschieden ist die Frage, ob Zoestius ein Familienname ist (Zurbonsen) oder ob die Herkunft der Familie aus Soest die Latinisierung veranlasste (Ficker, Lorenz).

Das Bistum Osnabrück,[229]) 785 von Karl dem Grossen gestiftet, ist im späteren Mittelalter dürftig an geschichtlichen Erzeugnissen. Die *Osnabrücker Annalen* haben als Urkunden-Rekonstruktion keine Selbständigkeit: mehr Beachtung erfordern die dem Totenbuche des Johannisstiftes über dieses selbst und das Bistum entnommenen *Geschichtlichen Aufzeichnungen*, welche in grossen Sprüngen bis 1591 laufen. Interessant ist endlich die bis 1415 reichende, später bis 1532 fortgesetzte Reimchronik der Osnabrücker Bischöfe, welche ein Anhänger des Bischofs Konrad III. verfertigte und der Bischof im Dome auf einer jetzt nicht mehr vorhandenen

Tafel anbringen liess. Ihre Angaben sind in das bedeutendste Werk Osnabrücker Bistumsgeschichte geflossen, in Ertwin Ertmans *Cron. sive catalogus epp. Osnaburgensium.*[230]) Der Verfasser war um 1430 als Sohn eines Brauers geboren, studierte in Erfurt, that sich als tüchtigstes Mitglied des Rates bei der Verhansung der Stadt schon 1452, dann 1469 bei der Lossprechung von der Reichsacht, welche über Osnabrück infolge ihres Streites mit den Grafen von Hoya verhängt war, so sehr hervor, dass die Stadt ihn zum Bürgermeister, der Bischof Konrad III. zum Vertrauensmann erwählte. Diese Doppelstellung, ein seltener Fall, beweist die Tüchtigkeit, aber auch geschmeidige Art des reich gewordenen Mannes, dem bei aller weltmännischen Gewandtheit tiefe und wahre Frömmigkeit innewohnte († 1505).

Der Herausgeber der Chronik, Forst, ist der Ansicht, dass Ertmann durch die litterarische Thätigkeit anderer Diöcesen, Münster und Minden, zu seiner Arbeit veranlasst sei. Diesen stand aber ein reicher Quellenvorrat zu Gebote, der in Osnabrück mangelte und durch die Urkunden des Domes, Bücher des kanonischen Rechtes, Gobelinus Persona ersetzt werden musste. So setzte er das Gründungsjahr des Bistums zu 772, da damals Karl vom Papste Hadrian ermächtigt sei, in Sachsen Bischöfe einzusetzen. Der letztgenannten Quelle entnahm er die Sachsenkriege, berücksichtigte weiterhin die Geschichte des Reiches und der Osnabrück benachbarten Gebiete, wie Münster, Minden, Utrecht, Tecklenburg und Ravensburg. An weiteren Quellen sind benutzt das Magnum chron. Belgicum, die Vita Bennos und Thietmars, annalistische Aufzeichnungen und die Reimchronik, deren Fehler 1192—1268 Ertman aufnahm; mündliche Ueberlieferung bildet den Beschluss.

Das Urteil des Herausgebers über die Chronik ist kein ungünstiges; Ertman hat nicht wissentlich gefälscht und eine schätzenswerte Leistung vollbracht, wobei ihm die juristische

Bildung von Vorteil war. Der Ton der Darstellung ist ruhig und abgeklärt, das Urteil streng kirchlich, ohne ungerecht zu werden; manches ist absichtlich verschwiegen. „Das Wohl der Osnabrücker Kirche giebt ihm den Massstab zur Beurteilung der historischen Thatsachen: Da er als echter Sohn des Mittelalters eine politische Machtstellung für die notwendigste Vorbedingung zum Gedeihen seiner Kirche hält, so erscheint ihm alles, was diese Machtstellung verringert, als tadelnswert". So handelte er als Bürgermeister, so schrieb er als Geschichtschreiber. Von seinen Quellen ist er in Bezug auf das Mass der Erzählung abhängig; daher ist sein Werk in den späteren Teilen ungleich reichhaltiger, aber als Ganzes für die Geschichte der Osnabrücker Kirche in erster Linie unentbehrlich.

Die Chronik wurde später von Bernhard von Horst, einem geborenen Osnabrücker, übersetzt und ebenfalls in niederdeutscher Sprache von Dietrich von Lilie, einem Iburger Benediktiner, bis 1553 weitergeführt. Die Darstellung der Wiedertäuferbewegung, der selbständige Teil dieser Fortsetzung, besitzt neben Kerssenbrock eine entschiedene Bedeutung (Runge).

Das Bistum Minden, ebenfalls von Karl dem Grossen gestiftet, hatte nach der Vermutung von Waitz und Alten ein jetzt verlorenes amtliches Verzeichnis der Bischöfe (Successio episcoporum) welches kirchliche und weltliche Nachrichten enthielt. Diese Aufzeichnungen liegen den jüngeren Bearbeitungen der Mindener Bistumsgeschichte jedenfalls zu Grunde, sowohl der im Anfange des 15. Jahrhunderts entstandenen *Successio epp. Mindensium*,[231] welche ein unbekannter Mönch des Simonklosters bis 1436 herstellte und andere fortführten, als auch der Chronik der Mindener Bischöfe, *Chron. epp. Mindensium*,[232]) des Dominikaners

Hermann von Lerbeke. Den alten Streit um das Geburtsjahr des Chronisten scheint das von Finke mitgeteilte Breve des Papstes Bonifaz IX. zu beenden, der Lerbeke 1391 zu seinem Kaplan ernannte. Dieser ist also spätestens 1355 und wahrscheinlich in dem Dorfe Lerbeke nahe der Weser geboren, wurde gegen 1380 Dominikaner in Minden und ist dort gestorben. Da die Chronik als Ganzes 1480 schliesst, reicht sein Anteil jedenfalls nicht bis 1460: Lerbeke hätte in diesem Falle eine körperliche wie geistige Frische ohnegleichen bewiesen, und Lorenz wie Eckmann führten diejenigen Bemerkungen der Chronik, welche Alten zu dieser Ansicht bestimmten (pag. 180 flgde.), mit Recht auf eine spätere Ueberarbeitung zurück. Wann aber Lerbeke aufhört, ist nicht festzustellen. Schrift und wohl auch die Darstellung sollen 1416 deutliche Unterschiede zeigen (Lorenz), während der Herausgeber Leibniz das Ende zu 1398 ansetzt, entsprechend einer Bemerkung auf dem Manuskripte, welches Lerbeke hier noch als Verfasser nennt. Eckmann lässt Lerbeke seine Chronik zunächst 1398 schliessen und später, nach Fertigstellung der Geschichte der Schauenburger Grafen, um 1412—1416, wo sein Tod erfolgt sei, fortsetzen; der Rest bis 1480 wäre von den Domherren Tribbe und Heveke hinzugefügt. Wir sehen, die Ansichten über den Anteil Lerbekes an der Chronik gehen weit auseinander, werden sich auch, ehe neue Handschriften, besonders die Urschrift Lerbekes gefunden werden, kaum vereinigen lassen.

Der Chronist war seit 1390 mit den Grafen von Schauenburg bekannt geworden und verkehrte auf dem Schlosse, welches der erste Schauenburger Graf, Adolf II., in dem ihm von Konrad II. 1033 überlassenen Gebiete erbaut hatte; Lothar von Supplingenburg, der spätere Kaiser, belehnte das Geschlecht noch mit Stormarn und Holstein. Lerbeke hat nun von 1400—1404 die Geschichte der Grafen von Schaumburg, (*Chron. comitum Schauenburgensium.*[233]) bis 1400 ge-

schrieben und sein Werk den Grafen Otto I. († 1404) und Bernhard, Propst in Hamburg, gewidmet; ein Unbekannter schrieb es um 1450 auf Geheiss des Osnabrücker, früher Mindener Domherrn, Lambert von Bevessen, ab und vermehrte es durch Zusätze bis 1407. Lerbeke benutzte für sein Werk Helmolds Slavenchronik ohne Arnolds Fortsetzung, für Reichsgeschichte Heinrich von Herford, die Ann. Hamburgenses —1265, die Sächsische Weltchronik, Albert von Stade (in dessen verlorener reicherer Fassung?) und die holsteinsche Reimchronik. Gegen 1270 verlassen ihn die zusammenhängenden Quellen; sofort wird Lerbekes Darstellung magerer, aber nicht ungeschickt weiss er aus den wenigen Nachrichten ein Ganzes zu schaffen, welches uns seine Fähigkeit als Geschichtschreiber in gutem Lichte zeigt. Ueberhaupt ist die Chronik, welche 1030 mit der Erhebung der früheren Edlen von Santersleve zu Grafen von Schauenburg beginnt, nüchtern und einfach (Meibom) geschrieben, dann bis 1171, wo Helmold schliesst, erzählend, von da ab den Quellen entsprechend mehr annalistisch gehalten; die letzten 150 Jahre werden, wie schon bemerkt, sehr kurz behandelt. „Ihr Gegenstand ist freilich ein beschränkterer, nicht die Geschichte der Lande selbst ihr eigentliches Thema: nur soweit sie identisch ist mit der des herrschenden Grafenhauses, soweit des Landes Geschicke sich mit den persönlichen seiner Fürsten verknüpfen, zog sie der Verfasser in den Kreis seiner Betrachtung“.

In neuerer Zeit hat Fuchs eine niederdeutsche Uebersetzung herausgegeben, welche um 1470 nach Lerbekes Urschrift, aber nicht von Bevessen angefertigt wurde; an Hand ihres Textes war es möglich, die Auslassungen der lateinischen Chronik festzustellen.

XIII. Hessen.

Nachdem die Chatten im Frankenbunde aufgegangen waren, auch die Uebersiedelung nach Gallien teilweise mitgemacht hatten, wurde das Stammland nochmals von den Nachfolgern Chlodwigs erobert und erhielt fränkische Grafen als Verwalter. Die Konradinger, die mächtigsten unter diesen, besteigen in Konrad I. den Königsthron, können aber in Hessen keine Centralgewalt begründen, sondern müssen den Katzenelnbogen, Ziegenhain, Wittgenstein, Dassel, besonders aber den Grafen von Gudenberg Gleichberechtigung zugestehen. Die Erbtochter der Gudenberg heiratet den ersten Landgrafen von Thüringen, Ludwig, so dass beide Länder durch freiwillige Unterordnung auch des hessischen Adels vereinigt sind. Als 1247 die männliche Linie der Thüringer ausstirbt, erringt Hessen unter Heinrich von Brabant, dem Gemahl der Sophie, wieder Selbständigkeit. Die Landgrafen werden Reichsfürsten und erlangen durch Kauf, Erbschaft sowie glückliche Kriege gegen Mainz und Nassau eine thatsächliche Gewalt, die aber durch zwecklose Teilungen des Besitzes Jahrhunderte hindurch geschwächt wird. Heute besteht noch die Kasseler und Darmstädter Linie, von denen die erstere 1866 ihr Land verlor.

Während das Bistum Büraburg bald wieder einging, trieb in den Klöstern Fulda und Hersfeld die hessische Geschichtschreibung ihre erste und herrliche Blüte; der Blick

der Mönche ist aber mehr auf das Reich gerichtet, als auf das eigene Land. Unter den thüringischen Landgrafen ist Hessens Geschichtschreibung unseres Wissens ganz unfruchtbar: erst seit der politischen Selbständigkeit entsteht ein neues Schrifttum, dessen Erzeugnisse aber verloren gingen und nur in Auszügen späterer Geschichtschreiber vorliegen.

So bestand eine sog. Hessenchronik, welche von Heinrich I. ab besonders genealogische Verhältnisse behandelte, aber wegen der nur dürftigen Auszüge bei Gerstenberg und Lauze in ihrer wahren Gestalt nicht mehr erkannt werden kann. Mehr wissen wir über die ebenfalls verlorene Chronik des Johannes Riedesel, welche von 1233 bis 1330 gereicht haben muss und bei Gerstenberg in grossen Bruchstücken erhalten ist. Dieser Riedesel, Ahne der bekannten Adelsfamilie, war Vertrauter des Landgrafen Otto sowie Hofmeister eines Grafen Ziegenhain und wohl zur Geschichtschreibung befähigt. Er besass nicht nur, wie man annahm, eine Chronik, sondern verfasste auch eine solche (Lorenz); Gerstenberg beruft sich 30 Mal auf sie und zwar vorwiegend für hessische Verhältnisse, so dass wir annehmen können, dass sie ihm hauptsächlich als Vorlage diente. Dasselbe Verhältnis besteht bei Lauze (um 1550), obwohl dieser die Chronik Riedesels niemals, andere nur selten nennt und wir ihn nur da, wo er mit Gerstenberg übereinstimmt, vergleichen können. Die Verschiedenheiten ihrer Angaben erklärt Pistor, dem allein wir eine nähere Kenntnis dieser Verhältnisse verdanken, aus einer verschiedenen Bearbeitung des Riedeselschen Werkes, den Ueberschuss an Nachrichten bei Lauze aber durch Benutzung von Urkunden, die der Vorlage beigewebt wurden.

Wigand Gerstenberg, der unter solchen Verhältnissen für hessische Geschichte als Grundstein dient, ist 1457 in Frankenberg geboren, besuchte als Theologe die Erfurter Hochschule und hat meistens in seiner Vaterstadt gelebt,

obwohl wir ihn auch am landgräflichen Hofe und in Marburg finden († 1522). Seine beiden Werke, die *Frankenberger* sowie die *thüringisch-hessische Chronik*,[234] —1515, sind wertvoll als Fundgrube unserer Kenntnis der älteren hessischen Geschichte. Buch 1 der Landeschronik läuft bis zur Trennung Hessens von Thüringen (1247), das zweite, —1515, enthält nur hessische Geschichte. Letzteres ist daher das wichtigere, besonders wegen der eingehenden Nachrichten über den Erbfolgestreit, hat aber den Charakter aller mittelalterlichen Chroniken, so dass wir nicht näher darauf einzugehen brauchen und nur bemerken, dass der Stoff rein chronologisch geordnet ist. Neben der Hessenchronik und Riedesel schöpfte er aus Aufzeichnungen, die in den Klöstern Hersfeld (Lambert, einmal), Georgenberg, Spiesskappel, Aulisberg und Haina gemacht wurden. „Ganz vereinzelt benutzt der Chronist nicht näher bekannte Aufzeichnungen des Kanzlers Tilemann Hollauch (um 1440) und giebt hin und wieder die Ziegenhainer und Katzenelnbogener Grafen betreffende Nachrichten genealogischer Art, über deren Ursprung gleichfalls Unklarheit herrscht."

Gerstenberg ist als Geschichtschreiber nicht hoch zu stellen, da er sich nur aufs Abschreiben verlegt und im allgemeinen wörtlich seine Quelle wiedergiebt. In diesem Falle aber müssen wir uns darüber freuen, da die sonst verlorenen Vorlagen durch ihn allein überliefert sind.

Lange hat man die bei Kuchenbecker mitgeteilten *Excerpta Riedeseliana*[235]) (1232—1327—1547) für eine Arbeit Gerstenbergs (Wenck) und nicht unbedeutend (Ilgen, Vogel) gehalten; heute steht fest, dass dieselben nicht von Gerstenberg, aber aus seiner Chronik herrühren. Der Epitomator ist unbekannt, sein Werk ohne geschichtlichen Wert.

Die weitere geschichtliche Litteratur Hessens gehört ins 16. Jahrhundert und fusst auf Gerstenberg. Wir nennen die noch ungedruckte *Chronik* des schon erwähnten Wigand

Lauze (um 1550), die sog. *Kasseler Congeries*[236] (1247—1566. 1587), welche ganz bestimmt auf Jahrbüchern dieser Stadt beruht, später (1474) auch für den Burgunderkrieg nicht unwichtig erscheinen dürfte. Dahin gehört die *Chronica und altes Herkommen der Landgraven*[237] u. s. w. (—1479), welche Wenck einem Anonymus als selbständiges Werk zuschrieb, Pistor aber als Kompilation aus verschiedenen Arbeiten des Johannes Nohe ansieht, der nach allgemeiner Annahme das Alte Herkommen seinerseits fortführte. Alle diese Arbeiten verleibte endlich der „geistlose Abschreiber“ Joseph Imhof seiner *Chronik*[238] (—1547) ein.

Das Verhältnis der hessischen Geschichtschreiber zu einander ist bis heute wenig geklärt, wozu besonders der Umstand beiträgt, dass eine Sichtung des handschriftlichen Stoffes noch aussteht. Es scheint auch, dass noch manche Hessenchronik im Staube der Archive schlummert.

XIV. Thüringen.

Als die Franken und Sachsen 531 das Königreich Thüringen vernichteten und erstere den südlichen, letztere den nördlichen Teil des Landes besetzten, verblieb dem Gebiete zwischen Harz, Werra, Saale und Thüringer Walde allein der alte Name und eine gewisse Selbständigkeit; Markgrafen verwalteten das Land, dessen Mittelpunkt Erfurt war. Die sächsischen Kaiser rückten die Grenzen weiter nach Osten, Thüringen verlor seine militärische Wichtigkeit an die Lausitz und Meissen, erhielt aber in dem Grafen von Weimar eine eingeborene Regierung, welche im Verein mit den früher gehassten Sachsen die Herrschaft der Franken abzuschütteln versuchte. Diese Selbständigkeit errang dem Lande ein aus Franken eingewandertes Geschlecht. Ludwig der Bärtige († 1056) und sein Sohn, der Springer († 1106), bilden den Anfang der Grafen, später, seit 1130, der Landgrafen von Thüringen, welche die zersplitterten Teile des Landes sammeln und in zäher, stiller Arbeit dasselbe wieder zur politischen Grösse führen. Dieses Geschlecht stirbt 1247 in männlicher Linie aus; Heinrich der Erlauchte († 1288) vereinigt als Sohn der älteren Tochter Hermanns I. sein Stammland Meissen mit Thüringen, von welchem aber Hessen getrennt wird. Seit dieser Zeit sind die Wettiner Herren des Landes, zersplittern aber in unzähligen Fehden und Teilungen dessen Kraft, bis sie 1423 nach dem Aussterben der Askanier

Sachsen samt der Kurwürde erlangen. Auch diese Machterweiterung führt zu hässlichen Bruderkriegen, welche durch eine Teilung des Landes unter die Söhne Friedrich des Sanftmütigen, Ernst und Albert, 1485 beendet werden. Die rücksichtslose Politik des Albertiners Moritz sicherte endlich der jüngeren Linie im 16. Jahrhundert den Hauptbesitz Sachsen, während die Ernestiner noch heute in den zersplitterten thüringischen Landesteilen herrschen.

Annalistische Kompilationen.

Erfurt. Die politische Vormundschaft, unter welcher Thüringen bis ins 11. Jahrhundert verblieb, der Mangel eines kirchlichen Mittelpunktes, wie solcher von Bonifacius in Erfurt geplant war, verzögerte den geistigen Aufschwung, welchen die übrigen deutschen Gaue früh genommen hatten. Als aber die Grenze Deutschlands nach Osten vorgeschoben wurde und Thüringen seine Selbständigkeit errang, nehmen die Mönche von St. Peter in Erfurt die Führung und zeichnen die Geschicke des Landes auf. Aber ihre originalen Berichte sind bis heute verloren; was uns ein gnädiges Geschick erhielt, ist erst im 13. und 14. Jahrhundert aufgezeichnet worden und bildet gleichsam den Niederschlag der untergegangenen annalistischen Aufzeichnungen des uralten Landesklosters.

Die Chronik von St. Peter, früher *Chron. Sampetrinum*, heute nach der handschriftlich beglaubigten Aufschrift **Cronica S. Petri Erfordensis moderna,**[239]) —1355, genannt, ist stets als Kompilation bezeichnet worden. Wir besitzen nur eine Abschrift des 16. Jahrhunderts, welche zu Göttingen beruht und von Stübel gedruckt wurde, sowie die mangelhafte Dresdener Abschrift der Göttinger Handschrift; diese ist schon vorher von Mencke, aber noch weniger befriedigend, veröffentlicht. Es war daher eine dankenswerte Leistung Holder-Eggers,

auf Grund aller in Betracht kommenden Handschriften die neue Ausgabe in den Monumenten vorzunehmen.

Wir hatten in der Erwägung, dass der geschichtliche Wert der Peterschronik hauptsächlich im 13. Jahrhundert beginnt, im ersten Bande die Frage nach der Entstehung kurz berührt, werden das Werk aber nach Holder-Eggers Untersuchungen hier genauer behandeln.

Der Grundstock wurde um 1209 gelegt und der erste Teil kompiliert von einem unbekannten Mönche, der die Jahrbücher sowohl seines als anderer Klöster benutzte. so die Würzburg-Mainzer Kompilation (1072—1105?), die Thüringer Jahrbücher von 1110 ab, welche aber nicht in Erfurt (Pertz u. and.), sondern in Reinhardsbrunn verfasst sind (Holder-Egger). Die Pegauer Jahrbücher haben sie von 1115—1149 ausgeschrieben, und in Erfurt hing man sie an Frutolf Ekkehard (—1125) bis zum Jahre 1137: Böhmer nannte sie Ann. Lothariani, Holder-Egger Ann. S. Petri Erphesfurt. Lothariani. Die Reinhardsbrunner Quelle wurde in der Chronik von 1110—1181 benutzt; der Rest bis 1208 ist zunächst dürftig, bietet dann aber, von 1198 ab, zusammenhängende Darstellung, deren Quelle nicht ersichtlich ist, Thüringen jedoch sehr berücksichtigt.

Der zweite Teil wurde 1276 angehängt von einem unbekannten Verfasser; Holder-Egger schloss es daraus, weil in diesem Jahre nicht zur Sache gehörende Teile folgen, der Mönch aber wohl die Weiterführung beendete. Benutzt sind von 1209—1215 wieder Reinhardsbrunner Quellen, (Wenck), dann —1219 Olivers Hist. Damiatina, weiter, von 1223—1254, verlorene Jahrbücher der Erfurter Marienkirche, die auch von den Erfurter Dominikanern ausgeschrieben sind (Wenck), besonders aber endlich von 1245 ab die Erfurter Cronica minor. Von 1272—1276 ist die Erzählung selbständig und reichlich, weil gleichzeitig.

Der dritte Teil (—1291) ist fast gleichzeitig den Er-

eignissen geschrieben, besonders das Ende, wo Rudolf in Erfurt war und der Mönch aus eigener Anschauung schöpfte.

Der vierte und fünfte Teil (—1299) ist wegen der grundsätzlichen Verschiedenheit der Nachrichten über Adolf von Nassau von verschiedenen Verfassern geschrieben, der Einschnitt aber, wo der Wechsel geschah, kann nicht genau gemacht werden. Daher trennt Schmidt natürlicher 1293, wo der neue Bericht beginnt.

Der sechste Teil schliesst 1307, der siebente Teil beginnt 1308 mit derselben Nachricht; der Wechsel ist also augenscheinlich, da derselbe Schreiber doch nicht dieselbe Sache zwei Mal berichtet. Er schliesst 1313.

Der achte Teil, – 1335, ist von demselben Verfasser, aber nicht gleichzeitig abgefasst, weil verschiedene chronologische Verstösse vorkommen und manche Nachricht aus Reinhardsbrunner Quelle wie aus Erfurt stammt: der achte Teil ist also eine Kompilation.

Im Jahre 1335 schliesst nach Holder-Egger die Peterschronik in ihrer Hauptgestalt, erhielt aber auch *drei Fortsetzungen:* 1) bis 1338, 2) von 1336—1353, 3) von 1335—1355. Sie sind von den verschiedenen Schriftstellern, welche sie benutzten, zurückgefordert.

Die vorstehenden Ausführungen, in einen Satz zusammengezogen, lauten: Um 1209 entsteht in Erfurt eine Kompilation aus verschiedenen Quellen, an welche 1276 eine zweite angehängt und die von verschiedenen Fortsetzern zunächst bis 1335, endlich durch drei unabhängig von einander arbeitende Fortsetzer bis 1355 geführt wird. Der Wert der Chronik beginnt schon um 1100; von 1272 ab tritt eine vorwiegend annalistische Berichterstattung ein, die oft inhaltreich, oft mager bis 1355 fortgeführt wird. Die Namen des Kompilators wie der Annalisten sind nicht bekannt.

Seit dem 14. Jahrhundert fusst die ganze thüringische

Geschichtschreibung auf dieser Chronik und den unten zu besprechenden Erzeugnissen von Reinhardsbrunn, indem sie ab- und ausgeschrieben, zusammengezogen und erweitert wurden. Seit Wegele und Stübel, denen Grünhagen, Giesebrecht, Posse, Wenck, Weiland aus verschiedenen Erwägungen beitreten, hielt man früher die Erfurter Chronik für den Auszug eines verlorenen Chron. maius, welches den anderen Ableitungen Nachrichten überliefert habe, die in der jetzigen Erfurter nicht überliefert sind. Nachdem zuerst Schmidt die planmässige Kürzung geleugnet und höchstens eine durch Nachlässigkeit des Schreibers der Göttinger Handschrift entstandene kürzere Redaktion zugegeben hatte, wies Holder-Egger das Chron. maius überhaupt ab und führte die überschüssigen Nachrichten der Ableitungen auf ihre Quellen zurück. Wir haben also in der Cronica moderna das ursprüngliche Werk, nicht einen Auszug zu erblicken.

Dasselbe enthält Reichs- und Landesgeschichte, vorwiegend letzere, ist also für Thüringen unentbehrlich. Schon Böhmer wies auf den hohen Wert der Chronik seit Philipp von Schwaben bis Albrecht von Oesterreich, so den Feldzug Ottos IV. gegen Hermann von Thüringen (1212), das Verhältnis Rudolfs zu Ottokar, für Rudolfs Anwesenheit in Erfurt (1290), die thüringischen Verhältnisse unter Adolf von Nassau und die Zusammenkunft Albrechts mit Philipp dem Schönen. Wenn auch der Inhalt je nach dem Verfasser an Masse und Wert schwankt, ist doch kein Zweifel, dass jetzt, wo wir Holder-Eggers treffliche Ausgabe besitzen, die Chronik als Quelle ersten Ranges eine stets wachsende Anerkennung und Benutzung finden wird. Ein trefflicher Anfang in dieser Hinsicht ist ihre eingehende Charakteristik durch Schmidt.

Reinhardsbrunn. Die **Cronica Reinhardbrunnensis,**[240]) —1338, früher *Annales* (Wegele, oder Historiae (Posse)

genannt, ist ungefähr der Rest geschichtlicher Thätigkeit des Klosters, die in den Bränden von 1292 und 1525 untergegangen sein mag. Die Bezeichnung als Chronik, welche Holder-Egger für die neue Ausgabe in den Monumenten wählte, ist in sofern berechtigter, als sie mit einem verlorenen Werke der Reinhardsbrunner Bücherei, deren Katalog (von 1514) Wenck herausgab, übereinstimmt, während Annales oder Historiae für allgemeine Geschichte sich dort nicht finden.

Die Chronik ist nach Holder-Egger zwischen 1340 und 1349 zusammengeschrieben aber nicht als solche erhalten, sondern steht in der von 1424—1437 im Kloster Jerichow bei Tangermünde angefertigten, jetzt zu Hannover bewahrten Handschrift, welche unter anderem die Chronik der Erzbischöfe von Magdeburg enthält. Zum Glück für uns glaubte der Mönch seine Abschrift durch stückweise und chronologische Aufnahme der Reinhardsbrunner Chronik bereichern zu müssen, so dass uns nach Ausscheidung der Magdeburger Bischofschronik (M. G. SS. XIV) die Wiederherstellung des grössten, besonders letzten Teiles der Thüringer Quelle ermöglicht wurde. Die erste Ausgabe als Ann. R. besorgte Wegele, die zweite in den Monumenten Holder-Egger, dem Wenck den Weg dazu am meisten und gründlich gebahnt hatte.

Der Kompilator, ein Reinhardsbrunner Mönch, löste seine Aufgabe, indem er die Quellen meist wörtlich abschrieb, selten zu neuem Text verband, oft sogar über dieselbe Sache zwei Berichte nacheinander einfügte. An erhaltenen Quellen benutzte er besonders einen Kodex des Frutolf Ekkehard, vermehrt durch Lambert und Erfurter Zusätze, Gottfrieds Pantheon und die Erfurter Cronica minor (—1298), besonders aber die Erfurter Cron. moderna; diese ist gleichsam der Grundstock.

Wichtiger als diese Quellen sind die Reinhardsbrunner selbst. Zunächst beutete der Mönch eine kleine, fast ver-

gessene Schrift aus, welche Wenck unter der Aufschrift *De ortu principum (comitum) Thuringiae,*[241]) —1025, dann Waitz als Brevis historia in den Monumenten veröffentlichte. Dieselbe ist 1198—1212 entstanden (Wenck, Holder-Egger) und nach 1234 in abgekürzter, weniger schwülstiger Sprache überarbeitet, sowie durch Kap. 12 erweitert; in ihrer ältesten verlorenen Gestalt benutzte sie der Reinhardsbrunner Chronist (Holder-Egger gegen Wenck). Das Werkchen ist 1) dadurch wichtig, weil es entweder die Unterlage für jenen Reinhardsbrunner Urkundenfabrikanten gewesen ist, der im Interesse des Klosters zwischen 1212—1227 im ganzen 13 Urkunden fälschte, deren Unechtheit schon Stumpf vermutete, Naudé aber nachwies, oder weil die zweite Redaktion des genannten Werkes sich auf den Fälschungen aufbaut. Es ist wichtig, 2) weil es als ältestes Erzeugnis von Reinhardsbrunn die erste Ueberlieferung Thüringer Geschichte enthält, wir also die später erfolgende Sagenbildung chronologisch begrenzen können. Kein deutsches Land hat seine Geschichte so sehr mit Sagen verdunkelt, wie Thüringen, die Schrift De ortu ist hiervon aber noch frei. „Der Leser, welcher aus den späteren Reinhardsbrunner und Eisenacher Quellen die hübschen Sagen kennt von den zwölf Rittern, mit denen Ludwig der Bärtige nach Thüringen kommt, von den abermals zwölf Rittern und zwölf Schwertern, mit denen er Besitz von der Wartburg nimmt, von der romantischen Liebe zur schönen Pfalzgräfin Adelheid und der Ermordung ihres Gemahls, von der Gefangenschaft zu Giebichenstein und dem Sprung in die Saale, wer die Sagen kennt von den näheren Umständen der Gründung des Klosters Reinhardsbrunn, von der tiefen Reue des Grafen Ludwig über seinen Mord, von dem Töpfer Reinhard und was dergleichen mehr ist, wird alle diese Geschichten in unserm Schriftwerk vergeblich suchen. Wir haben eben hier den Niederschlag der Tradition, wie sie sich bis zu Anfang des 13. Jahrhunderts festgestellt

hatte, noch frei von den üppigen Phantasiegebilden des folgenden Jahrhunderts."

In der neuen Ausgabe der Cron. Reinhardbr. hat Holder-Egger vom Jahre 1187—1217, also für die Zeiten Heinrichs VI., Philipps, Ottos IV. und Anfänge Friedrichs II. als Hauptquelle die *Historiae Reinhardbrunnenses* festgestellt, wertvolle Berichte, wie schon Ficker und Abel erkannten. Zurückgewiesen aber ist die Ansicht von Wegele, dass der Teil 1209—1217 und andere aus der Cron. moderna und minor entlehnt und, wie Posse besonders meinte, von dem Kompilator des 14. Jahrhunderts in schwülstiger Weise vermehrt und überarbeitet sei. Im Gegenteil nehmen Wenck und Holder-Egger die Vorlage jetzt verlorener Reinhardsbrunner Quellen an, Annalen (Wenck) oder Historiae (Holder-Egger), wobei wir die Frage, wer den sermo tumidus, die oratio inflata in die Darstellung gebracht habe, ob der Annalist oder der Kompilator, hier übergehen und die Auffindung des Wenckschen „Stilkünstlers" und Posseschen „Schwulstes" anderen überlassen. Auch die Frage, wann die selbständige Reinhardsbrunner Annalistik begonnen habe, ob erst mit 1187, von wo sie in der Cronica enthalten ist, oder schon früher, ist kaum zu entscheiden. Wencks Vermutung, dass man an einen Frutolf-Ekkehard samt Erfurter Fortsetzung — 1182 angeschlossen und die oben erwähnte Schrift De ortu hineingearbeitet habe, wollen wir wenigstens erwähnen. Vielleicht gehört die in der Erfurter Cron. moderna von 1152—1181 festgestellte Reinhardsbrunner Quelle zu dieser Annalistik. Der Verfasser dieses Teiles der Cronica ist nach Holder-Egger derselbe, welcher die ältere Fassung der Schrift De ortu herstellte, was Wenck schon früher als möglich erklärt hatte.

Von 1200—1227, hauptsächlich aber nach Versiegen der vorigen Quelle, seit 1217, hat Holder-Egger die *Vita Ludovici IV.*,[242] des Landgrafen von Thüringen, als Quelle angemerkt. Mit der Entstehung dieser Lebensbeschreibung hat es

eine eigentümliche Bewandtnis. Die Gemahlin des Landgrafen, die hl. Elisabeth († 1231), erhielt 1289 ihren Biographen in dem Reinhardsbrunner Benediktiner Dietrich von Apolda. Als 1292 dieses Kloster abbrannte, hat ein Mönch, um die Heiligsprechung des seit dem Brande Wunder wirkenden Landgrafen zu ermöglichen — jeder Heilige nämlich musste seine Vita haben — die Vita der Landgräfin durch Zusätze aus Ludwigs Leben und Thaten vermehrt; diese Zusätze sind nach Wenck später in die Cronica aufgenommen und aus dieser im 14. Jahrhundert von dem Mönche Friedrich Kodiz von Salfelt zu der *deutschen Lebensbeschreibung Ludwigs* verarbeitet, die heute in Rückerts Ausgabe vorliegt. Nach Holder-Egger und anderen aber wirkte der Landgraf nach 1292 noch weitere Wunder, so dass er 1308 seine eigene lateinische Vita erhielt, die später in die Cronica überging und im 14. Jahrhundert von Kodiz ins Deutsche übersetzt wurde. Die lateinische Bearbeitung ist heute verloren und nur in der Cronica vorhanden, wird aber von allen als eine geschichtlich sehr wichtige Quelle von 1200 (1217)—1227 geschätzt.

Rückert und Wegele hatten, verführt durch eine Stelle in der deutschen Uebersetzung die lateinische Vita dem Kaplan des Landgrafen, Berthold, zugesprochen, der seinen Herrn stets treu begleitete und dessen Leichnam 1228 aus dem Kreuzzuge nach Deutschland geleitete. Wenck, der auch hier bahnbrechend geforscht hat, meinte aber mit Recht, dass die Fabeln der Vita nicht sofort, sondern erst später entstanden sind, dass also Berthold die Vita kaum verfasst haben könne. Dagegen hat er diesen Berthold als Verfasser von Jahrbüchern nachgewiesen, die nach Börner und Holder-Egger von 1200 bis 1227, von der Geburt bis zum Tode Ludwigs reichen, gleichsam amtlicher Natur und jedenfalls eine vorzügliche Quelle sind. Sie wurden ebenfalls in die Cronica aufgenommen, aber auch nicht direkt, sondern aus der Vita

Ludovici und der hl. Elisabeth, welche die Jahrbücher Bertholds ebenfalls benutzten. Holder-Egger möchte daher Bertholds Werk lieber Gesta Ludovici nennen.

Der Rest von 1232—1338 ist teilweise wieder der Cronica minor und moderna samt Cont. I. entnommen, teilweise unbekannten Quellen; jedenfalls hat dieser Teil nicht einen Verfasser, höchstens vielleicht die Zeit bis 1282, was Holder-Egger aus der gleichen Art der Erzählung schliesst. Wenck scheidet den Teil von 1231—1307 aus und lässt diese Jahre von demselben Reinhardsbrunner Mönche hergestellt sein, der das Leben der hl. Elisabeth bearbeitet und die Kompilation der überarbeiteten Vita mit Bertholds Annalen gemacht habe. Die Zeit —1338 wurde dann von einem Reinhardsbrunner Mönche hinzugefügt.

Wir haben die Quellen der Cronica, abgesehen von der Schrift De ortu, welche nur bis 1025 reicht, von 1187 bis zu Ende festgestellt. Eine letzte Frage, wo die Cronica begann, kann, da diese nur in Abschrift oder Auszügen vorliegt nur an Hand der Excerpte beantwortet werden, welche der Nürnberger Hartmann Schedel 1507 aus den vollständigen Historia R., aber auch besonders der sie kürzenden Kompilation, dem Liber chronicorum Erfordensis des 14. Jahrhunderts, herstellte und welche mit 530 beginnen. Soweit reichte also das im Anfange dürftige, später reicher werdende Original.

Der Inhalt beider Chroniken von Erfurt und Reinhardsbrunn erstreckt sich auf Reichs- wie thüringische Landesgeschichte: erstere ist mehr in der Erfurter, letztere in der Reinhardsbrunner Quelle enthalten. Der geschichtliche Wert der Cron. moderna beginnt etwa um 1100 mit den schätzenswerten Mitteilungen über Heinrich V. und Lothar (1134. 35), den der Verfasser auf dem Römerzuge begleitete. Die Nachrichten verraten kirchlichen Standpunkt, so dass den Päpsten Ungünstiges verschwiegen oder gemildert ist. Barbarossa

aber wird auch entschieden gelobt, sein Streit mit der Kurie in unparteiischer Weise behandelt: Neues erfahren wir nicht viel. Auf die hervorragende Wichtigkeit des Teiles um die Wende des 12. Jahrhunderts hatten wir schon aufmerksam gemacht, dagegen versiegt die Chronik in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, um besonders für Rudolf und Adolf wieder grosse Bedeutung zu erlangen. Der Verfasser ist natürlich Gegner des Nassauers und Freund der Habsburger. Das 14. Jahrhundert behandelt vorwiegend Kloster- und Landesgeschichte. Schon aus den Quellen ersehen wir, dass die Reinhardsbrunner Chronik mehr Landesgeschichte erzählt, während das mainzische Erfurt gleichsam auf beiden Schultern tragen musste. Dennoch aber behielt letztere Stadt ihre Schwerkraft auch in litterarischer Beziehung: schon ein Blick in die Cron. Reinh. beweist dieses schon mehrfach hervorgehobene Verhältnis. Dagegen ist Reinhardsbrunn selbständig betreffs der Ausbildung der Landgrafengeschichte; während die Cron. moderna einen Ludwig mit dem Barte nicht kennt, ist der durch Dichtung und Sage so sehr verherrlichte Stammvater der Landgrafen in der Chron. R. eine greifbare Gestalt. Es wäre eine dankbare Aufgabe, die Erweiterung der Schrift De ortu in der Klosterchronik zu verfolgen.

Eisenach. Die beiden Chroniken bilden den Grundstock der späteren Thüringer Geschichtschreibung, die in den verschiedensten Gattungen, annalistischer wie erzählender Art, aus ihnen stets neue Nahrung schöpft. Von Erfurt und Reinhardsbrunn ergoss sich der Quell, welcher mit seinem reichen Inhalt die thüringischen Gefilde erquickte und die verschiedensten Erzeugnisse zeitigte. Man kürzte oder erweiterte die Vorlage, schrieb sie auch ab, um auf der entlehnten Grundlage Neues zu errichten.

Litterarisch nur wichtig ist der schon erwähnte *Liber chronicorum*[242a)] (—1327) eines Eisenacher (Wenck) Dominikaners, eine Kompilation verkürzender Art, die nur „unbe-

deutenden Gewinn an neuem historischem Material.“ dagegen eine Erweiterung des mündlich sich fortpflanzenden und stets umfangreicher werdenden Sagenstoffes gewährt: man lese z. B. den Abschnitt De origine Thuringorum, welcher ein genealogisches Gewäsch ohnegleichen enthält. Aber auch unterhaltend sollte das Buch sein; es bewahrt besonders aus Heinrich von Herford eine Menge von Ketzergeschichten und Anekdoten, so die weitverbreitete Erzählung von den Nonnen zu Akkon, die sich die Nasen abschnitten. um nicht dem Harem des Sultans zu verfallen. Ausserdem ist das Werkchen insofern wichtig. als es zum ersten Male die Reichsgeschichte grundsätzlich ausschliesst und Thüringen des 11.—14. Jahrhunderts allein berücksichtigt. Von Kritik ist natürlich keine Rede, aber die verlangt man von dem Unterhaltungsbuche eines Dominikaners um 1350 nicht: auch straft es die Chronologie mit souveräner Verachtung (Wenck).

Lateinische Chroniken. (15. Jahrh.)

„Auch die beiden sog. Landgrafengeschichten. die kleinere. ältere *Hist. Pistoriana*[243], 1426. die grössere, jüngere *Hist. Eccardiana*,[244]) nach ihren Herausgebern so genannt. sind von Eisenacher Dominikanern verfasst; die letztere schliesst sich eng an ihre Quellen an. schreibt sie ab, während erstere ihre Vorlagen umgestaltet und mehr verkürzt. Auch enthält erstere mehr Landesgeschichte, letztere ausserdem allgemeine. Liliencron glaubte. dass die zweite aus der ersten geflossen sei. was aber nach Wenck schon deshalb nicht möglich ist, weil der Auszug am Schlusse reicher sei. als die sog. Quelle. Es bleibt also nach Wenck nur übrig. eine gemeinsame Quelle der Eisenacher Dominikaner anzunehmen. die verloren ist. aber in den erwähnten Chroniken eine verschiedene Kompilation erfuhr. Holder-Egger bekämpft diese letzte Ansicht. bestätigt aber den Eisenacher Ursprung

der Hist. Pist., die er *Cron. Thuringorum* auct. monacho Isenacensi, —1395 (1426), nennen möchte; der Urheber ist unbekannt (nicht Henr. de Frimaria), das Werk ein selbständiges. Die Hist. Eccard. ist nach Holder-Egger aus einer von einem Eisenacher Minoriten vermehrten Handschrift der Hist. Pist. geflossen, teilweise einfache Abschrift, hat aber mit dem Chronisten Rothe keine Gemeinschaft, wie Liliencron vermutete. Wegen des reichsgeschichtlichen Inhalts nennt er das Werk *Chron. univers. Isenacense.*

Geschichtlich ebenso wenig wertvoll ist die von Wenck für Thüringen gerettete *Hist. universalis*[245]) des Pfarrers Sifrid von Ballhausen bei Weissensee, der sein Werk in drei Teile teilte — ein vetus und novum testamentum sowie de passionibus sanctorum — und bis 1304 (1306) führte. Der Verurteilung durch Lorenz, welcher die prächtige handschriftliche Ueberlieferung als das Beste am ganzen Werke bezeichnet, schliesst sich Holder-Egger durchaus an. Der Verfasser war ein ehrlicher, seiner geringen Begabung sich bewusster Mann, der aber durch freimütiges Urteil über die Gebrechen seiner Zeit sich auszeichnet und für Thüringens Geschichte ab und zu Neues bietet.

Nikolaus von Siegen. In Erfurt hatte das litterarische Leben Thüringens begonnen; dort waren die Aufzeichnungen früherer Jahrhunderte in der grossen Cronica vereinigt, welche zu Reinhardsbrunn und Eisenach ausgeschrieben wurde. Ein ganzes Jahrhundert fast ist es dann in den Mauern der Stadt und des Stiftes still, bis in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts neues Leben beginnt: Die Reformation der Kirche ging Hand in Hand mit der Wiederbelebung des Benediktinerordens. Dem ersten Zwecke widmeten sich Männer der 1379 gegründeten Universität, der zweiten Aufgabe besonders Abt Günther (1458—1502). Dieser

beauftragte den 1466 in St. Peter als Novize eingetretenen Nikolaus (Hottenbach) von Siegen nach 1490 zu Reinsdorf mit der Erneuerung klösterlichen Lebens; aber bald kehrte der seiner praktischen Aufgabe nicht gewachsene Westfale nach St. Peter zurück und versuchte den Zweck durch sein *Chron. ecclesiasticum,*[246]) —1494, zu erreichen. Er stellt dem damals verwilderten Mönchtum die ehrbaren Zeiten vergangener Jahrhunderte entgegen: Ditavit et laudabilem fecit ordinem S. Benedicti aliquando dei sincera devotio, monachorum sinceritas: quem caeca monachorum ambitio bonis omnibus spoliavit atque denudavit. Mox enim monachi ceperunt terrena sapere et temporalia commoda amare, honores quaerere, structuras more principum exaltare, chorum neglegere, lectionem sacram postponere. Daraus erfolgte der Verfall des Ordens, dessen Geschichte seit seiner Gründung den ersten Teil der Chronik ausmacht; im zweiten wird die Geschichte der Benediktiner in Thüringen, der Erzbischöfe von Mainz, im dritten die Geschichte Thüringens erzählt. Aber diese drei Elemente sind nicht scharf geschieden, sondern in einander verarbeitet, doch so, dass (pag. 157 flgde.) das Erfurter Kloster und weiterhin die Profangeschichte breiteren Raum einnimmt: die Aufschrift des Werkes ist also nur teilweise berechtigt. Sein Wert beginnt um 1440, von wo ab eine zeitgenössige und unparteiische Darstellung der Geschichte Thüringens einsetzt, die in annalistischer Weise bis 1494 geführt wird; vorher sind die Quellen, allgemeine wie die des Landes, grösstenteils abgeschrieben. In den ersten Worten der Chronik beteuert Nikolaus sein Streben nach sachlicher und chronologischer Wahrheit, was aber sehr schwierig sei, weil er ja um 500, wo der Orden gegründet, noch nicht geboren wäre. Infolge dessen schlägt er, echt mittelalterlich, die goldene Mittelstrasse ein, d. h. schreibt ruhig seine Quellen ab. So kommt es, dass die Ausgabe von Wegele zur Hälfte kleinen Druck

zeigt, um eben die Abhängigkeit des ehrlichen, fleissigen Mönches von seiner Vorlage zu zeigen, von welcher er sich erst im 15. Jahrhundert allmählich freimacht, um besonders für die letzte Hälfte desselben, die Zeit des Abtes Günther, selbständig zu werden. Hier aber rühmt Wegele den Wert der Chronik, deren Verfasser „den Stempel eines liebenswürdigen und in seiner engen und kleinen Welt vollständig befriedigten Menschen“ zeigt. Indessen auch die ersten Blätter sind von kulturhistorischem Wert, weil wir aus den Klagen und moralisierenden Betrachtungen, sowie Erzählungen des Chronisten den um 1500 tiefen Verfall der thüringischen Klöster so recht erkennen. Das Werk ist in gewissem Sinne eine Rechtfertigung der Reformation.

Deutsche Chroniken. (15. Jahrh.)

Schon in den lateinischen Bearbeitungen des zu Erfurt und Reinhardsbrunn gesammelten, allmählich wachsenden und endlich üppig emporschiessenden Sagenstoffes ist die Lust des Schriftstellers an einer planmässigen Verbindung desselben festzustellen. Die Eisenacher Dominikaner waren Leute aus dem Volke und hatten dessen Empfindung; was haben sie z. B. aus der hl. Elisabeth gemacht. Dennoch aber ist ihnen die Verquickung von Geschichte und Fabel zu einem „unauflöslichen Brei“ nicht so geläufig, wie den deutschen Chronisten des 15. Jahrhunderts. Diese erst spannen die Sagen der Reinhardsbrunner Chronik zum Roman aus, indem sie dieselben durch Einzelheiten zum Ganzen verbanden.

Eines der schönsten Erzeugnisse auf dem Gebiete der volkstümlichen Geschichtschreibung ist die *Thüringische Chronik*,[247]) —1427, des Johannes Rothe, des Vaters der Thüringer Landeshistoriographie. Geboren zu Kreuzburg an der Werra, war Rothe stets in Eisenach thätig, als Priester und zuletzt

Scholastikus am Marienstift sowie als Stadtschreiber. Sein Tod erfolgte 1434 in hohem Alter, da er über fünfzig Jahre am Stift Unser lieben Frauen in Eisenach thätig war und ihm, wie er in der gereimten Vorrede erzählt, die Hände über der Arbeit zitterten und die Augen versagten, so dass eine Brille beim Schreiben zur Hülfe gerufen werden musste.

War seine Urheberschaft bisher nur durch die Eisenacher Ueberlieferung begründet, so ist sie jetzt durch das von Fedor Bech mitgeteilte Akrostichon festgestellt: die Anfangsbuchstaben von 773 Kapiteln der Chronik, die sog. Hauptbuchstaben, ergeben nämlich eine kurze Lebensbeschreibung Rothes, der sich als Verfasser des Werkes nennt. Das blossgelegte Akrostichon gewährt nun ausser den historischen Angaben über Rothe noch die Thatsache, 1) dass die von Liliencron angenommene Reihenfolge der Kapitel nicht die ursprünglich echte und dass 2) die Sprache der Sondershäuser (Liliencronschen) Handschrift von der Rotheschen himmelweit verschieden ist (Bech). Die Chronik wurde also später in andere Dialekte umgeschrieben.

Der geschichtliche Wert derselben ist ziemlich unbedeutend, da die von Liliencron mit peinlicher Gewissenhaftigkeit offen gelegten Vorlagen den Chronisten nur als geschickten Bearbeiter und feinfühlenden Erzähler gelten lassen können. Rothe unterscheidet sich also von Königshofen und anderen himmelweit, da er auf eine innere Einteilung des Stoffes verzichtet und den chronologischen Faden nur unvollkommen spinnt. Indem er aber Kapitel an Kapitel reiht, jedes zu einem Ganzen umgestaltet, welches für sich lesenswert ist und gelesen werden kann, hat er ein Werk geschaffen, welches als geschichtliche Hand- und Hauspostille weite Verbreitung wie hohen Ruf erlangt hat und dem Thüringer ein wahres Hausbuch geworden ist. Man fand in demselben eine Verbindung der allgemeinen Geschichte seit Adam und Eva mit der Landesgeschichte bis 1421 so be-

quem und überzeugend durchgeführt, wie es vor Rothe niemand in deutscher Sprache versucht hatte. Es würde uns hier zu weit führen, die Fortbildung der einzelnen Sagen von der Schrift De ortu bis auf Rothe, welcher die Mythenbildung abschloss, zu verfolgen: wir verweisen hierfür auf den lesenswerten Aufsatz von Posse in Sybels historischer Zeitschrift (Bd. 31).

Die Chronik Rothes ist die beste Thüringens und wurde am meisten abgeschrieben oder fortgesetzt; schon der Liliencronsche Text geht bis 1440, reicht also über Rothe hinaus. Später hat der Erfurter Bürgermeister Hartung Kammermeister Zusätze und eine *Fortsetzung*[248]) bis 1468 geliefert, welche sich durch klare, einfache Sprache auszeichnet und für die innere Geschichte Thüringens ein reiches Aktenmaterial bringt, dessen Benutzung dem Chronisten durch seine Stellung ermöglicht wurde. Auch ist das Werk für thüringische Rechts- und Sittengeschichte von grossem Belang und besonders für den sächsischen Bruderzwist die unentbehrliche Grundlage (Michelsen, Reiche).

Ein sehr interessantes Denkmal deutscher Chronistik und wichtige Quelle für Zeitgeschichte hinterliess uns Konrad Stolle (1430 (36)—1505), Vikar von St. Severus zu Erfurt, ein weitgereister und, wie es scheint, feinsinniger Mann. Seine *Chronik*[249]) hat den notwendigen Adam zum Ausgangspunkte, geht aber schon Blatt 17, sie ist teilweise ungedruckt, zu Thüringen über, um von 1440—1500 hauptsächlich Zeitgeschichte zu bringen; bis 1440 ist sie nur ein verkürzter Rothe. „Stolles Werk, welches er wiederholt als Memorial bezeichnet, enthält meistens nur ausführlichere Aufzeichnungen und Eintragungen über einzelne hervorstechende Begebenheiten, die zum Teil der Zeit nach weiter auseinander liegen. Aber manche sind für die Geschichte der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, und zwar bis ans Ende desselben, von grossem Belang. Die erste ausführliche Auf-

zeichnung ist hier die über den Streit zwischen dem Kurfürsten Friedrich und dem Herzoge Wilhelm, den sog. Bruderkrieg" (1446), deren geschichtlicher Wert aber von Hesse und Michelsen verschieden beurteilt wird; letzterer lässt der Rotheschen Fortsetzung durch Kammermeister den Vorrang. Sehr interessant sind die (1474—1477) nach Augenzeugen niedergeschriebenen Teile über den Burgunderkrieg, wo die Darstellung sich durch Mitteilung von Volksliedern lebhafter gestaltet. Im allgemeinen tragen die von Fall zu Fall gemachten Eintragungen den Stempel der Zuverlässigkeit: selbst die so wenig in eine thüringische Chronik passenden Burgunderkriege ergänzen die oberrheinischen Aufzeichnungen eines Knebel oder Schilling. Mehr Zusammenhang verraten die Nachrichten über die Soester Fehde, in welche Thüringen insofern verwickelt war, als Erzbischof Dietrich von Köln gegen 40000 hussitische und Meissener Söldner anwarb. Auf Erfurt nimmt Stolle besonders Rücksicht und erzählt z. B. den bekannten Streit der Stadt mit Mainz (1478), der durchweg auf Urkunden beruht.

Zuletzt erwähnen wir die *Thüringische Fortsetzung der Sächsischen Weltchronik*,[250]) welche trotz ihrer zeitlichen Länge, von 1227 bis 1353, einen mehr litterarischen, als geschichtlichen Wert besitzt. Sie ist nämlich ein Auszug der Cron. moderna, aber nicht, wie noch Weiland meinte, besonders von 1336 ab, der vermeintlichen reicheren Fassung. Denn Holder-Egger wies nach, dass von 1336—1353 die sog. zweite Fortsetzung, welche Weiland noch unbekannt war, ausgeschrieben ist und der Ueberschuss an Nachrichten aus anderen Quellen herstammt. Abgesehen davon ist die wiederholt festgestellte Thatsache interessant, eines wie grossen Ansehens sich die Sächsische Weltchronik erfreute, da man sie aller Orten zur Grundlage weiterer Aufzeichnungen machte und zu diesem Zwecke sogar lateinische Quellen des eigenen Landes übersetzte.

XV. Meissen und Sachsen

Jahrbücher und Chroniken.

Altzelle. Die Thätigkeit in Altzelle, einem Erfurter Pflanzkloster (1162), ist nicht bedeutend. Abgesehen von einer des Druckes vielleicht unwerten kompilierten Weltchronik[251]) bis 1261, sowie den *Ann. Veterocellenses*,[252]) die Lorenz wegen ihres dürftigen Inhalts und, weil sie nicht in bewusster Weise fortgesetzt wurden, lieber als *Notae* bezeichnen möchte, hat endlich Opel auch den sog. Ann. Veterocellenses sowohl ihren Altzeller Ursprung als auch den Charakter als Jahrbücher geraubt. Verfasser dieser Geschichte der älteren Wettiner, welche handschriftlich *De origine Marchionum Missnensium et Thuringiae Lantgraviorum*[253]) (–1421 Langer) genannt ist, war nach Opel der Leipziger Professor Tylich († 1422?) während Lorenz und Langer die ältere Ansicht festhalten, wonach Tylich nur Ueberarbeiter und Fortsetzer älterer Aufzeichnungen ist. Dagegen behauptet Opel, dass die Chronik, denn das sind die sog. Ann. Veterocellenses, nach einem einheitlichen Plane und nicht vor 1401 angefangen wurde. Das Werk ist bis 1250 nach Vorlagen und teilweise sagenhaft gearbeitet, wird später selbständig, besitzt aber keinen grossen Wert. Jedenfalls hat es das Verdienst, sich vom annalistischen Faden losgelöst und die Aufgabe in biographischer Form, also frei behandelt zu haben (Opel), so dass jedem Fürsten ein Abschnitt ge-

widmet ist. Neuerdings veröffentlichte L. Schmidt eine Fortsetzung bis 1493.[254]) welche ein um Reinhardsbrunn wohnender unbekannter Mönch hauptsächlich aus Rothes Chronik verfasste. Dieselbe ist keine sehr wichtige, aber auch nicht zu verachtende Quelle. Verwandt mit diesem Werke ist jedenfalls (Ullmann) eine deutsche Chronik, *Chron. parrum*[255]). (—1349), welche in Dresden verfasst wurde und sich ebenfalls mit den Wettinern beschäftigt, sowie das *Chron. Thomanum Lipsiense*[256]) (—1431—51—86): denn beide benutzten, wie auch Tylich, verlorene Jahrbücher des Thomasklosters zu Leipzig, die Wenck durch Vergleichung der einschlägigen Stellen teilweise herzustellen versuchte.

Die Lausitz.[257]) Die Hauptstadt Görlitz. 1126 von den Böhmen gegründet, aber von den Deutschen zur Stadt erhoben, hat neben unbedeutenden *Ann. Franciscanorum*,[258]) die sich auf diesen Orden beziehen, hauptsächlich eine städtische Geschichtschreibung gezeitigt. Dazu gehören in erster Linie die sog. *Ratsannalen*[259]) (Liber annalium), welche von dem späteren Bürgermeister Johannes von Geuterbog († 1474) als sehr dürftige Privatarbeit begonnen, später von dem Stadtrate als amtliche Aufzeichnungen behandelt wurden, deren Weiterführung die Bürgermeister Bernhard Melzer († 1512) und Joh. Hasse († 1544) übernahmen. Inhaltlich wertvoll, „ein vortreffliches Denkmal der deutschen Sprache und als ein Muster in der Auffassung des historischen Stoffes", gewähren diese Ratsannalen einen trefflichen und eingehenden Blick in die Verhältnisse des Görlitzer Lebens (1486—1516), sind aber für allgemeine Geschichte weniger wertvoll. Dagegen entrollt uns Martin von Bolkenhain in seinen leider kurzen *Aufzeichnungen*[260]) (1425—1444) ein Bild der hussitischen Gräuel in der Lausitz und in Schlesien, welches grösstenteils nach eigenen Erlebnissen gezeichnet und daher trotz der Parteinahme als wahr angesehen werden kann.

Auch in Zittau begann die städtische Geschichtschreibung mit einer Privatarbeit (Haupt) des Stadtschreibers Joh. von Guben, dessen *Jahrbücher*[261]) bis 1375 reichen, dann fortgesetzt, endlich von Konrad Weissenbach umgearbeitet und von anderen bis 1485 (1531) geführt wurden.

Viel wichtiger ist Magdeburg. Wir hatten im vorigen Bande die Chronik der Erzbischöfe, *Gesta archiepp. Magdeb.*,[262]) bis 1142 geführt, wo der erste grössere Abschnitt zu machen ist. Teil II. entstand nach Günther erst um 1371 als Kompilation; dazu drängen innere und äussere Gründe, indem z. B. drei Handschriften bis dahin reichen und die Sprache eine andere ist als des ersten Teiles. An Quellen wurden benutzt die Brandenburger Bischofschronik (Hertel) und andere Aufzeichnungen, über deren Art Günther und Hertel verschiedener Meinung sind, ferner die Weltgeschichte des Bernardus Guidonis sowie Magdeburger Aufzeichnungen, die aber in deutscher Sprache vorlagen, mit ihren Fortsetzungen bis 1361 reichten und dann vom Redaktor des ganzen Teiles bis 1371 fortgesetzt wurden. Die beiden letzten Biographien der Erzbischöfe Dietrich und Albert sind sein eigenes Werk, ebenso der grösste Teil der Nachrichten seit Erzbischof Otto (1327—1361). Der Wert wird von Günther nicht hoch geschätzt, da der Verfasser meistens nur ganz gewöhnliche Dinge, wie Gründungen und Naturereignisse, zu erzählen weiss und seiner Aufgabe nicht gewachsen war. Indessen entsprechen seine Berichte im allgemeinen der Wahrheit, die selbsterlebten Ereignisse werden gewissenhaft erzählt. Der dritte Teil, 1371—1513, hat verschiedene Verfasser, welche meistens aus eigener Anschauung und Erfahrung berichteten. Der Inhalt wird reicher, wir erfahren Reichsgeschichte, wie Hussitenkriege und Konzilien, neben Ereignissen aus dem Erzstifte. Das Werk als Ganzes steht tief unter dem Mittel; es ist zu ungleichmässig gearbeitet, teils Kompilation, teils gleichzeitig verfasst,

bald reich, bald arm an Nachrichten; seine Verfasser sind ohne weiteren Blick für die Bedeutung des Erzstiftes.

Ungleich wichtiger für die Geschichte des Stiftes und der Stadt ist die deutsche *Schöppenchronik*,[263]) so genannt, weil sie im Auftrage der Schöppen zu Gebrauchszwecken hergestellt und weiter bis 1516 fortgesetzt wurde. Der Verfasser des ältesten und grössten Teiles bis 1372 ist höchst wahrscheinlich der Stadtschreiber Hinrik von Lammespringe; unter den fünf Fortsetzern, welche der Herausgeber Janicke annimmt, erwähnen wir den vorletzten, den Syndikus der Stadt, Engelbert Wusterwitz, der auch als Verfasser einer noch zu besprechenden Märkischen Chronik bekannt ist. Die Schöppenchronik bot dem Herausgeber infolge mangelhafter Ueberlieferung der letzten Teile viele Schwierigkeiten, besonders, wann und wie weit der erste Fortsetzer das Werk gefördert; hemmend wirkt besonders die ungleichmässige Darstellung, welche erst zuletzt die ursprüngliche Fülle wieder erhält.

Die Chronik, welche schon der erste Verfasser in drei Teile zerlegt, beginnt mit fabelhaften Berichten über den Ursprung der Stadt, wobei Cäsar und die Macedonier eine schlecht beglaubigte Rolle spielen. Der erste Teil, meistens allgemeine Geschichte, läuft bis Otto I., der zweite soll 1350 enden, „do dat grote stervent was bi unsen dagen", ist aber durch spätere Ueberarbeitung weiter geführt: das dritte Buch enthält den Rest der Arbeit des Verfassers von 1350—1372, wie seiner Fortsetzer bis 1516 und entstand gleichzeitig den Ereignissen. Hierbei ist es auffallend und unerklärlich, dass sich manche Lücken, so von 1428—1450, finden; wahrscheinlich wollte man diese Zeit der Fehde mit Erzbischof Günther übergehen oder fand nicht die nötige Musse. Janicke rechnet die Schöppenchronik unter die besten Erzeugnisse städtischer Geschichtschreibung des Mittelalters, sowohl wegen der Darstellung, als auch der Fülle und Zuverlässigkeit des Inhalts.

Angenehm berührt den Leser die strenge Sachlichkeit und der Mangel jeglichen Schwulstes, aber das Gemütvolle eines Burkard Zink und die anregende Frische Königshofens fehlt den Elbchronisten; der echt niederdeutsche Humor, wovon Janike spricht, ist stark mit Satire versetzt.

Den Inhalt der Chronik zu erzählen hiesse die Geschichte der Stadt, des Erzbistums und seiner Suffragane, Sachsens, der angrenzenden Länder, wie Brandenburg, wiedergeben; auch das Reich ist überall berücksichtigt. Die Quellen werden meistens nur allgemein genannt, und wenn der Chronist anfangs auf Orosius oder Eusebius verweist, scheint er diese doch nicht direkt, sondern z. B. letzteren in einer Frutolfhandschrift benutzt zu haben. Am meisten ist der Annalista Saxo ausgeschrieben, die Magdeburger und Quedlinburger Jahrbücher, die Gesta archiepp. Magdeburgensium in der ersten verlorenen, reicheren Bearbeitung (Janicke, Günther), sowie die Brandenburger Bistumschronik (Hertel); die Quellenuntersuchungen von Günther, Hertel u. a. sind aber wohl noch nicht zum Abschluss gediehen. Die Schöppenchronik als Ganzes ist eine geschichtliche Quelle ersten Ranges und kann sich als Kunstwerk mit allen gleichartigen Erzeugnissen messen, übertrifft aber die meisten.

Aus Halberstadt liegt eine eingehende Erzählung über die Regierung des Bischofs Albrecht II., *Gesta Aberti*,[264]) (1324—1349) vor, deren Verfasser, in welchem Leibniz den Kanzler des Kirchenfürsten, Themo, vermutet, uns die Art der Erhebung und das kriegerische Leben eines damaligen Bischofs lebhaft und glaubwürdig vorführt. Vielleicht erringt sich der Dominikaner Konrad von Halberstadt (um 1350) eine bedeutendere Stelle in der geschichtlichen Litteratur, wenn seine *Cronographia summorum pontificum et imperatorum*[265]) einmal herausgegeben und gründlich untersucht sein wird. Denn was Wenck bisher veröffentlichte, zeigt uns Konrad als grossen Mechanikus; die einzelnen Nach-

richten werden stets durch dieselben Wendungen, wie primum — secundum — tertium bis zu septimum memorabile fürs Jahr verknüpft. Auch war Konrad nach Müller, der ihn auf Quellen hin untersuchte, ein grosser Abschreiber: daher scheint es, dass der Chronist zwar multa, aber recht wenig multum geliefert hat.

In dem zu Magdeburg gehörigen Halle beschreibt der Ratsmeister Marcus Spittendorf in seinem reichhaltigen *Tagebuche*[266]) seine Erlebnisse und Leiden von 1474—80. Hier wie überall war die aristokratische Partei den demokratischen Zünften unterlegen, wurden die reichen „Pfänner" in ihrem Regiment beschränkt. Unser Chronist hat in dem zunächst zum Privatgebrauche abgefassten Werke die Kämpfe der Parteien, welche von den Erzbischöfen noch mehr verhetzt wurden, stets mit den Ereignissen aufgezeichnet und zwar in einer oft zu grossen Ausführlichkeit, die dem geborenen Hallenser um so mehr behagen wird, je weniger den ferner Stehenden die Einzelheiten anziehen. Die Undankbarkeit der Bürgerschaft, welche so weit ging, Spittendorf einzukerkern, ist überall dieselbe, und wie unser Ratsmann weiss auch der Bürgermeister Peter Becker († 1450) in seiner *Zerbster Chronik*[267]) (1259—1445) von den Leiden und Freuden seiner Stellung zu erzählen: er wurde aus Zerbst verbannt und konnte erst später zu seinem Rechte gelangen. So interessant und weitblickend die Darstellung, so sehr entbehrt sie, wie Sello nachweist, oft der Zuverlässigkeit in äusseren Verhältnissen, da der Verfasser ohne eigentliches Quellenstudium an sein Werk ging und sich für das letzte Jahrhundert auf sein Gedächtnis verliess.

Brandenburg.[268]) Von den märkischen Chroniken des 12. und 13. Jahrhunderts hat sich keine unversehrt erhalten, wir besitzen nur Reste oder Auszüge. Nachdem bisher die

Stammtafel der Geschichtschre

Tractatus Heinr. v. Antwerp
de urbe Brandenburg, um 1180. (
Erhalten
Druck bei F

A. **Chron. epp. Brandenb.** — 1241 (Hertel)
(Verloren.)

Umarbeitung (Hertel).

Bruchstücke

B.

Magdeburg:
Gesta epp. Magdeb.
Schöppenchronik.

Madersches
Fragment.
1159—1244

Pulkawa
Chr. v. Böhmen
Auszüge bei Riedel IV, 1.

Heinemann,
Excerpt. chr. Br.
Märk. Forsch. IX.

Cron. ducum
c. 17. 18. (N

Dionysius († 1626),
Liber quotlibeticus

Gedruckt bei Eckhard, script. rer. Jüterb. als Chr
„ „ Riedel, cod. dipl. IV, 1 als Brand.-B
„ „ M. G. SS. XXV als Excerpta Chr. p

Litteratur und Drucke:
Lorenz, G. Q. II, 120 flgde.
Riedel, Codex dipl. IV, 1.
Hertel, Forsch. XIX.
Holder-Egger, N. A. XVII.
M. G. SS. XXV.
Wendt, Nationalität . . .
Diss. Gött. 1879.

g Brandenburgs (zu p. 430)

.)
lat. eccl. Letzkau 1119 -1536.
iesebr. D. K IV, M. G. SS. XXV.

n. Marchiae -- 1278.
n 1280. (Verloren)
Bruchstücke

C. Chronica principum
de Brandenborgh
(Verloren)

dislaus Suntheim
1500, bei Riedel.

Auszüge bei
Heinr. v. Herford.

Chronica princ. Saxoniae -1278 1294.
übergegangen in
(nach Holder-Egger).
(Vgl. N. Arch. XVII.)

Verl. Chronik
von Chorin u. Lehnin.

Madersches
Fragment
Teil I.

Brottuff (um 1556)
Genealogie, bei Riedel,
IV. 1. und Vorrede.

runsvick,
iv XVII).

nnensis.
Fragment.

Ansicht vorgeherrscht hatte (Schillmann, Riedel, Günther. Wendt, Schmidt u. a.), dass nur die Reste eines Werkes erhalten seien, nachdem dann die von Heinemann entdeckte *Chronica principum Saxoniae* als diese verlorene Urchronik gegolten hatte, wies zuletzt Hertel überzeugend nach, dass der Verlust von drei Chroniken (ja sogar fünf, wenn man die von Brottuff erwähnten, spurlos verlorenen Chroniken von Lehnin und Chorin rechnet) zu beklagen sei: eines Chron. *Marchiae* Brandenb., eines Chron. *episcopatus* und einer Chronica *principum* de Brandenborch. Es war ein glücklicher Griff Hertels, auf die Verschiedenheit der Aufschriften hinzuweisen, was früher nicht beachtet war. Die beiden ersten Quellen erwähnt der Böhme Pulkawa als seine Vorlagen, die letzte der Westfale Heinrich von Herford. Die erhaltenen Reste, besonders die Chron. principum Saxoniae und Pulkawa, sind für die älteste Geschichte Brandenburgs von der grössten Wichtigkeit, aber anderseits so wenig pragmatisch gehalten, dass wir auf eine Inhaltsangabe verzichten. Ihr Verhältnis zu einander und den verlorenen Chroniken (A. B. C.) ergiebt sich aus der Stammtafel.

Aus dem 15. Jahrhundert besitzen wir, allerdings auch nur in Auszügen, ein nach Rankes Urteil hervorragendes Werk des Klerikers Engelbert Wusterwitz. Derselbe wurde in Brandenburg an der Havel geboren, muss grössere Reisen, darunter eine nach Rom, gemacht haben, kam nach 1415 als Syndikus nach Magdeburg, wo er die Schöppenchronik von 1411—1421 fortsetzte, und ist dann 1433 in seiner Vaterstadt gestorben. Die letzte Zeit benutzte Wusterwitz zur Abfassung seiner *Märkischen Chronik*,[269]) die uns aber nur in den *Auszügen* des Andreas Engel († 1598) und Peter Hafftitz († 1600) erhaten ist; sie laufen von 1391 bis 1423 und sind teilweise von Riedel, ganz von Heidemenn aus den Kompilatoren ausgeschieden. Die Märkische Chronik war

nach Art eines Annalenwerkes geschrieben, aber lebendig und mit grosser Feindseligkeit gegen Jobst von Mähren sowie den Raubadel der Mark, von dessen Treiben Wusterwitz interessante Einzelheiten berichtet. Das Urteil über die Zuverlässigkeit des Chronisten ist heute (Sello, Heidemann) ein günstiges, nachdem ihn früher Raumer geradezu verurteilt hatte.

XVI.

Braunschweig und Niedersachsen.

Heinrich der Löwe hinterliess 1195 nur das Hausgut. Von seinen Söhnen starb der deutsche König Otto IV. 1218 kinderlos, die Töchter des ältesten, Heinrich, verkauften ihre Ansprüche an Kaiser Friedrich II., so dass Otto das Kind, Enkel des Löwen, 1235 einen Vertrag schliessen musste, der ihn auf Braunschweig-Lüneburg als erbliches Gut beschränkte. Seine Söhne teilten dasselbe 1267 so, dass die Linien Braunschweig und Lüneburg, das spätere Hannover, gegründet wurde, deren weitere Schicksale hier kein Interesse haben.

Welfische Fürstenchroniken.[270]

Bekannt ist, dass Heinrich der Löwe und seine Nachfolger hohen Wert auf die Aufzeichnungen der Geschichte des Welfenhauses legten; es entsteht eine reiche Litteratur, welche sich die Verherrlichung der Welfen zur Aufgabe stellt. Sitze dieser geradezu amtlichen Berichterstattung sind die Klöster St. Blasien und Aegidien, Gründungen Heinrich des Löwen. Ein beredtes Zeugnis hierfür liefert die von Holder-Egger in Trier entdeckte Handschrift, welche fast lauter welfische Werke enthält und aus dem St. Blasienkloster stammt; mit ihr wollen wir uns beschäftigen.

Der oben erwähnte Vertrag von 1235, meint Wattenbach, gab Veranlassung zur Abfassung einer welfischen Haus-

geschichte, der braunschweigischen Fürstenchronik, (*Chron. principum Brunsvicensium*.[271]) welche lange verloren und mühsam in ihren Ableitungen teilweise festgestellt (Kohlmann, Waitz, besonders Weiland), endlich in der Trierer Handschrift aufgefunden wurde. Leider vermissen wir die ersten Blätter, aber zwei Drittel sind erhalten, die wichtigsten Teile. Das Werk ist verfasst zwischen 1269 und 1277 und sollte „den genealogischen Zusammenhang der Fürsten von Braunschweig mit den alten Herzögen und Landesherrn nachweisen." Sie ist zeitlich die erste der vielen Hauschroniken, welche mit dem Sinken der Reichsgewalt entstehen und zur Befestigung der Fürstenmacht so viel beitragen. Die Fragmente beginnen 1090 mitten in der Erzählung des Kampfes zwischen Sachsen und Thüringern und reichen bis zum Tode Otto des Kindes († 1252) und seiner Gemahlin Mechthild († 1261); die Thronbesteigung ihrer Kinder sind die letzten Worte. Hierauf folgt eine Fortsetzung, die aber aus einem anderen Werke, der (*Chron. ducum de Brunsvick*[272]) (—1291) herstammt. Dieses Werk ist nach Holder-Egger um 1292 entstanden und, soweit wir es verfolgen können, eine direkte, wenn auch gekürzte Ableitung der Fürstenchronik, wozu von Kap. 18 die Chron. principum Saxoniae hinzutritt. Infolge dessen verliert die früher so geschätzte Chron. ducum ihren Wert fast vollständig.

Im selben Kloster verfasste man nach Holder-Egger eine Kompilation, deren Reste sich ebenfalls in der Trierer Handschrift finden und als *Annalium S. Blasii — fragmenta* (1112—1173) abgedruckt sind. Diese Kompilation, deren Ursprung uns nicht interessiert, wird besonders erkennbar in der *Chron. principum Saxoniae*,[273] die wir schon in der Stammtafel der brandenburgischen Chroniken als teilweise Ableitung der verlorenen Chron. Marchiae kennen lernten. Sie enthält eine genealogia ducum Saxoniae von den Billungern ab, sowie eine genealogia illustrium marchionum de Brandenborch

von den Askaniern ab, ist also im ganzen eine Fürstenchronik von Sachsen und läuft in der ersten Bearbeitung bis 1287. Um 1294 verfertigte man im St. Blasienkloster wieder eine Abschrift und vermehrte diese aus der erwähnten Kompilation bis 1294; Holder-Egger nennt diese zweite Bearbeitung daher eine *Ampliata*. Wichtig ist das Werk durch seine ursprünglichen Nachrichten für die älteste Geschichte Sachsens und der Mark.

Endlich wurde durch die Trierer Handschrift Holder-Egger die Möglichkeit geboten, nachzuweisen, dass die verlorene *Cronica Saxonum*, von der einige Bruchstücke bei Heinrich von Herford erhalten sind, nicht Quelle für die Fürstenchronik und so viele andere Werke gewesen ist, sondern dass sie in St. Blasien um 1300 aus der Fürstenchronik. Chr. principum Saxoniae und Excerpten Helmolds, welche sich in der Handschrift befinden, abgeleitet und ausgeschrieben ist. In so wenigen Worten hier die Thatsache festgestellt ist, in so bösartiger Weise hat dieses bisher nicht fassbare Ungeheuer die Quellenkritik erschwert und Waitz, Kohlmann, Weiland, Holder-Egger böse Stunden bereitet. Die Entdeckung der Trierer Handschrift ist daher von der grössten Bedeutung gewesen; die früher so hoch gehaltene Cron. Saxonum ist keine Quelle mehr, sondern hat sich als gewöhnliche Kompilation entpuppt.

Ebenfalls zur Verherrlichung der Welfen, besonders Albrecht des Grossen (1252–1279), Urenkels des Löwen, wurde die altberühmte *Braunschweigische Reimchronik*[274]) in fast 10000 Versen von einem unbekannten Verfasser, der in Braunschweig wohnte und Kleriker am Hofe war, geschmiedet. Sie beginnt mit Widukind und nimmt sämtliche Herzöge Sachsens für das Welfenhaus in Anspruch, zeigt also damit ihren wahren Charakter. Eine geschichtliche Quelle im strengen Sinne ist das Werk nicht, obwohl es manches sonst nicht Bekannte bewahrt. Der Autor hält

sich sehr an seine Quellen, die Sächsische Weltchronik, Martin von Troppau, die Cron. minor, die einheimischen Werke wie Eberhards Reimchronik, Gerhard von Steterburg, sowie die jetzt gefundene Fürstenchronik „der vursten scrift von Bruneswich" und ist Hauptquelle für 1198—1209, in welchen Jahren eine bisher unbekannte Reichsgeschichte vorlag, die aber ausführlicher gewesen sein muss, als ihre Reste in der Reimchronik besagen. Wir können auf den dichterischen Gehalt des Werkes hier nicht näher eingehen, betonen aber den Umstand, dass der Verfasser eine hohe Bildung genossen und sich neben Geschichte mit deutscher und französischer Litteratur beschäftigt haben muss. Auch mangelt es ihm nicht an Phantasie. Den oft langweiligen Stoff unterbrechen lebhafte Schlachtenbilder, und oft meint man ein mittelhochdeutsches Epos vor sich zu haben: da wird aus dem höfischen Reimchronisten ein höfischer Dichter, der dem Geschmacke seiner Leser Rechnung zu tragen weiss. Vergessen dürfen wir indessen auch nicht die Verdienste Weilands, der die Chronik textlich reinigte und durch seine Quellenkritik den bewährten Gelehrten wiederum bezeugte.

Stadt- und Bistumschroniken.

Die Stadt Braunschweig,[275]) aus fünf Ansiedelungen um die alte Burg Dankwarderode hervorgegangen, hatte vom Löwen zum Danke für stete Treue Stadtrechte erhalten, die unter den Nachfolgern weiter ausgebildet wurden und endlich im 14. Jahrhundert zur vollen Selbständigkeit führten. Ein eigentliches Geschichtswerk, eine Chronik, welche die vielen Aufstände der unteren Klassen, die Beziehungen der Stadt zu Herzogtum und Hansa, klarlegt, besitzt Braunschweig nicht. Was in zwei Bänden der Chroniken deutscher Städte enthalten ist, umfasst nur einzelne Jahre, ist teilweise nur Bruchstück und beschäftigt sich grösstenteils

mit Verfassungs- und sonstigen Kämpfen der Bürgerschaft; es ist eine amtliche Berichterstattung und trotz mangelhafter innerer Verbindung für den Lokalhistoriker wertvoll. Dazu gehören das Fehdebuch, die Heimliche Rechenschaft und als Denkmäler für die Streitigkeiten mit der Geistlichkeit die interessante Machinatio fratrum minorum sowie das Pfaffenbuch.

Erst als im Anfange des 16. Jahrhunderts der Volksführer und Kürschner Ludeken Hollant den zweiten vergeblichen Aufstand erregt hatte, aber fliehen musste, schrieb Hermann Bote sein chronikenartiges *Schichtbuch*, welches alle von 1293—1510 in der Stadt vorkommenden Volksaufstände erzählt. „Schicht" heisst zunächst Geschichte, besitzt aber im Braunschweigischen den Nebenbegriff des Gewaltsamen und war für Volksaufstände von jeher stehende Bezeichnung (Hänselmann). Der Verfasser hat seine Aufgabe, die Erzählung der städtischen Unruhen, trefflich gelöst und weiss dem Leser das Leben und Treiben der unteren Volksmassen, die Diplomatie des Rates und der Geschlechter lebendig vorzuführen. Das Buch ist „gleich ausgezeichnet durch Einheitlichkeit der Konzeption wie durch Fülle und Kraft der Darstellung und eines der besten Erzeugnisse der bürgerlichen Historiographie."

Zu Goslar ist nach Weiland um 1290 eine reichhaltige Chronik verfasst, deren dürftige Reste in der *Chronik des Stiftes S. Simon und Judas* [276]) lateinisch wie in einer deutschen Uebersetzung vorliegen. Letztere beschränkt sich auf die Mitteilung von Kaiserbesuchen von Konrad I. bis 1294, sowie ökonomische Verhältnisse des Klosters, wird aber von 1273 ab reichhaltiger; das lateinische Bruchstück geht nur bis 1115, der Schlacht am Weltesholze. Beide Reste sind selbständige Bearbeitungen der Vorlage, da sie teilweise verschiedene Nachrichten bringen. Die Chronik erzählt viel über Bauten in Goslar und der Harzburg, aber merkwürdiger

Weise, wie Lorenz bemerkt, nichts über den prächtigen 1878 wieder hergestellten Saalbau Heinrichs III., den ältesten weltlichen, noch erhaltenen Bau Deutschlands.

Bistum Verden. Die Bischofschronik von Verden. (*Chron. picturatum epp. Verdensium*,[277]) —1480, ist auf Grund älterer Kataloge um 1380 angefertigt (Rec. A); diese Bearbeitung wurde in einem Auszug (Rec. B) gebracht und —1430 fortgesetzt, der seinerseits später bis 1480 weitergeführt ist (Rec. C). Die bei Leibniz gedruckte Bearbeitung ist sehr mechanisch angefertigt. Jeder Bischof erhält meist zwölf Zeilen Platz; wo diese nicht ausgefüllt werden können, weil des Bischofs vita et acta soli Deo sunt cognita et quia gesta nonnullorum pontificum minus in scriptis sunt redacta, quaedam ex cronicis Romanorum — sunt inserta, ut spatiorum et descriptionis aequalitas servaretur! Ein sehr bequemes Verfahren. Dennoch aber enthält die ursprünglich mit Bildern der Bischöfe geschmückte Chronik manche eigentümliche, besonders genealogische Nachrichten, deren Ursprung dunkel ist.

Eine solche Bilderchronik stellte auch um 1490 der Braunschweiger Konrad Bote her. (*Chr. Brunsvicensium picturatum*,[278]) welche bis 1489 läuft; indessen sind die Bilder, von denen Leibniz manche in seine Ausgabe aufnahm, das Beste gewesen. Denn nach der abschliessenden Untersuchung von Schär ist der Wert der Kompilation gleich Null, ihre Fabelsucht aber bedeutend ausgebildet. Diese Fabeln aber im Verein mit den vielen Wappen und Schlachtenbildern behagten dem damaligen Zeitalter; wurde doch der vergriffene Druck später teuer bezahlt.

Theodorich Engelhus. Indem wir die grosse Zahl der im 15. Jahrhundert entstandenen Chroniken, welche in den welfischen Landen geschrieben wurden, wegen ihrer

durchweg geringen Bedeutung übergehen, wenden wir uns zu Theodorich Engelhus. Von ihm steht fest, dass er zu Einbeck im Hannöverschen, welches schon damals wegen seines vorzüglichen Bieres bekannt war, geboren ist und 1434 im Kloster Wittenburg starb, nachdem er zwei Monate das Ordensgewand getragen hatte (Schum). Dauernden Aufenthalt scheint Engelhus nirgends gehabt zu haben, da er in den verschiedensten Orten als ansässig bezeichnet wird; nur seine Angehörigkeit zur Universität Erfurt ist am besten beglaubigt. Aehnlich verhält es sich mit seiner ohne Frage bedeutenden schriftstellerischen Thätigkeit; Grube führt eine Reihe meist geschichtlicher Werke auf, deren Urheberschaft auf Engelhus zurückgeht. So zweifelhaft sein Anteil an der Erfurter Stadtchronik ist, die in seinen Handschriften steht, jedenfalls gebührt ihm wegen der *Chronica nova*,[279]) einer umfassenden Kompilation von 438—1422, „einer der letzten, aber nicht schlechtesten Ausläufer der im Mittelalter so beliebten Weltchroniken, ein hervorragender Platz" (Schum). Engelhus unterscheidet fünf Zeitalter, von denen das letzte bei der babylonischen Gefangenschaft anfängt. Neu ist, dass Adam und Eva circa meridiem praevaricati paulo post circa horam nonam aus dem Paradiese vertrieben et in exilium proiecti sunt, nachdem sie dort 28 Jahre gewesen wären. Es muss aber dem Chronisten der Ruhm gelassen werden, aus einer unendlichen Anzahl Quellen das Wissenswerteste zusammengetragen und in geschickter Weise verbunden zu haben. Selbst demjenigen, der sich durch den Wust von geistlosen Werken aller Art durcharbeiten muss, fällt der entschieden reiche und fesselnde Inhalt der Chronik angenehm auf. Wenn daher Engelhus in der Vorrede sagt: Valet id opus tam ad legendum, disputandum et solvendum, quam etiam ad praedicandum, so ist das ganz richtig; sein Werk steht bedeutend höher, als die Lehrbücher der Dominikaner und Minoriten. Auch ein Ansatz zur Kritik findet sich: Die

Päpstin Johanna non reputatur inter papas, welchen Zusatz meines Wissens vorher kein Geschichtschreiber hat und z. B. die oben erwähnte Verdener Bischofschronik das scandalum ohne Gewissensbisse berichtet. Eigentümlich ist der Chronik ferner der Wechsel zwischen Prosa und Poesie; fast jeder Herrscher, Papst oder Kaiser, erhält einen versus memorialis, von denen „die Hauptmasse dem Pantheon Gottfrieds von Viterbo sowie den Dichtungen des Dietrich Lange und Heinrich Rosla entnommen sind; Engelhus hat keinen einzigen davon gemacht.“ (?) (Grube, Schum).

Nachdem der Chronist Zusätze schon (—1433) zum Hauptwerke geliefert hatte, ist von dem Brandenburger Franziskaner Matthias Döring eine *Fortsetzung* bis 1464 geschrieben, die insofern den Charakter des Werkes veränderte, als neben Reichsgeschichte vorzugsweise Brandenburger und Meissener Nachrichten gegeben wurden.

Unter den Werken des Engelhus seien auch der Merkwürdigkeit halber die *Imperatores ex celsissima ducum Brunsvicensium domo*[280]) erwähnt; sämtliche Kaiser bis Konrad IV. sind in diesem Werke, einem Auszuge der Weltchronik, als Welfen bezeichnet, so dass man die Arbeit schon deswegen als mangelhafte Leistung bezeichnen muss.

Oldenburg[281]) tritt wegen seiner Lage und der Nähe des übermächtigen, strebsamen Bremen spät in die Geschichtschreibung ein; wer sich für das frühe Mittelalter über die Nordseeländer belehren lassen will, muss zu Adam von Bremen, Helmold und Arnold, Albert von Stade greifen. Das gräfliche Hauskloster Rastede, gegen 1000 gegründet, ist auch für unsere Zeit der alleinige Träger der Geschichtschreibung; erst um 1500 tritt die Stadt Oldenburg in den Wettbewerb.

Die Forschungen und Ausgaben von Lappenberg und Waitz haben am meisten zur Kenntnis auch des Oldenburger

Landes beigetragen. Das älteste, erhaltene Erzeugnis Rastedes ist die *Historia monasterii Rastedensis*[282], —1300, welche in zwei Teile zerfällt, eine auf urkundlicher Grundlage beruhende Fundatio, welche auch die Oldenburger Sage von dem Kampfe des Grafen Friedrich mit dem Löwen enthält, und die eigentliche Klostergeschichte. Diese behandelt unter Benutzung von Urkunden sowie Adams von Bremen und Alberts von Stade die Geschichte des Landes zwischen der unteren Weser und Ems, besonders die Kämpfe der Stedinger. Das Reich wird nicht berücksichtigt, gerade wie sich letzteres nicht um Oldenburg kümmerte. Der Wert der Historia ist aber trotz des geringen positiven Inhalts ein bedeutender; wir würden ohne den Rasteder Kompilator ganz verlassen sein, auf ihm beruht die spätere Geschichtschreibung.

Der jüngere Meibom gab 1688 ein *Chron. Rastedense*[283]) heraus, welches bis 1463 läuft und dessen Verfasser unbekannt war; Meibom bezeichnete es in fine mutilum. Lappenberg schon wies die Ansicht zurück, dass das Werk eine Ueberarbeitung der alten Historia durch den Oldenburger Chronisten Schiphower sei, und Oncken führt neuerdings den Beweis, dass der Bremer Domherr Heinrich Wolters die Arbeit vollbracht habe, allerdings nicht bis 1463, sondern nur bis 1450. Er teilt das ganze Werk in 3 Teile: a 1059 —1300, ganz auf der Historia beruhend, mit stilistischen Veränderungen, die nach Bremen und auf Wolters weisen; das geschichtliche Plus der Arbeit von Wolters geht auf Bremer Quellen, Albert von Stade und Urkunden zurück. b) Im zweiten Teile, —1450, hat Wolters eine verlorene Rasteder Chronik überarbeitet, deren Spuren Oncken bis 1427 auch in einer Gothaer Handschrift nachweist, welche Excerpte eines gewissen Winkel aus Bremen in plattdeutscher Sprache enthält; diese Excerpte sind teilweise einer dem Kloster Bücken gehörenden Rasteder Chronik entnommen. Da nun Wolters 1438 in Bücken Kanonikus war.

so ist die verlorene Chronik durch ihn dorthin gelangt und in sein Chronicon übergegangen. Die verlorene Chronik ist nach Oncken von mehreren Verfassern hergestellt, von denen der letzte die lockeren Benediktiner in Rastede mit scharfen Worten tadelt. c) der dritte Teil, —1463, ist nach Oncken nicht mehr von Wolters, sondern einem Rasteder Anonymus verfasst, dessen Arbeit also entweder originale Rasteder Annalen sind oder sich auf solche stützte. Diese Jahrbücher aber endigen nicht schon 1463, wo das Chronicon mitten im Satze abbricht (in fine mutilum), sondern der Chronist Schiphower, welcher uns noch begegnen wird, hat denselben Satz vollständig übernommen. Seine Vorlage war also ein vollständiges Exemplar der Jahrbücher; es ging auch nach Oncken —1477, so dass die Annahme von verlorenen, aber in die Chroniken von Wolters und Schiphower aufgenommenen Jahrbüchern, die im ganzen von 1450—1477 liefen, gerechtfertigt erscheint.

Mit dem Jahre 1477 siedelt die Oldenburger Geschichtschreibung nach der Hauptstadt über, bleibt patriotisch, wird aber höfisch; aus den Oldenburger Grafen werden plötzlich Erzgrafen, welche Bezeichnung die spätere Chronistik beibehält. Diesen Umschwung bezeichnet die *Chron. archicomitum Oldenb.*[284]) —1505, des Augustinermönches Schiphower. Neben ihm kenne ich nur noch zwei deutsche Geschichtschreiber dieses Ordens, den streitbaren Westfalen Joh. von Dorsten und den spitzfindigen Pommer Angelus in Stargard; die geschichtliche Beweisführung fiel den Bettelorden zu, aus deren Reihen uns so viele gute und noch mehr schlechte Historiker bekannt wurden.

Schiphowers Chronik ist thatsächlich ein Recollectiv, wie der Verfasser seine mühsame Arbeit nennt, die er im Schweisse des Angesichtes und nur auf Wunsch des befreundeten Erzgrafen leistet. Er lehnt sich bis 1477 an die früheren Chroniken, schreibt sie aber so liederlich ab, dass

Onken, der eine eingehende Untersuchung vornahm, geradezu vor dem Werke warnt. Es hat aber auch seine guten Seiten, da die Zeit von 1477—1505 selbständig bearbeitet wurde, der zweite Teil der Rasteder Jahrbücher (von 1663 ab) von ihm aufbewahrt ist und endlich zwei unbekannte Quellen angezogen werden, von denen die eine in Osnabrück entstanden und auch von Ertwin Erdtmann benutzt ist, während die andere über berühmte Augustiner Eremiten handelte. Schiphower bringt nun das Leben und die Werke von nicht weniger als 50 Mitgliedern dieses Ordens, fast ein Siebentel der Recollectio, eine wunderbare, einzig dastehende Erscheinung.

Trotz der vielen Mängel des Werkes in stilistischer und historischer Hinsicht, trotzdem wir Schiphowers Begabung höher stellen müssen, als seine wirkliche Leistung, ist die Chronik als Stoffsammlung unentbehrlich und als Lektüre jedem zu empfehlen, der sich mal überzeugen will, wie ein Augustiner um 1500 die Geschichtschreibung praktisch handhabte. (Vgl. dagegen Wegele). Dennoch wurde Schiphower die Grundlage der weiteren Historiographie, welche aber in deutscher Sprache erfolgte und sich an Joh. von Haren sowie besonders Hamelmann knüpft.

XVII. Hansa und Ostsee.

Stolze Erinnerungen weckt die Hansa noch in unserem aufstrebenden Zeitalter. In ihrer Blütezeit zwang diese rein kaufmännische Vereinigung, getroffen zum Schutze gegen Raubgesindel und zur Verhinderung der Unterordnung unter die Landesfürsten, dem Norden Europas ihren Willen auf. Hansische Schiffe und Wagenzüge vermittelten den Handel der nördlichen Welt mit Frankreich und Italien: die Städtetage dieser ungefähr 70 grösseren und kleineren Gemeinwesen hatten europäische Bedeutung.

Die Geschichtschreibung der Hansa hält mit dieser kaufmännisch-politischen Entwickelung nicht gleichen Schritt. „Wenn man auch in Betracht zieht, dass die Fülle der Geschäfte, die den Syndikern und Ratsnotarien obgelegen haben muss, ihnen nicht viel Zeit zur Geschichtschreibung übrig gelassen haben wird und dass der Umstand, dass in den aristokratisch-republikanischen Gemeinwesen auch gewaltigere Persönlichkeiten mächtig hervortraten, nicht wohlthätig auf die städtische Historiographie eingewirkt haben kann, so gewinnen wir doch daraus keine volle Erklärung für jenen Mangel. Man sollte denken, dass der Stadtschreiber, der die öffentlichen Bücher zu führen hatte, schon durch das Pergament, das unbeschrieben vor ihm lag, zur Aufzeichnung der wichtigen Ereignisse, die er miterlebte, angelockt wäre, wie ja in älterer Zeit die Ostertafeln der Ausgangspunkt einer

eigenen Art der Geschichtschreibung gewesen sind.“ Beispiele dieser Art haben wir allerdings in Lüneburg, Quedlinburg und Lübeck, aber im allgemeinen sind nur in den Städten mit einem Bistum, wo eine verhältnismässig grosse Zahl nicht voll beschäftigter Geistlicher lebte, solche Aufzeichnungen gemacht worden.

Bremen hat keinen zweiten Domscholaster hervorgebracht, der wie Adam die Bistumschronik in nur annähernder Vollendung weitergeführt hätte. Die *Hist. archiepp. Bremensium*,[285]) welche im ersten Teile bis 1307 reicht und deren weitere Fortsetzungen poetischer und prosaischer Art bis 1406 führen, kann sich mit Adams Werk in keiner Weise messen. Die ältesten Teile sind Kompilation früherer Quellen, nur die Zeit des Erzbischofs Giselbrecht hat Wert (Lappenberg). Um 1345 schrieb der Kanzler Franko aus Meschede das Leben der Erzbischöfe Johann Grant und Borchard Grelle (—1344) schlecht und recht in je vier sich reimenden Jamben; der dritte Abschnitt ist teilweise erst im folgenden Jahrhundert verfasst und zwar unter Benutzung der niederdeutschen *Bremischen Chronik*[286]) (—1430) von Rynesberch († 1406) und Schene († um 1422). Diese beiden Kleriker der Bremer Domkirche haben zunächst (bis 1395) gemeinsam gearbeitet, veranlasst durch ihren guten Freund, den Bürgermeister Hemeling. Als Rynesberch gestorben war, setzte zunächst Schene und nach seinem Tode ein Ratschreiber das Werk bis 1430 fort (Koppmann), aber den Anteil genauer zu bestimmen, ist nicht gut möglich, da zuverlässige Nachrichten fehlen und in die früheren Teile spätere Bestandteile eingeschaltet sind. Von 1344 ab ist die Erzählung für Bremen sehr wertvoll und gründet sich auf das städtische Archiv. „Die Färbung der Berichte ist dem Einflusse Hemelings zuzuschreiben, da die Verfasser stets auf Seite der Stadt stehen und bei inneren Zwisten die Partei des Rates ergreifen.“ Charakteristisch für den Stadtpatriotismus ist

der Wortzwist des Bremers Hinrik Bersing mit dem Hamburger Bodendorp (pag. 75), für die Feindschaft gegen Heinrich den Löwen die Erzählung von dessen Begegnung mit Barbarossa in Chiavenna (pag. 64). Hamburg besonders hatte 1285 die Verhansung Bremens durchgesetzt, worauf Heinrich der Löwe sich zu dessen Vogte machte und die Stadtfreiheit beschnitt.

Die Chronik wurde im 15. Jahrhundert zur Grundlage weiterer Geschichtschreibung gemacht, so von dem Kanonikus Wolters und besonders dem Notar Renner, deren Werke noch ungedruckt sind.

Geringfügig ist Hamburgs Thätigkeit. Abgesehen von den *Ann. Hamburgenses*[287]) (Albiani) —1265, die mittelbar oder unmittelbar (Jaffé, Lappenberg, Weiland) aus Albert von Stade flossen, hat Lappenberg Ueberreste von *Reimchroniken*,[288]) besonders aber den *Bericht* des Bürgermeisters Hermann Langebeke († 1517) über den Aufstand vom Jahre 1483 veröffentlicht, der für Hamburgs Geschichte unschätzbar ist (Lappenberg), von uns aber übergangen werden kann. Die Hamburger Chronistik gehört dem 16. Jahrhundert an.

Lübeck[289]) dagegen ist um so reicher an Aufzeichnungen, über deren Verhältnis zu einander früher besonders Waitz, Lappenberg und Grautoff, in neuerer Zeit neben Mantels besonders Koppmann und Schwalm gehandelt haben.

Die Stadtchronistik knüpft sich, abgesehen von kleineren, amtlichen Erzeugnissen (Albrecht von Bardowik u. a.) an 1) Johannes Rode (Ruffus), 2) Das Katharinenkloster der Franziskaner (Ann. Lubicenses, Detmar) und 3) Das Burgkloster der Dominikaner (Hermann Korner). Daneben laufen Fortsetzungen, z. B. Detmars und Korners, und Bearbeitungen, z. B. die sog. Rufuschronik. Wir bringen Koppmanns Untersuchungen in Form von drei Stammtafeln, um den Zusammenhang der einzelnen Werke klarer hervortreten zu lassen.

1) Joh. Rode (Ruffus) studierte 1300 in Orleans, lebte von 1313—1330 in Avignon und war sicher der Ratsnotar Joh. Ruffus, der dieses Amt von 1337—49, wo er starb, bekleidete. (Vgl. Hans. Gblätter 1897, p. 174 u. St. Chr. XXVI., 185.) Er schrieb

a) Chronik 1105—1276, in St. Chr. XIX, p. 3—114 irrig als Detmarchronik I. gedruckt

erhalten

in der Hambg. Hdschr. der Detmar-Chronik —1413, wo aber die Jahre 1101—1276 beseitigt und durch Chron. a. ersetzt sind; die fehlenden Blätter sind von Koppmann ergänzt durch die entsprechenden Jahre der Chron. des Rynesberch u. Schene u. die Ratshdschr. der Detmarchron. Ueber Quellen vgl. St. Chr. XVIII., XXVI.

b) die sog. Stadeschronik —1349 (verloren) wobei Rode die Chr. a. verkürzend überarbeitete und Ann. Lubic. benutzte. (St. Chr. XXVI., 186.) Diese Chron. ist vollständig übergegangen in die sog. Detmarchronik, in Auszügen in Rufus- und Kornerchronik.

War auch in Auszügen verbreitet; erhalten hat sich

Chronikenfragment der Stadeschronik (1315—1349). (St. Chr. XXVI, p. 281—284.)

2) Aus dem Franzisk. Kloster ad S. Catharinam stammen a) *Ann. Lubicenses*[290]) 1246—1324, verfasst von einem unbekannten Minoriten, der Augenzeuge war oder auch gute Gewährsmänner hatte. Inhalt ist Geschichte der Stadt und des Bistums, des nördlichen Deutschland und Skandinaviens, aber auch des nordöstlichen Frankreich und Flanderns, so dass Lappenberg den Verfasser unter diejenigen Minoriten reihte, welche König Ludwig 1316 von der Universität vertreiben liess. Die Quellen der Jahrbücher hat besonders Lappenberg untersucht.

b) Detmar, Lesemeister, d. h. Lehrer der Novizen,

schrieb auf Anregung der Ratsherren Muerkerke und Lange und ist bis 1394 urkundlich in Lübeck bezeugt; er

a) setzte Stadeschronik (—1349) fort von 1350—1386; (vervollständigt —1395). Erhalten nur durch Auszüge in der sog. Rufuschronik.

b) Lübische Weltchronik. Ueberarbeitet a (1105—1386). Erhalten auszugsweise in der MelleschenHandschr. Gedruckt St. Chr. XIX, 117.

c) Hauptwerk: *Detmarchronik.* Ueberarbeitung des ganzen von 1101—1395 reichenden Stoffes; unversehrt erhalten in Ratshdschr. u. von 1277 ab in Hambg. Hdschr. Gedruckt St. Chr. XIX, 195. XXVI, 15.

Fortsetzung I, —1399. Erhalten in Ratshdschr. Verfasser unbekannt, nach Grautoff der Franziskaner Joh. Ossenbrugghe. Gedruckt St. Chr. XXVI, 79.

Fortsetzung II, —1413. In Hamburger Hdschr. Verfasser unbekannt, aber im Katharinenkloster. Gedruckt St. Chr. XXVI, 127.

III. Fortsetzungen —1482, in Lübeck, von unbekannten Verfassern. (Vgl. Grautoff.)

Der Umfang des Schrifttums, welches sich an Rode und Detmar knüpft, reicht von 1101—1482, ist aber auch inhaltlich bedeutend. Ohne weiteres führt Detmar (in Detmar III.) den Leser in sein Werk. Das Jahr 1101 (MCI) ist als Anfang gewählt, „weil alle deghene, de in desseme boke lesen, scholen weten, dat desse coronika begint sych van bedudinge drier bokstave, dar sych mede beginnen de ersten drie wort desses bokes, de sint Milde Cristus Jhesus. Milde begint sik van den M und bedudede Millesimo, Cristus begint sik van den C und bedudede Cen-

tesimo, Jhesus begint sik van den J unde bedudet primo." Der Inhalt, welcher annalistisch gegeben wird, erstreckt sich auf die Geschichte Lübecks in erster Linie, weiterhin auf Holstein und Mecklenburg, die Ostseeländer, deren Handel in Lübecks Gewalt war. Reichsgeschichte erfahren wir, wenn sich Beziehungen zum Norden finden oder Vincenz von Beauvais vorlag, der auch für den Westen Deutschlands berichtet. Ueberhaupt ist Detmar von seinen Quellen ausserordentlich abhängig; ein Blick in Koppmanns in dieser Hinsicht vorzügliche Ausgabe lehrt dieses. Er benutzte hauptsächlich Urkunden, die mündliche Lübecker Ueberlieferung, Martin von Troppau und eine Fortsetzung desselben, Albert von Stade in der verlorenen reicheren Fassung und Fortsetzung, die Sächsische Weltchronik (—1238), eine den Ann. Ryenses verwandte dänische Quelle, die Lübecker Jahrbücher (—1324), Mecklenburger Quellen, gelegentlich auch Helmold, den sog. Thorner Annalist (—1385) und eine lateinische Quelle, welche in Esthland entstanden war. Die Nachrichten, welche Detmar der Cronica Tartarorum des Joh. von Plano Carpin entnommen haben will, stammen nur von Vincenz; ebenso war nach Koppmann die angezogene Tartarenchronik des Haythomus nicht unmittelbare Quelle.

„Sieht man auf den Gehalt der ganzen Arbeit, so ist freilich nicht zu leugnen, dass nach den Ansprüchen, welche unsere Zeit unter ähnlichen Verhältnissen (Detmar schrieb infolge amtlicher Aufforderung) an den Geschichtschreiber machen würde, hier nicht genug geleistet wurde: es fehlt zum Teil an richtigem Zusammenhange in den aufgeführten Begebenheiten, zum Teil an sicherer chronologischer Bestimmtheit, zum Teil an diplomatischer Genauigkeit, welche wohl von einem Manne zu erwarten war, dem, wie man aus einzelnen Stellen sieht, die Einsicht in Urkunden freistand. Aber offenbar ist es schon ein grosser Vorzug unseres Autors, dass er sich meistens nur an Thatsachen hält, diese

vorurteilsfrei und unparteiisch in einfachem, schlichtem Gewande darstellt, selten, dann aber treffend, seine eigene Meinung darüber ausdrückt und dabei fast eben so scharf die Schwächen der Geistlichkeit, als die Fehlgriffe weltlicher Fürsten rügt; selbst zur Verherrlichung seines Ordens erlaubt er sich nie eine Entstellung der Wahrheit." Diesen trefflichen Worten Grautoffs fügen wir den Ausspruch von Lorenz hinzu, der die Chronik als Fundgrube der Lübecker Historiographie bezeichnet. Jedenfalls ist Detmar eine Quelle in grossem Stile, aus welcher man ruhig schöpfen kann, ohne in grössere Irrtümer zu verfallen.

3) **Hermann Korner.**[291]) Schwalm nennt diesen Chronisten den Proteus unter den mittelalterlichen Geschichtschreibern. Jedenfalls ist die Bezeichnung für einen Mann, dessen Leben man nicht genügend kannte, dessen Werk in verschiedenen Bearbeitungen die verschiedensten Rätsel bot, eine gerechtfertigte gewesen. Heute aber hat uns Schwalms Ausgabe über die wesentlichen Schwierigkeiten hinweggeholfen und das Verhältnis Korners zu seinem Werke und seinen Quellen in überzeugender Weise klar gelegt.

Der Chronist wurde bald nach 1365 (Finke 1370) in Lübeck geboren und machte als Söldnerführer den missglückten Zug seiner Vaterstadt gegen den Raubritter Detlev Godendorp mit. (Vgl. aber St. Chr. XXVI, p. XV.) Dann finden wir ihn gegen Ende des Jahrhunderts im Dominikanerkloster zu Halberstadt als Lehrer an dem Studium des Konvents und später als Lesemeister in Magdeburg, sowie seit 1417 in Lübeck, wo er urkundlich lange Jahre festzustellen ist. Seit 1431 verliess Korner seine Vaterstadt, wurde 1432 zu Erfurt baccalaureus und 1435 Doctor theologiae. Gestorben ist der Chronist 1438 zu Lübeck.

Die *Cronica novella* ist uns in verschiedenen Handschriften erhalten, so indessen, dass die eine nicht Abschrift einer anderen, sondern jede eine selbständige, für sich be-

stehende Bearbeitung ist. Ueber diese Arbeiten hat Waitz grundlegende Forschungen angestellt, welche bei Lorenz zu finden sind; wir geben die Ansicht Schwalms wieder und verweisen für den Zusammenhang zwischen Korner und Detmar sowie der Rufuschronik auf Koppmann. (St. Chr. XXVI. 75. 122. 183 flgde.) Der erste Entwurf (Hdschr. Wolfenbüttel α) reicht bis 1416; derselbe wurde 1420 in der Danziger Handschrift (A) zum ersten Male, 1423 in der Linköpinger (B) zum zweiten, 1430 in einer nicht erhaltenen (C) zum dritten, 1434 in der umfangreichen Lüneburger (D) Handschrift zum vierten Male überarbeitet und erweitert. Alle diese Chroniken, denn jede ist verschieden, sind lateinisch. Am Abend seines Lebens schrieb Korner die *Deutsche Chronik* von Karl dem Grossen an, und zwar, wie Königshofen, den leyen to tiidvordrive und kortewyle: sie reicht bis 1438 und enthält für die letzten vier Jahre eine besonders breite Darstellung. Zu bemerken ist noch, dass wir die lateinischen Fassungen in Urschrift, die deutsche in Abschrift, besonders der Hannoverschen, besitzen.

Die mittelalterlichen Chronisten berufen sich häufig auf Quellen, deren Benutzung aber thatsächlich nicht erfolgte, sondern welche nur in ihrer Vorlage unter einem oft schwer nachweisbaren Namen als benutzt angegeben wurden. Auch Korner thut dieses. An wirklichen Quellen sind nachweisbar für allgemeine Geschichte Heinrich von Herford, Vincenz von Beauvais und Martin von Troppau, sämtlich Dominikaner; weiterhin, aber in beschränktem Masse oder vereinzelt Helmold, Adams von Bremen viertes Buch, Albert von Stade in reicherer Fassung, als uns erhalten, die Sächsische Weltchronik und eine Reihe anderer Vorlagen, darunter das von Schwalm entdeckte Viaticum narrationum, welches Korner für die moralischen und novellistischen Erzählungen besonders im ersten Teile der Chronik benutzte.

Korner steht als Geschichtschreiber ungleich

höher wie Detmar. Dieser ist einer der vielen, die mit grossem Fleisse die Geschichte ihrer engeren Heimat der Nachwelt überlieferten, ein Lokalhistoriker, der nebenbei Nachrichten aus der Weltgeschichte bringt, um sein Buch auch für weitere Kreise lesenswert zu machen. Korner aber ist Universalhistoriker mit lokaler Tendenz (Lorenz) und muss unter die besten Geschichtschreiber des Mittelalters gerechnet werden, abgesehen davon, dass er auf die Geschichtschreibung seiner Heimat und des ganzen Nordens einen bestimmenden Einfluss ausgeübt hat. Er unterscheidet sich auch darin von sämtlichen Geschichtschreibern, dass er sein Werk in lateinischer Sprache mehrfach erweiterte, so dass die folgende Arbeit sich stets als Umformung und Ergänzungen der vorhergehenden, nicht als Abschrift darstellt: er geht so weit, die Einleitungen der einzelnen Ausgaben anders zu gestalten.

Ist somit der Fleiss und das Geschick Korners über allen Zweifel erhaben, weniger Lob spenden ihm seit Lappenberg und Waitz die Kritiker in Hinsicht der Glaubwürdigkeit. „Die Nachlässigkeit, mit welcher der Autor verfuhr, ist ebenso gross, wie seine Unwahrhaftigkeit.“ Wer sich in dieser Beziehung belehren will, lese Kopmanns Anzeige der Kornerausgabe Schwalms oder die glänzende Kritik bei Lorenz. Jedenfalls bleibt von Korner als Geschichtscheiber und Chronologen nicht viel übrig; seine saloppe Art, die Quellen in den einzelnen Ausgaben zu misshandeln, ins Gegenteil zu verdrehen, wird überall gleichmässig missbilligt.

Anders steht es mit dem Erzähler Korner; denn von diesem Standpunkte aus betrachtet ist besonders seine deutsche Chronik ein Erzeugniss von hoher Bedeutung. Lorenz nennt ihn den Königshofen des Nordens, und das, was Pfeifer wie Schwalm an Auszügen veröffentlichten, rechtfertigt den Ausdruck vollkommen. Korner hat dieselbe Art der behaglichen, gemütvollen Darstellung und ein grosses

Geschick in der Auswahl von allerhand kleinen Erzählungen und Märchen, welche auf die damalige Lesewelt zugeschnitten waren. Daher widmet er auch sein Werk den wissbegierigen Laien, und wahrscheinlich leistete Königshofen bei dieser Art der Widmung dem nordischen Dominikaner Patendienste. Von geschichtlicher Treue ist aber hier noch weniger die Rede, als in den lateinischen Bearbeitungen; hier thut sich Korner gar keinen Zwang an und „lässt seiner Lust zu fabulieren die Zügel schiessen.“

Unter solchen Umständen hat der Chronist *keinen* Wert als Quellenschriftsteller, obwohl ihm ein historischer Standpunkt keineswegs fehlt; seine Bedeutung liegt in der geschickten Art, die umfangreichen Geschichtsbücher ihres Ballastes zu entledigen und in seiner lateinischen Chronik den Gelehrten, in der deutschen dem Volke ein lesbares, gefälliges Unterhaltungsbuch zusammengearbeitet zu haben.

Die *Rufuschronik* (St. Chr. XXVI, 177) ist Kompilation von 1105—1430; (Hdschr. Kopenhagen). Der Verfasser ist unbekannt, der Name Rufus von einem Rektor des Lübecker Gymnasiums, Bangert († 1664) erfunden und seit Grautoffs Ausgabe der Lübecker Chroniken (1829) auf Bangerts Autorität hin üblich. (St. Chr. XXVI, 181).

Die Chronik zerfällt in

Teil I	Teil II
a) 1105—1395 und ist 1105—1349 Auszug der Stadeschr.; 1349—1395 aus Detmar entnommen.	1395—1430, ist eine deutsche Bearbeitung von Korner, Chr. nov. Rec. C.

In *Holstein* war Adam von Bremen und besonders Helmold nebst Arnold bisher unser einziger Führer. Eine

eigene Geschichtschreibung entwickelt sich erst sehr spät und knüpft in dem Presbyter der Diöcese Bremen als *Chron. Holsatiae*[292]) mit Bewusstsein an Helmolds Werk an, welches fortgesetzt werden soll (Kap. 15). Wer dieser Continuator, so nennt man ihn wohl, gewesen ist, kann nicht bestimmt werden; sein Werk läuft bis 1428, ist aber erst 1448 geschrieben, da sich bis dahin Verweisungen finden (Kap. 15. 30). Der Verfasser beginnt mit Adam und führt seine Chronik in den ersten 14 Kapiteln, die grösstenteils wertlos sind, bis zur Herrschaft der Schauenburger Grafen (1138), um dann in ganz verschiedener Schreibart bis auf seine Zeit zu gelangen. Dieser Wechsel ist früher auf zwei Verfasser gedeutet worden. Lappenberg aber möchte ihn dem Umstande zuschreiben, dass der Chronist „für den ersten Teil lateinisch aufgezeichnete Bücher benutzte, nachschrieb und auch im Anfange seiner Darstellung vielleicht mehr Sorgfalt zuwandte, was sich noch in den früheren Kapiteln des zweiten Teiles zu erkennen giebt.“ Jedenfalls ist unser Presbyter ein „Muster deutscher Barbarei im Lateinschreiben“ und hat für den Geist der Sprache kein Gefühl, was sich neben den Ungeheuerlichkeiten in der Wortbildung und Syntax besonders auch in der Stilistik zeigt, die ganz niederdeutsch ist.

Als geschichtliche Quelle sind die letzten 33 Kapitel anzusehen, besonders die Teile, welche das fünfzehnte Jahrhundert behandeln. Die seit dem Auftreten der jüngeren Schauenburger Linien (1261) entstehenden genealogischen Beziehungen sind auch dem Chronisten nicht ganz klar, so dass Lappenberg überall die Richtigstellung durchführen musste; aber auch die auf urkundlicher Grundlage beruhenden sonstigen Nachrichten sind teilweise ungenau; die Sage findet sich überall. Dennoch ist der Presbyter im 14. Jahrhundert unser einziger Führer und deshalb sein Wert gross, darf aber nicht, wie es früher geschah, überschätzt werden.

zumal er als Holsteiner den Dithmarschen nicht wohlgesinnt ist.

Die *Chronik der nortelvischen Sassen,*[293]) der Dithmarschen, Stormarn und Holsten, also der drei wichtigsten Gaue Holsteins, ist handschriftlich so verworren überliefert, dass Lappenberg die Frage untersuchen musste, ob nicht mehrere Verfasser daran gearbeitet hätten. Trotzdem aber die Teile chronologisch ohne Zusammenhang sind, scheint es, dass der unbekannte Chronist, in welchem der Herausgeber einen Rechtsgelehrten vermutet, die letzten Teile seines Werkes zuerst verfasste, ein allerdings selteneres Verfahren. Auch ist als sicher anzunehmen, dass wegen mancher Einschaltungen eine spätere Ueberarbeitung stattgefunden hat und Zusätze gemacht sind. Neben Helmold und Adam wurden die Ann. Ryenses und Hamburgenses, die Sächsische Weltchronik benutzt; auch kennt der Verfasser, welcher Ende des 15. Jahrhunderts (1483) sein Werk vollendete, Detmar und Korner, so dass die Chronik in Hamburg oder Lübeck geschrieben zu sein scheint; erstere Stadt tritt besonders hervor. Als Quelle ist das Werk nicht bedeutend, da der Chronist seit 1433, wo er begehrenswert wäre, nur weniges und dieses „lückenhaft und verworren, wie aus mangelhafter Erinnerung,“ berichtet; als Sprachdenkmal aber tritt es zu Detmar und Korner ergänzend hinzu. Auch wurde es volkstümlich und ist von den späteren holsteinischen Geschichtschreibern viel benutzt.

Die Geschichtschreibung Mecklenburgs, namentlich der beiden Hansestädte Wismar und Rostock, sowie des Cisterzienserklosters Doberan ist teilweise verloren, grösstenteils ohne weiteres Interesse, jedenfalls aber nicht so ergiebig, wie man annehmen sollte; ausser Hinrik von Balsee und Peter Lindeberg ist für uns nicht mal ein Name bemerkenswert. Das kommt daher, weil das Land abseits der

grossen Heerstrasse lag und erst spät dem Christentume wie der Kultur erschlossen wurde.

Nur ein Werk erfordert eine kurze Betrachtung, die *Reimchronik*[294]) des Ernst von Kirchberg, welche von Karl dem Grossen bis 1337 reicht. Die Frage, ob der Reimchronist auch Mecklenburger sei, hat bei Mangel direkten Gegenbeweises lange offengestanden, bis endlich Schirrmacher die Ansicht von Lorenz, Kirchberg sei Thüringer, urkundlich und heraldisch sehr wahrscheinlich machte. Die Heirat Herzog Albrechts mit einer thüringischen Fürstentochter, welcher die mit kostbaren Miniaturbildern geschmückte Chronik geschenkt werden sollte, hat die Abfassung der Chronik veranlasst.

Der erste Teil (—Kap. 110) ist nur eine Uebersetzung Helmolds, welcher ja die Schicksale des Wendenlandes am eingehendsten behandelt: in weiteren 85 Kapiteln führt die Darstellung an Hand von Arnold, der Sächsischen Weltchronik, Mecklenburger Quellen, so der *Doberaner Herzogs-Genealogie*, (— um 1400), endlich im letzten Drittel auf Grund mündlicher Berichte bis 1337, hat also das Leben des Herzogs Albrecht II. selbst nicht behandelt. Das Werk ist im allgemeinen ohne grösseren Wert, da Kirchberg seine Vorlagen ohne genügendes sprachliches Verständnis teils fehlerhaft übersetzte, teils mit Zusätzen versah, deren Echtheit nicht festzustellen ist. Von manchen behauptet Lorenz, dass sie im Doberaner Refektorium ersonnen und dem Dichter stückweise mitgeteilt wurden. Als Dichter können wir Kirchberg höher schätzen und seine Art zu erzählen und ungefähr 25000 Verse in nicht allzu grosser Trockenheit zu schmieden anerkennen. Später ist die Lebensbeschreibung des Herzogs Albrecht II. von Nikolaus Marschalk Thurius († 1525) als *Carmen rhythmicum*[295]) weitergeführt und das Ganze von B. Latomus in seiner fabelhaften und doch so verdienstlichen Genealogie verwertet.

———

Die Geschichtschreibung Pommerns und Stralsunds vor 1500 ist teilweise verloren und im allgemeinen dürftig. Als gewiss darf man annehmen, dass es eine *Sundische Chronik*[296]) des 15. Jahrhunderts gab, welche in Stralsund entstand; ihre Reste finden sich in den Auszügen, welche Geschichtschreiber der Reformationszeit, Joh. Berckmann, Joh. Busch und Nic. Storch ihren Chroniken einverleibt haben. Aus Stettin besitzen wir nur die für die Jakobikirche wichtige, aber dürftige Stettinische oder *Jacobäische Chronik*,[297]) welche Prior Theodorich Ende des Jahrhunderts herstellte; sie reicht im Druck von 1187—1487. In Greifswald endlich liess der Rat den Erbfolgekrieg auf Rügen 1326 in der *Descriptio Gryphiswaldensis*[298]) aufzeichnen, um das Verhalten der Stadt zu rechtfertigen, welche im Bunde mit Stralsund gegen Mecklenburg den Uebergang der Insel an Pommern erzwang.

Für die Stellung des hinterpommerschen Bistums Camin, ob zu Gnesen gehörig oder direkt unter Rom stehend, ist das *Protocollum* oder die *Notula satis notabilis*[299]) des Bruders Angelus, Lektors des Augustinerstiftes in Stargard wichtig, insofern die Zugehörigkeit zu Gnesen bestritten und die Selbständigkeit bewiesen wird. Der Verfasser geht natürlich auf die älteren Zeiten zurück, so dass die Denkschrift als antipolnisches Stimmungsbild im Jahre 1345 nicht unwichtig erscheint, als Quelle indessen nur mit Vorsicht zu gebrauchen ist. Dem Bruder Angelus mangeln die Grundzüge geschichtlicher Kritik, indem er nicht den Urkunden, sondern chronikalischen Aufzeichnungen, so Helmold und der Vita Ottos von Bamberg, des Apostels der Pommern, den grössten Wert beimisst (Haag). Aber der Verfasser ist kein ungeschickter Anwalt seiner nationalen Sache; man wünscht, alle mittelalterlichen Mönche hätten so gut deutsche Gesinnung gehabt.

XVIII. Preussen. [Danzig. Livland.]

Preussen. Im Jahre 1226 übertrug Friedrich II. den deutschen Rittern, welche sich ursprünglich der Pflege deutscher Pilger in Jerusalem gewidmet und nach einer neuen Organisation auch die Bekämpfung der Heiden übernommen hatten, das Kulmer Land und Preussen als unabhängiges Lehen. Damit beginnt der schreckliche Kreuzzug, in welchem die heidnischen Preussen und Litthauer entweder christianisiert oder ausgerottet, aber dem Mutterlande Deutschland neue Gebiete erworben wurden, deren politische Bedeutung erst heute zur Geltung gekommen ist. Ohne das Schwert des Ordens und besonders die friedliche Arbeit der nachgezogenen deutschen Kolonisten würde Deutschland heute an der Oder die östliche Grenze finden.

Mit Recht rühmt Lorenz die Herausgabe der Scriptores rerum Prussicarum durch Hirsch, Töppen und Strehlke als eine hervorragende Leistung. Wer sich heute einen Ueberblick über die Geschichtschreibung des Deutschordenslandes bis zum Untergange der Ordensherrschaft (1525) verschaffen will, findet in diesen fünf Bänden alle Quellen in kritischer Sichtung, besonders aber in vortrefflichen Einleitungen und eingehenden Anmerkungen den Stoff für die Bedürfnisse des Gelehrten oder des gebildeten Laien mustergültig verarbeitet.

Geschichtschreibung bis 1400.

Die Eroberung des Landes behandelt ein *Bericht*,[300]) welcher Hermann von Salza, dem Hochmeister des Ordens, zugeschrieben wird, aber schon deshalb nicht von diesem verfasst sein kann, da die Nachrichten bis 1246 laufen, der angebliche Verfasser aber schon 1239 starb; auch hat Strehlke die Benutzung des Chronisten Dusburg festgestellt, der im 14. Jahrhundert lebte. Anderseits hat der Bericht viele alte Nachrichten neben Dusburg, so dass er auch auf dessen Quelle zurückgegangen sein muss; das geschah aber nicht direkt, sondern ein unbekannter Verfasser brachte den Inhalt einer verlorenen Reimchronik in den prosaischen Auszug, welcher uns vorliegt und sich durch nüchterne, einfache Sprache empfiehlt.

Die älteste Quelle ist ein *Bericht über die Urgeschichte des Ordens*[301]) von dem Zeitpunkte ab, wo Lübecker und Bremer Kaufleute in Akkon ein Krankenhaus für deutsche Pilger stifteten; dieser Vorgang führte zur Gründung des Ordens selbst, dessen Schicksale bis 1256 (1278), bis zur Unterwerfung Preussens, erzählt werden. Enthalten ist dieser höchst wertvolle Bericht in der sog. Aelteren Chronik von Oliva bei Danzig, sowie bei Dusburg. Die Vergleichung dieser beiden Quellen hat gezeigt, dass sie von einander unabhängig sind, also sich einer verlorenen Vorlage bedienten. Der Bericht bringt im Ganzen 31 geschichtliche Thatsachen, besonders über die Gründung des Ordens, die er allein von allen Quellen auf das Krankenhaus in Akkon zurückführt, während die späteren Berichte sie durch päpstliche Bulle geschehen lassen; in einfachen und kräftigen Zügen gleitet dann die Darstellung bis zur Christianisierung des Landes. Der Schluss scheint darauf zu deuten, dass der Bericht sofort nach 1256 abgefasst ist, weil er über den Abfall der Preussen 1261 in keiner Weise unterrichtet ist (Hirsch). Der Ver-

fasser ist unbekannt, gehörte aber weder dem Orden, noch dem Kloster Oliva an.

Die schon erwähnte *Aeltere Chronik von Oliva*[302]) berichtet von der Gründung des Klosters (1170) bis 1350 und ist „von einem einfachen, in der Kunst der Darstellung wenig geübten, aber verständigen und besonnenen Manne“ geschrieben, in welchem Lorenz den Prior Gerhard von Braunswalde vermutet: jedenfalls lässt eine Stelle der Chronik darauf schliessen, dass der Verfasser ein höheres Amt verwaltete. Die Darstellung berücksichtigt im Anfange das Kloster allein, später auch den Orden, wobei wieder manche Nachrichten mit Dusburg übereinstimmen, so dass man diesen als Quelle erklärte, während Hirsch wieder eine ältere Quelle annimmt, der sich beide Werke bedienten. Anderseits sind Urkunden, Aufzeichnungen des Klosters, ja sogar Inschriften benutzt, so dass die Chronik grossen Wert besitzt.

Peter von Dusburg. Sein *Chron. Terrae Prussiae*[303]) umfasst die Geschichte des Ordens bis 1326 und zerfällt in vier Teile: Die Gründung, die Berufung, die Kämpfe des Ordens, endlich nach Ptolemaeus von Lukka und Martinus Polonus Bemerkungen (De incidentibus) aus der allgemeinen Geschichte von 1190 bis 1325. In der Thorner Handschrift ist eine *Fortsetzung* bis 1435 angefügt, deren erste 20 Kapitel (—1330) noch von Peter herrühren; den Rest fügte der Kulmer Ratschreiber Konrad Bitschin hinzu, ohne Dusburg nur annähernd zu erreichen. Als Quellen benutzte dieser die erwähnte verlorene Chronik, eine Schrift De primordiis ordinis Theutonici, die livländische Reimchronik, Ordensstatuten, Urkunden, fremde Mitteilungen und eigene Anschauung in der Weise, dass der Umfang der Darstellung gegen Ende wächst und chronologisch sicherer wird. Jedenfalls ist der Chronist als Quelle unentbehrlich: er schöpfte eben aus dem Vollen und konnte dem Hochmeister Werner von Orseln das Werk mit gutem Gewissen überreichen.

Dasselbe ist aber nur Kriegsgeschichte; „von der Verwaltung des Landes, seiner Kolonisation, von den Städten und ihrem überseeischen Verkehr, von den Streitigkeiten der Ritter mit der Geistlichkeit, von ihren Verbindungen und Fehden mit den polnischen Fürsten, genug, von ihrer inneren und äusseren Politik spricht es nicht. Dusburg giebt höchstens spärliche Andeutungen über diese Dinge, sofern sie auf den Heidenkampf unmittelbaren Einfluss haben. So erwähnt er (III, 30) der deutschen Ansiedler in Preussen nur, um die Not zu schildern, die sie für den Namen Christi erduldeten, der Behandlung, welche den besiegten Preussen widerfuhr (III. 220), nur, weil sie von ihrer Fügsamkeit oder Hartnäckigkeit gegen den christlichen Glauben abhing, des Krieges gegen die Stadt Riga nur, weil diese den heidnischen König Witen zu Hülfe rief und mit ihm zugleich besiegt wurde (III, 269); von dem Angriff auf Polen zu sprechen, entschliesst sich Dusburg nur, nachdem er die Verpflichtung des Ordens zu demselben aus der Bibel nachgewiesen hat, während er andere wichtige Kämpfe, so mit den Erzbischöfen von Riga gar nicht berührt."

Bezeichnend für die Auffassung des Kampfes ist das dritte Buch: die sich wiederholenden Aufstände der Preussen (von Kap. 31 ab) sind dem Chronisten nicht rebelliones, sondern apostasiae, also Abfall vom Glauben. Dieser Standpunkt, ins Kleinste durchgeführt, muss für die Würdigung des Werkes in erster Linie beachtet werden. Wir würden es Dusburg nicht verargen, wenn er sich über den Vernichtungskampf freute und ihn als Erweiterung der christlichen Herrschaft begrüsste, aber er stösst uns ab durch die Kälte, womit die Leiden des verhassten Stammes erzählt werden. Auch für ihn giebt es nur Unterwerfung, und wenn sich die Preussen gegen dieses Beginnen wehren, so sind sie Kinder des Teufels. Die Berechtigung einer Gegenwehr verleiht er ihnen in keiner Weise; es ist gleichgültig, mit welchen

Mitteln der Widerstand gebrochen wird. Wie einst Karl die Sachsen bekehrte, dasselbe geschah an den Preussen; hatten sich die Türken die christliche Herrschaft nicht gefallen lassen und Syrien zurückerobert, das Preussenland war jetzt das Ziel dieser Christianisierung mit Blut und Feuer geworden. Der Kreuzzug gegen die Preussen ist vom menschlichen Standpunkte aus wegen der unerhörten Grausamkeit zu verurteilen, das Buch des Chronisten liefert zu dieser Beurteilung die Berechtigung, wenn wir es als geschichtliche Quelle auch hochschätzen müssen.

Vielleicht empfand der Ordenskaplan Nikolaus von Jeroschin etwas Aehnliches, als er 1341 eine Uebersetzung desselben in Reimen lieferte, die *Kronike von Pruzinlant*,[304]) fast 28000 Verse, welche sich sogar in der Kapiteleinteilung an Dusburg anlehnt. Da der geschichtliche Wert der Kronike durch die Vorlage bedingt wird, bleibt nur der sprachliche; dieser aber ist selbstverständlich sehr hoch. Eigentümlich jedoch sind Jeroschins viele Einschaltungen über altpreussische Sitten und Gebräuche, so „von den abgotin und von dem ungeloubin unde sittin der Pruzin“; köstlich die Erzählung „von zweier wibe krigin um einen man.“ Eine Auswahl solcher hübscher Dinge hat Pfeiffer dem wissbegierigen Laien zur Verfügung gestellt.

Merkwürdiger Weise fand ein dritter, unbekannter Ordensgeistlicher die Zeit, das Reimwerk Jeroschins wieder ins Latein zu übersetzen; die ungedruckte Handschrift dieser wertlosen *Cronica vetus* liegt in Königsberg.

Anders verhält es sich mit der *Reimchronik*[305]) des Wigand von Marburg, welcher am Grossmeisterhofe Herold war; solche Herolde wurden zu diplomatischen Sendungen, bei ritterlichen Spielen verwandt, kurz zur rittermässigen Ausrüstung eines damaligen Hofes für nötig erachtet. Ob Marienburg oder Marburg der Geburtsort des Chronisten war, ist unbestimmt. Von seiner Reimchronik sind uns indessen nur

neun Bruchstücke erhalten; dagegen wurde sie 1464 auf Wunsch des polnischen Geschichtschreibers Dlugósz von einem Unbekannten, der nach eigener Angabe in Hofgeismar (Hessen) geboren war, ins Lateinische übertragen und diese Uebersetzung, *Cronica nova Prutenica*, wie die deutsche Vorlage von dem polnischen Geschichtschreiber stark benutzt. Für die Beurteilung Wigands sind wir weiter angewiesen auf die Auszüge des Danziger Geschichtschreibers Bornbach († 1597) sowie endlich die in der Preussischen Chronik von Schütz († 1592) erhaltenen Proben. Die uns ganz erhaltene lateinische Uebersetzung ist daher bei dem Verluste der deutschen Reimchronik Wigands natürlich von grösster Wichtigkeit, wenngleich die Arbeit an sich die bescheidensten Ansprüche nicht erfüllt; freilich wurde sie auch in 22 Tagen angefertigt. Hirsch giebt uns Proben des „barbarischen Lateins, von den zahllosen Fehlern gegen Flexion und Syntax, von den geradezu himmelschreienden Germanismen und dem geringen Bildungsgrad des „nachlässigen Sünders aus Geismar“, wie sich der Uebersetzer in richtiger Selbsterkenntnis nennt. Wigands Werk schliesst sich nach den Untersuchungen von Hirsch nicht an Dusburg, mit dem es noch 30 Jahre parallel läuft, sondern an die oben erwähnte älteste Preussische Chronik, deren Reste in der Chronik von Oliva enthalten sind. Es behandelt die Zeit von 1293 bis 1393, also genau 100 Jahre, die Blütezeit des Ordens, der die durch Kämpfe gewonnene Herrschaft in Preussen innerlich zu befestigen und auszubreiten strebt; es ist die Zeit Winrichs von Kniprode, des Vertreters der besten Ordenszeit.

Auch Wigand erzählt Kriegsgeschichte, in erster Linie „Einzelheiten in den Kriegsereignissen, Schlachten und Belagerungen, die dabei angewandten Kriegsmittel, die Zahl und Farbe der Kriegsfahnen und die um das Recht, die St. Georgsfahne zu tragen vorgefallenen Streitigkeiten“. Dabei ist er von so unermüdlicher Breite, dass seinem Aus-

schreiber Caspar Schütz zu 1378 der Geduldsfaden reisst und die weitere Benutzung unterbleibt; das sei verdriesslich „zu lesen und zu hören, das fast immer einerlei ding aufs new widderholet wurde.“

Entsprechend seinem Amte als Herold betont Wigand die ritterliche Seite der Kämpfe. Ist das Werk Dusburgs wegen seiner Reflexionen über die göttliche Weisheit und Gnade als eine Art Erbauungsbuch bezeichnet worden, so fehlen solche Ergüsse bei Wigand, der auch dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren lässt und (Kap. 106) dessen Grossmut lobt. Ueber die Art dieses ewigen kleinen Krieges zwischen dem Orden und Litthauen fällt der Chronist 1382 ein treffendes Urteil: statt zu wachen und kämpfen, Dörfer zu verwüsten, Männer und Frauen totzuschlagen, hätte man wegen Regenwetters traurig zu Hause bleiben müssen. Gegen die Litthauer befand man sich eben stets auf Vorposten; diese jährlichen reysae, wie man sie nannte, hielten das Blut frisch und machten das Ordenskleid begehrenswert.

Ein sehr interessantes Werkchen ist die *Epitome gestorum Prussiae*[306], des sog. Kanonikus von Samland, der bis 1338 geschrieben haben muss. Die Chronik zerfällt in neun Teile, aus denen wir die Reihe der Hochmeister, Landmeister, Kämpfe des Ordens in Preussen, in Livland, Geschichte von Preussen und Deutschland, des Bistums Samland herausheben. Ob es als Hülfsbuch für Geschichte in den preussischen Schulen diente, lässt sich nicht feststellen; heute noch ist es durch die Masse von Angaben und chronologischen Bestimmungen ausserordentlich wertvoll. An Quellen benutzte der Kanonikus merkwürdiger Weise Hermann von Reichenau, Melker und Salzburger, Admunter und Klosterneuburger Jahrbücher, die sich also sogar zur fernen Ostsee verirrt hatten, sowie für livländische Geschichte die *Kleine Dünamünder Chronik*[307]) oder eine beiden gemeinsame Vorlage (Töppen).

An letzter Stelle erwähnen wir eine Quelle von grosser Bedeutung, welche auch sofort zwei anderen Geschichtschreibern als Unterlage diente; wir meinen den Thorner Annalist. Derselbe ist ein unbekannter Mönch des 1239 gegründeten Franziskanerklosters, welcher die 941 beginnenden Klosteraufzeichnungen aufgriff, aus anderen Quellen erweiterte und von 1360 ab an Hand von privaten Berichten, amtlichen Papieren und aus Mittheilungen hochstehender Personen bis 1410 fortführte, *Franciscani Thorunensis Ann. Prussici.*[308]) Das Werk zeigt eine sorgsame Handhabung der Chronologie und eine patriotische Haltung, die besonders in dem Verhältnis zu den Polen zum Ausdruck kommt.

Die lebhafte Verbindung der Franziskanerklöster lässt es wahrscheinlich erscheinen, dass der Lübecker Detmar, als er 1385 vom Rate zur Fortführung der Stadeschronik Hermann Rodes aufgefordert wurde, auf direktes Ersuchen diese Thorner Jahrbücher in einer bis 1385 reichenden Handschrift erhielt; von 1251 bis dahin nämlich ist die Benutzung durch Detmar von Koppmann nachgewiesen. Seine Handschrift hatte aber reichere Fassung, als die uns erhaltene, wurde indessen von Detmar in nachlässiger Weite benutzt (Strehlke).

Johann von Posilge († 1405), Pfarrer in Deutsch-Eylau und Ladekopp, später Official (Richter) der Ordensprovinz Pomesanien, schrieb eine *Chronik des Landes Preussen*[309]) in lateinischer Sprache, welche 1360 beginnt, aber in dieser ursprünglichen Fassung verloren ist. Diese wurde sofort nach seinem Tode ins Deutsche übersetzt und von mehreren unbekannten Fortsetzern bis 1419 weitergeführt. Es ist heute noch nicht entschieden, wann Johann von Posilge endete (1402?) und ob die Fortsetzung in lateinischer oder deutscher Sprache erfolgte; die erhaltenen Handschriften zeigen nur deutsche Fassung. Die Hauptmasse

des Werkes wurde nach den Untersuchungen von Strehlke von dem Official Johann verfasst, in welchem wir einen der besten Chronisten Preussens feststellen können. Schon sein Amt brachte ihn in Beziehung zu Männern, die gute Nachrichten geben konnten; auch schriftliche Quellen lagen ihm vor, und Strehlke hat festgestellt, dass der Thorner Annalist bis 1393 von ihm benutzt wurde, in der Weise, dass Johann meistens kürzt, häufig wörtlich ausschreibt oder auch ergänzt. Jedenfalls ist seine Chronik wertvoll und verdient keineswegs, dass wir sie nur in der Uebersetzung kennen. Die Ausgabe von Strehlke ist besonders dankenswert, weil sie die Beziehungen der drei letzten Werke zu einander durch Paralleldruck scharf hervortreten lässt.

Die Hochmeisterchroniken (15. Jahrhundert).

Das Bedürfnis nach einer zusammenfassenden Ordensgeschichte tritt im 15. Jahrhundert zu Tage; man sammelt den zerstreuten Stoff und bietet ihn in volkstümlicher Sprache, nach Hochmeistern geordnet dar. Diese neue Richtung, welche der auch im Orden zum Durchbruch gelangten Auffassung der Hochmeister als Landesherren Rechnung trägt, finden wir zum ersten Male in Chroniken ausgeprägt, welche als Hochmeisterchroniken eine glückliche Bezeichnung durch die Herausgeber der SS. r. Pruss. erhalten haben.

Die sog. *Aeltere Hochmeisterchronik*,[310]) früher auch Cronica Prutenorum, alte preussische Chronik, Zamehlsche Chronik genannt, bietet den ganzen Stoff bis 1433, indem Töppen bewies, dass dieses Jahr das Endjahr wäre, nicht 1390, wo nur eine der ungefähr 20 Handschriften abbricht. Die grosse Zahl derselben, die Thatsache, dass man Fortsetzungen bis 1455, ja bis 1497 an das Hauptwerk anschloss, beweist die Beliebtheit der Chronik, welche in geschickter Weise den ganzen Stoff vereinigte, aber für die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts auch die mündliche Ueberlieferung zu

Rate zog. Geschichtlichen Wert haben, wie wir noch sehen werden, nur die Fortsetzungen, besonders die erste bis 1455. Das Hauptwerk selbst ist eine Kompilation, deren Quellen offenliegen.

Die *Jüngere Hochmeisterchronik*[311]) ist nach den Untersuchungen von Töppen und Hirsch wahrscheinlich in Utrecht entstanden, aber in Livland und Preussen überarbeitet, sodass wir drei Handschriftengruppen haben. Der Verfasser war „gemäss dem stark theologisierenden Inhalte“ seines Werkes ein geistlicher Ordensbruder, der aber das Stammland des Ordens wohl nie gesehen hat, da er über eine recht mangelhafte Kenntnis desselben verfügt. Auch als Quelle für Ordensgeschichte ist die jüngere Chronik noch weniger wertvoll, als ihre ältere Schwester; sie kann in keiner Beziehung für die Zeit vor 1450 herangezogen werden und muss den Vergleich mit anderen Quellen erst bestehen, ehe sie Glauben verdient. „Allerdings ist ihr eine positive Bedeutung darin zuzusprechen, dass man aus ihr die Anschauungen kennen lernt, welche die Deutschordenswelt am Ende des 15. Jahrhunderts über ihre Vorzeit hegte, sowie der Parteiansicht, welche sich in den rheinischen Balleien über den Ursprung und den Gang des dreizehnjährigen Städtekrieges verbreitet hatte.“

Untergang des Ordens.

Schriften für den Orden. Der Bürgerkrieg von 1453—1466, welcher das zerrüttete Land in die Hände der Polen lieferte und in eine Wüste verwandelte, hat von den beteiligten Parteien eine umfangreiche Litteratur hervorgerufen. Dazu gehört die *erste Fortsetzung der älteren Hochmeisterchronik* (1433—1455), d. h. die auf den Kampf bezüglichen Teile, sowie die *Nachrichten der jüngeren Hochmeisterchronik* in Kap. 413—466, welche aber oberflächlich und besonders parteiisch sind. Hirsch meint, dass dieser Teil der Chronik

auf einem eigens angefertigten politischen Pamphlet beruhe, welches unversehrt in der Chronik erhalten sei.

Eine dankenswerte Schrift, die *Hist. de ordine Theutonicorum cruciferorum*[312]) hat uns Laurentius Blumenau, diplomatischer Agent des deutschen Ordens, hinterlassen. Dieser entwickelte bei den infolge der drohenden Haltung der Städte geführten Verhandlungen eine lebhafte Thätigkeit, ist aber, ohne von irgend einer Seite Dank zu ernten, in Danzig 1484 gestorben. In der Zeit, als Blumenau die Dienste des Ordens verlassen musste, schrieb er das erwähnte Werk und hatte besonders die Jahre 1454—56 im Auge, behandelte aber auch kurz die Geschichte des Ordens. Das Werk ist nicht vollendet und in den älteren Teilen nicht bedeutend, bietet aber von 1435 ab für die von Blumenau selbst gesehenen Ereignisse sehr gute Mitteilungen und Charakteristiken. Dass der Städtebund schlecht weg kommt, ist begreiflich; hatte diesem doch Blumenau die Vernichtung seiner Hoffnungen zu danken.

Die bedeutendste Quelle der letzten Ordenszeit sind die *Geschichten von wegen eines Bundes*[313]) von Landen und Städten wider den Orden . . ., deren Verfasser, ein eifriger Anhänger des Ordens, nicht bekannt ist, aber wohl den Räten des Hochmeisters angehört. Er geht, was uns so sehr erwünscht ist, auf die Urgeschichte dieser Verschwörung der Städte und Ritter gegen den Orden ein und stellt den Verlauf derselben von 1440—1462 dar. Hierbei benutzte der Chronist sein Tagebuch und Akten, so dass sein Werk, obgleich Parteischrift, dennoch als wertvollste und ausführlichste Darstellung dieser traurigen Zeit sich erweist (Töppen).

Die Partei des Städtebundes und der Ritter ermangelte nicht, die Rechtlichkeit ihrer Vereinigung darzulegen und nachzuweisen, dass dieselbe durch die Not des Landes und die Zwietracht des Ordens hervorgerufen sei. Dazu gehört die *Danziger Chronik vom Bunde*,[314]) verfasst von Peter Brambeck, einem Bürger von Danzig, welcher

die Ereignisse von 1438—1466 behandelt. Trotz ihrer Parteilichkeit und einseitig Danziger Auffassung der Verhältnisse ist die Chronik „von hohem Werte, insofern sie von der Stimmung, die in den preussischen Städten während des Kampfes und unmittelbar nach demselben herrschte, einen getreuen Ausdruck wiedergiebt, für deren Wahrheit die dem Chronisten selbst unbekannten, uns überkommenen Protokolle der damaligen Städte- und Ständetage einen sicheren Prüfstein darbieten.“ Auch die von den Hochmeisterchroniken verschwiegene Flucht des Hochmeisters nach Danzig (1440) ist hier allein zu finden.

Unter den Quellen des Berichts nennt der Verfasser eine *Cronica*,[315]) welche sich als Geschichte des dreizehnjährigen Krieges des Danziger Stadtschreibers Joh. Lindau († 1480) herausstellt und die Jahre 1454—1466 behandelt. Jedenfalls war dieser im diplomatischen Dienst der Vaterstadt ergraute Bürger zu seiner Arbeit wohl befähigt. „Sie stellt sich uns zunächst als eine durchaus schmucklose, schlichte, hin und wieder auch flüchtige und strenger Anordnung entbehrende Aufzeichnung derjenigen Ereignisse des Krieges dar, welche unmittelbar zur Kenntnis ihres Verfassers gelangten, also als eine Arbeit dar, welche Lindau nicht auf einmal, sondern zu verschiedenen Zeiten noch während des Krieges vornahm und ausführte.“ Aber der Chronist ist zu sehr Diplomat, als dass er die Streitigkeiten im Bunde berichte und auch Danziger in erster Linie, berücksichtigt deshalb vornehmlich den städtischen Standpunkt und giebt uns eine ins einzelne gehende Darstellung der Verhältnisse, wobei oft die Uebersichtlichkeit verloren geht.

Auch die dritte Partei, die Polen, berichten selbstverständlich über die ihnen so günstigen Wirren. Die *Chronik* des Krakauer Domherrn Johann Dlugósz widmet das dreizehnte Buch dem Kampfe, welcher ihnen Westpreussen auslieferte. So polnisch der Standpunkt des Verfassers, so wertvoll ist sein Werk für diese Zeiten.

Danzig.

Es ist erklärlich, dass Danzig, die Hauptstadt Pomerellens, trotz ihrer Zugehörigkeit zum Deutschen Orden (seit 1310), die Ortsinteressen durch engen Anschluss an die Hansa zu wahren wusste. Auch unter polnischer Herrschaft, sogar bis in dieses Jahrhundert, litt das Gemeinwesen an einer gewissen Doppelstellung, die erst beseitigt wurde, als Preussen die Stadt in Besitz nahm. Danzigs Geschichtschreibung in damaliger Zeit „bildet den eigentlichen Uebergangspunkt von der hanseatischen zu derjenigen des deutschen Ordens“ und nimmt Rücksicht auf Polen, zu dem es in so lebhaften, kaufmännischen Beziehungen stand. Man kann nicht behaupten, dass sie reiche Blüten trieb, und bemerkenswert ist es, dass erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts eine schriftstellerische Thätigkeit erwacht, deren Erzeugnisse weiterhin nicht in ursprünglichem Zustande überliefert wurden, sondern von Hirsch aus Kompilationen des 16. Jahrhunderts ausgeschält werden mussten. Abgesehen von den erwähnten Berichten aus der letzten Ordenszeit nennen wir noch die *Danziger Ordenschronik*[316]) des Heinrich Caper, welcher 1457 in hohem Alter als Ordensritter starb. Das Werkchen ist sehr dürftig und bietet nur für die Zeit von 1410 ab selbständige Nachrichten über die entsetzlichen Schicksale des Danziger Bürgermeisters Konrad Letzkau und seiner Familie. Zugleich begreifen wir den Hass, der sich gegen den Deutschen Orden ansammeln musste; die Bürger wurden eben wie Hunde behandelt.

Wer sich in die Anschauungen eines Danziger Bürgers des 15. und 16. Jahrhunderts versetzen will, lese die *Familienchronik*[317]) des Krämers Jakob Lubbe, welche uns in der Abschrift eines Familiengliedes, namens Martin Gruneweg, erhalten ist. Sie wurde 1465 begonnen und nach längerer Unterbrechung durch Abkömmlinge Lubbes bis 1606 fortgeführt. Jakob Lubbe war kein grosser Geist, aber ein ge-

wissenhafter und gemütlicher Erzähler: wer für Kleinmalerei Verständnis hat, wird seine über 22 Jahre sich erstreckenden Aufzeichnungen mit Genuss lesen, während die Fortsetzer weniger reizen. Alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, kirchliche Zustände, Zunftwesen werden erörtert; das Buch enthält Angaben über Bauten jener Zeit, die Marienkirche und den Artushof, ist also noch heute von nicht geringem Werte.

Von höherem Standpunkte aus führt uns Kaspar Weinreichs *Danziger Chronik*[318]) in das Leben und Treiben der Stadt von 1461 bis 1496. Ihn beschäftigen nicht die kleinen Sorgen des strebsamen Hausvaters, sondern die grossen des vielgereisten Kaufmannes, welcher mit weitem Blicke den Gewinn Danzigs aus den englischen Rosenkriegen berechnet und den Stand des Marktes schätzt. Das Verhältnis Danzigs zu Polen war gleich nach dem Städtekriege ein anderes, die Freiheiten der Stadt dem Könige verhasst, ihre Schätze begehrenswert. Diese Sorgen um die Zukunft drücken den Chronisten trotz des kaufmännischen und politischen Aufschwunges, welchen Danzig in den siebziger Jahren genommen hatte und der sich in den Kunstbauten wie dem regen Leben der Stadt kundthat. Uebrigens schöpfte Weinreich nicht allein aus persönlicher Anschauung, sondern benutzte auch die chronikalischen Aufzeichnungen des Christoph Beyer, von denen sich aber nur Reste erhalten haben. Weinreich ist nach allgemeinem Urteil der beste Vertreter städtischer Chronistik in Danzig, die indessen mit Lübeck nicht verglichen werden kann.

Livländische Chroniken.

Livland ist einige Jahrhunderte mit dem Ordenslande innig verbunden, da der vom Bischof Albert von Riga (1202) gegründete Orden der Schwertbrüder sich 1237 mit dem Deutschen Orden vereinigte und die sog. russischen Ostseeprovinzen eroberte und germanisierte. Die Anstrengungen

sind politisch umsonst gewesen, die Gebiete schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts dem Slaventum verfallen.

Abgesehen von dem *Chron. Lyvoniae*[319]) (—1227) Heinrich des Letten, welches die ältesten Zeiten Livlands, dessen kaufmännische Verbindungen mit den deutschen Ostseestädten behandelt, ist für unsere Zeit die sog. *Livländische Reimchronik*[320]) (—1290) zu bemerken, deren Urheberschaft früher dem Schreiber einer Handschrift, Johann Alnpeke, zugeschrieben, heute nach den Untersuchungen Meyers dunkel ist. Ihr litterarischer Einfluss auf die preussische Geschichtschreibung war insofern nicht unbedeutend, als die Hochmeisterchroniken und der Danziger Geschichtschreiber Bornbach sie benutzten. Der geschichtliche Wert ist für die Zeiten, wo der Verfasser nach mündlicher Ueberlieferung oder Selbsterlebtes berichtet: nicht unbedeutend; die Darstellung macht den Eindruck der Unbefangenheit und Treue, erfolgt aber nicht planmässig und ohne innere Einheit. Eine niederdeutsche poetische Fortsetzung des 14. Jahrhunderts, die *jüngere livländische Reimchronik* ist verloren und nur in der prosaischen Chronik des Bremer Notars Renner erhalten, welche Höhlbaum[321]) entdeckte und herausgab. Die genannten Quellen dienten Hermann von Wartberge in seinem *Chron. Livoniae*.[322]) —1378, als Unterlage und Quelle. Der Verfasser, ein Westfale, diente mehreren Landmeistern Livlands als Kaplan, war bei Verhandlungen des Ordens thätig und daher zu seiner Aufgabe wohl befähigt. In der That stellt sich die Chronik als wichtigste Quelle Livlands im 14. Jahrhundert dar, da Urkunden und Landmeisterverzeichnisse, sowie ein verlorenes annalistisches Werk benutzt sind, dessen Reste noch in anderen Ableitungen vorliegen. Für seine Zeit ist Wartberge selbst Quelle und wohl zu beachten, da seine Erfahrungen und Kenntnisse der später geschriebenen Chronik zur Verfügung standen; nur betont dabei der Chronist sein eigenes Verdienst zu sehr.

XIX. Reichsgeschichte bis 1500.

Die Wiederherstellung des Kaisertums.[323])

Das tragische Ende der Staufer wurde in Italien mehr als in Deutschland empfunden. Hier hatte man sich seit Friedrich II. daran gewöhnt, ohne Centralmacht auszukommen: an deren Stelle war die Fürstenmacht getreten, welche jetzt die lange vorbereitete Landeshoheit durchführte. Indem sich Deutschland auf sich selbst beschränkte, verlor es die weltbeherrschende Stellung, aber niemand kann behaupten, dass diese Zeiten an sich schlechter waren; man gewinnt sogar den Eindruck, dass das materielle Leben sich reicher und üppiger gestaltet. Den Fürsten lag daran, in ihren Gebieten den Wohlstand zu heben, den Beweis zu liefern, dass ihre Herrschaft einen gewissen Ersatz für den Glanz des Kaisertums gewähre. So entwickelt sich in den Landschaften ein reiches, aber kleines Leben, welches zu überblicken und unter einen Gesichtspunkt zu stellen vergeblich ist. Damals, um die Wende des 13. Jahrhunderts, wurde den Deutschen der Partikularismus auch von Rechts wegen in Fleisch und Blut getrieben.

Das dem Wahlkönigtum verbliebene Recht, die durch Aussterben erledigten Reichslehen einzuziehen, führte zu dem Gebrauch, in erster Linie sich selbst zu berücksichtigen und dem Titel die Macht anzugliedern. Daher werden aus den

armen Grafen von Habsburg und Lützelburg mächtige Fürstengeschlechter, ihnen gesellen sich die Wittelsbacher zu, und aus den Kämpfen und Verbindungen dieser mit und gegen einander besteht ein gutes Teil Reichsgeschichte, die in Wahrheit nur im Gesichtswinkel der Landesgeschichte aufgefasst werden muss. Der König war ein Dynast, wie diejenigen, welche ihn wählten: sein Einfluss reichte praktisch nicht über die Pfähle der Landesgrenze.

Von einer Reichsgeschichte kann also vorzugsweise nur die Rede sein, wenn einzelne Könige sich mit der Kaiserkrone schmückten. Aber auch diese Unternehmungen sind in gewisser Beziehung Privatsache: die Römerzüge seit Heinrich VII. werden grösstenteils durch die Mittel der Hausmacht und die Kontributionen in Italien aufgebracht, schlafen also naturgemäss allmählich ein und sind grundverschieden von den Reichskriegen der Staufer und Salier. Auch in diesem Punkte war Deutschland von jedem Enthusiasmus frei geworden und begnügte sich mit dem Bewusstsein, dass theoretisch nur der deutsche König römischer Kaiser werden konnte. Mochte Heinrich VII. seine Stellung noch universal auffassen, hoffte Ludwig der Baier durch die Kaiserkrone den kirchenpolitischen Kampf erfolgreicher zu führen, schon Karl IV. betrachtete die Würde als Zierrat und machte durch die Goldene Bulle das Reich staatsrechtlich zu einem Staatenbunde, in welchem die Reichseinheit nur ein Begriff war.

Italienische Quellen. Unter den Quellen für den Römerzug Heinrichs VII. nehmen die italienischen naturgemäss den ersten Rang ein, da sich an ihn dort die weitesten Hoffnungen auf Frieden und eine neue Zukunft knüpften. Diese Stimmung feierte Dante dichterisch in glühenden Ergüssen, der Geschichtschreiber ging sofort daran, die Ereignisse aufzuschreiben.

An erste Stelle setzt man nicht ohne Berechtigung den Bericht des Bischofs Nikolaus von Butrinto, *Relatio de*

Heinrici Imp. itinere Italico,[324]) welchen derselbe nach des Kaisers Tode an Papst Klemens V. erstattete. Derselbe beginnt Oktober 1310, als Heinrich nach Turin kam, und endet Juli 1313, wo der Bischof im Auftrage des Kaisers sich nach Avignon begab, um für die Aufhebung einer auch den Kaiser bedrohenden Bulle zu wirken. Es ist hier nicht zu untersuchen, ob der Bischof, welcher schon seit Jahren sich bei Heinrich des grössten Vertrauens erfreute, ein Vertrauensmann der Kurie, ihr Spion (Dönniges) war, der den Kaiser zu überwachen hatte, aber in der Relatio sein Verteidiger wurde, oder ob der Bericht gleichsam als Rechtfertigungsschrift zu betrachten ist, dazu bestimmt, die Handlungsweise des toten Herrschers Neapel gegenüber als Gebot der Notwendigkeit zu erklären (Friedensburg) und seine Politik in dem von der Kurie eingeleiteten Processe zu verteidigen (Lorenz). Auch die Glaubwürdigkeit des Berichtes ist in der verschiedensten Weise beurteilt, indem Dönniges und Böhmer denselben verteidigten, Lorenz aber die „Advokatenschrift“ der geschichtlichen Wertschätzung entkleidet. Dieser Richtung folgt auch Mahrenholtz, während Ilgen in gerechter Würdigung des Umstandes, dass Nikolaus nur Selbsterlebtes berichtet und stets seine Wahrhaftigkeit betont, die Relatio zu den wichtigsten Quellen des Römerzuges rechnet. In der That fällt es jedem schwer, einen Bericht, welcher das erzählt, was sein Verfasser sah, nicht für wichtig und wertvoll zu halten, selbst wenn man zugestehen muss, dass derselbe in gewisser Beziehung seine eigene Sache verficht und die von ihm gebilligten Handlungen verteidigt. Lindner hebt mit Recht hervor, dass der Tod Heinrichs VII. den Papst in eine abhängige Stellung zu Neapel und Frankreich brachte; vielleicht war die Verurteilung des toten Kaisers nur eine erzwungene und die Relatio mit ihrer kaiserfreundlichen Haltung gerade der Wunsch des Papstes, welcher aber den veränderten Verhältnissen Rechnung trug. Man mag über den

Zweck des Berichtes verschiedener Meinung sein, jedenfalls ist sein Inhalt im allgemeinen nicht angefochten und hat die Urkundenprobe bestanden (Dönniges). Zudem berührt den Leser angenehm das persönliche Verhältnis zwischen dem Erzähler und seinem Helden, die unbegrenzte Hochachtung des Bischofs zu dem Kaiser, die Liebe des Dieners zum Herrn, dessen lautere Absichten sich wie ein roter Faden durch das Werk ziehen und dessen Schlussworte bilden.

Diese persönlichen Beziehungen des Bischofs bewogen uns, sein Werk an erster Stelle zu betrachten: die zweite gebührt ohne Frage dem Paduaner Albertino Mussato. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die in das Leben des Mannes so tief eingreifende damalige Politik seiner Vaterstadt näher darzulegen, seine Laufbahn an Hand der politischen Ereignisse zu verfolgen, zu sehen, wie der aus dem Hause eines städtischen Ausrufers hervorgegangene Mann sich zum Schreiber, dann Notar und Rechtsanwalt, endlich Politiker und Führer der Mitbürger emporschwang, als Dichter öffentlich gekrönt, als Geschichtschreiber unsterblich wurde, endlich aber arm und verbannt zu Chioggia, 1330, starb.

Wer sich des Gegensatzes zwischen den deutschen und italienischen Chroniken damaliger Zeit bewusst werden will, nehme zu Mussato einen beliebigen Schweinslederband deutscher Herkunft: Italien bleibt das unerreichte Musterland blühender Sprache, leichter Auffassung und doch gründlicher Darstellung. Mussatos Kaisergeschichte, *Hist. Augusta*,[325]) entrollt uns in 16 Büchern das kurze Walten Heinrichs VII. in Italien; einige Kapitel, eine Vorgeschichte und die Königswahl nur führen uns nach Deutschland. Der Inhalt des farbenprächtigen Buches ist erschöpfend und legt die verschlungenen Fäden italienischer Städtepolitik offen. Allgemein wird der Wert der sieben ersten Bücher geschätzt, die bis 1312 reichen: Mussato schöpft aus persönlicher Kenntnis und ist selbst an den Ereignissen beteiligt. Da erfolgte

der Abfall Paduas, seiner Vaterstadt, zu den lombardisch-tuscischen Guelfen; daher arbeitet Mussato nur mehr nach guelfisch gefärbten Berichten. Der Berichterstatter kündigt diesen Wechsel im achten Buche selbst an, beteuert aber seine Gewissenhaftigkeit, womit er eifrig darauf bedacht gewesen wäre, die Wahrheit zu ergründen. Dennoch ist die Quelle der Erzählung stets zu berücksichtigen, wenn auch das persönliche Wohlwollen Mussatos zum Kaiser überall hervortritt. In seiner wie so vieler Italiener Brust wohnten eben zwei Seelen: Anhänglichkeit an das städtische Gemeinwesen, dessen Freiheit durch das neue Imperium bedroht war, und Liebe zum ritterlichen Luxemburger, dessen persönliche Liebenswürdigkeit alle fesselte (Friedensburg).

Die Schreibart Mussatos ist nicht fliessend und leicht verständlich, aber fesselnd; überall feine Beobachtung und treffender Ausdruck der gewonnenen Eindrücke. Seine Charakteristik Heinrichs und der Kaiserin ist von den Geschichtschreibern gern übernommen. Dem Italiener entgeht weder, dass der Unterleib des Kaisers mit der Brust eine Fläche bildet, noch dass die Nase Margarethas nach Frauenart an der Spitze sanft gerötet ist. Dazu tritt die Fülle von Nachrichten aller Art, die Begründung der Thatsachen und ihre innere Verknüpfung, welche teilweise in Form von Reden erfolgt, die frei erfunden sind und antike Bilder nicht verschmähen. Daher „zählt die Kaisergeschichte zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der damaligen Geschichtschreibung. Zwar hat die Erzählung ihre Schwächen, aber in der Gesamtauffassung wird sie von keiner anderen übertroffen.“

Eine weitgehende Benutzung Mussatos findet sich in der *Historia rerum in Italia gestarum*,[326]) des Ferreto von Vicenza (um 1330), welche in 12 Büchern von 1250 bis 1318 reicht. In der Vorrede erklärt Ferreto, dass er sich von der Dichtkunst zur Geschichtschreibung wende, dass er den Spuren des hierzu so befähigten Mussato folgen und

nur die Wahrheit sagen werde. Die drei ersten Bücher sind nach unbekannten Quellen bearbeitet: im vierten und fünften schreibt er die Geschichte Heinrichs VII. aus Mussato (Buch 3—8) ab, ohne seinen Gewährsmann zu nennen: vielleicht hielt er den Hinweis in der Vorrede für genügend. Uebrigens ergänzt er seine Quelle besonders durch Nachrichten über die Einnahme Vicenzas durch den Reichsvikar Cane grande della Scala (1311), den „grossen Hund von der Leiter," wie ein deutscher Chronist den Namen verballhornte, das Zusammentreffen Heinrichs mit Johannes Parricida in Genua (1311), die Ereignisse in Pisa. Heinrichs Kaiserkrönung und Tod, den Ferreto sehr eingehend beschreibt.

Beachtung verdient noch der Mailänder Notar Johannes von Cermenate, weil seine *Geschichte Mailands unter Heinrich VII.*[327]) die besten Aufschlüsse über die Parteiungen in der Stadt giebt und besonders die Person des Guido della Torre zur Zielscheibe seines Spottes und Humors macht, dann aber auch, weil die Anschauungen der Italiener über das Kaisertum und dessen Träger, die Deutschen, von keinem Zeitgenossen so anschaulich geschildert sind. Die Erzählung ist breit angelegt, ergötzt durch Anschaulichkeit und wirkt durch dramatische Gegenüberstellung der Persönlichkeiten: erst später, als der Kaiser sich dem Süden zuwendet, eilt der Berichterstatter rascher über die Ereignisse zum Schluss, dem Tode des Helden.

Der Römerzug Ludwigs von Baiern (1327—1330) ermunterte Männer, welche die Zeiten des Luxemburgers beschrieben hatten, zur Wiederaufnahme der schriftstellerischen Thätigkeit. Vor allen hat Albertino Mussato in seinem *Ludovicus Bavarus*[328]) uns nicht so sehr einen chronologischen Bericht des Zuges, als ein Zeitbild geliefert, welches sich dem Erstlingswerke würdig anreiht. Er ist allerdings wiederum

mehr für die Person des Herrschers, als seine Politik eingenommen und bedauert es, dass Italien von Parteien zerrissen wird; er ist Guelfe und besonders Anhänger Johanns XXII. Der Wert seines Buches beruht in der Zusammenfassung aller der Kräfte, welche damals auf beiden Seiten zur Geltung kamen; „seine Schilderung giebt vor allem den Eindruck wieder, den das Unternehmen des Baiern auf den zeitgenössigen, gereiften, staatsmännisch gebildeten, ehrlichen, aber guelfisch gesinnten Italiener gemacht hat.“ Diese Gesamtauffassung sichert Mussatto bleibenden Wert. Eine Begründung der verwirrten Verhältnisse finden wir in der Charakteristik Ludwigs, deren Schluss lautet: Ludwig war in den Waffen geübt und trat jeder Gefahr kühn entgegen, aber er überlegte nicht genügend im voraus, änderte unschwer seine Entschlüsse und verlor im Unglücke leicht den Kopf.

Ueber beide Kaiser verbreitet sich auch die italienisch geschriebene *Cronaca*[329]) des Florentiner Bankiers Giovanni Villani. Derselbe verweilte im Jubeljahre 1300 in Rom und wurde, wie er erzählt, durch die Denkmale der römischen Vorzeit, die Werke der römischen Dichter und Geschichtschreiber, zur Verherrlichung seiner Vaterstadt Florenz angefeuert, deren Geschichte zuerst nach Quellen, dann eigener Anschauung bis 1348 fortgeführt wird, wo Villani an der Pest starb. Die in zwölf Büchern vorliegende Chronik beschäftigt sich im neunten mit Heinrich VII.; dieser Teil ist erst 15 Jahre nach dem Tode des Kaisers abgefasst, ergänzt aber die Darstellung Mussatos nicht unwesentlich. „Auch sind Villanis Berichte um so wertvoller, als er sichtlich nach Unparteilichkeit strebt. Jederzeit willig, dem Kaiser Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, verschweigt er die Erfolge auf kaiserlicher Seite so wenig wie die Schwächen und Niederlagen der eigenen Partei.“ Dasselbe Urteil über Villani fällt Friedensburg für die Zeit Ludwigs; es muss aber bedeutend einge-

schränkt werden. Bei der Bewertung des Baiern steigert sich der Guelfe zum kirchlichen Fanatiker, entzieht dem Kaiser meistens den Titel und nennt ihn einfach Bavarus, wie auch Johann XXII. in seinen Bullen dem Herrscher nur die Nationalität lässt, so dass Ludwig noch heute als Baier in der Geschichte dasteht. Für Mussato wie Villani gilt Scheffer-Boichorsts Wort: „Der Italiener opfert den Inhalt der Form, ihr schenkt er sein grösstes Interesse. Wie der Autor, so verfährt der Kritiker: der ästhetischen Seite wendet er die Aufmerksamkeit zu.“ So kommt es auch, dass erst ein Deutscher (Scheffer-Boichorst) das Verhältnis Villanis zu seinem Abschreiber Malespini nachwies und ein verlorenes Werk, die Gesta Florentinorum, wenigstens bruchstückweise, besonders aus Villani und Ptolemaeus von Lucca zurückforderte, von ihm endlich der vergötterte Dino Compagni zu einem gewöhnlichen Sterblichen gemacht wurde, wenn auch ein anderer Deutscher (Hegel) bewies, dass Dino nicht aus der geschichtlichen Litteratur Italiens zu streichen ist.

Deutsche Quellen. Die Zahl der erzählenden Quellen für Reichsgeschichte ist gering. Wer sich über solche Dinge belehren will, muss vorzugsweise diejenigen Geschichtschreiber zur Hand nehmen, welche wir in den ersten Teilen behandelten, und von Landschaft zu Landschaft, wo gerade die Kaiser verweilten, die entsprechenden Nachrichten zusammen suchen. Dagegen werden seit Rudolf und besonders Heinrich VII. die Urkunden der päpstlichen und, soweit sie erhalten sind, der kaiserlichen Registratur zahlreicher und für eine Bearbeitung der entsprechenden Zeiten selbstverständlich notwendiger.

Heinrich VII. erhielt die Krone hauptsächlich durch die Bemühungen seines Bruders Balduin, Erzbischofs von Trier: dieser lieh dem Herrscher seine Unterstützung auch für die Romfahrt. Es ist also selbstverständlich, dass die *Vita Balduini*, welche wir schon (pag. 343) besprachen, sich mit

diesem Unternehmen beschäftigt und das zweite Buch zu einer selbständigen Bearbeitung des italienischen Feldzuges wird: hier ist der Kaiser, nicht Balduin, Held des unbekannten Biographen. Die thatsächliche Zuverlässigkeit der Erzählung wird von den Kritikern gebührend hervorgehoben, anderseits nicht verschwiegen, dass man von dem Werke keine strenge Unparteilichkeit erwarten darf (Friedensburg). Auch die Reichhaltigkeit und chronologische Ordnung der Erzählung soll nicht unerwähnt bleiben.

Einer Dresdener Martinushandschrift angehängt sind drei Aufzeichnungen 1) Gesta Adolfi et Alberti, eine Darstellung der Ereignisse von Adolfs Wahl bis zu Albrechts Erhebung, 2) eine Lebensbeschreibung Heinrichs VII., Imperator Heinricus, und 3) drei Gedichte auf Heinrich VII. Weiland nannte diese Stücke einfach *Rheinische Fortsetzung des Martin von Troppau,*[380]) indem das erste nach allgemeiner Annahme in Worms entstanden ist, das zweite und dritte von dem Speierer Notar Jakob von Mainz verfasst sein soll (Wichert). Schulte hat zu dem Leben dieses bisher wenig bekannten Mannes einige wichtige Urkunden beigebracht und ihn bis 1360 nachgewiesen: genau so weit nennt Nauklerus die jetzt verlorene Chronik eines Jacobus de Moguncia als zeitgenössige Quelle, so dass wir diesem Jakob doch, entgegen Lorenz, vielleicht eine historiographische Thätigkeit zuweisen können (Hübner). Diese würde in einer Chronik bestehen, welche von Nauklerus benutzt ist und manche mit Matthias von Neuenburg übereinstimmende Nachrichten enthielt. Ob Jakob die erwähnte Geschichte Heinrichs VII. und die Gedichte verfasst oder nur 1316 für seinen Herrn, Wernher von Bolanden, abgeschrieben hat, ist fraglich, zumal Lorenz nicht ungeschickt behauptet, dass die Vita ein aus Italien an die Mainzer Diözese eingelaufener Bericht sei, der mit den Gesta und den 3 Gedichten von Jakob zu einem Ganzen verbunden und der Martinushand-

schrift angehängt wäre. Inhaltlich sind die beiden prosaischen Darstellungen wichtig, besonders die zweite, welche auch Urkunden verarbeitet hat.

Der Imperator Heinricus berichtet auch die jetzt als irrig erkannte Erzählung von der Vergiftung Heinrichs VII.: der Dominikaner Bernhard von Monte Pulciano soll ihm den todbringenden Kelch gereicht haben. König hat die Quellen auf diesen Punkt hin untersucht und festgestellt, dass ein Teil, die Dominikaner, die Vergiftung leugnet und eifernd bestreitet, der andere, besonders Minoriten und deutsche Quellen, sie schadenfroh oder gläubig verbreitet, der dritte, die Italiener, grösstenteils gar nicht kennt. Heute belächeln wir die durch den unerwarteten Tod entstandene Sagenbildung und besorgen Karbunkelgeschwüre besser, als Heinrich VII.

Ludwig der Baier und die Kurie.[331)]

Streitschriften. Der kirchenpolitische Kampf des 14. Jahrhunderts nimmt eine hervorragende Stelle ein. Die Vorgänger Ludwigs seit den Staufern hatten entweder, wie Rudolf, auf Italien verzichtet oder, wie der Nassauer und Albrecht, sich nicht darum kümmern können oder, wie Heinrich VII., nichts erreicht. Anderseits war durch Innocenz III. und IV., Bonifacius VIII., Klemens V. die Lehre von ihrer Allgewalt über die weltliche Macht erweitert und ausgebaut, indem „vollständige Freiheit der Kirche von jeder Machtbefugnis des Staates, vollständige, blinde Unterwerfung dieses unter den Willen der Kirche“ behauptet und beansprucht wurde. Freilich brachte der zuerst gezwungene, dann freiwillige Aufenthalt zu Avignon (1305—1377) die praktische Bethätigung dieser Theorie zunächst ins Stocken; der Thronstreit zwischen dem Baiern und Habsburger aber erschien Johann XXII. eine gute Gelegenheit, den grossen Schlag zu vollführen und Deutschlands Könige zu Wahl-

fürsten des Papsttums zu machen. Er beanspruchte im wesentlichen die Approbation der deutschen Königswahl und die Regierung des Reiches in bestimmten Fällen. Indem Ludwig diese Forderungen zurückwies und seinerseits zum Angriff überging, entspann sich ein militärischer und litterarischer Feldzug, der ohne die schwächliche Diplomatie des Kaisers glücklich verlaufen wäre, thatsächlich aber eine Quelle unsäglichen Elends geworden ist.

Die publicistische Litteratur lässt sich in drei Gruppen scheiden, ohne dass genaue Trennung möglich wäre; meistens werden die einzelnen Kampffragen verquickt. Die erste Gruppe handelt vom Staate und der Regierung im allgemeinen, die zweite vom römischen Reiche und dessen angeblicher Translatio durch die Päpste an die Deutschen, wie sie in der Bulle Innocenz' III. Venerabilem am schärfsten behauptet ist, die dritte handelt über das Verhältnis der beiden Gewalten. So berühren sich staatliche und kirchliche Dinge, politische und theologische; wir beschränken die Darstellung auf die wichtigsten Schriften und deren Verfasser.

Gemäss den von Thomas von Aquin in dem Werke *De regimine principum*[332]) philosophisch begründeten, durch Ptolemaeus von Lucca weitergeführten, von allen Kurialen in jeder Weise, nach jeder Richtung, staats- und völkerrechtlich ausgebauten Lehrsätzen ist der Papst Herr der Welt, ihm alles unterthan, jeder Fürst sein Diener: die Bulle Unam Sanctam Johanns XXII. enthält den Kern dieser Lehren, welche im 13. und 14. Jahrhundert in mächtigen Folianten verarbeitet wurden. Am folgerichtigsten und schärfsten that es der Dominikaner Augustino Trionfo in seiner *Summa de potestate papae.*[333]) Wurden dessen Sätze praktisch durchgeführt, so gab es neben dem Papsttume überhaupt keine berechtigte Gewalt. Allerdings mussten so viele Legenden als geschichtliche Beweismittel herhalten, um den Unterbau dieser päpstlichen Universalherrschaft festzulegen. Die Fran-

zosen hatten sich praktisch sofort diesen Schlussfolgerungen entzogen und das Papsttum zu Avignon festgehalten: Philipp der Schöne liess aber auch theoretisch die Staatsansprüche entwickeln und bediente sich dabei besonders der scharfen Feder des königlichen Anwalts Peter Dubois.

Anderseits waren schon vor Ludwig in Deutschland und Italien Männer erstanden, welche besonders dem Kaisertume eine gewisse Selbständigkeit zuwiesen: so Dante in seiner berühmten *Monarchia*, besonders in Rücksicht auf Italien, welches der Centralgewalt so sehr bedurfte. Jordanus von Osnabrück schrieb schon um 1285 sein Traktat *Ueber das römische Reich*,[334]) in welchem „der freilich schwächliche Versuch gemacht wurde, der kirchlichen Anschauung entgegenzutreten." Lobenswert aber ist der nationale Standpunkt des Verfassers, welcher den Deutschen das Imperium, dem Papste das Sacerdotium zuweist und besonders den Unterschied zwischen Deutschen und Franzosen hervorhebt: letzteren eigentümlich sei das Studium, wohl in Rücksicht auf die Autorität der Pariser Hochschule. (Vgl. aber Wilhelm.)

Wir übergehen die abstrakten Sätze des Abtes Engelbert von Admunt über die Berechtigung des Universalreiches und wenden uns zu den Streitschriften der Franziskaner. Dieser Orden verfocht von jeher die Ansicht, dass Christus und die Apostel arm, ohne jeden Besitz gewesen seien, dass also die wahre Kirche den Zustand der evangelischen Armut wieder herstellen müsse. Dieser Satz, anfangs von den Päpsten nicht bekämpft und dem Orden zur praktischen Ausübung zugestanden, wurde zuletzt besonders von Johann XXII. verworfen, aber 1322 von dem Ordensgeneral Michael von Cesena, und von dem bedeutendsten Ordensgliede, Wilhelm von Okkam, verteidigt. Beide stellten Ludwig ihre publicistische Thätigkeit zur Verfügung und wurden die gefürchtetsten Gegner des Papsttums auf litterarischem Gebiete. Charakteristisch für den Geist der

spanischen Kirche schon damals ist der Umstand, dass der Minorit Alvaro Pelayo bei aller Anerkennung der kirchlichen Missstände doch die Weltstellung des Papsttums anerkennt und im Gegensatz zu seinen deutschen Ordensbrüdern jede Opposition als ketzerisch erklärt. Den grössten Ruhm, das unbestrittenste Ansehen geniesst aber auch heute der sog. **Defensor pacis**[335]) des Pariser Professors Marsilius aus Padua: dieser kam aus unbekannten Gründen zu Ludwig und überreichte ihm zu München das Werk, welches er in Gemeinschaft mit Johann von Jandun verfertigt hatte. Dasselbe geniesst ein unbestrittenes Ansehen nach Form und Inhalt: denn „schärfer, geistreicher und mit ausgedehnterem Wissen hat niemand die Sache der weltlichen Gewalt gegenüber der kirchlichen geführt.“ In ähnlicher Weise charakterisiert auch der Strassburger Closener das Buch: es bewiese mit redlichen Sprüchen der hl. Schrift, dass der Papst unter dem Kaiser stehe und eine weltliche Herrschaft nicht haben solle. Ein drittes Urteil fällte Klemens VI.: er habe nie einen schlimmeren Ketzer gelesen und 240 häretische Aussprüche aus dem Buche festgestellt.

Man mag über Marsilius denken, wie man will, ob man ihn mit Alexander XXII. als „Bestie“ ansieht oder mit den Reformatoren des 16. Jahrhunderts als ihren Vorläufer, sein Defensor ist das erste Buch, welches das Papsttum grundsätzlich bekämpft und sich auf Mittelwege nicht einlässt. Es zerfällt in drei Teile: der dritte fasst das Ergebnis in 42 Thesen zusammen. Solche sind: Der Staat ist die Quelle aller Gewalt. Auch die Priester und der Papst haben keine weltliche Gewalt und sind dem Staate unterworfen. Der Kirche steht kein Gesetzgebungsrecht zu. Die Kirche hat keine Gerichtsbarkeit. Die Kirche hat kein Eigentum. Die Geistlichen unterliegen für Vergehen dem weltlichen Gerichte. Sie haben keine Steuerfreiheiten. Die Zahl der Geistlichen im Lande ist nach dem Gutbefinden des Staates zu beschränken.

Die Besetzung aller Pfründen im Lande ist Sache des Staates. Es ist Aufgabe des Staates verständige Männer — Kleriker und Laien — zu einem Konzile zu berufen (Friedberg). Das sind die wichtigsten Lehrsätze aus einer ungeheuren Fülle neuer Gedanken auf dem kirchlichen und staatlichen Gebiete. Man sieht sofort: Marsilius hat das Mittelalter überwunden, er ist in Wahrheit geistiger Vater der Staatskirche. Die Wirkung der Schrift war bedeutend: es erschien eine italienische und französische Uebersetzung, nur wir gelehrte Deutsche haben noch heute keine. Auch Ludwig wusste die Geistesgaben des Marsilius nicht zu nützen: der kräftige Anlauf seiner Politik, hervorgerufen durch die Franziskaner und besonders Marsilius, machte bald einem schwächlichen Nachgeben Platz.

Rühriger waren die Wahlfürsten des Reiches, in Rense (1338) erklärten sie sich allein zur Wahl des Königs berechtigt; selbstverständlich erschien dann auch der deutsche Jurist auf dem Plan, um solches rechtlich zu begründen. Lupold von Bebenburg ergreift in „glühendem Eifer für das Vaterland“ die Feder und erörtert die *Jura regni et imperii* [380]) vom geschichtlichen Standpunkte und in langatmigen rechtlichen Abhandlungen. „Er fasst die deutschen Kaiser ohne Einschränkung als Rechtsnachfolger der römischen Imperatoren auf und folgert ihre Befugnisse aus dem Corpus iuris. So gelangt er dazu, für dieses Imperium Machtansprüche zu erheben, welche ihm heutzutage den Namen eines unverbesserlichen Chauvinisten verschaffen würden.“ Leider kamen solche Schriften viel zu spät: dem zertrümmerten Ansehen des Imperators half kein juristisches System mehr. Aber dem damaligen Domherrn und späteren Bischofe von Bamberg († 1363) wollen wir seinen Patriotismus hochhalten, zumal die Deutschen, wie wir sahen, nur geringen Anteil an der publicistischen Thätigkeit dieser Jahre nahmen.

Die Luxemburger.

Durch diplomatisches Geschick hatte Karl IV. das Königtum erlangt und den Baiern kaltgestellt; wie ein Dieb in der Nacht holte er sich nach dem Tode Klemens' VI. sein Kaisertum (1355). Wer sich über die Geschichte dieser einzig dastehenden Romfahrt vom Standpunkte Avignons aus unterrichten will, lese die Aufzeichnungen eines gewissen Johannes, genannt Porta de Annoniaco. Derselbe schrieb im Auftrage des Petrus de Columbario, Bischofs von Ostia und Villetri, welcher auf Befehl Innocenz' VI. die Krönung vollziehen sollte und in Pisa mit dem Könige zusammentraf. Der Bericht erstreckt sich über die gemeinschaftliche Fahrt bis Rom, die Krönung und Rückfahrt bis Kremona, wo Karl seines Hüters frei wurde und über Brixen nach Deutschland eilte. Ohne Frage ist der eingehende Bericht eines Augenzeugen die beste Quelle und wertvolle Ergänzung zeitgenössiger Darstellungen, so des Matteo Villani, welcher die Chronik seines Vaters bis 1363 fortsetzte, so der von zwei Brüdern verfassten *Cortusischen Chronik*,[337]) welche von den Zeiten Friedrichs II. bis 1364 die Geschicke Paduas und Italiens erzählt, so der nicht unwichtigen *Ann. Parmenses maiores.*[338]) Ferner sind die vielen Aktenstücke, welche den Bericht häufig aus den erzählenden Quellen in die Reihe der urkundlichen versetzen, genugsam gewürdigt. Anders steht es mit der Form und dem Geiste des Berichtes; man meint geradezu, dass der schwülstige, oft unverständliche Wortlaut das Misstrauen zwischen Karl und der päpstlichen Gesandtschaft verdecken soll. Mögen langatmige Anreden und Ehrennamen amtlicher Gebrauch sein, die fortwährend und peinlich gehandhabte Titulatur, die von Salbung triefende, den Leser erstickende Breite ist unangenehm.

Karls Bedeutung, von Palacky für Böhmen, von Werunsky, Friedjung, Lindner für das Reich bewiesen, besteht darin,

dass er das Thatsächliche, Erreichbare allein will. Daher die schnelle Flucht aus Italien trotz des Hohnlachens Petrarcas, Villanis und des ganzen Landes, daher aber auch seine Goldene Bulle. Ohne uns über deren Bedeutung hier weiter verbreiten zu dürfen, so war sie doch „das erste und vornehmlichste schriftliche Grundgesetz“ und machte besonders die Königswahl zu einer deutschen Angelegenheit: vom Papste ist in ihr nicht mit einem Worte die Rede, die Kaiserkrönung wurde gesetzlich geradezu Privatsache. Wer möchte solchen Fortschritt verkennen?

Für Wenzel und Rupprecht als Könige Deutschlands liegen erzählende Quellen kaum vor: die Welt beschäftigte sich mit den Hussiten, für welche wir auf die Landesgeschichte Böhmens und Schlesiens, sowie die Geschichte der Konzilien verweisen. Erst Sigismund ist durch Eberhard Windecke in *Kaiser Sigismunds Buch*[339]) behandelt worden.

Der liebenswürdige Memoirenschreiber wurde um 1380 (Holder-Egger) in Mainz von armen Eltern geboren und trieb sich, da sein Vater früh starb, in der Welt umher. Wir finden ihn in rascher Folge zu Worms, in Thüringen, zu Erfurt, Mainz, Eger, er durchwanderte Böhmen, lebte längere Zeit in Paris, dann wieder in Deutschland, kam nach Wien, bereiste den Osten des Reiches und trat infolge der Verwendung eines unbekannten Gönners in die Dienste Sigismunds, bei dem er in den verschiedensten Stellen thätig war. Seit 1420 in Mainz wohnhaft, erhielt er von Sigismund einen Anteil am Rheinzoll, nahm an der Verwaltung der Vaterstadt teil und starb dort 1440 (A. Wyss) als wohlhabender Mann.

Wir übergehen den einstweilen kaum zu schlichtenden Streit, welche Handschrift den Urtext enthält und welche sich als Abschriften oder Auszüge darstellen: hier entscheidet allein die sorgsame Vergleichung, welche weder Mencken noch Altmann angestellt haben. An dem Wesen

des Werkes aber werden neuere Untersuchungen kaum etwas ändern (vgl. Wyss). Windeckes Denkwürdigkeiten sind „keine mit Plan und Absicht geschriebene Chronik, sondern ein grossartiges Sammelwerk und Bilderbuch. Urkundenabschriften, Zeitungsblätter, Pamphlete, Zeitgedichte, kurz der ganze Hausrat eines erfahrenen, aufmerksamen, reisenden Agenten, der sich zur Ruhe gesetzt hat, liegt hier in ungeschicktester Weise redigiert und mit Lebenserinnerungen bei schlechtem Gedächtnisse vermischt vor. Die ganz mechanische Art, wie zuweilen Urkunden und Briefe auseinandergerissen und mit zwei bis drei Ueberschriften versehen sind, lässt schon erkennen, wie ganz äusserlich das eben vorhandene Material zu einer sogenannten Chronik umgewandelt wurde: die treffliche Sammlung, welche Windecke während 46 Jahren angelegt hatte, sollte auf Bitten vieler Herren und Fürsten durch eine in Kapitel geteilte Abschrift allgemeiner zugänglich gemacht werden. Immerhin war das Buch als ein schönes Denkmal der Erinnerung an Kaiser Sigismund gewiss von vielen geschätzt und daher häufig abgeschrieben worden“ (Lorenz).

Dem Werke fehlt jede stoffliche und chronologische Einheit: Wiedecke greift vor oder zurück, je nachdem es der Stoff zu erfordern schien. Die Verwirrung und Anordnung ist derartig, dass man aus den Denkwürdigkeiten kaum ein Bild des vielbewegten Lebens Sigismunds gewinnen kann: aber als Stoffsammler steht Windecke hoch, viele interessante Briefe und Akten hat er allein aufbewahrt. Können wir Aschbachs günstiges Urteil nur mit Einschränkung unterschreiben, so sind Droysens scharfe Worte im allgemeinen unberechtigt. Windeckes Bildung war nicht bedeutend, von der Verpflichtung und Aufgabe eines Geschichtschreibers hatte er keine Ahnung, aber sein Selbstgefühl bewog ihn, die gesammelten Erinnerungen und den ihm zugänglichen Aktenstoff schlecht und recht in seiner Weise zu verwerten.

So entstand das Werk des rührigen, ja unruhigen Mannes, der aus sich selbst alles gemacht hatte; ob dieses Streben ihm den ehrenrührigen Beinamen des Spekulanten (Lorenz) eintragen darf, ist zu bezweifeln. Gerade in den einfachen und, wo er als Augenzeuge schreibt, lebendigen Worten offenbart sich die ungeschminkte und des Pathos entbehrende Wahrheit. Ist dieser Standpunkt der Beurteilung nicht etwa vorzuziehen? Ein Kunstwerk freilich wird das Buch niemals.

Das grosse Schisma.

Lorenz weist auf den Umschwung der Geschichtschreibung an der Wende des 14. und 15. Jahrhunderts hin: „der historischen Betrachtung wurde überall eine Beziehung zu den grossen Tagesfragen gegeben, und es entstand eine eigentümliche Mischung von Geschichts- und Traktaten-Litteratur. Auch den universalhistorischen Darstellungen fehlte dieser besondere Charakter nicht,“ und daher haben wir die publicistischen Traktate wie allgemeine Weltgeschichte des 15. Jahrh. unter dem Gesichtswinkel des grossen Schisma vereinigt.

Publicistik.[40] Gregor XI. war 1376 von Avignon nach Rom zurückgekehrt und hatte das Papsttum dem Drucke des französischen Königtums zu entziehen versucht. Seinem in Rom 1378 gewählten Nachfolger, Urban VI., stellte die französische Minderheit der Kardinäle sofort Klemens VII. entgegen, die erste Phase des grossen Schisma hatte begonnen. Der Anfang desselben ist rein politischer Natur, aber die lange Dauer von über 60 Jahren erklärt sich aus den Versuchen des Kardinalats, Episkopats, der Fürsten, der Gläubigen, kurz aller beteiligten Faktoren, die übermächtige Stellung des Papsttums zu brechen und die Schäden der Kirche zu heilen. Hiermit ist nur hingewiesen auf das, was damals alle ersehnten und hofften, was die ganze Welt bewegte, die Christenheit in drei grossen Konzilien zu Pisa,

Konstanz, Basel zusammenführte, die Staatskunst Eugens IV. verhinderte, die Reformation des 16. Jahrhunderts endlich dem Papsttum im Tridentiner Konzil aufzwang. die reformatio in capite et membris.

Beide Päpste suchten ihre Anerkennung zu erreichen: entscheidend war die Stellung Frankreichs. Dessen König anerkannte natürlich Klemens VII. und zwang die Pariser Universität, Urban VI. wieder fallen zu lassen. Diese Massregel veranlasste zwei deutsche Professoren, Konrad von Gelnhausen und Heinrich Hembuche von Langenstein, die Stätte ihrer bisherigen Wirksamkeit zu verlassen; Konrad starb als erster Kanzler der Heidelberger. Heinrich als Professor der Wiener Hochschule. Der Gedanke, ein allgemeines Konzil zum Richter über das Schisma zu machen, ist von diesen beiden Männern zum ersten Male wissenschaftlich verfochten, von Langenstein in dem Dialog Epistola pacis (1378) und besonders dem *Consilium pacis* (1381 Scheuffgen), von Konrad in der *Epistola concordiae* (1380 Scheuffgen), die teilweise zu trefflichen Untersuchungen über Abstellung der kirchlichen Missstände überhaupt sich gestalten. Die empfohlene Massregel, von Urban VI. in seiner Not schon mal erwogen, dann zurückgewiesen, war neu, ja ketzerisch, aber die allgemeine Bedrängnis und Gewissensnot, welche durch die sich verfluchenden Päpste entstand, liess den Vorschlag als praktischen zur öffentlichen Anerkennung gelangen. Langenstein hat indessen das Konzil noch nicht „zu einem organischen Gliede der Kirchenverfassung gemacht,“ der herrschende Notstand hat eben diese Notstandstheorie, so nennt Hübler die erste Entwickelung der Konzilsfrage, gezeitigt.

Einen gewissen Fortschritt in der Behandlung des Papstes, der sein Amt missbrauche, zeigt Matthaeus von Cracovia aus Pommern, Bischof von Worms († 1410) in dem Traktate *De squaloribus curiae Romanae;* er empfiehlt die Entsetzung

desselben durch das Konzil, welches nach gethaner Arbeit dem Papste die volle Gewalt zurückgiebt. Das Konzil ist ihm also schon ein „Papstribunal für alle Fälle groben Amtsmissbrauches, seine Strafgewalt schliesst die greifendsten Massregeln gegen das kirchliche Oberhaupt ein: Einsperren, Fesseln, Absetzen." So radikal Matthaeus denkt, das Konzil ist auch ihm nur ein Institut ad hoc, eine ausserordentliche Versammlung zur Hebung eines Notstandes.

Die Pariser Universität arbeitete 1394 auf Verlangen des Königs ein Gutachten aus über die Beseitigung des Schisma und empfiehlt die via cessionis, Rücktritt der Päpste, via compromissi, das Schiedsgericht, und die via concilii. Bleibt dennoch einer der schismatischen Päpste, so ist ihm der Gehorsam zu verweigern, sind ihm die Einkünfte zu entziehen. Das ist die sog. Subtraktionstheorie, welche Frankreich nach dem Tode Klemens' VII. (1394) zwei Mal, 1398 und 1408, und auch andere Staaten an dem Papste anwandte. Viel ist gegen und für diese allerdings radikale und auch bedenkliche Massregel geschrieben worden, am gewandtesten vertritt sie Kardinal Zabarella in dem Traktate *De scismate sui temporis*, der aus 3 Arbeiten zusammengesetzt ist, die denselben Gegenstand behandeln, aber zu verschiedener Zeit (1403, 1405–6, 1408 verfasst wurden (Scheuffgen). Gegner der Subtraktions-Theorie ist vor allem der berühmte Jean Charlier aus Gerson († 1429), meist einfach Gerson genannt, der aber in seinem *Trialogus* auch das Konzil empfiehlt.

Da alle Bemühungen der Fürsten und Gelehrten fruchtlos waren, beriefen die Kardinäle 1409 ein Konzil nach Pisa; dasselbe verschlimmerte die Lage, da man es jetzt mit den beiden abgesetzten Päpsten (Gregor XII. (seit 1406), Benedikt XIII. (seit 1394) sowie dem neugewählten Alexander V. und nach dessen Tode 1410 mit seinem Nachfolger Johann XXIII. zu thun hatte. Neben Gerson, der für das Konzil seinen

Traktat *De unitate ecclesiae* schrieb, sind besonders die Traktate *De modis uniendi* und *De difficultaté reformationis* zu erwähnen, welche Lorenz und Lenz dem Deutschen Dietrich von Nieheim zuschrieben, was Erler in seiner Dietrichbiographie leugnet. Der erste Traktat kommt ebenfalls zur Annahme des Konzils, welches (Kap. 14 flgde.) vom Kaiser als Schirmherrn der Kirche berufen werden soll; der zweite betont die Schwierigkeiten der Berufung, falls kein Kaiser vorhanden sei. Geschrieben wurden die Traktate 1410, wo sich Sigismund noch nicht an die Spitze der Konzilpartei hatte stellen können, und verfechten kirchenrechtlich den Grundsatz, dass das Konzil auch mit Lug, Trug, Gewalt, Bestechung, Kerker, Tod die Einheit herstellen darf: denn diese ist die Hauptsache. Daher kann, falls sich der Kaiser weigert, sein Recht der Berufung an die Fürsten, Gläubigen, selbst das geringste alte Weib übergehen. Man sieht, die Verhältnisse waren zur Selbsthilfe reif.

Für das Konstanzer Konzil sind neben den theologischen und diplomatischen Aktenstücken besonders die Traktate Gersons *De potestate ecclesiae* und Peters von Ailly *De potestate ecclesiastica* heranziehen. Nach letzterem ist „die Allgemeinheit der Kirche unfehlbar, das Konzil nur dann, wenn es sich auf die hl. Schrift oder eine vom hl. Geist inspirierte Autorität stützt." Eine Beschränkung der päpstlichen Gewalt ist notwendig und soll durch das Kardinalat vorgenommen werden. Nach Gerson übt der Klerus die kirchliche Gewalt aus und wird dabei vom Konzil überwacht; dasselbe kann sogar den Papst richten und an dessen Stelle die Regierung der Kirche übernehmen. Dagegen darf es den Papat nie aufheben. (Zimmermann). Die fundamentale Gewalt übt die Hierarchie aus: der Klerus. der jeweilige Funktionär der Kirche. ist der wandelbare Vertreter dieser Hierarchie, das Konzil wirkt normativ, regulierend und ergänzend (Hübler), ihm untersteht daher auch der Papst.

Die Hoffnungen der Welt auf das anfangs erfolgreiche Wirken der konziliaren Partei sind nicht in Erfüllung gegangen: trotz der Geistesarbeit gelehrter Theologen wurde nichts Wesentliches geleistet, das Papsttum wusste sich durch dilatorische Behandlung der Angelegenheiten über Wasser zu halten. Die einzige Hoffnung der Reformer blieb das nochmals versprochene Konzil; es wurde von Eugen IV. unter dem Drucke der Hussitennot nach Basel berufen, der Papst selbst blieb in Rom.

Die unendlich verschlungenen Fäden der Politik Sigismunds und Eugens, die Niederlage des Papsttums in Italien, sein Sieg über den Hussitismus, die dadurch erfolgte Spaltung des Konzils, welches in seiner Minderheit zum dritten Schisma überging, der endliche Sieg Eugens und sein für die Reformer tötliches Konkordat mit Friedrich III., das sind die letzten Phasen des grossen Schisma, aus welchem das Papsttum siegreich, die Kirche reif für eine Glaubensspaltung hervorging, an welche die liberalsten Männer vorher niemals gedacht hatten.

Einer der letzten, welche Basel verliessen, war Juan de Segovia (gest. um 1460), ein berühmter Theologe und wahrheitsgetreuer Erzähler, dessen *Historia generalis Synodi Basiliensis* als beste Quelle für die Baseler Zeit gilt. Zimmermann hat die Chronik, „welche ebensosehr Tagebuch wie Archiv ist und sich als reichste Fundgrube der amtlichen Schriften, Reden und Aktenstücke“ ausweist, eingehend untersucht und betont die Zuverlässigkeit des Stoffes. Jedenfalls bietet der Spanier eine höchst wertvolle Ergänzung zu dem Diarium Ebendorfers und der sonstigen Ueberlieferung zum Baseler Konzile.

Traktat und geschichtliche Ausführung zu gleicher Zeit ist die *Confutatio primatus Papae* [341]) des Gregor von Heimburg († 1472), welche, wenn nicht den Primat überhaupt, so den göttlichen Ursprung desselben leugnet: „die Ansprüche

des Papsttums und des Klerus auf weltliche Macht werden bündig zurückgewiesen, und der Wendepunkt in der Stellung des Kaisertums zur Kirche mit glücklichster Ahnung der wahren Geschichte auf Innocenz III. zurückgeführt. Dabei bewegt sich die Schrift in dem wirksamsten Gebrauche von Antithesen und von überraschenden, gewaltig ergreifenden Conclusionen: ein publicistisches Meisterstück, wie kein zweites zu verzeichnen ist" (Joachimsohn, Lorenz). Mehr der Rechtsgeschichte gehört an der *Libellus de Cesarea monarchia*[342]) des Hermann Peter aus Andlau (Elsass), ein kurzer, scharf geordneter Abriss der Entstehung, des Werdeganges und Verhältnisses von Papsttum und Kaisertum, eine „umfassende Darstellung vom Stand der Kurfürsten, des Adels und Ritterstandes, des Reichstages, der Reichsinsignien, über das Ceremoniell bei der Kaiserkrönung und über die Pflichten des Kaisers" (Hürbin). Die Schrift ist ausserdem wertvoll durch eine umfassende Benutzung antiker und mittelalterlicher Quellen, besonders Enea Silvios *De ortu et auctoritate imperii Romani.* Diese Benutzung erklärt genügend die schon von Lorenz hervorgehobene „thatsächliche Verwandtschaft, da die ersten Kapitel fast dieselbe Gedankenfolge haben und auch später, wie in dem Kapitel über den Uebergang des Kaisertums von den Griechen auf die Römer vielfache Anklänge zu bemerken sind". Hürbin hat diese Benutzung Silvios durch Peter festgestellt.

Hermann Zoestius, Cisterzienser aus Marienfeld († 1445), wurde ursprünglich zur Reform des Kalenders nach Basel berufen, begab sich aber schon bald auf das Feld der Publicistik; seine einschlägigen Traktate,[343]) welche neuerdings von Wattenbach und besonders Zurbonsen der unverdienten Vergessenheit entrissen, aber noch nicht gedruckt sind, zeigen ihn als radikalen Gegner des Papsttums in damaliger Gestalt und reden, wie wir Zurbonsen entnehmen, in steigender Heftigkeit einer demokratischen Grundlage der Kirche das

Wort. lassen aber auch den trotz seiner Opposition tief religiösen Westfalen erkennen.

Den grössten Ruhm genoss stets Die katholische Einigkeit, *De concordancia catholica.*[344]) des Kardinals Nikolaus Krebs aus Cues (a. d. Mosel), gewöhnlich Nikolaus von Cusa genannt († 1464). Das politische Leben dieses Mannes zerfällt in zwei Teile, aus dem Anhänger der konziliaren Partei und Verfechter des demokratischen Gedankens wurde 1436 ein Anhänger Eugens IV., ein Vertreter des päpstlichen Absolutismus. Viele machten mit ihm die Schwenkung, so besonders Enea Silvio, aber Nikolaus ist ein besserer Charakter, als der eigennützige Italiener.

Das erste Buch der Konkordanz wurde in Koblenz geschrieben, die zwei anderen sollen in Basel unter den Augen des Nikolaus befreundeten Kardinallegaten Cesarini verfasst sein: wie merkwürdig, dass der päpstliche Vertreter auf dem Konzil solche Ansichten billigt, wie sie in der Schrift sich zeigen. Dieselbe hat ihre Aufschrift mit Recht erhalten, da die Einheit aller Stände und Einrichtungen, ihre gegenseitige Ergänzung wie „ein mächtiger Grundakkord“ überall angestrebt wird, zunächst (Buch 1) auf philosophischem Wege, dann Buch 2 in kirchenrechtlicher Hinsicht, endlich (Buch 3) in staatsrechtlicher. Es würde den Zweck unseres Buches erweitern, wollten wir den Inhalt und die Principien der Konkordanz auch nur annähernd darlegen: sie enthält weniger Geschichte, als eine auf umfassenden Studien beruhende Weltansicht und aus dieser heraus Vorschläge zur Gesundung des staatlich-religiösen Lebens. Als Stimme eines Mannes, der es mit Staat und Kirche ehrlich meinte und die Bestrebungen der konziliaren Partei energisch verfocht, wird das Werk stets an einer der ersten Stellen damaliger Publicistik stehen und durch die Fülle der Anschauungen jeden Leser für sich einnehmen. Besonders interessant sind die Vorschläge für die Reform des Reiches. Buch III. Kap. 31 flgde

die Einführung des Reichstages, Beschickung desselben durch die Stände und direkt gewählte Abgeordnete, Einführung des Landfriedens und Abschaffung des Fehderechts, die Einteilung Deutschlands in Kreise, Einführung eines deutschen Rechtes, Vereinfachung des Rechtsverfahrens, Bildung eines Reichsheeres, die Nikolaus eigentümliche Wahl des Kaisers (III, 37) und andere Massnahmen, welche von einer eingehenden Kenntnis der Reichsverhältnisse zeugen.

Die Traktate des grossen Schisma unterscheiden sich gewaltig von den Streitschriften des 11. Jahrhunderts; es herrscht der belehrende und gelehrte Ton, man verficht die Ansichten in langatmigen, trockenen Abhandlungen, während die Gregorianer eine frische Polemik treiben, welche zu Herzen ging und Anhänger wie Gegner in kampffreudiger Stimmung erhielt. Bei den Traktaten der Konzilzeit wird man nicht warm, nur wenige erheben sich zu einiger Höhe. Zu letzteren gehört unstreitig die sog. Reformation des geistlichen und weltlichen Standes, *Kaysers Sigmundi Reformacion*,[345]) welche allerdings mit Sigismund nichts zu thun hat, sondern nach den letzten Untersuchungen Köhnes von einem Augsburger Kleriker 1438 verfasst wurde, während Böhm den zu Strassburg hingerichteten Ketzer Friedrich Reiser als Autor bezeichnete. Die Reformen sind in jeder Beziehung radikal zu nennen, entsprechend den der damaligen Zeit gemachten Vorwürfen; auch sieht man aus dem sehr lesenswerten Werke, wie es in allen Schichten gährte und die Ansicht vorherrschte, es müsse etwas für die Christenheit geschehen.

Allgemeine Weltgeschichte. Lorenz hat unter dieser Aufschrift die Werke von drei Männern vereinigt, welche ganz Verschiedenes erstrebten. Dietrich von Nieheim ist doch mehr Publicist mit biographischer Tendenz, Gobelin schrieb eine Weltgeschichte, deren Wert aber in den Abhandlungen über die eigene Zeit liegt. Werner Role-

winck endlich verfertigte ein Lehrbuch der allgemeinen Geschichte, das in den letzten Teilen einige Beiträge zum Ausgange des 15. Jahrhunderts birgt. Indem wir uns bei Rolewinck mit dieser Feststellung begnügen und seinen Fasciculus mit mehr Recht den geschichtlichen Handbüchern zuwiesen, wollen wir die Werke der beiden erstgenannten Westfalen hier besprechen.

Dietrich von Nieheim[346]) ist um 1340 geboren und trat nach langen Reisen und Studien zu Avignon in den Dienst der Kurie, an der er zunächst das subalterne, aber wichtige und einträgliche Amt des Notarius erhielt. Seit 1377 mit Gregor XI. wieder in Rom, lernte Dietrich den Erzbischof Prignano von Bari, den Leiter der päpstlichen Kanzlei, kennen, der 1378 als Urban VI. den päpstlichen Thron bestieg. Dieser machte ihn zum Abbreviator, dem es oblag, die Konzepte der Bullen zu entwerfen und zum Scriptor, welcher die Bullen abzuschreiben hatte. In dieser Stellung, welche gewöhnlich lebenslänglich verliehen war, erlangte Dietrich eine eingehende Kenntnis der politischen Strömungen und einen bedeutenden Pfründenbesitz: einen höheren Rang aber erhielt er in Italien niemals (Erler).

In diese Jahre, von 1378 ab, fällt die Zeit des grossen Schisma. Dietrich schloss sich 1389, nach dem Tode seines Gönners, an Bonifacius IX., der ihn 1395 zum Bischofe von Verden providierte und die dadurch erledigten Pfründen anderweitig verteilte. Als Electus von Verden spielt Dietrich eine so wenig hervorragende Rolle, dass man die Nachricht von seiner Erhebung bisher anzweifelte: heute erst hat Erler die Echtheit über allen Zweifel erwiesen. Aber schon 1399 ist Dietrich wieder dauernd in Rom, er hatte die Anerkennung des Domkapitels und die Regalien durch Wenzel nicht erhalten können, anderseits sich die Erhebung so viel kosten lassen, dass er mittellos dastand. In seinen Werken lässt sich seit dieser Zeit ein Umschwung der Ansichten feststellen;

Dietrich wird Anhänger des Konzils und begrüsst die Berufung der Kirchenversammlungen in Pisa und Konstanz. An letzterem Orte verblieb er bis 1416 und begab sich aus unbekannten Gründen nach Maastricht. wo er 1418 gestorben sein muss, da in diesem Jahre sein Testament abgefasst ist und dessen Bestimmungen ausgeführt wurden.

Fast ein halbes Jahrhundert war Dietrich auf der päpstlichen Kanzlei thätig, konnte daher, abgesehen von seinem persönlichen Verhältnis zu den Päpsten, über alle Dinge eine eingehende Kenntnis gewinnen; anderseits ist seine Stellung nicht derartig gewesen, dass er Mittelpunkt der Begebenheiten gewesen wäre. Das ist bei Beurteilung seiner Schriften massgebend: Ueberall eine grosse Fülle von Thatsachen und Anschauungen, aber nirgends eingehende Beherrschung und Durchdringung des Stoffes.

Seine Werke *Nemus unionis*, *De scismate* und *Historia Johannis papae XXIII.* umfassen die Zeit des grossen Schisma, so, dass das erste eine Aktensammlung bildet, die beiden anderen von der Thronbesteigung Urbans VI. (1378) bis 1410 laufen. „Der Titel *Nemus unionis* ist allegorisch. und mag dem Autor bei der Wahl desselben der Wald vorgeschwebt haben, welchen Dante in der göttlichen Komödie im ersten Gesange der Hölle uns vorführt. Das Werk zerfällt in sechs, ebenfalls sinnbildlich bekannte Teile und zeigt, wie die ersten Schritte der Gegenpäpste Benedikt XIII. und Gregor XII. zu einer Annäherung die freieste Verständigung erwarten liessen, wie diese Hoffnung sich bald verengte, indem jeder eine Hinterthür suchte, wodurch er von der eingeschlagenen Bahn ablenkte. und wie zuletzt die Kirchenangelegenheiten in eine solche Unordnung und Verwickelung gerieten, dass man nur in dem Beschlusse, welcher beide Päpste ihres Thrones entsetzte, einen Ausweg fand." Die meisten Aktenstücke sind, wie Erler nachweist. auch sonst vorhanden, und ist Dietrich daher von dem Vorwurfe, er habe Aktendieb-

stahl getrieben (Lorenz), zu befreien. Anderseits zeigt die Sammlung viele Lücken: wer sich aus ihr allein über die Jahre 1406—1408 belehren lassen wollte, würde über sehr wichtige Verhältnisse nichts erfahren, da Dietrich nicht nach festen Grundsätzen verfuhr. Auf andere Streitpunkte, ob der Sammler in dem Nemus seinen Bruch mit der Kurie vollzogen habe, ob er die Bildung einer Konzilpartei in Deutschland habe fördern wollen, ob er auf Befehl des Erzbischofs Dietrich von Köln gearbeitet oder diesem sein Werk nur gewidmet habe (Lorenz), sei hier kurz hingewiesen. Jedenfalls ist es eine Anklageschrift des Papsttums.

Das Werk *De scismate* hat unstreitig den grössten Wert und „begründete Dietrichs Ruf als Geschichtschreiber“. Die Einteilung in drei Bücher und in Kapitel, ja der Titel rührt von dem ersten Herausgeber her: der zweite fügte die Historia Johannis papae XXIII. als viertes Buch hinzu. Das Ganze reicht von 1378 bis 1410, mit den von Meibom angehängten tagebuchartigen Aufzeichnungen bis 14. Juni 1416, wo Dietrich Konstanz verliess.

Allgemein ist zugegeben, wie ungleichmässig der überreiche Stoff verarbeitet wurde; man wird daher Erlers Behauptung, das Werk sei ohne Vorlagen, allein nach dem Gedächtnisse niedergeschrieben, zustimmen können. Von jeher ist der scharfe Ton Dietrichs gegen die Kurie aufgefallen, mit steigender Heftigkeit werden die Fehler und Sünden der Päpste erzählt: die Lebensgeschichte Johanns XXIII. z. B. ist das Tollste, was jemals gegen einen Papst als Mensch geschrieben wurde. Rattinger hat daher die Glaubwürdigkeit des Geschichtschreibers in Zweifel gezogen und ihm wissentlich falsche Berichterstattung vorgeworfen. Dieses Urteil ist teilweise berechtigt, weil Dietrich seiner durch die missglückte Unternehmung auf das Verdener Bistum entstandenen Erbitterung hier freien Lauf lässt und Urban VI., Gregor XII., Alexander V., besonders aber Johann XXIII.

in den dunkelsten Farben schildert. Aber selbst wenn wir alles dieses streichen, bleibt noch so viel übrig, um die Sehnsucht der Laien nach einer Reformation des Hauptes der Christenheit als berechtigte und selbstverständliche zu erkennen. In keiner Quelle damaliger Zeit ist die Notwendigkeit einer Besserung der geistlichen und weltlichen Gewalt so scharf hervorgehoben worden, aber ungeprüft dürfen wir das Urteil Dietrichs über Personen und Zustände nicht annehmen. Es fehlt dem westfälischen Geschichtschreiber in seinem inhaltlich so wertvollen Werke die leidenschaftslose Unbefangenheit des Urteils, das Beste eines Mannes, der seine Zeiten der Nachwelt überliefert. Dietrichs Schriften erregten grosses Aufsehen, wurden von mehreren Geschichtschreibern, wie Engelhus, dem Lütticher Stavelot und dem Polen Dlugósz ausgeschrieben, von den Reformatoren des 16. Jahrhunderts gern gedruckt, von der Kirche endlich auf den Index gesetzt.

Neben diesen Werken über Zeitgeschichte schrieb Dietrich eine *Chronik*,[347]) von welcher Sauerland fünf Bruchstücke aufgefunden hat. Dieselben gestatten die Vermutung, dass das Werk bis zum Falle der Staufer reichte und mit Karl dem Grossen begann. Welche Zwecke sie verfolgt, ist unschwer zu ersehen: „Der mit der Gegenwart Unzufriedene wirft seinen Blick zurück nach dem entschwundenen Glanze des mittelalterlichen Kaisertums und verherrlicht hauptsächlich die Epoche der sächsischen Kaiser, in welcher das deutsche Volk eine gebietende Stellung im Abendlande einnahm und die weltliche Macht sich einen fördernden Einfluss auf die Kirche wahrte.“ Indessen sind die Bruchstüke zu gering, um uns ein abschliessendes Urteil über das Ganze zu gestatten. Verwandtschaft zeigen sie mit den *Privilegia aut jura imperii*, in denen Dietrich das Verhältnis zwischen Papst und Kaiser erörtert, die Rechte beider Gewalten abgrenzt und die glanzvollen Zeiten der alten Kaiser mit dem Jammer

der Jetztzeit vergleicht; aber die Vergleichung von früher und jetzt hatte wenig Erfolg. Waren die Privilegia wirklich „ein Programm für die Thätigkeit des zu erwartenden Konzils“, Martin V. schob ein solches Programm nach seiner Wahl auf die Seite.

Dietrichs geschichtliche Arbeiten bewegen sich auf dem Gebiete der Reform, die damals alle Herzen bewegte. Wer möchte leugnen, dass der westfälische Geschichtschreiber trotz aller Leidenschaftlichkeit eine Quelle ersten Ranges für die Konzilzeit wäre? Er führte zwar „eine schnelle und spitze Feder, besass aber einen guten Blick für das Notwendige, die Fähigkeit, Verhältnisse und Menschen lebendig zu fassen; trotz aller Schwächen, die seinen Werken anhaften, übertreffen sie weit alles, was damals die Geschichtschreiber in seiner Heimat leisteten“ (Lindner).

Wir wären geneigt, die letzten Worte dieser Charakteristik in Rücksicht auf Gobelinus Persona einzuschränken und diesen Universalhistoriker mindestens neben Dietrich zu stellen. Er wurde 1358 wahrscheinlich in Paderborn geboren und erhielt zuerst dort, weiterhin in Italien seine Ausbildung; Theologie, Philosophie, kanonisches Recht, diese Grundlage damaliger Bildung, wurde durch eingehende geschichtliche und sprachliche Kenntnisse über das gewöhnliche Mass erweitert. Urban VI., an den er sich anschloss, gab ihm 1384 einen Posten an der päpstlichen Kammer; Gobelin hatte denselben aber nicht lange inne, sondern befand sich schon 1389 in Paderborn, wo er als Rektor der Kapelle zur hl. Dreifaltigkeit, dann als Pfarrer der Marktkirche wirkte. Eingriffe der städtischen Verwaltung in seine amtlichen Befugnisse, der falsch gedeutete Eifer Gobelins für die Hebung der verfallenen Klosterzucht zu Abdinghof und Böddeken, dessen zweiter Gründer er wurde, wozu noch verschiedene Vergiftungsversuche traten, bewirkten die Versetzung Gobelins als Official des Bischofs nach Bielefeld. Das Konzil

von Konstanz erfüllte die gehegten Erwartungen auf Erneuerung der Kirchenzucht nicht, und daher zog sich der so viel angefeindete, jetzt verbitterte Mann nach Böddeken zurück, wo er (1421?) starb.

Das Zurückgehen auf die älteren Zeiten gab Gobelin wie so vielen anderen den Mut, die Gegenwart zu ertragen; das *Cosmodromium*,[348]) d. h. der Welten Lauf, welches in den Jahren 1390 bis 1418 entstand und bis 1418 reicht, enthält die Summe geschichtlicher Kenntnis und Auffassung Gobelins. Er teilte den Stoff in sechs Abschnitte oder Weltalter, von denen das letzte mit Christus beginnt und in 96 Kapiteln nicht nur den grössten Raum einnimmt, sondern von der Mitte ab (VI, 68) den Wert einer geschichtlichen Quelle erhält. „Eben diese letzte Partie des Werkes hat Gobelins Namen so berühmt gemacht. Indessen ist auch die Darstellung der früheren Zeitalter nicht ohne litterarischen Wert, nämlich die ethnographische Methode, welche die modernen Völker lange vor der Völkerwanderung auftreten lässt und ihre Verwandtschaft mit den alten, z. B. der Sachsen mit den Macedoniern (V, 11) oft freilich in abenteuerlichster Weise konstatiert.“

Hagemann hat die Quellen Gobelins bis 1350 festgestellt, eine unendliche Reihe alter und neuer Schriftsteller auf allen Gebieten kirchlicher und profaner Wissenschaft. Der Chronist bietet uns meistens einen Auszug, oft auch nur die Abschrift seiner Quelle, erweitert oder kürzt sie, ist aber nicht allein dem Wortlaute, sondern auch dem Geiste seiner Vorlage gegenüber selbständig. Die Kritik äussert sich aber nach damaliger Sitte nicht in einer Zergliederung des Stoffes, sondern darin, dass die am meisten wahrscheinliche und zusagende Ueberlieferung gewählt wird; eigentümlich aber ist Gobelin der Ausdruck und dessen Verknüpfung. Am wertvollsten sind heute diejenigen Nachrichten, welche den Ann. Patherbrunnenses, einer in Abdinghof entstandenen, heute

verlorenen, aber durch Scheffer-Boichorst aus ihren Ableitungen grösstenteils hergestellten Quelle entflossen. Während Scheffer nur den Urstock bis 1189 zu Rate zog, ist Hagemann geneigt auch die Paderborner Nachrichten Gobelins bis 1340 einer lokalen Fortsetzung dieser Jahrbücher zuzuschreiben.

Ende Kap. 68 erklärt der Geschichtschreiber hauptsächlich visus experientia, nach eigenen Erlebnissen zu schreiben und führt die Reichsgeschichte von Karl IV. bis Rupprecht, die Papst- und Konziliengeschichte bis 1418. Bevorzugt ist so sehr Urban VI., dass Lorenz diese 9 Kapitel einer Vita Urbani entstammen lässt, die Gobelin in Italien verfasst habe. Der Wert seiner Nachrichten über das Schisma und Konstanzer Konzil ist von Lorenz trefflich hervorgehoben, besonders gegenüber Scheffer-Boichorst, der Gobelin für eine Abschrift der Ann. Patherbrunnenses das Cosmodromium schenken wollte. Auch wir halten diesen Ausdruck für eine grosse Ungeschicklichkeit, denn „wenn man von Gobelin nichts anderes besässe, als die Kapitel über das Konzil, so müsste man ihn unbedenklich als einen der hervorragendsten Berichterstatter bezeichnen." Wie trefflich ist die Grundfrage der grossen Zeit, die Reformation der Kirche, in den Vordergrund gehoben und die italische Opposition geschildert! Dietrich ist zu persönlich in seinen Angriffen, Gobelin wird nie von ernster Ruhe verlassen und kann daher, ohne pathetisch zu erscheinen, am Schlusse ausrufen: Me taedet huiusmodi scriptis amplius occupari, d. h. die Verlegung des Konzils nach Italien, das Scheitern der Reform, zu erzählen. Er gehört nicht zu den Reformatoren vor Luther, sondern ist ein entschiedener Anhänger der Kirche, deren tiefen Verfall er aufrichtig bedauert; eine Neuordnung des kirchlichen Systems war nicht seine Sache. Aber er ist ein Prophet, wenn er (VI, 96) sagt, dass Gott im Sturmwinde kommen würde, um den Weg der Reform zu zeigen.

Abgesehen von dem wertvollen Schlusse ist das Cosmodromium eine Chronik, wie so viele andere. Die Einteilung in Weltalter war allgemein gebräuchlich; den Umfang der einzelnen Kapitel bestimmt die Regierung der Herrscher von den ältesten Zeiten bis zu den deutschen Königen, die mit Päpsten abwechseln. Der Verfasser ist ein Kind seiner Zeit, das Wunderbare wird geglaubt, spitzfindige Erörterungen wechseln mit einfacher Geschichte und kindlicher Fabel; ein Lächeln beschleicht uns (I, 2), wenn der gelehrte Theologe allen Ernstes fragt, was Gott wohl vor Erschaffung der Welt gethan hätte, und eifrig sein: Nichts verteidigt. Vom allgemeinen Standpunkte aus können wir Gobelins Chronik bis 1350 entbehren; von da ab bildet sie neben den Aufzeichnungen Dietrichs die wertvollste Quelle für die Zeiten der kirchlichen Schmach und der Reformversuche. Die westfälische Heimat endlich ist ihrem Sohne sehr zu Dank verpflichtet, besonders das Paderborner Land, dessen frühere Geschichte Gobelin hauptsächlich bewahrt hat.

Friedrich III.

Enea Silvio. Unter den erzählenden Quellen für die Geschichte Friedrichs III. nimmt des Enea Silvio de' Piccolomini *Historia Friderici*[349]) den ersten Rang ein. Abfassung und Inhalt des Werkes hängt so sehr mit dem Verhältnis des Verfassers zum Helden zusammen, dass wir, um eine Grundlage zu gewinnen, kurz das Leben Silvios erzählen müssen.

Derselbe wurde 1405 zu Corsignano bei Siena als Sohn eines verarmten Adligen geboren, erhielt aber eine vortreffliche humanistische Bildung und kam 1432 als Schreiber des Bischofs von Fermo zum Baseler Konzil; dann machte er bis 1435 grössere Reisen und trat in die Dienste des Konzils sowie des von diesem 1439 gewählten Papstes Felix V. Er verliess diesen aber schon 1442, um in Friedrichs Reichs-

kanzlei angestellt zu werden, und „aus dem Revolutionär der Baseler Periode wurde Enea jetzt Reaktionär mit derselben, ja noch grösserer Energie und Leidenschaft.“ Er versöhnte sich mit dem Papste Eugen IV., trat in den geistlichen Stand und hatte Anteil an allen bis 1448, dem Wiener Konkordate, gepflogenen Unterhandlungen und Einheitsbestrebungen. Neben Reichsangelegenheiten verwandte Friedrich den gewandten Italiener zu persönlichen Zwecken, so der Vermittelung in Angelegenheiten seiner Heirat, Romfahrt und böhmischen Beziehungen. Auch auf der Leiter kirchlicher Würden stieg Silvio rasch empor, wurde 1447 Bischof von Triest, 1451 von Siena, 1452 Nuntius in Wien, so dass sein Einfluss am Hofe ein persönlicher und amtlicher war. In dieser Zeit entstand die erste Bearbeitung seines Buches, eine reine Privatarbeit, während die zweite 1454 im Auftrage des Kaisers, die dritte, welche Voigt und Bayer nicht kennen, später in Italien vertertigt wurde. Das Verhältnis zwischen dem Kaiser und Silvio muss sich gelockert haben, da letzterer 1455 nach Erledigung von Geschäften in Rom nicht wieder nach Deutschland zurückkehrte. Als Kardinal befasste er sich zum dritten Male mit dem Werke und giebt ihm die Aufschrift *Historia Australis;* der Zweck dieser Bearbeitung ist unbekannt. Papst seit 1458 hat Silvio den Thron nicht lange innegehabt, sondern starb schon 1459.

Dieser seltsame und seltene Mann war in allen Sätteln gerecht. Er ist so sehr Diplomat wie Theologe, Geschichtschreiber und Geograph wie Verfasser von anmutigen Aufsätzen und Traktaten, er weiss seine Gedanken als Redner und Philosoph wiederzugeben, entfaltete eine staunenswerte Thätigkeit als Briefschreiber, schreibt einen lateinischen Stil, um den ihn jeder Humanist beneiden muss, und dichtet in glatten Versen edle Hymnen und Elegien, wie schmutzige, erotische Poesie. Es ist nicht zu verwundern, dass Silvio die politischen Wandlungen der damaligen Zeit nicht mitmachte,

sondern bestimmte, dass er stets auf demjenigen Boden sich befand, welcher ihm als der sicherste für seine Laufbahn erschien. Aus dem Anhänger des Baseler Konzils wurde er Papst und heftigster Gegner der Baseler Ideen; als Friedrich III. ihm genügend genützt hatte, verliess er ihn und bereitete sich das gewünschte Kardinalat, endlich das Papsttum.

Die Geschichte Friedrichs III. verdient den Namen nicht ganz. Voigt hat das Werk schon Eneas Denkwürdigkeiten vor seiner päpstlichen Periode genannt, Silvio selbst gab ihm die Aufschrift Australis Historia. Alle Bezeichnungen stehen mit Recht und Unrecht. Das Buch handelt über Friedrich III., aber nur bis 1457, dem Tode des Neffen Ladislaus; es sind keine Denkwürdigkeiten Silvios, da dieser nur teilweise seine Person in den Vordergrund treten lässt; es ist endlich österreichische Geschichte nur in beschränktem Masse, da sich der Anfang, die Urchronik des Landes, später zur Kaisergeschichte bis zum Falle der Staufer erweitert und dann sofort das Leben Friedrichs angehängt wird. Dessen Romfahrt, Krönung und Vermählung bilden durchaus den Kern des Werkes, alles andere ist Vorgeschichte und Einführung. Auch sind grössere Teile eingestreut, „Episoden über die Päpste Eugen IV. und Nikolaus V., über Franz Sforza und Fortebraccio, die Bandenführer, die beiden Grafen Cilly, über den hl. Bernardino und Giovanni da Capistrano, Städtebeschreibungen (Wien, Nürnberg) und antiquarische Excurse.“

Man sieht, das Werk entbehrt zunächst der Einheit, und Palackys vernichtendes Urteil über die Glaubwürdigkeit von Silvios Böhmischer Geschichte kann auch auf dieses Werk in gewisser Weise übernommen werden. Abgesehen davon, dass Silvio die Urgeschichte Oesterreichs, wie er sie bei Gundelfingen traf, für Sage und Entstellung eines bipes asinus erklärt, folgt er bis 1160 Otto von Freising, Rahewin und, wie Friedensburg feststellte, weiterhin den Dekaden des Italieners Flavio Biondo. Von 1250 ab mangelten die Quellen;

Silvio springt daher sofort zu Friedrich über und erzählt nach den Konzepten seiner Briefe, mündlicher Erzählung, gleichzeitigen persönlichen Aufzeichnungen (Lorenz), die aber dann jedenfalls nicht regelmässig geführt waren, besonders aber aus der Fülle persönlicher Erlebnisse, die ein vorzügliches Gedächtnis bewahrte, endlich den Akten der kaiserlichen Kanzlei, welche ihm offen stand. Der Quellenbestand ist also reichlich, sein Wert im allgemeinen befriedigend, aber Silvio hat seine Vorlagen geradezu missbraucht. Es fehlt ihm das Pflichtgefühl des strengen Forschers, er verarbeitet die Quellen, wie es ihm beliebt. Die Darstellung weicht in den einzelnen Redaktionen von einander ab, die Urteile über dieselben Personen und Verhältnisse sind oft verschieden, kurz, Silvio besitzt nicht den notwendigen Ueberblick.

Silvio rühmt am Geschichtschreiber die Parteilosigkeit und eine objektive Darstellung: er selbst übt diese Tugend nicht, er verschärft den leidenschaftslosen Bericht Ottos über das Verhältnis Barbarossas zum Papste und scheut sich nicht, die eingefügten Akten zu verändern, nur um den Kaiser ins Unrecht zu setzen. Die Geschichte seiner eigenen Zeit zu schreiben war Silvio durch die Stellung am Hofe, seine Teilnahme an den wichtigsten Begebenheiten, die vorzügliche Bildung entschieden befähigt. Aber auch hier mangelt ihm die erste und notwendigste Eigenschaft, die Unparteilichkeit, der unbefangene Blick; seine Nachrichten sind überall nur mit grosser Vorsicht aufzunehmen. Auch ist ihm nachgewiesen, dass er manches verschwieg, entweder aus Parteirücksichten oder seinetwegen, da er ja selbst handelnde Person war. Bayers Verdienst ist es, diese Punkte in eingehendster Weise und im Zusammenhange untersucht zu haben.

Dagegen bleibt Silvio ein anmutiger Erzähler, sein Buch ein Kunstwerk mit wunderbarer Sprache und flüssiger Darstellung. Unübertroffen sind seine Charakteristiken, oft mehrere über dieselbe Person, aber niemals in denselben

Worten und Wendungen. Der Umstand, dass er sich nicht strenge an den Faden der Erzählung hält, stellt Silvio als Geschichtschreiber tiefer, verleiht aber dem Werke eine bunte Mannigfaltigkeit und den unterhaltenden Charakter. Man könnte den Verfasser einen Geschichtschreiber mit feuilletonistischer Tendenz nennen, sein Werk ein Zeitbild, dessen Farben nicht so sehr treu, aber von entschiedener Gesamtwirkung sind.

Silvio war Hofmann und hat sich durch eigene Gewandtheit zum Papste emporgeschwungen; sein Werk schrieb er auf Veranlassung Friedrichs III. Falsch aber wäre es, anzunehmen, dass dieser amtliche Auftrag die Charakteristik des Kaiser in zu günstiger Weise beeinflusst hätte. Freilich stellt Silvio diesen nicht so dar, wie er es in Wahrheit verdient hätte, als geist- und energielosen Zauderer; aber doch ist manche treffende und beissende Bemerkung in das Werk geflossen. Wie spottet er über die Kraftlosigkeit der Kriegführung gegen die österreichischen Stände, die Eitelkeit, Habsucht und mangelnde Uebersicht des Herrschers! Man möchte Voigts Worte, Silvio habe darauf gebaut, dass der Kaiser seine Schrift überhaupt nicht lese, oder habe auf des Kaisers stumpfen Sinn gerechnet, auf seine Unempfindlichkeit gegen Lob und Tadel, fast für Uebertreibung halten, wenn nicht die Geschichte ein ähnliches Urteil gesprochen hätte.

Voigts Urteil über Silvio als Geschichtschreiber kann man vollständig übernehmen: Die einzig durchgehende Tendenz in Eneas Geschichtswerken ist die, den Leser zu unterhalten und ästhetisch zu erfreuen. Der glatten Form, der lebhaften Erzählung, der glänzenden Diktion wird unbedingt ein Stück Wahrheit geopfert. Die historische Kunst geht ihm durchaus über den Wert der Ueberlieferung.

Johann Hinderbach, Geheimschreiber Friedrichs, später Bischof von Trient († 1486), hatte Silvio bei der Stoffsammlung unterstützt und erhielt vom Kaiser den Auftrag,

die Historia fortzusetzen. Was uns vorliegt, schliesst sich aber nicht an diese an, sondern umfasst nur die Jahre 1462 und 1463, den Bruderkrieg Friedrichs mit Erzherzog Albrecht, ist also Bruchstück, da eine versprochene Fortsetzung nicht geliefert wurde.

Dass Silvio der historischen Kunst die geschichtliche Wahrheit opfert, leuchtet ein, wenn wir den erst 1503, aber nach Tagebüchern angefertigten *Bericht*[350]) des Priesters Nikolaus Lanckmann von Falkenstein, welcher die Braut des Kaisers 1451 von Portugal zur Krönung nach Rom holte, mit der Erzählung Silvios vergleichen. Bei diesem herrschte das Bestreben, die Braut als tapfer und mutig hinzustellen; sie sei nirgends ausgestiegen, um die Seekrankheit zu überwinden u. s. w. Lanckmann dagegen berichtet von einer zweimaligen Landung, in Ceuta und Marseille, und stellt fest, dass auch die Braut dem Meeresgotte geopfert. Wenn wir nun bedenken, dass Lanckmann als Reisebegleiter ein Gewährsmann Silvios gewesen ist, so haben wir ein direktes Beispiel von dessen entschieden höfischer Geschichtschreibung. Lorenz macht mit Recht auf den Bericht Lanckmanns besonders aufmerksam; sein Werk sei rücksichtlich der Form barbarisch (Pez) und mittelalterlich, biete aber die mannigfaltigsten Seiten des Interesses dar: als Reisebeschreibung, als diplomatische Sammlung, als Ceremoniale für die Kaiserkrönung. „Jene, welche von der Stellung des Kaisertums im späteren Mittelalter gern eine möglichst kleine Vorstellung zu verbreitens pflegen, dürften sich der Lektüre sicherlich nicht erfreuen. Denn nichts ist bezeichnender für die ungeheure Ueberlegenheit, deren sich das Kaisertum noch immer in den fernsten Ländern Europas rühmen konnte, als die Aufnahme der Gesandten in Portugal.“ Jedenfalls ist es sehr schmeichelhaft, dass spanische Räuber die Gesandtschaft unbehelligt liessen, sobald sie deren kaiserlichen Geleitsbrief sahen. Dass die Braut deutsch lernte, ist aber

weniger entscheidend für das Ansehen des Kaisertums; so etwas versteht sich von selbst.

Weitere kleinere Aufzeichnungen, so die Beschreibung der zweiten Romfahrt, können hier übergangen werden. Von Interesse ist aber das sog. *Memorandenbuch*,[351]) eigenhändige Aufzeichnungen Friedrichs, welche Chmel teilweise entzifferte. Sie beziehen sich auf persönliche Verhältnisse, Geburts- oder Todesnachrichten im kaiserlichen Hause, bestehen in allgemein gültigen Sentenzen, enthalten Quittung über Geldsendungen, führen Buch über Anschaffungen, besonders aber finden wir häufig die Buchstaben a e i o u, die „Hausmarke“ Friedrichs: Alles Erdreich ist Oesterreich unterthan oder Austriae est imperare orbi universo. Das meiste ist sinnlos, müssige Aufzeichnung eines den Müssiggang liebenden Mannes, welchen das Schicksal leider über ein halbes Jahrhundert an die Spitze Deutschlands stellte und so sehr begünstigte, dass obige Buchstaben an seinem Urenkel, Karl V., zur Wahrheit wurden.

Wer sich ein recht falsches Bild der beiden letzten Habsburger machen will, nehme die *Geschichte Friedrichs III. und Maximilians I.*[352]) von Josef Grünpeck zur Hand. Dieser, ein Baier von Geburt, Historikus kaiserl. Majestät, wie er sich nennt, kam 1497 in die Dienste Maximilians als Geheimschreiber und Astronom, wurde aber 1501 abgesetzt, weil er an dem Morbus gallicus litt. Nach einem unsteten Leben erhielt Grünpeck wahrscheinlich zum Lohn für sein Buch eine Pfründe und ist 1532 gestorben.

Hier interessiert uns nur seine Geschichte der beiden Herrscher, Karl V. gewidmet, aber Max im Manuskript übergeben, der dieses auch mit Randbemerkungen versah. Es ist keine chronologische Erzählung, sondern eine mit geschichtlichen Thatsachen durchsetzte Charakterschilderung, aber von so speichelleckerischer Art, dass man von Grünpecks Charakter keine gute Vorstellung gewinnt. Die Schmeichelei ist

geradezu grob, der Inhalt so wenig treffend, wie möglich, das Ganze eine Verwirrung sogar höfischer Geschichtschreibung. Selbst Max schrieb an den Rand des Kapitel 36, welches ihn als Ritter und Tournierkämpfer zu sehr lobt, die Worte: Liber laudis post mortem. Wir stimmen daher Ilgen nicht nur bei, wenn er sagt, der Kaiser habe beim Durchlesen der Schrift die Ansicht gewonnen, dass die Farben zu sehr aufgetragen seien, sondern möchten eine derartige Falschmünzerei nicht als ernsthafte Quelle erklären. Jedenfalls ist es eine Ironie des Schicksals, dass Max, der so viel für österreichische Geschichtsforschung that, selbst nur einen so erbärmlichen Interpreten seiner Thaten und seines ritterlichen Charakters gefunden hat.

Register.

(Ortsnamen siehe unter: Geschichtschreibung.)

Anmerkungen.

L. GQ. = Lorenz, Deutschl. Gesch.-Quellen im M. A. 3. Aufl. W. GQ. = Wattenbach, Deutschl. Gesch.-Quellen im M. A. 6. Aufl. M. G. SS. = Monum. Germaniae hist. Scriptores. Zs. = Zeitschrift. Gschreiber = Geschichtschreiber d. deutschen Vorzeit. St. Chr. = Chroniken d. deutschen Städte.

No. 27a zu Mone'sche Chronik (p. 76). No. 28a zu Dacher (p. 79) mögen im Texte nachgetragen werden.

1) Gervinus, Deutsche Litt. G. II, 183. 2) Qsammlung d. Badischen Landesgesch. 4 Bde. 1848. 3) v. Liliencron, Hist. Volkslieder. 4 Bde. 1865; bes. Bd. I. 4) L. GQ. II, 172. 5) bei Muratori, SS. rer. Ital. 28 Bde; besonders VIII—X. 6) W. GQ. II, 459; L. GQ. I. Einleitung und p. 62. Abele, Magazin f. Kirchenrecht I, 87. Oelsner, H. Z. III, 410. 7) W. GQ. II, 460. 8) Pertz, Archiv XII, 1 ff. 9) ed: M. G. SS. XXII, 397 u. Fortsetzungen XXIV, XXX, 1. Herrigs Archiv XXIII, XXVI. Joachim, in Forsch. XV, 577. Waitz, N. A. VIII, 174, XI, 268. Sepp, N. A. XXIII (1897), 239. 10) Papstfabeln. München, 1863. 11) ed: M. G. SS. XXIV, 230. L. GQ. II, 62. Lutolf, Forsch. XV, 569. 12) Fesser in Zs. f. G. d. Oberrh. N. F. IX (1894) p. 79 u. 329; N. F. XII (1897) p. 169; Schulte N. F. XIV (1899) p. 671, wonach Slecht vor 11. Jan. 1452 starb u. die beiden letzten Kapitel nicht von ihm herrühren; Reuss, p. 60. 13) ed: Pistorius-Struve, SS. rer. germ. II, 397, vgl. Lindner, Forsch. XII, 247. Wolffgram in Zs. f. vaterl. G. Westfalens XLVIII, 85; L. 127. L. GQ. II, 331. 14) Lorenz u. Scherer, Gesch. d. Elsasses 1886. Strobel, Vaterl. Gesch. d. Els. 2. Aufl. 1851. 6 Bde. R. Reuss, de scriptorib. rer. Alsatic. hist. 1897. Chroniken d. deutschen Städte, VIII. Frensdorff in Preuss. Jahrbücher XXVII (1871), 274. L. GQ. I, 1 ffgde. 15) ed: Böhmer, Fontt. II, 111, III, 117; M. G. SS. XVII, 91; St. Chr. VIII, Einltg. Wiegand, Studien z. els. Gesch. I (1878). L. GQ. I, 24. Winter, Forsch. XIX, 559. 16) ed: Böhmer, Fontt. IV, 149. Uebers. Gschreiber XIV, 6. Hegel, Forsch. X, 235. St. Chr. VIII, 58. Huber, Mitth. d. Inst. IV, 202. Arch. f. öst. G. LXIII, 241. König, Forsch. XIX, 235. Rieger, Arch. f. öst. G. XLVIII, 303. Schulte, Mitth. d. Inst. IX, 144; Zs. f. G. d. Oberrh. N. F. VI, 496; N. F. VII, 724; N. F. X, 292; N. F. XI, 318. Soltau, Progr. Zabern, 1877; Zs. f. G. d. Els. I, 301; II, 91. Gött. gel. Anz. (1882), 559. Weiland, Abh. d. Ges. d. Wiss. zu Götting. 1891. Wenck, N. A. IX, 31. Wichert, Jak. v. Mainz 1881. Cartellieri über A. v. Hohenbg. in Regg. epp. Const. II, 4358—72, 4414—79, 4691, 4696, 4697, 4715 und A. D. B. (Suppl.) u. Zs. f. deutsch. Alterth. 43, p. 184 u. Zs. f. Gesch. d. Oberrh. N. F. XIV, 481. Schroeder in Nachr. d. Ges. d. Wiss. Götting. (1899), 1; über ihn vgl. Holder-Egger N. A. XXV. Reuss, 35. v. Wyss, G. d. schweiz. Historiographie 88. L. GQ. I, 36. Strassb. U. B. VII, No. 887. 17) ed: St. Chr. VIII. L. GQ. I, 32.

Jostes, Zs. f. G. d. Oberrh. N. F. X, 424. Winter, Forsch. XIX, 521. Schulte, Strassb. Studien I, 277. Strassburger U. B. VII. No. 581, Anm. 1. 1219. 1347. 1429. 1513. 2159. 2481. 2763. Starb also zwischen 1390—96. 18) ed: St. Chr. VIII. IX. L. GQ. I. 45. Hegel, N. A. XII, 207. Schulte in Strassb. Studien I, 277. Topf in Zs. f. G. d. Oberrh. (1883) 1 u. 170. Reuss, p. 42. v. Wyss, p. 99. Scherer u. Lorenz, G. d. Els. I, 83. Strassb. U. B. No. 2734 beweist, dass s. Vater Bäcker in Königshofen und er mit dem Städtemeister Twinger nicht verwandt war. 19) ed: Schilter, die älteste Teutsche Chronicke, 1698, p. 409. Mone, Qsammlung I, 252. III, 473. Reuss, p. 52. Pfister, Les manuscrits allemands de la Bibliothèque Nationale, Paris, 1893. 20) ed: M. G. SS. XVII, 183. Böhmer, Fontt. II. Uebers. Gschreiber Bd. 75. Waitz, Gött. gel. Anz. 1856, p. 1113. W. GQ. II, 400. L. GQ. I, 17. Reuss, p. 19. v. Wyss, p. 75. Die „älteste deutsche Chronik von Kolmar" ed: Bernoulli 1888. 21) ed: Stoeber in Alsatia (1876) 341. L. GQ. I, 131, Anm. 2. 22) ed: Mone, Qsammlg. III, 183. 681. Vgl. Schreiber in Taschenbuch f. Gesch. u. Altertum in Süddeutschld. 1848. C. C. Bernoulli in Beiträge zur vaterl. Gesch. (Basel) N. F. III (1890), 313. Faber, Progr. Gewerbeschule Mülhausen i. E. 1885. H. Witte, Entstehung der Burgunderkriege 1885. Vgl. Zs. f. d. G. d. Oberrh. N. F. VIII (1893), 646. L. GQ. I, 130. v. Wyss, p. 167. 23) Stälin, Wirtemberg. Gesch. 4 Bde. 1841. Bd. I. II. L. GQ. I, 54. 24) ed: Stuttg. litt. Ver. 84 und Brandi, d. Chr. d. G. Oeh. 1893 und in Quellen u. Forsch. zur Gesch. Reichenaus II. Vgl. Breitenbach, N. A. II (1877). Schulte in Zs. f. Gesch. d. Oberrh. N. F. VIII (1893), 709. P. Albert in Alemannia XXV. L. GQ. I, 60. Wyss, 166. 25) Ruppert, Chroniken d. Stadt K. 1891 u. Konst. Beiträge, Heft 5. Th. Ludwig, Konst. Geschichtschreibung bis. 18 Jahrh. 1894. Vgl. ferner meine Darstellung pag. 74 u. Regg. epp. Const. II, No. 3440a und b, (3807), 4353,54, 4690—92. 26) ed: Böhmer, Fontt. IV, 16. Vgl. Aebi im Geschichtsfreund, Einsiedeln XXXII (1877), 135. König, Forsch. XIX, 235. Simonsfeld, N. A. XIII (1888), 223; Forsch. XVIII, 299. Al. Schulte, Zs. f. G. d. Oberrh. N. F. I, 46; Mitth. d. Inst. IX. v. Wyss, Allg. D. Biogr. V, 148. Kindler v. Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch I. 245. v. Wyss, Schweiz. Historiographie 86. L. GQ. I. 84. Stälin, Wirtemb. Gesch. III, 5. D.'s Leben, vgl. Cartellieri, Regg. epp. Const. II, Lief. 3 u. 4, No. 4698, 4728—31 und öfter. 27) ed: Th. v. Kern, Eine Konst. Weltchronik, 1868, in Zs. d. Gesellsch. f. Beförderung der Gkunde in Freiburg. Ruppert, Chroniken, Einleitung. 27a) Monesche Chron. (Chron. Const.) ed: Mone, Qsammlung I, 309. 28) St. Chr. VIII. Mone, Qsammlg. III, 509. Ludwig, p. 11. 28a) Ludwig, p. 24. 102. Leben vgl. Schulte, Zs. f. G. d. Oberrh. N. F. XIV, 671. D. war seit 1458 Bürger in Ueberlingen, seit 1461 in Konstanz. Ueber D.'s Quelle, Joh. v. Ravensburg, vgl. Cartellieri, regg. epp. Const. II. No. 4503a, 4508, 4690. Nach gütiger Mittlg. Cartellieris war Joh. v. R. Sohn des Schuhmachers Heinr. v. R., lebte noch 1365, starb vor 24. März 1368, da an diesem Tage s. Söhne für s. Seelenheil eine Stiftung machten. Joh. v. R. heisst in deutschen Urkunden Hofschreiber zu Konstanz, in lat. U. Notarius curiae Const. Er besass in K. Häuser u. war reich. 29) Ausg. u. Litt. bei v. Wyss, 193. Ludwig 62, 143. 30) ed: Pistorius, SS. r. germ. III, 617. Ludwig, 38, 152. 31) Litteratur bei Ludwig, pag. 62, 170, 71, 181, 78, 194, 199, 81; Barack, Zimmerische Chronik, in Stuttg. Litt. Ver. und Ludwig, Zs. f. G. d. Oberrh. N. F. XII, 245. 32) ed: Buck, Stuttg. Litt. Ver. 158. Vgl. Heyck, Allg. D. Biogr. XXVIII, 433. Hist. polit. Bll. XCIII, 10. Forsch. XXV, 533. Ruppert, Konst. Beiträge, Heft I. 151. Beyerle, Zs. f. G. d. Oberrh. N. F. XIV, 13. L. GQ. I, 95. Wyss, 115. 33) ed: Goldast, Scr. rer. Suev. 1605 und 1727. Vgl. Leidinger in N. A. XXIII (1898), 248, wo Litteratur gesammelt ist. L. GQ. I. 106. Wyss, 150.

34) ed: St. Chr. IV. V. XXII. XXIII. L. GQ. I, 97. Joachimsohn, zur stadt. u. klöst. Geschichtschr. A.'s Bonn 1894. Wilh. Wittwers Catalogus ed: v. Steichele. Arch. f. d. Bistum A. Bd. III. Kerber. Forsch. XII. 659. L. GQ. I. 97. **35)** J. Dierauer. Gesch. d. Schweiz. Eidgenossenschaft. 2 Bde. 1887. G. v. Wyss. Gesch. d. Historiographie in d. Schweiz 1895. L. GQ. I. 74. 107. **36)** ed: G. v. Wyss. 1856: Abdruck aus Arch. f. schw. Gesch. Bd. 11. Uebers. Freuler. Joh. v. W. Winterthur 1866. Vgl. Böhmer. Regg. Ludovici Bavari IX. Syb. H. Z. XXIX, 241. L. GQ. I, 67. v. Wyss. 84. Vgl. Regg. epp. Const. der Bischofe Rud. v. Montfort u. Nik. v. Frauenfeld und No. 4435 flgde. **37)** ed: Grieshaber. 1850. Vgl. v. Wyss. Anzeiger f. Schw. G. XII (1866), No. 1. L. GQ. I, 82. v. Wyss, 97. **38)** ed: Meyer v. Knonau in Mitth. z. vaterl. Gesch. XVIII (N. F. VIII). St. Gallen 1881. L. GQ. I. 80. v. Wyss, 94. **39)** ed: Studer, 1871. Vgl. Studer, Studien über S. in Arch. d. hist. Ver. Bern V (1863), 213. 523. VI (1866), 25. 226. Flury, Anz. f. Schw. G. (1899), 128. Tobler, die Chronisten u. Geschichtschr. d. alten B. in: Die 700jährige Gründungsfeier von B. Festschrift. 1891. Nach Welti. Anz. f. Schw. Gesch. (1896) war J. 1406/7 Schreiber der Bauherrn in Bern. Tobler in Anz. f. Schw. Gesch. (1886). Wattenwyl. Gesch. Berns I. 14. Anonyme Stadtchronik. Conflict Laup. bei Studer. Beilagen. L. GQ. I, 108. v. Wyss, 82. 83. 109. **40)** ed: Studer in Q. z. Schw. G. I. v. Wyss, 129. L. GQ. I, 112. **41)** ed: Rädle in Q. z. Schw. G. I, 304. v. Wyss, 128. L. GQ. I, 128. **42)** ed: Studer in Q. z. Schw. G. I, 19. v. Wyss, 131. L. GQ. I, 129. **43)** ed: Tobler. 1897. Bd. I—1476. Vgl. Studer. Bern. Chron. Einltg. v. Wyss, 135. L. GQ. I, 126. **44)** Liliencron. hist. Volksl. II, 138—146. v. Wyss, 176. L. GQ. I, 127. Anm. 1. **45)** ed: Arch. f. Schw. G. XIII, 283. Büchi, Albr. v. B. Frauenfeld. 1889. Schulte in Zs. f. G. d. Oberrh. N. F. VIII, 709. v. Wyss, 146. L. GQ. I, 125. **46)** ed: Kind, Chur, 1857. v. Wyss, 116. L. GQ. I, 113. **47)** ed: Hungerbühler in St. Gall. Mitth. z. vaterl. G. Heft 14 u. (besser) Baechtold als Anhang z. Stretlinger Chron. Frauenfeld, 1877. v. Wyss, 134. L. GQ. I. 115. **48)** ed: Vetter. Schw. Rundschau (1891). Heft 8. Stern im Anz. f. Schw. G. 1886. A. Bernoulli, ibid. 1891. v. Wyss, 144. L. GQ. I, 117. **49)** Vgl. v. Wyss, 106 ff. 118. Mülner (teilweise) ed: Ettmüller. Mitth. d. antiq. Gesellsch. Zürich II (1844). W. Scherer. Mitth. z. vaterl. G. vom hist. V. St. Gallen I. G. Waitz, Nachr. d. Ges. d. Wiss. Gött. 1862, No. 5. v. Wyss, Ueber eine Züricher Chron. aus d. 15. Jahrh. Zürich. 1862. **50)** Vgl. Anm. 49. Klingenb. Chr. ed. Henne 1861. Leben bei Cartellieri. Zs. d. Aachener GVereins XVII. 74 u. Regg. epp. Const. II. No. 2847—3440 u. 3440e. Rauch. Krit. Bmkgn. zu Quellen d. G. Rud. v. Habsb. Diss. 1893. Königstein i. T. König. Forsch. XVIII. Rieger. Arch. f. öst. G. XLVIII. L. GQ. I, 74. 119. Thiel in Mitth. d. Inst. XX (1899), 567, gegen die Historia. Wenck. N. A. IX. 31. Böhmer, Reg. Rudolfi, p. 56. Hegel, St. Chr. VIII. 451, Anm. 1. **51)** ed: Seb. Brant. Opuscula et tractatus F. II. (Basel 1497): Auszüge im Thesaurus historiae Helveticae (1735). Vgl. Reber. A. D. B. XI. 721. v. Wyss, 119. L. GQ. I, 119. **52)** ed: Schneller, Bern 1834, auch schw. Gfreund X (1838). A. Bernoulli. die Luz. Chron. d. M. R. Basel. Diss. 1872. v. Wyss, 138. L. GQ. I. 121. **53)** ed: Basel bei Spreng. 1752. Vgl. Bernoulli. Anm. 47 u. 52. v. Wyss, 140. L. GQ. 123. **54)** ed: Geschichtsfreund. Einsiedeln (1847) IV. p. 3. **55)** ed: D. S.'s Schweizerchronik. Luzern 1862. v. Wyss. 141 u. A. D. B. XXXIV. 717. **56)** Basler Chroniken. 5 Bde. 1895, ed: Hist. antiq. Ges. durch W. Vischer u. besonders A. Bernoulli. **57)** ed: B. Chr. IV. 17. v. Wyss, 158. **58)** ed: A. Bernoulli in B. Chr. V, 15. **59)** ed: B. Chr. IV, 174. v. Wyss, 123. **60)** ed: B. Chr. V. 225; vgl. A. Burckardt. Bilder aus d. Gesch. v. B. Heft II, 41. v. Wyss, 123. **61)** ed: B. Chr. V, 329 flgde. v. Wyss,

125. **62**) ed: B. Chr. V. v. Wyss, 126. **63**) ed: B. Chr. IV, 249. u. Anonymus IV, 422. v. Wyss, 159. Die Fortsetzungen Königshofens IV, 411. **64**) ed: B. Chr. I, 120 u. Klingenthaler Forts. V, 190. **65**) ed: B. Chr. III, 340. **66**) ed: B. Chr. V, 476. v. Wyss, 161, Anm. **67**) ed: B. Chr. III, 292. v. Wyss, 161, Anm. **68**) ed: B. Chr. II, III. Uebers. Basel 1851. Vgl. H. Witte, bes. Zs. f. G. d. Oberrh. N. F. II, 14. Dierauer, Gesch. d. Schweiz, in d. einschlägigen Jahren. v. Wyss, 160. **69**) Ausg. u. Litt. bei Boos, Q. zur G. d. Stadt Worms. Bd. I. II. sind Urkunden. III (1893) Quellen. Köster, d. Worms. Ann. Diss. Leipz. 1887. Ausg. auch bei Böhmer, Fontt. II, 158. M. G. SS. XVII, 34. L. GQ. I, 132. W. GQ. II, 401. **70**) ed: Boos, III, 163 mit Beilagen. **71**) ed: Boos, III, 373 mit Beilagen. **72**) ed: Boos, III, 3. **73**) ed: M. G. SS. XVII, 74. Ann. Mog. XVII, 1 u. Böhmer, Fontt. II, 249. Ann. Spir. M. G. SS. XVII, 80. Böhmer, Fontt. II, 147. **74**) ed: Böhmer-Huber, Fontt. IV, 327. L. GQ. I, 133. **75**) ed: Mone, Qsammlg. I, 367. L. GQ. I, 134. **76**) ed: Hofmann in Q. u. Erörterungen zur bair. u. deutsch. G. II, 141; III, 303. Vgl. Wattenbachs Beiträge bei L. GQ. I, 135, Anm. **77**) ed: St. Chr. XVII. XVIII. Ueber Verfasser vgl. Scheffer-Boichorst Mitth. d. Inst. XIII, 152. A. Wyss, Westdeutsch. Zs. f. Gesch. III, 412; IV, 112. Diemar, ibid. XII. L. GQ. I, 138. **78**) ed: Froning, Q. z. Frankf. Gesch. (1884) I. u. (teilweise) Böhmer, Fontt. IV. L. GQ. I, 14?. **79**) ed: Wyss in M. G. SS. D. Chr. IV. Ueber Nassau vgl. Roth in Hist. Jahrb. VII, 210 u. Roth, Fontt. rer. Nassoic. (1890) I. Widmann, Nass. Chronisten des M. A. Progr. Gymn. Wiesbaden, 1882. L. GQ. I, 140. **80**) ed: Böhmer, Fontt. I, 479. Vgl. Joel, Lupold v. B. Diss. Halle, 1891. L. GQ. I, 152. **81**) Wittmann in Hist. Jahrb. I, 413. Bresslau N. A. XXI. L. GQ. I, 153. **82**) ed: Eccard, Comment. rerum Franciae orient. I, 816. L. GQ. I, 155. **83**) in Buder, Nützl. Sammlg. verschied. Schriften. Frankf. 1735. p. 455. L. GQ. I, 156. **84**) ed: Böhmer, Fontt. I, 451. Ruland in Arch. d. hist. Vereins für U.-Franken XI, 67; XIII, 111. L. GQ. I, 156. **85**) ed: Eccard, Corp. hist. medii aevi I, 1641. Hoogeweg in Münsterische Beiträge II (1883). L. GQ. I. 159. **86**) ed: Böhmer-Huber, Fontt. IV, 507. Uebers. Gschreiber XIV, 7. Schulte, die sog. Chr. d. H. v. R. Münster, Diss., 1879. Eichstädter Pastoralblatt, 1880. L. GQ. I, 147. **87**) ed: St. Chr. I—III, X, XI. L. GQ. I, 163 flgde. **88**) ed: Lexer in Stuttg. Litt. Verein 64. L. GQ. I, 169. **89**) St. Chr. I, 25. Vgl. Jacobsen, d. Schlacht bei Reutlingen, 1882. L. GQ. I, 163. **90**) St. Chr. II, 1. Vgl. X, 29. L. GQ. I, 168. **91**) St. Chr. X, 1. **92**) St. Chr. I, 316. Beil. 15. L. GQ. I, 164. **93**) St. Chr. X. u. XI, 47. 443. **94**) ed: Th. v. Kern, Erlangen 1874. L. GQ. I, 169. **95**) St. Chr. XI, 737. Beschr. d. Stadt Rom. ed: Vogt, Stuttg. Litt. Verein 128. L. GQ. I, 170. **96**) Vgl. St. Chr. III, 1. 184. Die Quelle Meisterlins III, 257. Wegele, 51. L. GQ. I, 171. **97**) ed: Höfler, Bayreuth, 1849. L. GQ. I, 161. **98**) Fundationes, vgl. Leidinger N. A. XXIV, 673. W. GQ. II, 372 flgde. L. GQ. I. 173. **99**) ed: Jaffé, M. G. SS. XVII, 351 u. Fortsetzgen. Uebers. Gschreiber Bd. 78. Vgl. Kehr, H. v. A. Gött. Diss. 1883. Wichert, N. A. I, 376. L. GQ. I, 176. **100**) ed: Waitz, M. G. SS. XXIV, 54. Böhmer, Fontt. III, 553. Schulte, d. sog. Chronik H. v. Rebdorf, Diss. Münster, 1879, 58. L. GQ. I, 183, Anm. 1. **101**) ed: Böhmer, Fontt. I, 137: Oefele, SS. rer. Boicarum, I, 39. Uebers. Gschreiber XIV, 3. Weiland in Nachr. d. Gött. G. d. W. (1883), 237 u. 1886, 852. Riezler, Forsch. XIV, 1. Wichert, Forsch. XVI, 63. L. GQ. I, 184. **102**) Vgl. Anm. 101. Wahl, A. v. Regensb. Diss. Gött. 1882, 14. Vgl. F. Pfeiffer, d. Buch v. d. Natur v. K. v. M., 1861. Höfler in Tübing. theol. Quartalschr. (1856), 38. L. GQ. I, 185. **103**) ed: Waitz, M. G. SS. XXIV, 285. L. GQ. I, 187. **104**) Wahl (Anm. 102). L. GQ. I, 189. Leidinger, N. A. XXIV, 674, zeigt Gesamtausgabe an. **105**) ed:

Pez. Thesaurus anecdot. I, 273. Vgl. Weiland, Nachr. d. Gött. G. d. W. 1883, 258. Mayr, N. A. V. L. GQ. I, 190. **106**) Schilter, Thesaurus rer. germ. I, 3. **107**) Oefele, SS. r. B. I, 31. **108**) Oefele, SS. r. B. I, 15. **109**) Höfler, Gesch. d. Hussit. Bewegung II, 406. **110**) Vgl. L. GQ. II, 190. Anm. 3. **111**) Höfler, Gesch. d. H. B. I, 565. **112**) Oefele, SS. r. B. I, 354. **113**) Lang, Hist. Jahrb. XVII, 265. Ratzinger, daselbst XVIII. u. Forsch. z. bair. G. 1898. Widemann, Hist. Jahrb. XVII, 497; XX, 346. Dümmler, Pilgrim von Passau, 132. 138. O. L. GQ. I, 193. Anm. 3. Die Pass. Bistumschronik. Rauch, SS. r. Austr. II, 431. Hist.-pol. Bll. 84, 837; 85, 105. **114**) Oefele, SS. r. B. I, 417. L. GQ. I, 208. **115**) St. Chr. Bd. XV. **116**) M. G. D. Chr. II, 323. L. GQ. I, 206. **117**) ed: Böhmer, Fontt. I, 1. Uebers. Gschreiber XIV, 3. Vgl. Wichert, Forsch. XVI, 27. Mayr, Oberb. Arch. f. vaterl. G. XXXVI 31, u. 1877, München. Sepp, N. A. XXIII (1898), 562. L. GQ. I, 199. **118**) ed: Böhmer, Fontt. I, 148. Uebers. Gschreiber XIV, 3. Lutolf, Forsch. XV. Wichert, Forsch. XVI. Mayr, N. A. V. Leidinger, N. A. XIX, 686. **119**) ed: Oefele, SS. r. B. 301. Vgl. Kluckhohn, Forsch. VII. **120**) ed: Wurthmann, Oberbair. Arch. V, 48. Spiller in Zs. f. dtsch. Altert. XXVII, 262. **121**) Leidinger, Schriften d. V. A. 1893 u. N. A. XXIV. Wegele, 157. Chronik ed: Pez, Thesaurus, III, 2. Dtsche. Chron. Vgl. Kluckhohn, Forsch. II, VII. Heigel, St. Chr. XV. **122**) Aventin. ed: Riezler, 6 Bde. München. 1881 flgde. Wegele, 261. **123**) ed. Wattenbach, M. G. SS. IX, 479 umfasst den ganzen Stoff. Redlich, Mitth. d. Inst. III, 497. L. GQ. W. GQ. **124**) v. Zeibig, Arch. f. öst. GQ. VII, 227. **125**) ed: Senckenberg, Selecta jur. V, I. **126**) L. GQ. I, 226. Anm. 2. **127**) Deutsche Bearbeitung ed: Zeibig, Arch. f. öst. G. IX, 355. **128**) Erben in N. A. XXII, 445. **129**) ed: Waitz, M. G. SS. XXV, 610 u. Loserth, d. GQ. v. Kremsmünster 1872. Waitz, Forsch. XX, 605. Altinger, Mitth. d. Inst. XIX, 233. **130**) Vgl. Schulte in Mitth. d. Inst. VII, VIII; auch Innsbr. 1887. Huber in Almanach d. Kais. Akad. Wien, 1873. v. Liebenau, Anfänge d. Hauses Habsburg, 1883. **131**) ed: Pez, SS. r. Austr. I, 1043. Vgl. Rauch, Krit. Bmkgen. zu Q. d. Gesch. Rud. v. Habsburg. Diss. Jena 1893. Wenck, N. A. IX, 31. Thiel, Mitth. d. Inst. XX, 567. 569. Appendix zu Hagen, ed: Uhlirz in den Festgaben für Büdinger. **132**) ed: Kollar, Analecta Vindob. I, 728. Mayer, Arch. f. öst. G. LX, 293. Kleissner, Q. z. Schl. v. Semp. Diss. Götting. 1873. Vgl. Anm. 50. **133**) Vgl. L. GQ. I, 268 Anm. und in Anm. 50 über Rieger. Thiel. **134**) Zeissberg, in Oest. Wochenschr. (1864), 769. Birck, Conc. Basil. Mon. I, XXXI. Pez, SS. I, 685. Aschbach, Gesch. d. Wiener Univers. 205. 243. 493. O. L. GQ. I, 272. Widemann in Hist. Jahrb. XX, 352. **135**) ed: Pez, SS. II, 689. **136**) ed: Mitth. d. Inst. III, Ergänzungsband. **137**) ed: Mon. conc. gener. SS. I, 701. **137a**) Levinson in Mitth. d. Inst. XX. **138**) O. L. GQ. I, 215 u. Anm. 3; 222 Anm. 4; 272 Anm. 2. **139**) ed: Senckenberg, Selecta jur. VI. Vgl. über diese Chronik auch p. 251. **140**) ed: Pez, SS. rer. Austr. I, 1165. Vgl. Wegele, 152. Anm. 121. O. L. GQ. I, 287. **141**) ed: Hahn, Coll. monum. I, 537. Wegele, 151. Krones in Beiträge z. Kunde steiermärk. GQ. VII u. VIII. Arch. f. öst. G. XLVIII. Mitth. d. Instit. VII. **142**) ed: Krones, Mitth. d. Inst. I, 337. **143**) ed: Hahn, Coll. monum. I, 479. **144**) ed: als Chronik der Grafen von Cilli. Graz 1883. Krones in Beiträge zur Kunde steierm. GQ. VIII u. XIX. Arch. f. öst. G. L. GQ. I, 283. **145**) Böhmer, Fontt. I, 161. Weech, Forsch. IV, 85. L. GQ. I, 261. **146**) L. GQ. I, 229. Kleissner, Q. z. Sempacher Schlacht, 1873. Diss. Gött. **147**) ed: Seemüller, M. G. D. Chr. V, wo alles zu finden ist. Huber, Mitth. d. Inst. IV. L. GQ. I, 242 flgd. Uhlirz, Mitth. d. Inst. Ergänzungsbd. V, 176. **148**) ed: bes. Böhmer, Fontt. I, 271. Uebers. Gschreiber Bd. 86. Fournier, J. v. V. u s. iber h. c. Berlin 1875 erschöpft alles. O. L. GQ. I,

252. **149**) Palacky. Würdigung böhmischer Gschreiber. Prag 1830. L. GQ. I. 290. **150**) ed: Fontt. r. Boh. III, 3 u. deutsch in Stuttg. Litt. Verein Bd. 48. **151**) M. G. SS. IX, 162 u. Ann. Prag 169—203. Uebers. Gschreiber XII, 118. **152**) ed. SS. XVII, 711. Fontt. rer. Boh. III, 306. **153**) ed: Loserth, Königsaaler GQ. Wien 1875 u. Arch. f. öst. G. LI. (1873). Heidemann, Forsch. IX, 473. L. GQ. I, 293 ff. Palacky, Würdigung, 120. 131. Seibt in Prager Studien. ed: Bachmann, Prag 1898. Heft 2. Bachmann, Mitth. d. V. d. Deutschen in Böhm. XXXVI, 1 u. 261. **154**) ed: Loserth. Vgl. Anm. 153. L. GQ. I, 301. **155**) Friedjung, Karl IV. u. s. Anteil am geist. Leben. Wien. 1876. Huber, Regg. unter K. IV. I, 53 ff. **156**) ed: Böhmer, Fontt. I, 228. Uebers. Gschreiber XIV, 5. Vgl. Friedjung, 71. 238. Huber LIII. Löhr, die Selbstbiographie Karls IV. Diss. Rostock 1886. Loserth in Arch. f. öst. G. LIII, 3. Vgl. Palacky, 298. L. GQ. I, 304. Lindner II, 14. 18. **157**) ed: Fontt. r. Boh. II, 199. V. Weech, Ludw. d. Baier. München 1860, 84. Vgl. Loserth u. Palacky. L. GQ. I, 308. **158**) ed: Fontt. rer. Boh. III, 492. Vgl. Palacky 164. L. GQ. I, 311. **159**) Dobner, Monum. hist. Bohem. III, 72. Palacky 173. Platner, in Forsch. XVII, 512, Hertel, Forsch. XIX, 212. **160**) Fontt. rer. Bohem. III, 451. Teige, Mitth. d. Inst. VI, 450. L. GQ. I, 314. **161**) ed: Fontt. rer. Bohem. III. Palacky, 251. O. L. GQ. I, 319. **162**) Vgl. L. GQ. I, 321. Anm. 1. Bachmann, Mitth. d. V. f. d. G. d. Deutschen in Böhm. XXXV, 209. L. GQ. I, 321 Anm. **163**) Höfler, Gschr. der Hussit. Bewegg. I, 321. **164**) Dobner, Monum. hist. Boh. I, 143. Palacky, 218. **165**) Höfler, Gschreiber der Hussit.-Bewegg. II, 475. **166**) Höfler, Gschreiber I. 111. Palacky in Documenta Mag. Hus. 235. **167**) ed: Palacky in Monumenta conciliorum SS. I, 133. **168**) Freher, S. rer. Bohem. (Hannoviae 1602), 118 u. Gesamtausg. Bas. 1589. **169**) Krones, Die erzählenden Q. d. G. Mährens in Zs. des deutschen V. f. d. G. Mährens IV. (1900). **170**) Grünhagen, Wegweiser durch d. schl. GQ. Breslau 1876. v. Zeissberg, Poln. Gschreibg. des M. A. Leipzig 1873. L. GQ. II, 233. **171**) ed: Arndt. M. G. SS. XIX, 555 u. Stenzel SS. rer. Siles. I, 1. Zeissberg, 128. **172**) ed: Stenzel, SS. rer. Siles. I, 38. Zeissberg, 129. **173**) ed: Markgraf in SS. rer. Siles. VII, 1. Dtsche. Chron. ed: Kunisch. Bresl. 1827. 2 Bde. **174**) ed: Wyttenbach u. Müller —1794. 3 Bde. (schlecht). Kritisch, aber nur teilw Waitz in M. G. SS. VIII, 130. Die Vita Boemundi VIII, 463. Uebers. Gschreiber Bd. 80. Vgl. auch Ludwig. Untersuchungen üb. Reise- u. Marschgeschwindigkeit im 12. u. 13. Jahrh. 1897. Teil I. auch als Diss. Strassbg. 1897. **175**) Cardauns in St. Chr. XII—XIV. Vgl. Jansen, in Annal. d. hist. V. f. d. N.-Rhein 1855. Vgl. L. GQ. II, 55. Anm. 2. Wegele, Historiographie 147. **176**) St. Chr. XII, 1. Kelleter, G. H. Diss. Leipz. 1894. **177**) St. Chr. XII, 237. **178**) St. Chr. XII, 265. **179**) St. Chr. XIII u. XIV. Vgl. Höhlbaum in Mitth. aus d. Stadtarch. Köln. Heft 19 (1890). L. GQ. II, 67. **180**) M. G. SS. XVI, 736. Vgl. XXIV, 362. **181**) St. Chr. XIII, 18. —192. **182**) Fontt. rer. Rhenan. I, 1. Vgl. St. Chr. XII. pag. LIX. XIII, 8. L. GQ. II, 57. **182a**) Seibertz, Q. d. westfäl. G. I, 161. Vgl. Wyss, N. A. VI, 153. **183**) ed: St. Chr. XX, 509. **184**) ed: St. Chr. XX. **185**) ed: Pistorius-Struve, SS. III, 1. Vgl. St. Chr. XIII. 218. Müller, Das M. Chr. B. und die -Quellen. Berlin 1888 (gut). L. GQ. II, 47. **186**) Jongbloet, Gesch. d. niederl. Litt.: übers. Berg, Leipzig 1870. Mone, Uebersicht der niederl. Volkslitt. L. GQ. II, 11—47. **187**) Vollst. Ausg. Leyden 1857. **188**) ed: in Collect. de Chroniq. Belges I. cfr. Janssen in Ann. d. hist. V. f. d. N.-Rhein. I, 222. **189**) wie Anm. 188 Bd. V. u. VII. **190**) ed: Kausler, Tübing. 1840. **191**) ed: Brill, Utrecht 1885. Böhmer, Fontt. II. XLI, 416. v. Richthofen, die älteren Egmonder GQ. 1886. **192**) ed: de Ram, Brüssel 1854, in Chroniq. belges. 19—21. Vgl. Löher, Jakobaea v. Baiern. Nördlingen 1862. p. 408. **193**) ed: Lappenberg, M. G. SS.

XVI, 558. **194**) ed: Bethmann, M. G. SS. IX, 313. **195**) ed: Heller, M. G. SS. XXV, 559. **196**) Collect. de chroniq. belg. I, 1. **197**) de Smet, Corp. chron. Flandriae II, 305. **198**) de Smet, Corp. chr. Fl. III, 35. Löher, I, 457. **199**) Chapeaville, Gesta pontt. Leod. II, 273. Böhmer, regg. Ludovici, 10. **200**) ed: Koepke in M. G. SS. X, 361. Vgl. Wohlwill, die Anfänge der landständigen Verwaltung im Bistum Lüttich, 1867, 205. **201**) ed: Borgnet, Brüssel 1864. Vgl. Wohlwill, p. 205. **202**) ed: de Salbray, Brüssel 1673. **203**) Martène, Ampl. Coll. V, 67. **204**) ed: Eccard, corp. hist. I, 1461. Vgl. Lindner, Forsch. XII, 238, 656. Müller, Forsch. XIX, 499. L. Schmitz, N. A. XXII, 770. Wenck, Forsch. XX, 290. **205**) Ungedruckt. Vgl. Wattenbach in Arch. f. öst. G. XLII, 516. Lindner, Forsch. XII, 257. Müller, Forsch. XIX, 519. Wenck, Forsch. XX, 290. **206**) ed: Weiland, M. G. SS. XXIII, 465. Gelhorn, d. Chron. Emos. Diss. Gött. 1872. **207**) ed: teilw. Böhmer, Fontt. II, 432. Vgl. Löher, I, 413. **208**) v. Steinen, Q. d. westfal. G. Dortmund, 1741. Weddigen, Handbuch d. hist. geogr. Litt. W.'s Dortmund 1801. **209**) ed: u. Uebers. Tross, Köln 1865. Vgl. Wegele, p. 25, 48. Jansen, dtsche Gesch. I, 74. Wolffgram in Zs. f. vaterl. Gesch. XLVIII, 85. L. 127. **210**) ed: Potthast, Gött. 1859. Waitz, Gött. gel. Anz. 1859, p. 1801. Litteratur bei Potthast, I, 579. L. GQ. II, 75. **211**) ed: Tross, Hamm 1859 mit Uebers. u. Vernes Forts. L. GQ. II, 68. **212**) Vgl. Anm. 211 u. bei Seibertz, Q. d. westf. G. I, 16. **213**) ed: Seibertz, Q. d. westf. G. I, 218. Finke in Zs. f. vaterl. G. XLVI, 188. **214**) ed: Seibertz, Q. d. westf. G. II, 113. **215**) ed: Seibertz, Q. d. westf. G. III, 322. **216**) ed: Scholten, Kleve, 1884, mit Turks Zusätzen. **217**) St. Chr. XX, enthält alle Nachweise. Rübel, Beiträge z. G. D.'s u. d. Mark. I, 58. **218**) ed: Roese in Dortm. Chroniken, 1880. **219**) St. Chr. XXI. **220**) Lake auch bei Seibertz, Q. d. westf. G. II, 254. Hausberg, Westd. Zs. I, 180, 319. **221—223**) in St. Chr. XXI. **224**) J. Ficker, GQ. d. Bist. Münster, 4 Bde. 1851. Bd. I. Vorrede über Münst. Historiographie u. Chr. d. M. A. **225**) Vgl. Zurbonsen in Zs. f. pr. G. XIX, 527. **226**) Ficker, GQ. I, 244. **227**) Vgl. Zurbonsen, Herm. Zoestius. Progr. Warendorf, 1884. L. GQ. II, 86. **228**) ed: Zurbonsen, 1884. Leben des Zoestius, vgl. Zurbonsen, Westd. Zs. XVIII, 146. Wattenbach, S. B. der Berl. Akad. 1884 II, 93. Finke in Zs. f. vaterl. G. XLVII, 218. **229**) Osnabrücker GQ. 3 Bde., 1891. **230**) ed: Forst in Osn. GQ. I, 21. Forts. Lilies ed. Runge, Osn. GQ. II. **231**) u. **232**) ed: Leibniz, SS. rer. Brunsvic. II, 157. Vgl. v. Alten in Zs. d. hist. V. f. N.-Sachsen, 1875. Eckmann, H. v. L. Diss. Rostock 1879. Finke, Mitth. d. Inst. XI, 447. **233**) Meibom, SS. rer. germ. I, 497. Uebers. ed: Fuchs, Progr. Bückeburg, 1872. Hasse in Zs. d. Gesellsch. für G. Schlesw.-Holst. IV, 223. **234**) ed: Schmincke, Monum. Hassiaca (Kassel 1747) I, 31; II, 295. Vgl. Pistor in Zs. f. hess. G. N. F. XVII, 1. Wenck, Hess. Landesgesch. I, 15. Wegele, p. 174. **235**) bei Kuchenbecker, Anal. Hass. III, 1. **236**) ed: Nebelthau in Zs. f. hess. G. VII, 309. **237**) ed: Senckenberg, Selecta juris, III, 303. **238**) ed: Müller in Zs. f. pr. G. XVIII, 589. **239**) ed: Holder-Egger in M. G. SS. XXX, 1 u. In usum scholarum 1899. Vgl. Holder-Egger, N. A. XX, 375, 571; XXI, 236, 443; XXV, 83. Ueber diese Abhandlungen vgl. Wenck in N. A. f. sächs. G. XVII, 1, 2. (vgl. auch N. A. XXII, 828). Die ältere Litt. vgl. Potthast (bes. Posse, Schmidt, Stübel, Wenck). Wattenbach, GQ. II, 365. **240**) ed: Holder-Egger in M. G. SS. XXX, 1. Litteratur wie Anm. 239 u. Potthast: Ann. Reinhardsbr. besonders Wenck, Naude, Posse. **241**) ed: Waitz in M. G. SS. XXIV, 820 u. Wenck, die Entstehung der R. Geschichtsbücher, Halle 1878. **242**) ed: Rückert, Leipzig, 1851. Vgl. Wenck in Sybels H. Z. LXIX, 209. **242a**) ed: Wenck in Zs. f. thür. G. XII, 185. **243**) ed: Pistorius, SS. rer. germ. I, 908. **244**) ed: Eccard, Hist. genealog.

princip. Sax. superioris (1722), 351. Vgl. zu No. 243,4 Baltzer, Zs. f. thür. G. XVIII. u. Mitth. d. Inst. IV, Ergänzungsbd. p. 123. Wenck, Entstehg. p. 57. **245**) ed: Holder-Egger M. G. SS. XXV, 679. Quellen: Holder-Egger N. A. XXI, 525 u. bes. XXV, 105. **246**) ed: Wegele in Thür. GQ. II. Vgl. Holder-Egger in N. A. XXII, 510. L. GQ. II, 111. **247**) ed: v. Liliencron in Thür. GQ. III. Bech, Progr. Gymn. Zeitz. 1860. 1861 u. Pfeiffers Germania V. VI. VII. IX. L. GQ. II, 103. **248**) ed: Reiche in GQ. d. Prov. Sachsen. Bd. 35. Rec. Ermisch in N. A. f. sächs. Gesch. XVIII, 362. **249**) ed: Hesse in Biblioth. d. litt. V. Stuttg. Bd. 32. **250**) ed: Weiland in M. G. D. Chr. II, 287. **251**) Vgl. N. A. III, 399 mit Proben. **252**) ed: Pertz, M. G. SS. XVI, 41. W. GQ. II, 322. **253**) ed: Opel in Mitth. d. deutsch. Gesellsch. in Leipzig I, Heft 2, 44. Vgl. W. GQ. II, 355. Langer in N. A. f. sächs. Gesch. XVII. **254**) ed: Schmidt in Zs. f. thür. G. XVIII, 462. **255**) ed: Mencken, SS. rer. Germ. III, 345. Ulmann in Forsch. XIV, 207. **256**) ed: Mencken, SS. rer. Germ. II, 315. Wenck, Entstehung, p. 66. **257**) SS. rer. Lusaticarum. 4 Bde. Görlitz 1839. **258**) SS. r. L. I, 311. **259**) SS. r. L. I, 215; II, 1; III. u. IV. **260**) SS. r. L. I, 351. Neue Ausgabe SS. rer. Siles. XII, 1. **261**) SS. r. L. I, 1. **262**) ed: Schum M. G. SS. XIV, 374. Vgl. Günther, d. Chron. d. M. Erzb. I. Diss. Gött. 1871. II. Progr. Albinusschule, Lauenburg 1877. Hertel, Forsch. XIX, 212. Simon, N. A. XIX, 343. W. GQ. I, 352; II, 349. L. GQ. II, 122. **263**) ed: Janicke in St. Chr. VII. Vgl. Anm. 262. Weiland, Forsch. XIII. **264**) ed: Weiland, M. G. SS. XXIII, 124. **265**) ed: (teilw.) Wenck in Forsch. XX, 292. **266**) ed: Opel in GQ. d. Prov. Sachsen XI. **267**) ed: Kindscher, in Urkundensammlg. z. G. von Anhalt 1858. Sello, Zs. f. pr. G. XIX, 98. **268**) Riedel, Cod. diplomat. Bd. IV. enthält die Reste; auch in M. G. SS. XXV, 472; XXX, 21. Hertel in Forsch. XIX, 224. Wendt, die Nationalität in d. deutsch. Ostmarken 1878, p. 45. Berliner Annalen. ed: Meyer in Gött. gel. Anz. 1895. Platner, Forsch. XVII, 518. Holder-Egger, N. A. XVII, 159. Vgl. Anm. 273. **269**) ed: Heidemann, Berlin 1878. Heidemann, Forsch. XVII, 521; XVIII, 392. Sello, Zs. f. pr. G. XVII, 282. Ranke, Genesis I, 67. **270**) Holder-Egger, N. A. XVII. W. GQ. II, 458, ist jetzt massgebend. Alles andere veraltet, was über das Verhältnis dieser Chroniken geschrieben ist. **271**) jetzt alles ed: Holder-Egger, M. G. SS. XXX, 21. Vgl. Holder-Egger, N. A. XVII, 161. W. GQ. II, 457, 458. Kohlmann, D. Braunschw. Reimchronik auf ihre Quellen geprüft, Kiel, 76. Weiland, D. Chr. II, 439. **272**) ed: Weiland, D. Chr. II, 574. **273**) ed: Holder-Egger, M. G. SS. XXV, 472. **274**) ed: Weiland, M. G. D. Chr. II, 430. W. GQ. II, 419. L. GQ. II, 139. **275**) St. Chr. VI. XVI. **276**) ed: Weiland, M. G. D. Chr. II, 586. **277**) ed: Leibniz, SS. r. Brunsvic. II, 211. Krause, Forsch. XIX, 597. **278**) ed: Leibniz, SS. r. Brunsv. III, 277. Schaer, Botes Bilderchr. 1880. **279**) ed: Leibniz, SS. r. Brunsv. II, 978. Döring's Fortsetzung ed: Mencken, SS. r. germ. III, 1. **280**) ed: Mader, Antiquitates Brunsv. p. 23. Vgl. Heinemann N. A. XIII, 173. **281**) Oncken, Zur Kritik der Oldenb. GQ. Diss. Berlin 1891. **282**) ed: Waitz, M. G. SS. XXV, 498. **283**) ed: Meibom, SS. r. Germ. II, 89. **284**) ed: Meibom, SS. r. Germ. II, 123. **285**) ed: Lappenberg, GQ. von Bremen, p. 7. Koppmann, — Bremisch. Jahrbuch VI, 251. **286**) ed: Lappenberg, GQ. von Bremen, p. 55. Bippen in Br. Jahrb. XII, 108. Lindner, ibid. XIII, 13. Koppmann, ibid. VI, 256. **287**) ed: Reuter in Qsammlung d. Gesellsch. für Schlesw.-Holst. G. IV, 405. Hasse in Zs. f. G. d. Herzogtümer Schlesw.-Holst. IV, 225. Weiland in Forsch. XIII, 163. **288**) ed: Lappenberg in Hambg. Chr. p. 340. **289**) Neue Ausg. durch Koppmann in St. Chr. XIX. u. XXVI. Litt. dort u. bei Potthast; bes. Hansische Gbll. 1871. 72. 97. Vgl. Schwalm, Ausg. v. H. Korner, 1895. Grautoff, Ausg. Detmars, Hamburg

1829. **290**) ed: Lappenberg, M. G. SS. XVI. 411. **291**) ed: Schwalm, Götting. 1895. Koppmann, St. Chr. XXVI u. Hans. Gbll. 1897. Waitz, Archiv VI, 761. L. GQ. II, 175. **292**) ed: Weiland, M. G. SS. XXI, 253. Lappenberg, Archiv VI, 892. Holder-Egger veröffentlichte N. A. XXIII. Kurze holst. Ann. Ueber Chroniken v. Eiderstädt: vgl. Hansen, Zs. f. schl.-holst. G. XXV. 163; ibid. XXIX, 1 über Chronist Russe, der hier nicht interessiert. **293**) ed: Lappenberg in Qsammlung d. schl.-holst. Gesellsch. III. **294**) Rostocker Chronistik vgl. Krause, Hans. Gbll. 1885 u. 1884. Kirchberg ed: Westphalen, Monum. inedita IV, 593. Vgl. Schirmachers Beiträge zur G. Mecklenburgs. Bd. II. **295**) ed: Westphalen, Monum. inedita II. Muffelmann, die Reimchronik des M. Th. Rostock. Diss. 76. **296**) ed: Zober, Stralsund 1842. Gaebel gab 1898 die Chronik von Pommern des Thomas Kantzow heraus. Koppmann, Hans. Gbll. 1872. **297**) ed: Haag, Progr. Stadtgymn. Stettin 1876. **298**) ed: Mecklenb. U. B. VII, 569. **299** ed: Kosegarten, Balt. Studien XVII. 1, 103. Vgl. Haag, ibid. XXVI. **300**) Script. rer. Pruss. I, 675. **301**) SS. r. Pr. I, 220. **302**) SS. r. Pr. I, 649. **303**) SS. r. Pr. I, 21. **304**) SS. r. Pr. I, 291. Pfeiffer, Die Chronik d. N. v. J. Stuttg. 1854. **305**) SS. r. Pr. II, 429. **306**) SS. r. Pr. I, 272. **307**) ed. in Bunge,s Arch. f. d. G. Esthl.-Livl.-Kurland IV, 270. **308**) SS. r. Pr. III, 13. **309**) SS. r. Pr. III, 79. **310**) SS. r. Pr. III, 519. **311**) SS. r. Pr. V. 1. **312**) SS. r. Pr. IV, 35. **313**) SS. r. Pr. IV, 71. **314**) SS. r. Pr. IV, 405. **315**) SS. r. Pr. IV, 490. **316**) SS. r. Pr. IV, 366. **317**) SS. r. Pr. IV, 692. **318**) SS. r. Pr. IV, 725. **319**) ed: Arndt, M. G. SS. XXIII, 231. **320**) ed: Meyer, Paderborn 1874. **321**) ed: Hausmann u. Höhlbaum. Götting. 1876. **322**) SS. r. Pr. II, 9. **323**) vgl. Schirrmacher, die letzten Hohenstaufen. Götting. 1871. Dönniges, Kritik der Q. f. d. G. H.'s VII. Berlin 1841. **324**) ed: Böhmer, Fontt. I, 69. Uebers. Gschreiber XIV, 2. vgl. Dönniges 26. Zs. f. G. d. ORh. N. F. X. (Cartellieri). Sybel, hist. Zs. 73. 74. Diemar im Korrespondenzbl. d. Wdeutsch. Zs. 13. **325**) ed: Muratori, SS. X, 9. Uebers. Gschreiber XIV, 1. Dönniges 37. **326**) ed: Muratori, SS. IX, 941. Uebers. Gschreiber XIV, 1. Dönniges 73. **327**) ed: Muratori, SS. IX, 1225. Uebers. Gschreiber XIV, 1. Dönniges 89. **328**) Böhmer, Fontt. I, 170. Uebers. Gschreiber XIV, 3. **329**) ed: Gherardi-Dragomani. Florenz 1844. Uebers. Gschreiber XIV. 2. Wegele 30. Scheffer-Boichorst. Florent. Studien. Leipzig 1874. Hegel, Die Chronik d. D. C. Leipz. 1875. **330**) ed: Waitz, Forsch. XIII. 587; XV, 582. Wichert, Jak. v. Mainz, Königsberg 1881. König, N. A. V, 199. Schulte, Mitth. d. Inst. XI. **331**) Friedberg. Die Grenzen zwischen Staat u. Kirche. Tüb. 1872. Riezler, die litterar. Widersacher der Päpste. Leipzig 1874. **332**) Gesamtwerke, Paris 1873. 34 Bde. Bd. I, 14; III, 1, 3; III, 19. **333**) Vgl. Friedberg 237 (Auszug). **334**) Vgl. Riezler 159. ed: Waitz. Abh. der Ges. d. Wiss. zu Gött. XIV. Wilhelm in Mitth. d. Inst. XIX. (1898). **335**) ed: Goldast, Monarchia imp. II, 154. Riezler 30. 193. 234. Friedberg 121. **336**) Schard. syntagma p. 328. Riezler 180. **337**) ed: Muratori, SS. XII, 759. Uebers. Gschreiber XIV, 1. Dönniges 60. **338**) ed: M. G. SS. XVIII. 776. Uebers. Gschreiber XIV, 5. p. 77. **339**) ed: Altmann, E. W. Berlin 1893. Rec. Reifferscheid in Gött. gel. A. 1898. Wyss, Centralbl. f. Bibliothekwesen 11. Uebers. Gschreiber XV, 1. (vgl. Vorrede Holder-Egger). Aschbach, Kais. Sig. IV. 448. L. GQ. II, 294. **340**) Schwab(?)... Schenffgen, Beiträge z. G. d. gr. Schismas. Freiburg 1889. Ich erwähne die Schriften von Zimmermann, Finke, Lenz, Bezold u. verweise auf die Aktensammlungen von Birk (1857) u. Finke (1896), sowie die Konziliengesch. von Hefele-Hergenröther. 9 Bde. 1887. **341**) ed: Joachimsohn, Hist. Abh. d. Münch. Seminars I. 1891. **342**) ed: Hürbin, Zs. f. Rechtsgesch. Germ. Abteil. Bd. 12 u. N. F. 18. Hürbin, P. v. A. Strassbg. 1897.

343) Zurbonsen, Westd. Zs. XVIII. II. (erschöpfend). **344)** ed: Schard, de jurisdict. 465—676. Litt. bei Potthast. Uebinger, Hist. Jahrb. 14. Pastor, Gesch. d. Päpste I, 345. Birk, Hist. Jahrb. XIII, 770. **345)** ed: Böhm, Leipz. 1876. Kritik von Koehne, N. A. XXIII, 691. u. Zs. f. Social- u. Wirtschaftsgesch. VI. **346)** Erler, D. v. Nieheim 1887, enthält Litt. u. Ausg. L. GQ. II, 312. **347)** ed: Mitth. d. Inst. VI, 583. **348)** ed: Meibom, SS. rer. Germ. I. 55. Abels in Zs. f. vaterl. G. LVII. Quellen bei Hagemann, Q. d. G. P. Diss. Halle 1874. Lindner in A. D. B. IX, 300. **349)** ed: Kollar, Analecta monum. Vindob. II, 1. Uebers. Gschreiber XV, 2 u. 3. Vgl. Bayer, Die Hist. Friedr. III. des E. S. Prag 1872, Litt. bei Potthast u. Weiss, Aen. Sylv. als Papst. Graz 1897. Wegele, 36; bes. Voigt, Enea Silvio. 3 Bde. Berlin 1857. L. GQ. II, 309. **350)** ed: Pez. SS. r. Austr. II. 572 u. Freher-Struve SS. II. 51. **351)** ed: Chmel. Gesch. K. Friedr. III. Bd. I. 576. **352)** ed: Chmel in Oest. Gforscher I. 65. Uebers. Gschreiber XV, 3. Czerny in Arch. f. öst. G. LXXIII, 317.

